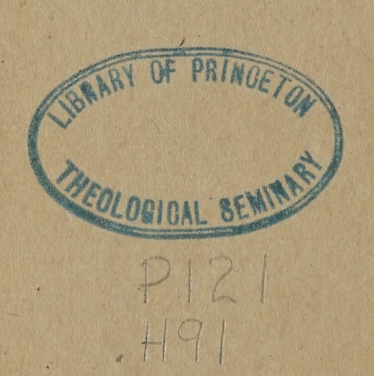






Ueber die Verschiedenheit

des

menschlichen Sprachbaues

und ihren Einfluss

auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.

Von

Wilhelm von Humboldt.

Mit erläuternden Anmerkungen und Excursen

sowie als Einleitung:

Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft.

Von

A. F. Pott,

Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Halle.

Zweiter Band.

BERLIN.

VERLAG VON S. CALVARY & Co.

—

1876.

§. 1.

Die Völkerschaften des Malayischen Stammes*) befinden sich, wenn man ihre Wohnsitze, ihre Verfassung, ihre Geschichte, vor allem aber ihre Sprache betrachtet, in einem sonderbareren Zusammenhange mit Stämmen verschiedenartiger Cultur, als leicht irgend ein anderes Volk des Erdbodens. Sie bewohnen bloss Inseln und Inselgruppen, aber in einer Ausdehnung und Entfernung von einander, welche ein unverwerfliches Zeugniss ihrer frühen Schifffahrtskunde abgiebt. Ihre continentale Niederlassung auf der Halbinsel Malacca verdient hier kaum besonders erwähnt zu werden, da sie eine spätere ist und sich aus Sumatra herschreibt; und noch weniger kommt hier die noch jüngere an den Küsten des Chinesischen Meeres und des Meerbusens von Siam, in Champa**), in Betrachtung. Ausserdem aber können wir nirgends, auch nicht in dem frühesten Alterthume, mit irgend einiger Sicherheit Malayen auf dem Festlande nachweisen. Wenn man nun von diesen Stämmen 1. diejenigen zusammennimmt, welche in

*) Ich fasse unter diesem Namen mit der Bevölkerung von Malacca die Bewohner aller Inseln des grossen südlichen Oceans zusammen, deren Sprachen mit der im engeren Verstande Malayisch genannten auf Malacca zu einem und ebendemselben Stamm gehören. Ueber die Aussprache des Namens s. 1. Buch. S. 12. Anm. 2.

**) Der Name dieses Distrikts, der sehr verschieden geschrieben wird, findet sich in obiger Schreibung in der Barmanischen Sprache. S. Judson's Lex. *h. v.*

engerem Verstande Malayische zu heissen verdienen, da sie, nach untrüglicher grammatischer Untersuchung, eng mit einander verwandte und durch einander erklärbare Sprachen reden, so finden wir dieselben, um nur diejenigen Punkte zu nennen, wo die Sprachforschung hinreichend vorbereiteten Stoff antrifft, auf den Philippinen, und zwar dort in dem zur formenreichsten Entfaltung gediehenen und eigenthümlichsten Zustande der Sprache, auf Java, Sumatra, Malacca und Madagascar. Eine grosse Anzahl von unbestreitbaren Wortverwandtschaften und schon die Namen einer bedeutenden Anzahl von Inseln beweisen aber, dass auch die jenen Punkten nahe gelegenen Eilande gleiche Bevölkerung haben, und dass der engere Malayische Sprachkreis sich wohl über den ganzen Theil des Süd-Asiatischen Oceans ausdehnt, welcher von den Philippinen südwärts an den Westküsten von Neu-Guinea herunter, und dann westwärts um die Inselkette herum, die sich an die Ostspitze von Java anschliesst, in den Gewässern von Java und Sumatra bis zur Strasse von Malacca geht. Es ist nur zu bedauern, dass sich die Sprachen der grossen Inseln Borneo und Celebes, von welchen jedoch wahrscheinlich das eben Gesagte gleichfalls gilt, noch nicht gehörig grammatisch beurtheilen lassen.

2. Oestlich von dem hier gezogenen engeren Malayischen Kreise, von Neu-Seeland bis zur Oster-Insel, von da nordwärts bis zu den Sandwich-Inseln und wieder westlich bis zu den Philippinen heran, wohnt eine Inselbevölkerung, welche die unverkennbarsten Spuren alter Stammverwandtschaft mit den Malayischen Stämmen an sich trägt. Die Sprachen, von welchen wir die Neu-Seeländische, Tahitische, Sandwichische und Tongische auch grammatisch genau kennen, beweisen dieselbe, durch eine grosse Zahl von gleichen Wörtern und wesentliche Uebereinstimmungen im organischen Baue. Gleiche Aehnlichkeit findet sich in Sitten und Gebräuchen, besonders insofern sich die Malayischen rein,

und unverändert durch Indische Gewohnheiten, erkennen lassen. Inwiefern die in diesem Theil des Oceans nordwestlich wohnenden Stämme sich mehr oder ganz zu den übrigen dieser Abtheilung, oder zu den Malayischen im engeren Verstande hinneigen, oder ein verbindendes Mittelglied zwischen beiden bilden, lässt sich, nach den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln, noch nicht beurtheilen, da auch die über die Sprache der Marianen-Inseln angestellten Untersuchungen noch nicht öffentlich bekannt gemacht sind. Alle diese Völkerstämme nun besitzen solche gesellschaftliche Einrichtungen, dass man sie mit Unrecht von dem Kreise civilisirter Nationen gänzlich ausschliessen würde. Sie haben eine fest gegründete, und gar nicht durchaus einfache, politische Verfassung, religiöse Satzungen und Gebräuche, zum Theil sogar eine Art geistlichen Regiments, zeigen Geschicklichkeit in mannigfaltigen Arbeiten, und sind kühne und gewandte Seefahrer. Man findet bei ihnen, an mehreren Orten, jetzt ihnen selbst unverständliche Bruchstücke einer heiligen Sprache, und der Gebrauch, veraltete Ausdrücke bei gewissen Gelegenheiten feierlich ins Leben zurückzurufen, zeugt nicht bloss von Reichthum, Alter und Tiefe der Sprache, sondern auch von Aufmerksamkeit auf die im Laufe der Zeit wechselnde Bezeichnung der Gegenstände. Dabei aber duldeten sie, und dulden zum Theil noch, unter sich barbarische und mit menschlicher Gesittung nicht zu vereinigende Gebräuche, scheinen nie zum Besitze der Schrift gelangt zu sein, und entbehren daher alle von dieser abhängige Bildung, ob es ihnen gleich nicht an sinnreichen Sagen, eindringender Beredsamkeit und Dichtung in bestimmt geschiedenen Tonweisen fehlt. Ihre Sprachen sind auf keine Weise aus Verderbung und Umwandlung der Malayischen des engeren Kreises entstanden, man kann viel eher glauben, in ihnen einen formloseren und ursprünglicheren Zustand dieser wahrzunehmen.

3. Zugleich mit den hier genannten Völkerstämmen in den

beiden eben bezeichneten Abtheilungen des grossen südlichen Archipels trifft man auf einigen Inseln desselben Menschen an, welche, dem Anscheine nach, zu einer ganz anderen Race gerechnet werden müssen. Sowohl die Malayen im engeren Verstande, als die mehr östlichen Bewohner der Südsee, gehören, ohne allen Zweifel, zu derselben Menschenrace, und bilden, wenn man genauer in die Unterscheidung der Farben eingeht, die mehr oder weniger lichtbraune in der allgemeinen weissen. Die Stämme, von denen jetzt die Rede ist, nähern sich dagegen durch Schwärze der Haut, zum Theil wollige Krausheit der Haare und ganz eigenthümliche Gesichtszüge und Körpergestalt den Afrikanischen Negern, obgleich sie, den glaubwürdigsten Zeugnissen nach, doch wieder wesentlich und gänzlich von diesen verschieden sind, und durchaus nicht zu Einer Race mit ihnen gerechnet werden können*). Sie werden bei den Schriftstellern über diese Gegenden, zum Unterschiede von den Afrikanischen Negern, bald Negritos, bald Austral-Neger genannt, und sind wenig zahlreich. Auf zugleich von Malayischen Stämmen bewohnten Inseln, wie auf den Philippinen, halten sie sich gewöhnlich in der Mitte der Eilande, auf schwer zugänglichen Gebirgen auf, wohin sie von der zahlreicheren und hauptsächlichen weissen Bevölkerung nach und nach zurückgedrängt scheinen. In dieser Lage muss man sie aber sorgfältig von den Harafo-ras**) oder Alfuris, Turajas***) in Celebes, unterscheiden,

---

*) Man vergl. über die Nüancen der Farben Klaproth. *Nouv. Journ. Asiat.* XII. 240.

**) *Marsden's miscell. works.* S. 47—50.

***) Dieser Name hat dergestalt Sanskritische Form und Klang, dass man sich nicht enthalten kann, ihn für eine von gebildeten Malayen-Stämmen ungebildet gebliebenen gegebene Benennung zu halten. Schon dieser Umstand dürfte wohl auf eine viel frühere Scheidung dieser zwiefachen Bevölkerung hinweisen.

die sich in Borneo, Celebes, den Molukken, Mindanao und einigen anderen Inseln finden. Diese scheinen gleichfalls von ihren Mitbewohnern zurückgedrängt, gehören aber zu den lichtbraunen Stämmen, und Marsden schreibt ihre Vertreibung von den Küsten sogar erst Mahomedanischer Verfolgung zu. In Verwilderung kommen sie der schwarzen Race nahe, und sind immer eine auf verschiedener Culturstufe stehende Bevölkerung. Andere, zum Theil grosse Inseln, wie Neu-Guinea, Neu-Britannien und Irland, und einige der Hebriden, haben diese negerartigen Stämme allein inne, und die Bewohner des grossen Contingents von Neu-Holland und Van Diemens Land, welche man bisher Gelegenheit gehabt hat kennen zu lernen, gehören zu der gleichen Menschenrace. Obgleich aber diese in ihren hier beschriebenen dreifachen Wohnplätzen allgemeine Kennzeichen der Aehnlichkeit und Verwandtschaft an sich trägt, so ist noch bei weitem nicht hinlänglich ergründet, inwiefern doch auch in ihr wesentliche Stammunterschiede statt finden mögen? Namentlich sind ihre Sprachen noch durchaus nicht auf eine Weise untersucht, welche eine gründliche Sprachforschung befriedigen könnte. Zur Beurtheilung des organischen und grammatischen Baues giebt es bloss von einem Stamm von Neu-Süd-Wales durch den Missionar Threlkeld gesammelte Materialien. Ueberall zeichnet sich diese Race durch grössere Wildheit und Uncultur gegen die von hellerer Farbe aus, und die Verschiedenheiten hierin beruhen wohl allein auf näherem oder entfernterem Umgange mit Stämmen der letzteren. Die Bewohner von Neu-Holland und Van Diemens Land scheinen auf der niedrigsten Stufe der Cultur zu stehen, auf welcher man noch überhaupt die Menschheit auf dem Erdboden angetroffen hat. Eine sonderbare Erscheinung ist es, auch auf der Halbinsel Malacca die helle und dunkle Race wieder neben einander anzutreffen. Denn die Semang, welche einen Theil der Gebirge derselben bewohnen, sind, nach ganz unverwerflichen

Zeugnissen, ein wollhaariger Negrito-Stamm. Da sich derselbe auf diesem einzigen Punkte des Asiatischen Festlandes findet*), so ist er unstreitig auch, nur in früherer Zeit, dahin übergewandert. Auch von der helleren Race hat es, wie die offenbar Malayischen *orang benūa*, Menschen des Landes, zu beweisen scheinen**), wohl mehr als Eine Einwanderung gegeben. Beide Ereignisse beweisen daher nur, dass dieselben Länderverhältnisse in verschiedenen Zeiten gleiche geschichtliche Begebenheiten hervorbringen, und haben insofern nichts Auffallendes in sich. In Rücksicht auf den Culturzustand der verschiedenen Menschenstämme dieses Inselmeeres aber wird die Erklärung durch Ueberwanderung in diesem misslich. Für unternehmende Nationen besitzt zwar das Meer eher eine leicht verbindende, als abschneidend trennende Macht, und die Allgegenwart der thätigen, segelkundigen Malayen lässt sich auf diese Weise durch Fahrten von Insel zu Insel, bald willkürlich mit Hülfe, bald fortgerissen durch die Gewalt der regelmässigen Winde, erklären. Denn diese Regsamkeit, Gewandtheit und Schifffahrtskunde sind nicht bloss Charakterzüge der eigentlichen Malayen, sondern mehr oder weniger der ganzen lichtbraunen Bevölkerung. Ich brauche hier nur an die Bugis auf Celebes und an die Südsee-Insulaner zu erinnern. Wenn aber dieselbe Erklärung von den Negritos und ihrer Verbreitung von Neu-Holland bis zu den Philippinen und von Neu-Guinea bis zu den Andamans-Inseln gelten soll, so müssen diese Stämme mehr, als

---

*) Klaproth hat gründlich und gelehrt die Unrichtigkeit der Behauptung bewiesen, dass es auf dem, Tibet und die kleine Bucharei abscheidenden Gebirge Kuen lun unter dem 35. Grade N. B., und auf den Bergen zwischen Anam und Kamboja schwarze Völkerstämme gebe. *Nouv. Journ. Asiat.* XII. 232—243.

**) *Marsden's miscell. works.* 75. Raffles *on the Malayu nation* in den *Asiat. res.* XII. 108 – 110.

sich annehmen lässt, von einem civilisirteren Zustande heruntergekommen und verwildert sein. Ihr heutiger begünstigt weit mehr die, auch an sich nicht unwahrscheinliche Hypothese, dass durch Naturrevolutionen, von welchen noch uralte Sagen auf Java herumgehen, ein bevölkerter Continent in die jetzige Inselmenge zerschlagen wurde. Wie Trümmer, konnten dann die Menschen, insoweit die menschliche Natur solche Umwälzungen zu überdauern vermag, auf den zerstückelten Inselschollen zurückgeblieben sein. Diese beiden Erklärungsarten können vielleicht nur verbunden, wenn auch die Zersplitterung durch Naturkräfte durch Jahrtausende von der Verbindung durch menschliche Ueberwanderungen sollte getrennt gewesen sein, von der Verbreitung dieser beiden, uns jetzt so verschieden erscheinenden Racen einigermassen Rechenschaft geben.

Tanna, eine der Hebriden, deren Name aber Malayischen Ursprungs ist*), Neu-Caledonien, Timor, Ende und einige andere Inseln haben eine Bevölkerung, welche die Forschung zweifelhaft lässt, ob man in ihr mit Crawfurd**) eine dritte Race, oder mit Marsden***) eine Vermischung der beiden anderen erkennen soll. Denn ihre Bewohner stehen in körperlicher Bildung, Krausheit der Haare und Farbe der Haut in der Mitte zwischen der lichtbraunen und schwarzen Race. Wenn sich jedoch die analoge Behauptung auch von ihren Sprachen bestätigt, so spricht schon dieser Umstand entschieden für die Vermischung. Es bleibt überhaupt noch eine wichtige, aber nach den bis jetzt vorhandenen Nachrichten kaum befriedigend zu entscheidende Frage, inwieweit ältere und tiefere Vermischungen der weissen und schwarzen Race

---

*) *tānah* heisst in der eigentlich Malayischen Sprache Land, Erdboden, *soil*.

**) *Foreign Quarterly Review*. 1834. nr. 28. Art. 6. S. 11.

***) *Miscell. works*. 62.

in diesen Gegenden statt gefunden haben mögen, und inwiefern daraus allmälige Uebergänge in Sprache und selbst in Farbe und Haarwuchs, dessen Krausheit übrigens an einigen Orten auch Putzliebe künstlich zu Hülfe kommt, entstanden sein können*). Um die negerartige Race richtig und in ihrer reinen Gestalt zu beurtheilen, wird man immer von den Bewohnern des grossen südlichen Festlandes ausgehen müssen, da zwischen diesen und den braunen Stämmen keine unmittelbare Berührung denkbar, und nach ihrem heutigen Zustande selbst die Art einer mittelbaren schwer zu ersinnen ist. Desto auffallender bleibt es aber, dass auch die Sprache dieser Stämme in einigen Wörtern, da wir überhaupt nur eine geringe Anzahl derselben besitzen, sichtbare Aehnlichkeit mit Wörtern der Südsee-Inseln zeigt.

In diesen geographischen und mehr oder weniger nachbarlichen Verhältnissen haben nun einige Malayische Völkerschaften Indische Cultur in so reicher Fülle in sich aufgenommen, dass man vielleicht nirgends ein zweites Beispiel einer Nation findet, die, ohne ihre Selbstständigkeit aufzugeben, in diesem Grade von der Geistesbildung einer andren durchdrungen worden wäre. Die Erscheinung im Ganzen ist an sich sehr begreiflich. Ein grosser Theil des Archipels, und gerade ein durch Klima und Fruchtbarkeit vorzugsweise anlockender, lag in geringer Entfernung von dem grossen Festlande Indiens; es konnte daher an Gelegenheiten und

*) Hr. Dr. Meinicke in Prenzlow, von dessen gründlicher Forschung und seit mehreren Jahren diesem Theile der Völkerkunde gewidmeten Studien sich mit Recht etwas Bedeutendes erwarten lässt, richtet seine Untersuchungen vorzugsweise auf den Punkt, ob nicht vielleicht die Negrito-Race die einzige Grundlage der ganzen jetzigen Inselbevölkerung, nur allmälig verändert durch Vermischung mit fremden Einwanderern und durch hinzugekommene Cultur, ausmacht, so dass die Frage nach einem andren Ursprung des Malayischen Völkerstammes von selbst in nichts zerfiele?

Punkten der Berührung nicht fehlen. Wo aber eine solche eintrat, musste die Uebermacht einer so uralten und in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit ausgebildeten Civilisation, als es die Indische war, Nationen von reger und lebendiger Empfänglichkeit nach sich reissen. Es war dies indess mehr eine moralische, als eine politische Umwandlung. Wir erkennen sie an ihren Folgen, an den Indischen Elementen, die sich in einem gewissen Kreise der Malayischen Stämme der Wahrnehmung unabweisbar aufdrängen; wie aber diese Vermischung entstanden ist? darüber gehen unter den Malayen selbst, wie wir sehen werden, nur ungewisse und dunkle Sagen. Hätten mächtige Völkerzüge und grosse Eroberungen diesen Zustand bewirkt, so würden sich deutlichere Spuren dieser politischen Ereignisse erhalten haben. Geistige und sittliche Kräfte wirken, wie die Natur selbst, unbemerkt, und wachsen plötzlich aus einem Saamen empor, der sich der Beobachtung entzieht. Auch die ganze Art, wie der Hinduismus in den Malayischen Stämmen Wurzel schlug, beweist, dass er, als geistige Kraft, wieder geistig anregte, die Phantasie in Bewegung setzte und durch den Eindruck mächtig wurde, den er auf die Bewunderung bildungsfähiger Völker hervorbrachte. In Indien selbst, in dem, was wir von Indischer Geschichte und Litteratur wissen, finden wir, soviel mir bekannt ist, keine Erwähnung des südöstlichen Archipels. Wenn auch vielleicht Lankâ südlicher angenommen wurde, als sich Ceylon erstreckt, so war dies wohl nur dunkle und ungewisse Kunde oder bloss dichterische Annahme. Vom Archipel selbst ging daher, was auch sehr begreiflich ist, nichts aus, was auf das Festland hätte irgend bedeutend einwirken können. Die mächtige Wirkung übte Indien, und wahrscheinlich sogar durch Ansiedelungen, deren Absicht es nicht war, das Stammland fernerhin als ihre Heimath zu betrachten oder Verbindungen damit zu unterhalten. Die Ursachen hierzu konnten mannigfaltig sein. Inwiefern die Buddhistischen Ver-

folgungen darunter wirksam sein mochten, werde ich in der Folge erörtern.

Um aber die Vermischung Indischer und Malayischer Elemente und den Einfluss Indiens auf den ganzen südöstlichen Archipel gehörig zu würdigen, muss man die verschiedenen Arten seiner Wirksamkeit unterscheiden und dabei schon darum von derjenigen ausgehen, welche, wie früh sie auch begonnen haben mag, bis in die späteste Zeit hin fortgesetzt worden ist, weil sie auch natürlich die deutlichsten und unverkennbarsten Spuren hinterlassen hat. Hier übt nicht nur, wie bei aller Völkervermischung, die geredete fremde Sprache, sondern zugleich die ganze, in und mit ihr aufgeblühte geistige Bildung Einfluss aus. Ein solcher nun ist unleugbar in dem Uebergange Indischer Sprache, Litteratur, Mythe und religiöser Philosophie nach Java sichtbar. Hiervon handelt, nur in näherer Beziehung auf die Sprache, die ganze Folge dieser Schrift, und ich kann mich daher hier mit der blossen Erwähnung begnügen. Diese Art des Einflusses traf nur den eigentlich Indischen Archipel, den Malayischen Kreis im engeren Verstande, vielleicht aber auch diesen nicht ganz, und gewiss nicht in gleichem Maase. Der Brennpunkt desselben war so sehr Java, dass man nicht mit Unrecht zweifelhaft bleiben kann, ob nicht der auf den Ueberrest des Archipels grossentheils nur ein mittelbarer, von dieser Insel ausgehender war. Ausser ihr finden wir nur noch deutliche und vollständige Beweise litterarischer Indischer Cultur bei den eigentlichen Malayen und bei den Bugis auf Celebes. Eine wahre Litteratur kann, und zwar aus inneren Gründen der Sprachbildung selbst, nur mit einer zugleich gegebenen und in Gebrauch kommenden Schrift entstehen. Es macht daher ein wichtiges Moment in den Culturverhältnissen des südöstlichen Archipels aus, dass gerade der als Malayisch im engeren Verstande bezeichnete Inselkreis, zwar nicht durchgängig aber ausschliesslich gegen die anderen Theile, alphabetische Schrift

besitzt. Es ist aber hierbei doch ein nicht zu übersehender Unterschied. Die alphabetische Schrift in diesem Theile der Erde ist Indische. Dies liegt in den natürlichen Culturverhältnissen dieser Gegenden, und ist bei den meisten dieser Alphabete, wenn man etwa das der Bugis ausnimmt, auch in der Aehnlichkeit der Züge sichtbar, der inneren Einrichtung der Lautbezeichnung nicht zu erwähnen, die allerdings da sie auch später nur dem fremden Alphabet angepasst sein könnte, keinen entscheidenden Beweisgrund abgiebt. Dennoch waltet die völlige Aehnlichkeit, bloss mit Anpassung an das einfachere Lautsystem der einheimischen Sprache, nur in Java und etwa in Sumatra ob. Die Tagalische und Bugis-Schrift weichen so bedeutend ab, dass man sie für eine Stufe in der alphabetischen Schrifterfindung ansehen kann. Auf Madagascar hat die Arabische Schrift sich, so wie die Indische auf dem Mittelpunkt des Archipels, Geltung verschafft. In welcher Zeit aber dies geschehen sein mag? ist unbekannt. Auch findet sich keine Spur einer durch sie verdrängten einheimischen. Der Gebrauch der Arabischen Schrift bei den eigentlichen Malayen entscheidet, als offenbar spätere Einführung, nichts in den Culturverhältnissen, von welchen hier die Rede ist. Von dem Mangel aller Schrift auf den Inseln der Südsee und bei den negerartigen Stämmen habe ich schon weiter oben (S. 3) gesprochen. Die Spuren des Hinduismus, den wir hier im Gesicht haben, sind von der Art, dass man sie überall deutlich erkennen und so gleich als fremde Elemente unterscheiden kann. Es ist hier keine wahre Verwebung, noch weniger eine Verschmelzung, sondern nur eine mosaikartige Verbindung von Fremdem und Einheimischem. Man kann, was Sitten und Gebräuche betrifft, in dem Indischen Alterthume, die ausländischen Wörter, die nicht einmal ganz von ihrer grammatischen Formung entkleidet sind, in dem auf uns gekommenen Sanskrit deutlich wiedererkennen; man kann sogar die Gesetze auffinden, welche diese

Verpflanzung fremder Sprachelemente auf den einheimischen Boden geregelt haben. Es ist dies die Grundlage der vornehmen und der Dichtersprache auf Java, und hängt ganz genau mit dem Uebergange der Litteratur und Religion zusammen. Bei weitem nicht Alles dieser Art hat sich auch in der Volkssprache Geltung verschafft, und ebenso wenig lässt sich behaupten, dass, wo diese Indische Wörter besitzt, sie dieselben allein auf diesem Wege erhalten habe. Es entstehen daher, wenn man die Gattungen des verschiedenen Indischen Einflusses weiter verfolgt, zwei tiefer liegende, durch factische Umstände hervorgerufene, aber mit Bestimmtheit schwer zu beantwortende Fragen: ob nämlich die ganze Civilisation des Archipels überhaupt Indischen Ursprunges ist? und ob auch aus einer Zeit her, die aller Litteratur und der letzten und feinsten Sprachentwickelung vorausgeht, Verbindungen zwischen dem Sanskrit und den Malayischen Sprachen im weitesten Sinne bestanden haben, die sich noch in gemeinschaftlichen Sprachelementen nachweisen lassen?

Die erste dieser beiden Fragen wäre ich zu verneinen geneigt. Es scheint mir ausgemacht, dass es eigentliche und ursprüngliche Civilisation der braunen Race des Archipels gegeben habe. Sie findet sich noch in dem östlichsten Theile, und ist nicht einmal in Java unverkennbar untergegangen. Es liesse sich zwar allerdings sagen, dass die Bevölkerung des Archipels allmälig von der Mitte, auf welche Indien zunächst wirkte, ausgegangen sei, und sich von da gegen Osten verbreitet habe, so dass der bestimmt Indische Charakter sich an den Endpunkten mehr vermischt habe. Eine solche Annahme wird doch aber um so weniger durch bestimmte Aehnlichkeiten unterstützt, als gerade in Demjenigen, was sich gar nicht vorzugsweise als Indisch ankündigt, auffallende Uebereinstimmungen der Sitten von Völkerschaften des mittleren und östlicheren Archipels namhaft gemacht worden sind. Man sieht auch durchaus nicht ein, warum man einem Völker-

stamme, wie der Malayische ist, eine aus ihm selbst hervorgebildete gesellschaftliche Civilisation absprechen sollte, der Gang der Bevölkerung und allmäligen Gesittung möge übrigens diese oder jene Richtung genommen haben? Selbst die Fähigkeit der zu ihm gehörenden Völkerschaften, den ihnen zugebrachten Hinduismus in sich aufzunehmen, ist ein Beweis dafür, und noch mehr die Art, wie sie dennoch das Einheimische damit verwebten und dem Indischen fast nie seine ganze fremde Gestalt liessen. Beides hätte nothwendig anders sein müssen, wenn die Indischen Ansiedlungen diese Stämme als rohe, uncultivirte Wilde angetroffen hätten. Wenn ich hier von Indiern rede, so meine ich nur den Sanskrit redenden Stamm, nicht Bewohner des Indischen Festlandes überhaupt. Inwiefern solche von jenem Stamme angetroffen und vielleicht von ihm verjagt wurden, ist eine andere Frage, in die ich hier nicht eingehe, wo es mir nur darauf ankommt, zu zeigen, von welchen verschiedenen Culturverhältnissen die Malayischen Stämme umgeben waren.

Die zweite, allein die Sprache angehende Frage muss, wie ich glaube, allerdings bejaht werden. In dieser Hinsicht dehnen sich die Gränzen des Indischen Einflusses weiter aus. Ohne noch des Tagalischen zu erwähnen, welches eine ziemliche Anzahl von Sanskritwörtern für ganz verschiedene Gattungen von Gegenständen in sich fasst, finden sich auch in der Sprache von Madagascar und in der der Südsee-Inseln, bis in das Pronomen hinein, zugleich dem Sanskrit angehörende Laute und Wörter; und auch die Stufen der Lautveränderung, die als comparatives Kennzeichen des Alters der Verwebung angesehen werden können, sind selbst in solchen Sprachen des engeren Malayischen Kreises verschieden, in welchen, wie im Javanischen, auch ein noch viel später ausgeübter Einfluss Indischer Sprache und Litteratur sichtbar ist. Wie nun dies zu erklären, und welches gegenseitiges Verhältniss den in dieser Hinsicht sich nähernden beiden grossen

Sprachstämmen anzuweisen ist? bleibt natürlich höchst zweifelhaft. Ich werde aber am Ende dieser Schrift ausführlicher darauf zurückkommen, da mir hier genügt, auf einen Einfluss des Sanskrits auf die Sprachen des Malayischen Stammes aufmerksam gemacht zu haben, der sich von dem der in sie verpflanzten Geistesbildung und Litteratur wesentlich unterscheidet, und einer viel früheren Epoche und andren Völkerverhältnissen anzugehören scheint. Ich werde alsdann auch die Sprachen der negerartigen Racen berühren, muss aber hier im voraus bemerken, dass, wenn sich in einigen derselben, z. B. in der Papua-Sprache in Neu-Guinea, Aehnlichkeiten mit Sanskrit-Wörtern finden sollten, dies noch keinesweges nur einmal unmittelbare Verbindungen zwischen Indien und jenen Eilanden beweist, da solche gemeinschaftliche Wörter auch mittelbar durch Malayische Schiffahrt dahin gebracht sein können, so wie dies mit Arabischen sichtlich der Fall gewesen ist. (S. 1. Buch. S. 246. 251.)

Zwischen so contrastirende Verwandtschaften und Einflüsse gleichsam eingedrängt, finden wir nun die Malayischen Völkerschaften, wenn wir die hier versuchte Schilderung des Culturzustandes des grossen Archipels übersehen. Auf denselben Inseln und Inselgruppen, welche zum Theil noch jetzt in ihrem Schoosse eine Bevölkerung tragen, die auf der niedrigsten Stufe der Menschheit steht, oder wo eine solche doch im früheren Alterthume bestanden hat, ist zugleich eine uralte und zu der glücklichsten Blüthe gediehene Bildung von Indien herüber einheimisch geworden. Die Malayischen Stämme haben sich dieselbe zum Theil in ihrer ganzen Fülle angeeignet. Dabei sind sie sichtbar Stammverwandte der, gegen diese Bildung, als Wilde zu betrachtenden Bewohner der Südsee-Inseln, und es ist noch zweifelhaft, ob wenigstens ihre Sprache der negerartigen Race ganz fremd ist. Sie haben sich in einer ihnen eigenthümlichen Gestalt und in einer, in ihrer Vollendung, nur ihnen angehörenden Sprachform, die sich

in bestimmten Umrissen darstellen lässt, von jenen rohen Stämmen abgesondert erhalten. Diejenige Bevölkerung des grossen Archipels, die sich, nach den bis jetzt bekannten Angaben, auf dem Asiatischen Continente nicht nachweisen lässt, befindet sich, wenn wir den fremden Einfluss abrechnen, mehr oder weniger, entweder in einem ganz rohen und wilden Zustande, oder auf der Civilisationsstufe beginnender Gesellschaft. Dies ist vorzüglich dann genau wahr, wenn wir bloss die negerartige Race und die Südsee-Bewohner im Auge behalten, und die im engeren Verstande Malayisch zu nennenden Stämme davon absondern, obgleich kein ganz hinreichender Grund vorhanden ist, diesen, vor allem Indischen Einfluss, einen sehr viel höheren Culturgrad zuzuschreiben. Wir treffen ja noch heute bei den Batta's auf Sumatra, in deren Mythen und Religion sogar Indischer Einfluss unverkennbar ist, die barbarische Sitte an, bei gewissen Gelegenheiten Menschenfleisch zu essen. Der grosse Archipel dehnt sich aber unter der ganzen Länge Asiens hin und überflügelt sie, westlich und östlich von Afrika und Amerika eingeschlossen, zu beiden Seiten. Seine Mitte befindet sich in einer, für die Schiffahrt immer nur mässigen Entfernung selbst von den äussersten Endpunkten Asiatischen Festlands. Es haben daher auch die drei grossen Brennpunkte der frühesten Geistesbildung des Menschengeschlechts: China, Indien und die Sitze des Semitischen Sprachstamms in verschiedenen Zeiten auf ihn eingewirkt. In verhältnissmässig späterer hat er von allen Einfluss erfahren. Auf seine frühere Gestaltung aber hat nur Indien wahrhaft tief eingewirkt, Arabien, wenn man, was doch, der Zeitbestimmung nach, auch zweifelhaft bleibt, Madagascar ausnimmt, gar nicht, und ebenso wenig bedeutend, seiner frühen Ansiedelungen ungeachtet, China. Selbst eine Verwandtschaft Chinesischer Sprache mit den Mundarten der Südsee, auf welche ein gewisser Gebrauch partikelartiger Wörter führen könnte, ist bis jetzt nicht gezeigt worden.

Eine solche Lage und ein solches Verhältniss der Völker und Sprachen gegen einander bietet ethnographischen und linguistischen Untersuchungen die wichtigsten aber auch schwierigsten Probleme dar. In die Erörterungen dieser einzugehen, ist hier meine Absicht nicht. Es kann dies nur, insofern sich etwas irgend Genügendes darüber ausmachen lässt, der Gegenstand von Schlussbemerkungen nach gehöriger Darlegung der Thatsachen sein. Um aber diese von dem Punkte zu beginnen, wo die geschichtlichen Data am klarsten und gewissesten vorliegen, werde ich die Untersuchung in den beiden ersten Büchern dieser Schrift bei der Epoche aufnehmen, wo der Indische Einfluss am tiefsten und eingreifendsten in die Malayische Bildung eingewirkt hat. Dieser Culminationspunkt ist offenbar die Blüthe der Kawi-Sprache, als der innigsten Verzweigung Indischer und einheimischer Bildung auf der Insel, welche die frühesten und zahlreichsten Indischen Ansiedelungen besass. Ich werde dabei immer vorzugsweise auf das einheimische Element in dieser Sprachverbindung hinsehn, dies aber aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverknüpfung betrachten, und seine Entwickelung bis zu dem Punkte verfolgen, wo ich seinen Charakter in der Tagalischen Sprache in seiner grössten und reinsten Entfaltung zu finden glaube. Im dritten Buche werde ich mich, soweit es die vorhandenen Hülfsmittel erlauben, über den ganzen Archipel verbreiten, auf die so eben angedeuteten Probleme zurückkommen, und so versuchen, ob dieser Weg, verbunden mit dem bis dahin Erörterten, zu einer richtigeren Beurtheilung des Völker- und Sprachverhältnisses der ganzen Inselmenge zu führen vermag?

Die gegenwärtige Einleitung glaube ich allgemeineren Betrachtungen widmen zu müssen, deren Entwicklung den Uebergang zu den Thatsachen und historischen Untersuchungen angemessener vorbereiten wird. Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme und die

Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hängen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber auch in Verbindung und unter Abhängigkeit einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung[1]). Sie finden darin ihre Würdigung, aber auch, soweit die Forschung in sie einzudringen und ihren Zusammenhang zu umfassen vermag, ihre Erklärung. Diese in dem Laufe der Jahrtausende und in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben muss. Denn diese Erhöhung oder Erweiterung des inneren Daseins ist das Einzige, was der Einzelne, insofern er daran Theil nimmt, als ein unzerstörbares Eigenthum ansehen kann, und in einer Nation dasjenige, woraus sich unfehlbar wieder grosse Individualitäten entwickeln. Das vergleichende Sprachstudium, die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen, verliert alles höhere Interesse, wenn sie sich nicht an den Punkt anschliesst, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der nationellen Geisteskraft zusammenhängt. Aber auch die Einsicht in das eigentliche Wesen einer Nation und in den inneren Zusammenhang einer einzelnen Sprache, so wie in das Verhältniss derselben zu den Sprachforderungen überhaupt, hängt ganz und gar von der Betrachtung der gesammten Geisteseigenthümlichkeit ab. Denn nur durch diese, wie die Natur sie gegeben und die Lage darauf eingewirkt hat, schliesst sich der Charakter der Nation zusammen, auf dem allein, was sie an Thaten, Einrichtungen und Gedanken hervorbringt, beruht und in dem ihre sich wieder auf die Individuen fortvererbende Kraft und Würde liegt. Die Sprache auf der andren Seite ist das Organ des inneren Seins, dies

Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntniss und zur Aeusserung gelangt. Sie schlägt daher alle feinste Fibern ihrer Wurzeln in die nationelle Geisteskraft; und je angemessener diese auf sie zurückwirkt, desto gesetzmässiger und reicher ist ihre Entwicklung. Da sie in ihrer zusammenhängenden Verwebung nur eine Wirkung des nationellen Sprachsinns ist, so lassen sich gerade die Fragen, welche die Bildung der Sprachen in ihrem innersten Leben betreffen, und woraus zugleich ihre wichtigsten Verschiedenheiten entspringen, gar nicht gründlich beantworten, wenn man nicht bis zu diesem Standpunkte hinaufsteigt. Man kann allerdings dort nicht Stoff für das, seiner Natur nach, nur historisch zu behandelnde vergleichende Sprachstudium suchen, man kann aber nur da die Einsicht in den ursprünglichen Zusammenhang der Thatsachen und die Durchschauung der Sprache, als eines innerlich zusammenhängenden Organismus, gewinnen, was alsdann wieder die richtige Würdigung des Einzelnen befördert.

Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in diesen einleitenden Erörterungen beschäftigen wird. Sie schien mir nothwendig in einer Schrift, welche in die Verschiedenheiten der Form zweier grosser Sprachstämme und mehrerer einzelner Sprachen eingeht und die uns in den Sprach- und Culturzustand einer Gegend versetzt, welche, selbst eine Mannigfaltigkeit von Sprachen und Mundarten in sich fassend, unter dem Einflusse desjenigen Theiles des Erdbodens steht, aus dem gerade, von der Chinesischen Einsylbigkeit an bis zum Indischen Formenreichthum, und noch daneben der einförmig

festen Gestaltung des Semitischen Sprachbaues, die grössten und merkwürdigsten Spracherscheinungen hervorgehen.

§. 2.

Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, dass darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man 1. einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend aus einander zu erklären vermag, so stösst man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen lässt. Sie tritt mit dem von ihr und um sie Gebildeten zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. 2. Von jedem grossen Individuum einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche Entwicklung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigenthümliches Gepräge bildet, lässt sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen, als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem Anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wiederkehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entschluss, die Sprache und

und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und bestimmt durch die ihm eigene Gestalt anderes, inneres oder äusseres, Wirken. Es bilden sich in der vorrückenden Zeit 1. Sicherungsmittel des zuerst flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger von der Arbeit des verflossenen Jahrhunderts für die folgenden verloren. Dies ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach Stufe verfolgen kann. Es ist aber immer zugleich 2. von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt, und ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig werden kann, dass er die Kraft des andren zu erdrücken Gefahr droht, ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die Geschichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt natürlich die Masse des von den auf einander folgenden Geschlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andren, die Untersuchung gewissermassen auf ein neues Feld versetzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äusseren Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisser vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja es wird ungewiss, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk, oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke Mehrerer ist? sie verlieren sich gleichsam in eine Classe von Schattengestalten. Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki, und mit andren gefeierten Namen des Alterthums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete Sprache, wie die Homerische, muss schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen sein, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist. Noch deutlicher zeigt

sich dies an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwickelung bloss begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniss der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt, aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten*). Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maass der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehn, jeder Einzelne musste darin von dem Andren getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn

*) Man vergl. weiter unten §. 6. 7. 22.

auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist.

§. 3.

In jeder Ueberschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keinesweges meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich vielmehr im Gegentheil hier auf einem ganz verschiedenen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und geniessen ihr Dasein in Glück und Thätigkeit. Dies, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksich auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die Bestimmung der Natur, dass alles, was athmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, dass jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseins, gelingender oder gehemmter Thätigkeit. Wo aber der Mensch auftritt, wirkt er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, giebt sich Gesetze; und wo dies auf unvollkommnere Weise geschehen ist, verpflanzen das an andren Orten besser Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit dem Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt und wächst mit seinem sich fortentwickelnden Dasein. Diese Vermenschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, dass ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten [Sprache und Gesittung] liegt eine nicht zu verkennende Planmässigkeit; sie wird auch in andren, wo sie uns nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden sein. Sie darf aber nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Aufsuchen die Ergründung der Thatsachen irre führen soll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, lässt sich am wenigsten ihr unterwerfen. Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist ebenso wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so muss man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern sie nehmen, wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt sie eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andere Formen giebt? es sind nun einmal nicht andere vorhanden, — würde die einzige naturgemässe Antwort sein. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht Verzicht leisten will, muss man doch auf irgend eine selbstständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursach zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äusseren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der

Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer, als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint, da, wenn es erlaubt ist so abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen grösserer Individualität in Einzelnen und in Völkermassen dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen sichtbarer durch Ursach und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit lässt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Denn wenn man die Sprachen genetisch als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, dass dieser Zweck in niedrigerem oder höherem Grade erreicht werden kann; ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird. Das bessere Gelingen kann nämlich in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen, also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureissen, in der Geschäftig-

keit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören. Ferner aber ist auch die Beschaffenheit des überkommenen Stoffs und der geschichtlichen Mitte zu beachten, in welcher sich, zwischen einer auf sie einwirkenden Vorzeit und den in ihr selbst ruhenden Keimen fernerer Entwickelung, eine Nation in der Epoche einer bedeutenden Sprachumgestaltung befindet. Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Missverständniss geherrscht hat, und noch fortwährend herrscht. Dass nun Nationen von glücklicheren Gaben und unter günstigeren Umständen vorzüglichere Sprachen, als andere, besitzen, liegt in der Natur der Sache selbst. Wir werden aber auch auf die eben angeregte tiefer liegende Ursach geführt. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfniss der Menschheit, nicht bloss ein äusserliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwickelung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu thun, jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an, so lässt sich wohl annehmen, dass die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im Ganzen, das hervorgebracht hat, was den

zu machenden Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also, im Sinne dieser Voraussetzung, auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verrathen, ein stufenweis verschiedenes Vorrücken des Princips ihrer Bildung auffinden lassen. Wenn dies aber der Fall ist, so muss dieser Zusammenhang äusserlich nicht verbundener Erscheinungen in einer allgemeinen inneren Ursach liegen, welche nur die Entwickelung der wirkenden Kraft sein kann. Die Sprache ist eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt. Anders ausgedrückt, erblickt man darin das Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzustellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung*). Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht als einer Grundlage. Allein es kann und muss dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken lässt. Es könnte nämlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetzteren Baues geben, welche, bei der Vergleichung mit einander, in den Principien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung an die Erreichung des gelungensten Sprachbaues verriethen. Der Organismus dieser Sprachen müsste dann, selbst bei verwickelten Formen, in Consequenz und Einfachheit die Art ihres Strebens nach Sprachvollendung leichter erkennbar, als es in anderen der Fall ist, an sich tragen.

---

*) Man vergleiche meine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtsschreibers in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie 1820 – 1821. S. 322. [Werke Bd. I. 1—25.]

Das Fortschreiten auf diesem Wege würde sich in solchen Sprachen vorzüglich zuerst in der Geschiedenheit und vollendeten Articulation ihrer Laute, daher in der davon abhängigen Bildung der Sylben, der reinen Sonderung derselben in ihre Elemente, und im Baue der einfachsten Wörter finden; ferner in der Behandlung der Wörter, als Lautganze, um dadurch wirkliche Worteinheit, entsprechend der Begriffseinheit, zu erhalten; endlich in der angemessnen Scheidung desjenigen, was in der Sprache selbstständig und was nur, als Form, am Selbstständigen erscheinen soll, wozu natürlich ein Verfahren erfordert wird, das in der Sprache bloss an einander Geheftete von dem symbolisch Verschmolznen zu unterscheiden. In dieser Betrachtung der Sprachen sondre ich aber die Veränderungen, die sich in jeder, ihren Schicksalen nach, aus einander entwickeln lassen, gänzlich von ihrer für uns ersten, ursprünglichen Form ab. Der Kreis dieser Urformen scheint geschlossen zu sein, und in der Lage, in der wir die Entwickelung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können. Denn so innerlich auch die Sprache durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äusseres, gegen den Menschen selbst Gewalt übendes Dasein. Die Entstehung solcher Urformen würde daher eine Geschiedenheit der Völker voraussetzen, die sich jetzt, und vorzüglich verbunden mit regerer Geisteskraft, nicht mehr denken lässt, wenn auch nicht, was noch wahrscheinlicher ist, dem Hervorbrechen neuer Sprachen überhaupt eine bestimmte Epoche im Menschengeschlechte, wie im einzelnen Menschen, angewiesen war.

§. 4.

Die aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf der Weltbegebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahrhaft schaffende Princip in dem verborgenen und gleichsam ge-

heimnissvollen Entwickelungsgange der Menschheit, von dem ich oben, im Gegensatz mit dem offenbaren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verketteten, gesprochen habe. Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher Intellectualität erweiternde Geisteseigenthümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tiefsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, dass ihre Werke nicht bloss Grundlagen werden, auf die man fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzündenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehn. Denn die sie hervorbringende Kraft wirkt mit der Spannung ihres ganzen Strebens und in ihrer vollen Einheit, zugleich aber wahrhaft schöpferisch, ihr eignes Erzeugen als ihr selbst unerklärliche Natur betrachtend; sie hat nicht bloss zufällig Neues ergriffen oder bloss an bereits Bekanntes angeknüpft. So entstand die Aegyptische plastische Kunst, der es gelang, die menschliche Gestalt aus dem organischen Mittelpunkt ihrer Verhältnisse heraus aufzubauen, und die dadurch zuerst ihren Werken das Gepräge ächter Kunst aufdrückte. In dieser Art tragen, bei sonst naher Verwandtschaft, Indische Poesie und Philosophie und das classische Alterthum einen verschiedenen Charakter an sich, und in dem letzteren wiederum Griechische und Römische Denkweise und Darstellung. Ebenso entsprang in späterer Zeit aus der Romanischen Poesie und dem geistigen Leben, das sich mit dem Untergange der Römischen Sprache plötzlich in dem nun selbstständig gewordenen Europäischen Abendlande entwickelte, der hauptsächlichste Theil der modernen Bildung. Wo solche Erscheinungen nicht auftraten, oder durch widrige Umstände erstickt wurden, da vermochte auch das Edelste, einmal in seinem natürlichen Gange gehemmt, nicht wieder grosses Neues zu gestalten, wie wir es an der Griechischen Sprache und so vielen Ueberresten Griechischer Kunst in dem Jahrhunderte lang, ohne seine Schuld,

in Barbarei gehaltenen Griechenland sehen. Die alte Form der Sprache wird dann zerstückt und mit Fremdem vermischt, ihr wahrer Organismus zerfällt, und die gegen ihn andringenden Kräfte vermögen nicht ihn zum Beginnen einer neuen Bahn umzuformen und ihm ein neu begeisterndes Lebensprincip einzuhauchen. Zur Erklärung aller solcher Erscheinungen lassen sich begünstigende und hemmende, vorbereitende und verzögernde Umstände nachweisen. Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, lässt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in Einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch soviel offenbar, dass in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu beherrschen, in Ideen zu verwandeln oder Ideen unterzuordnen. Schon in seinen frühesten Zuständen geht der Mensch über den Augenblick der Gegenwart hinaus, und bleibt nicht bei bloss sinnlichem Genusse. Bei den rohesten Völkerhorden finden sich Liebe zum Putz, Tanz, Musik und Gesang, dann aber auch Ahndungen überirdischer Zukunft, darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse, Ueberlieferungen und Mährchen, die gewöhnlich bis zur Entstehung des Menschen und seines Wohnsitzes hinabsteigen. Je kräftiger und heller die nach ihren Gesetzen und Anschauungsformen selbstthätig wirkende Geisteskraft ihr Licht in diese Welt der Vorzeit und Zukunft ausgiesst, mit welcher der Mensch sein augenblickliches Dasein umgiebt, desto reiner und mannigfaltiger zugleich gestaltet sich die Masse. So entsteht die Wissenschaft und die Kunst, und immer ist daher das

Ziel des sich entwickelnden Fortschreitens des Menschengeschlechts die Verschmelzung des aus dem Innern selbstthätig Erzeugten mit dem von aussen Gegebenen, jedoch in seiner Reinheit und Vollständigkeit aufgefasst und in der Unterordnung verbunden, welche das jedesmalige Bestreben, seiner Natur nach, erheischt.

Wie wir aber hier die geistige Individualität als etwas Vorzügliches und Ausgezeichnetes dargestellt haben, so kann und so muss man sogar dieselbe, auch wo sie die höchste Stufe erreicht hat, doch zugleich wieder als eine Beschränkung der allgemeinen Natur, eine Bahn, in welche der Einzelne eingezwängt ist, ansehen, da jede Eigenthümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschliessendes Princip zu sein vermag. Aber gerade auch durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gespannt, und die Ausschliessung kann dennoch dergestalt von einem Princip der Totalität geleitet werden, dass mehrere solche Eigenthümlichkeiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen. Hierauf beruht in ihren innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freundschaft, Liebe oder grossartigem dem Wohl des Vaterlandes und der Menschheit gewidmetem Zusammenstreben. Ohne die Betrachtung weiter zu verfolgen, wie gerade die Beschränkung der Individualität dem Menschen den einzigen Weg eröffnet, der unerreichbaren Totalität immer näher zu kommen, genügt es mir hier, nur darauf aufmerksam zu machen, dass die Kraft, die den Menschen eigentlich zum Menschen macht, und also die schlichte Definition seines Wesens ist, in ihrer Berührung mit der Welt, in dem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vegetativen und sich auf gegebener Bahn gewissermassen mechanisch fortentwickelnden Leben des Menschengeschlechts, in einzelnen Erscheinungen sich selbst und ihre vielfältigen Bestrebungen in neuen, ihren Begriff erweiternden Gestalten offenbart. So war z. B. die Erfindung der Algebra eine solche neue Gestaltung in der mathemati-

schen Richtung des menschlichen Geistes, und so lassen sich ähnliche Beispiele in jeder Wissenschaft und Kunst nachweisen. In der Sprache werden wir sie weiter unten ausführlicher aufsuchen.

Sie beschränken sich aber nicht bloss auf die Denk- und Darstellungsweise, sondern finden sich auch ganz vorzüglich in der Charakterbildung. Denn was aus dem Ganzen der menschlichen Kraft hervorgeht, darf nicht ruhen, ehe es nicht wieder in die ganze zurückkehrt; und die Gesammtheit der inneren Erscheinung, Empfindung und Gesinnung, verbunden mit der von ihr durchstrahlten äusseren, muss wahrnehmen lassen, dass sie, vom Einflusse jener erweiterten einzelnen Bestrebungen durchdrungen, auch die ganze menschliche Gestalt offenbart. Gerade daraus entspringt die allgemeinste und das Menschengeschlecht am würdigsten emporhebende Wirkung. Gerade die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten durch Mittheilungen äusserer Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und regsten Wechselwirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten berührbaren, die eindringendsten und die am fruchtbarsten in sich lebenden Gemüther giessen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fortbildung der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge aus ihrem Schoosse herauf. Der Charakter, je mehr er sich veredelt und verfeinert, ebnet und vereinigt die einzelnen Seiten des Gemüths und giebt ihnen, gleich der bildenden Kunst, eine in ihrer Einheit zu fassende, aber den jedesmaligen Umriss immer reiner aus dem Innern hervorbildende Gestalt. Diese Gestaltung ist aber die Sprache durch die feine, oft im Einzelnen unsichtbare, aber in ihr ganzes wundervolles symbolisches Gewebe verflochtene Harmonie darzustellen und zu befördern geeignet. Die Wirkungen der Charakterbildung sind nur ungleich schwerer zu berechnen, als die der bloss intellectuellen

Fortschritte, da sie grossentheils auf den geheimnissvoller Einflüssen beruhen, durch welche eine Generation mit der anderen zusammenhängt.

Es giebt also in dem Entwickelungsgange des Menschengeschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine ungewöhnliche Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt, Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäusserung setzen muss. Alles geistige Vorrücken kann nur aus innerer Kraftäusserung hervorgehen und hat insofern immer einen verborgenen, und weil er selbstthätig ist, unerklärlichen Grund. Wenn aber diese innere Kraft plötzlich aus sich selbst hervor so mächtig schafft, dass sie durch den bisherigen Gang gar nicht dahin geführt werden konnte, so hört eben dadurch alle Möglichkeit der Erklärung von selbst auf. Ich wünsche diese Sätze bis zur Ueberzeugung deutlich gemacht zu haben, weil sie in der Anwendung wichtig sind. Denn es folgt nun von selbst, dass, wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebungen wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Thatsachen unabweislich verlangen, kein allmäliges Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigenthümlich schaffenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der Chinesischen und der Sanskrit-Sprache liefern. Es liesse sich wohl hier ein allmähliger Fortgang von dem einen zum andren denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedanken mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Princip ihres verschiedenen Organismus. Man wird alsdann, die Möglichkeit allmäliger Entwickelung einer aus der andren aufgebend, jeder ihren eignen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwickelung, also nur ideal,

sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten. Durch die Verabsäumung der hier aufgestellten sorgfältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies, das sich ebensowohl in einzelnen Momenten in Völkern, als in Individuen, offenbart.

Man läuft aber auch Gefahr, die verschiedenen Zustände der menschlichen Gesellschaft unrichtig zu würdigen. So wird der Civilisation und der Cultur oft zugeschrieben, was aus ihnen durchaus nicht hervorgehen kann, sondern durch eine Kraft gewirkt wird, welcher sie selbst ihr Dasein verdanken.

In Absicht der Sprachen ist es eine ganz gewöhnliche Vorstellung, alle ihre Vorzüge und jede Erweiterung ihres Gebiets ihnen beizumessen, gleichsam als käme es nur auf den Unterschied gebildeter und ungebildeter Sprachen[2]) an. Zieht man die Geschichte zu Rathe, so bestätigt sich eine solche Macht der Civilisation und Cultur über die Sprache keinesweges. Java erhielt höhere Civilisation und Cultur offenbar von Indien aus, und beide in bedeutendem Grade, aber darum änderte die einheimische Sprache nicht ihre unvollkommnere und den Bedürfnissen des Denkens weniger angemessne Form, sondern beraubte vielmehr das so ungleich edlere Sanskrit der seinigen, um es in die ihrige zu zwängen. Auch Indien selbst, mochte es noch so früh und nicht durch fremde Mittheilungen civilisirt sein, erhielt seine Sprache nicht dadurch, sondern das tief aus dem ächtesten Sprachsinn geschöpfte Princip derselben floss, wie jene Civilisation selbst, aus der genialischen Geistesrichtung des Volks. Darum stehen auch Sprache und Civilisation durchaus nicht immer im gleichen Verhältniss zu einander. Peru war, welchen Zweig seiner Einrichtungen unter den Incas man betrachten mag, leicht das am meisten civilisirte Land in Amerika; gewiss

wird aber kein Sprachkenner der allgemeinen Peruanischen Sprache, die man durch Kriege und Eroberungen auszubreiten versuchte, ebenso den Vorzug vor den übrigen des neuen Welttheils einräumen. Sie steht namentlich der Mexikanischen, meiner Ueberzeugung zufolge, bedeutend nach. Auch angeblich rohe und ungebildete Sprachen können hervorstechende Trefflichkeiten in ihrem Baue besitzen und besitzen dieselben wirklich, und es wäre nicht unmöglich, dass sie darin höher gebildete überträfen. Schon die Vergleichung der Barmanischen, in welche das Pali unläugbar einen Theil Indischer Cultur verwebt hat, mit der Delaware-Sprache, geschweige denn mit der Mexicanischen, dürfte das Urtheil über den Vorzug der letzteren kaum zweifelhaft lassen.

Die Sache ist aber zu wichtig, um sie nicht näher und aus ihren inneren Gründen zu erörtern. Insofern Civilisation und Cultur den Nationen ihnen vorher unbekannte Begriffe aus der Fremde zuführen oder aus ihrem Innern entwickeln, ist jene Ansicht auch von einer Seite unläugbar richtig. Das Bedürfniss eines Begriffs und seine daraus entstehende Verdeutlichung muss immer dem Worte, das bloss der Ausdruck seiner vollendeten Klarheit ist, vorausgehn. Wenn man aber bei dieser Ansicht einseitig stehen bleibt und die Unterschiede in den Vorzügen der Sprachen allein auf diesem Wege zu entdecken glaubt, so verfällt man in einen, der wahren Beurtheilung der Sprache verderblichen Irrthum. Es ist schon an sich sehr misslich, den Kreis der Begriffe eines Volks in einer bestimmten Epoche aus seinem Wörterbuch beurtheilen zu wollen. Ohne hier die offenbare Unzweckmässigkeit zu rügen, dies nach den unvollständigen und zufälligen Wörtersammlungen zu versuchen, die wir von so vielen Ausser-Europäischen Nationen besitzen, muss es schon von selbst in die Augen fallen, dass eine grosse Zahl, besonders unsinnlicher Begriffe, auf die sich jene Behauptungen vorzugsweise beziehen, durch uns ungewöhnliche und daher unbekannte

Metaphern, oder auch durch Umschreibungen ausgedrückt sein können. Es liegt aber, und dies ist hier bei weitem entscheidender, auch sowohl in den Begriffen, als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes eine, dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfasst, ohne fremde Beihülfe, schöpfen lässt; und man kann der Sprache nicht fremd nennen, was die auf diesen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit unfehlbar in ihrem Schoosse antrifft. Einen factischen Beweis hiervon liefern solche Sprachen uncultivirter Nationen, welche, wie z. B. die Philippinischen und Amerikanischen, lange von Missionarien bearbeitet worden sind. Auch sehr abstracte Begriffe findet man in ihnen, ohne die Hinzukunft fremder Ausdrücke, bezeichnet. Es wäre allerdings interessant, zu wissen, wie die Eingebornen diese Wörter verstehen. Da sie aber aus Elementen ihrer Sprache gebildet sind, so müssen sie nothwendig mit ihnen irgend einen analogen Sinn verbinden. Worin jedoch jene eben erwähnte Ansicht hauptsächlich irre führt, ist, dass sie die Sprache viel zu sehr als ein räumliches, gleichsam durch Eroberungen von aussen her zu erweiterndes Gebiet betrachtet und dadurch ihre wahre Natur in ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeit verkennt. Es kommt nicht gerade darauf an, wie viele Begriffe eine Sprache mit eignen Wörtern bezeichnet. Dies findet sich von selbst, wenn sie sonst den wahren, ihr von der Natur vorgezeichneten Weg verfolgt, und es ist nicht dies die Seite, von welcher sie zuerst beurtheilt werden muss. Ihre eigentliche und wesentliche Wirksamkeit im Menschen geht auf seine denkende und im Denken schöpferische Kraft selbst, und ist in viel tieferem Sinne immanent und constitutiv. Ob und inwiefern sie die Deutlichkeit und richtige Anordnung der Begriffe befördert oder ihr Schwierigkeiten in den Weg legt? den aus der Weltansicht in die Sprache übergetragenen Vorstellungen die ihnen beiwohnende sinnliche Anschaulich-

keit erhält? durch den Wohllaut ihrer Töne harmonisch und besänftigend, und wieder energisch und erhebend, auf die Empfindung und die Gesinnung einwirkt? darin und in vielen andren solchen Stimmungen der ganzen Denkweise und Sinnesart liegt dasjenige, was ihre wahren Vorzüge ausmacht und ihren Einfluss auf die Geistesentwickelung bestimmt. Dies aber beruht auf der Gesammtheit ihrer ursprünglichen Anlagen, auf ihrem organischen Bau, ihrer individuellen Form. Auch hieran gehen die selbst erst spät eintretende Civilisation und Cultur nicht fruchtlos vorüber. Durch den Gebrauch zum Ausdruck erweiterter und veredelter Ideen gewinnt die Deutlichkeit und die Präcision der Sprache, die Anschaulichkeit läutert sich in einer auf höhere Stufe gestiegenen Phantasie, und der Wohllaut gewinnt vor dem Urtheile und den erhöheten Forderungen eines geübteren Ohrs. Allein dies ganze Fortschreiten gesteigerter Sprachbildung kann sich nur in den Gränzen fortbewegen, welche ihr die ursprüngliche Sprachanlage vorschreibt. Eine Nation kann eine unvollkommnere Sprache zum Werkzeuge einer Ideenerzeugung machen, zu welcher sie die ursprüngliche Anregung nicht gegeben haben würde, sie kann aber die inneren Beschränkungen nicht aufheben, die einmal tief in ihr gegründet sind. Insofern bleibt auch die höchste Ausbildung unwirksam. Selbst was die Folgezeit von aussen hinzufügt, eignet sich die ursprüngliche Sprache an und modificirt es nach ihren Gesetzen.

Von dem Standpunkt der inneren Geisteswürdigung aus kann man auch Civilisation und Cultur nicht als den Gipfel ansehen, zu welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Beide sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punkt und zu der grössten Allgemeinheit gediehen. Ob aber darum zugleich die innere Erscheinung der menschlichen Natur, wie wir sie z. B. in einigen Epochen des Alterthums erblicken, auch gleich häufig und mächtig oder gar in gesteigerten Graden zurückgekehrt ist? dürfte man schon

schwerlich mit gleicher Sicherheit behaupten wollen, und noch weniger, ob dies gerade in den Nationen der Fall gewesen ist, welchen die Verbreitung der Civilisation und einer gewissen Cultur am meisten verdankt?

Die *Civilisation* ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äusseren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden innren Gesinnung. Die *Cultur* fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache *Bildung* sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntniss und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergiesst.

Die *Civilisation* kann aus dem *Inneren* eines Volkes hervorgehen, und zeugt alsdann von jener, nicht immer erklärbaren Geisteserhebung. Wenn sie dagegen aus der *Fremde* in eine Nation verpflanzt wird, verbreitet sie sich schneller, durchdringt auch vielleicht mehr alle Verzweigungen des geselligen Zustandes, wirkt aber auf Geist und Charakter nicht gleich energisch zurück. Es ist ein schönes Vorrecht der *neuesten Zeit*, die Civilisation in die entferntesten Theile der Erde zu tragen, dies Bemühen an jede Unternehmung zu knüpfen, und hierauf, auch fern von anderen Zwecken, Kraft und Mittel zu verwenden. Das hierin waltende Princip allgemeiner *Humanität* ist ein Fortschritt, zu dem sich erst unsre Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat; und alle grossen Erfindungen der letzten Jahrhunderte streben dahin zusammen, es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Colonien der *Griechen* und *Römer* waren hierin weit weniger wirksam. Es lag dies allerdings in der Entbehrung so vieler äusserer Mittel der Länderverknüpfung und der Civilisirung selbst. Es fehlte ihnen aber auch das innere Princip, aus dem allein diesem Streben das wahre Leben erwachsen kann. Sie besassen einen

klaren und tief in ihre Empfindung und Gesinnung verwebten Begriff hoher und edler menschlicher Individualität; aber der Gedanke, den Menschen bloss darum zu achten, weil er Mensch ist, hatte nie Geltung in ihnen erhalten, und noch viel weniger das Gefühl daraus entspringender Rechte und Verpflichtungen. Dieser wichtige Theil allgemeiner Gesittung war dem Gange ihrer zu nationellen Entwickelung fremd geblieben. Selbst in ihren Colonien vermischten sie sich wohl weniger mit den Eingebornen, als sie dieselben nur aus ihren Gränzen zurückdrängten; aber ihre Pflanzvölker selbst bildeten sich in den veränderten Umgebungen verschieden aus, und so entstanden, wie wir an Gross-Griechenland, Sicilien und Iberien sehen, in entfernten Ländern neue Völkergestaltungen in Charakter, politischer Gesinnung und wissenschaftlicher Entwickelung. Ganz vorzugsweise verstanden es die Indier, die eigene Kraft der Völker, denen sie sich beigesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen. Der Indische Archipel und gerade Java geben uns hiervon einen merkwürdigen Beweis. Denn wir sehen da, indem wir auf Indisches stossen, auch gewöhnlich, wie das Einheimische sich dessen bemächtigte und darauf fortbaute. Zugleich mit ihren vollkommneren äusseren Einrichtungen, ihrem grösseren Reichthum an Mitteln zu erhöhetem Lebensgenuss, ihrer Kunst und Wissenschaft, trugen die Indischen Ansiedler auch den lebendigen Hauch in die Fremde hinüber, durch dessen beseelende Kraft sich bei ihnen selbst dies erst gestaltet hatte. Alle einzelnen geselligen Bestrebungen waren bei den Alten noch nicht so geschieden, als bei uns; sie konnten, was sie besassen, viel weniger ohne den Geist mittheilen, der es geschaffen hatte. Weil sich dies jetzt bei uns durchaus anders verhält, und eine in unsrer eignen Civilisation liegende Gewalt uns immer bestimmter in dieser Richtung forttreibt, so bekommen unter unserem Einfluss die Völker eine viel gleichförmigere Gestalt,

und die Ausbildung der originellen Volkseigenthümlichkeit wird oft, auch da, wo sie vielleicht statt gefunden hätte, im Aufkeimen erstickt.

§. 5.

Wir haben in dem Ueberblick der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts bis hierher dieselbe in ihrer Folge I. durch die verschiedenen Generationen hindurch betrachtet und darin vier sie hauptsächlich bestimmende Momente bezeichnet: 1. das ruhige Leben der Völker nach den natürlichen Verhältnissen ihres Daseins auf dem Erdboden, 2. ihre bald durch Absicht geleitete oder aus Leidenschaft und innerem Drange entspringende, bald ihnen gewaltsam abgenöthigte Thätigkeit in Wanderungen, Kriegen u. s. f., 3. die Reihe geistiger Fortschritte, welche sich gegenseitig als Ursachen und Wirkungen an einander ketten, endlich 4. die geistigen Erscheinungen, die nur in der Kraft ihre Erklärung finden, welche sich in ihnen offenbart. II. Es bleibt uns jetzt die zweite Betrachtung, wie jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wird, welche den Grund ihres jedesmaligen Fortschrittes enthält.

Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach, und bis auf einen gewissen Punkt auch in Wahrheit, 1. eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit steht. 2. In anderer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so dass das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen besteht.

Die Divergenz ist unmittelbar daran sichtbar, dass die Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen, wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, doch im Ganzen in steigernder Vollkommenheit, der Einzelne dagegen nicht bloss, und oft unerwartet mitten in seinem bedeutendsten Wirken, von allem Antheil an jenen Schicksalen ausscheidet, sondern auch darum, seinem inneren Bewusstsein, seinen Ahndungen und Ueberzeugungen nach, doch nicht am Ende seiner Laufbahn zu stehen glaubt. Er sieht also diese als von dem Gange jener Schicksale abgesondert an, und es entsteht in ihm, auch schon im Leben, ein Gegensatz der Selbstbildung und derjenigen Weltgestaltung, mit der jeder in seinem Kreise in die Wirklichkeit eingreift. Dass dieser Gegensatz weder der Entwicklung des Geschlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menschlichen Natur. Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen und über sein Leben hinaus knüpfen den Menschen Bedürfnisse des Herzens und Bilder der Phantasie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Aussicht auf die Entwickelung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schicksale, die er verlässt. Es bildet sich aber durch jenen Gegensatz, und liegt demselben sogar ursprünglich zum Grunde, eine Innerlichkeit des Gemüths, auf welcher die mächtigsten und heiligsten Gefühle beruhen. Sie wirkt um so eingreifender, als der Mensch nicht blos sich, sondern alle seines Geschlechts als ebenso bestimmt zur einsamen, sich über das Leben hinaus erstreckenden Selbstentwicklung betrachtet, und als dadurch alle Bande, die Gemüth an Gemüth knüpfen, eine andre und höhere Bedeutung gewinnen. Aus den verschiedenen Graden, zu welchen sich jene, das Ich, auch selbst in der Verknüpfung damit, doch von der Wirklichkeit absondernde Innerlichkeit erhebt, und aus ihrer mehr oder minder ausschliessenden Herrschaft entspringen für alle menschliche Entwicklung

wichtige Nüancen. Indien gerade giebt von der Reinheit, zu welcher sie sich zu läutern vermag, aber auch von den schroffen Contrasten, in welche sie ausarten kann, ein merkwürdiges Beispiel, und das Indische Alterthum lässt sich hauptsächlich von diesem Standpunkte aus erklären. Auf die Sprache übt diese Seelenstimmung einen besonderen Einfluss. Sie gestaltet sich 1. anders in einem Volke, das gern die einsamen Wege abgezogenen Nachdenkens verfolgt, und 2. in Nationen, die des vermittelnden Verständnisses hauptsächlich zu äusserem Treiben bedürfen. Das Symbolische wird ganz anders von den ersteren erfasst, und ganze Theile des Sprachgebiets bleiben bei den letzteren unangebauet. Denn die Sprache muss erst durch ein noch dunkles und unentwickeltes Gefühl in die Kreise eingeführt werden, über die sie ihr Licht ausgiessen soll. Wie sich dies hier abbrechende Dasein der Einzelnen mit der fortgehenden Entwickelung des Geschlechts vielleicht in einer uns unbekannten Region vereinigt? bleibt ein undurchdringliches Geheimniss. Aber die Wirkung des Gefühls dieser Undringlichkeit ist vorzüglich ein wichtiges Moment in der inneren individuellen Ausbildung, indem sie die ehrfurchtsvolle Scheu vor etwas Unerkanntem weckt, das doch nach dem Verschwinden alles Erkennbaren übrig bleibt. Sie ist dem Eindruck der Nacht vergleichbar, in der auch nur das einzeln zerstreute Funkeln uns unbekannter Körper an die Stelle alles gewohnten Sichtbaren tritt.

Sehr bedeutend auch wirkt das Fortgehen der Schicksale des Geschlechts und das Abbrechen der einzelnen Generationen durch die verschiedene Geltung, welche dadurch für jede der letzteren die Vorzeit bekommt. Die später eintretenden befinden sich gleichsam, und vorzüglich durch die Vervollkommnung der die Kunde der Vergangenheit aufbewahrenden Mittel, vor eine Bühne gestellt, auf welcher sich ein reicheres und heller erleuchtetes Drama entfaltet. Der fortreissende Strom der Begebenheiten versetzt auch, scheinbar zufällig,

Generationen in dunklere und in verhängnissschwerere, oder in hellere und leichter zu durchlebende Perioden. Für die wirkliche, lebendige, individuelle Ansicht ist dieser Unterschied minder gross, als er in der geschichtlichen Betrachtung erscheint. Es fehlen viele Punkte der Vergleichung, man erlebt in jedem Augenblick nur einen Theil der Entwicklung, greift mit Genuss und Thätigkeit ein, und die Rechte der Gegenwart führen über ihre Unebenheiten hinweg. Gleich den sich aus Nebel hervorziehenden Wolken, nimmt ein Zeitalter erst aus der Ferne gesehen, eine rings begränzte Gestalt an. Allein in der Einwirkung, die jedes auf das nachfolgende ausübt, wird diejenige deutlich, welche es selbst von seiner Vorzeit erfahren hat. Unsre moderne Bildung z. B. beruht grossentheils auf dem Gegensatz, in welchem uns das classische Alterthum gegenübersteht. Es würde schwer und betrübend zu sagen sein, was von ihr zurückbleiben möchte, wenn wir uns von Allem trennen sollten, was diesem Alterthum angehört. Wenn wir den Zustand der Völker, die dasselbe ausmachten, in allen ihren geschichtlichen Einzelnheiten erforschen, so entsprechen auch sie nicht eigentlich dem Bilde, das wir von ihnen in der Seele tragen. Was auf uns die mächtige Einwirkung ausübt, ist unsre Auffassung, die von dem Mittelpunkt ihrer grössten und reinsten Bestrebungen ausgeht, mehr den Geist, als die Wirklichkeit ihrer Einrichtungen heraushebt, die contrastirenden Punkte unbeachtet lässt, und keine, nicht mit der von ihnen aufgenommenen Idee übereinstimmende Forderung an sie macht. Zu einer solchen Auffassung ihrer Eigenthümlichkeit führt aber keine Willkühr. Die Alten berechtigen zu derselben; sie wäre von keinem anderen Zeitalter möglich. Das tiefe Gefühl ihres Wesens verleiht uns selbst erst die Fähigkeit, uns zu ihr zu erheben. Weil bei ihnen die Wirklichkeit immer mit glücklicher Leichtigkeit in die Idee und die Phantasie überging, und sie mit beiden auf dieselbe zurückwirkten, so ver-

setzen wir sie mit Recht ausschliesslich in dies Gebiet. Denn dem, auf ihren Schriften, ihren Kunstwerken und thatenreichen Bestrebungen ruhenden Geiste nach, beschreiben sie, wenn auch die Wirklichkeit[3]) bei ihnen nicht überall dem entsprach, den der Menschheit in ihren freiesten Entwickelungen angewiesenen Kreis in vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie, und hinterliessen auf diese Weise ein auf uns, wie erhöhte Menschennatur, idealisch wirkendes Bild. Wie zwischen sonnigem und bewölktem Himmel, liegt ihr Vorzug gegen uns nicht sowohl in den Gestalten des Lebens selbst, als in dem wundervollen Licht, das sich bei ihnen über sie ergoss. Den Griechen selbst, wenn man auch einen noch so grossen Einfluss früherer Völker auf sie annimmt, fehlte eine solche Erscheinung, die ihnen aus der Fremde herübergeleuchtet hätte, offenbar gänzlich. In sich selbst hatten sie etwas Aehnliches in den Homerischen und den sich an diese anreihenden Gesängen. Wie sie uns als Natur und in den Gründen ihrer Gestaltung unerklärbar erscheinen, uns Muster der Nacheiferung, Quelle für eine grosse Menge von Geistesbereicherungen werden, so war für sie jene dunkle und doch in so einzigen Vorbildern ihnen entgegenstrahlende Zeit. Für die Römer wurden sie nicht ebenso zu etwas Aehnlichem, als sie uns sind. Auf die Römer wirkten sie nur als eine gleichzeitige, höher gebildete Nation, die eine von früher Zeit her beginnende Litteratur besitzt. Indien geht für uns in zu dunkle Ferne hinauf, als dass wir über seine Vorzeit zu urtheilen im Stande wären. Auf das Abendland wirkte es, da sich eine solche Einwirkung nicht hätte so spurlos verwischen lassen, in der ältesten Zeit wenigstens nicht durch die eigenthümliche Form seiner Geisteswerke, sondern höchstens durch einzelne herübergekommene Meinungen, Erfindungen und Sagen. Wie wichtig aber dieser Unterschied des geistigen Einflusses der Völker auf einander ist, werde ich Gelegenheit haben, weiter unten (1. Buch. S. 1. 2.) näher zu berühren. Ihr eig-

nes Alterthum wird den Indiern in ähnlicher Gestalt, als den Griechen das ihrige, erschienen sein. Sehr viel deutlicher aber ist dies in China durch den Einfluss und den Gegensatz der Werke des alten Styls und der darin enthaltenen philosophischen Lehre.

Da die Sprachen, oder wenigstens ihre Elemente (ein nicht unbeachtet zu lassender Unterschied), von einem Zeitalter dem anderen überliefert werden, und wir nur mit gänzlicher Ueberschreitung unsres Erfahrungsgebiets von neu beginnenden Sprachen reden können, so greift das Verhältniss der Vergangenheit zu der Gegenwart in das Tiefste ihrer Bildung ein. Der Unterschied, in welche Lage ein Zeitalter durch den Platz gesetzt wird, den es in der Reihe der uns bekannten einnimmt, wird aber auch bei schon ganz geformten Sprachen unendlich mächtig, weil die Sprache zugleich eine Auffassungsweise der gesammten Denk- und Empfindungsart ist, und diese, sich einem Volke aus entfernter Zeit her darstellend, nicht auf dasselbe einwirken kann, ohne auch für dessen Sprache einflussreich zu werden. So würden unsre heutigen Sprachen doch eine in mehreren Stücken andre Gestalt angenommen haben, wenn, statt des classischen Alterthums, das Indische so anhaltend und eindringlich auf uns eingewirkt hätte.

§. 6.

Der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen, mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesammten Geschlechts. Sein Leben, von welcher Seite man es betrachten mag, ist nothwendig an Geselligkeit geknüpft, und die äussere untergeordnete und innere höhere Ansicht führen auch hier, wie wir es in einem ähnlichen Falle weiter oben gesehen haben, auf denselben Punkt hin. In dem, gleichsam nur vegetativen Dasein des

Menschen auf dem Erdboden treibt die Hülfsbedürftigkeit des Einzelnen zur Verbindung mit Anderen und fordert zur Möglichkeit gemeinschaftlicher Unternehmungen das Verständniss durch Sprache. Ebenso aber ist die geistige Ausbildung, auch in der einsamsten Abgeschlossenheit des Gemüths, nur durch diese letztere möglich, und die Sprache verlangt, an ein äusseres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden. Der articulirte Laut reisst sich aus der Brust los, um in einem anderen Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Zugleich macht dadurch der Mensch die Entdeckung, dass es Wesen gleicher innerer Bedürfnisse, und daher fähig, der in seinen Empfindungen liegenden mannigfachen Sehnsucht zu begegnen, um ihn her giebt. Denn das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben, und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird, da doch jeder Einzelne das Gesammtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt. Wir haben auch nicht einmal die entfernteste Ahndung eines andren, als eines individuellen Bewusstseins. Aber jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Ueberzeugung nicht untergehen, dass die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.

Der Zusammenhang des Einzelnen mit einem, die Kraft und die Anregung verstärkenden Ganzen ist ein zu wichtiger Punkt in der geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, als dass er nicht hier hätte bestimmt angedeutet werden müssen. Die allemal zugleich Absonderung hervorrufende Verbindung der Nationen und Volksstämme hängt allerdings zunächst von geschichtlichen Ereignissen, grossentheils selbst von der Beschaffenheit ihrer Wohn- und Wanderungsplätze ab. Wenn man

aber auch, ohne dass ich diese Ansicht geradezu rechtfertigen möchte, allen Einfluss innerer, auch nur instinctartiger Uebereinstimmung oder Abstossung davon trennen will, so kann und muss doch jede Nation, noch abgesondert von ihren äussren Verhältnissen, als eine menschliche Individualität, die eine innere eigenthümliche Geistesbahn verfolgt, betrachtet werden. Je mehr man einsieht, dass die Wirksamkeit der Einzelnen, auf welche Stufe sie auch ihr Genius gestellt haben möchte, doch nur in dem Grade eingreifend und dauerhaft ist, in welchem sie zugleich durch den in ihrer Nation liegenden Geist emporgetragen werden und diesem wiederum von ihrem Standpunkte aus neuen Schwung zu ertheilen vermögen, desto mehr leuchtet die Nothwendigkeit ein, den Erklärungsgrund unserer heutigen Bildungsstufe in diesen nationellen geistigen Individualitäten zu suchen. Die Geschichte bietet sie uns auch überall, wo sie uns die Data zur Beurtheilung der innren Bildung der Völker überliefert, in bestimmten Umrissen dar. Civilisation und Cultur heben die grellen Contraste der Völker allmälig auf, und noch mehr gelingt das Streben nach allgemeinerer sittlicher Form der tiefer eindringenden, edleren Bildung. Damit stimmen auch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst überein, die immer nach allgemeineren, von nationellen Ansichten entfesselten Idealen hinstreben. Wenn aber das Gleiche gesucht wird, kann es doch nur in verschiedenem Geiste errungen werden, und die Mannigfaltigkeit, in welcher sich die menschliche Eigenthümlichkeit, ohne fehlerhafte Einseitigkeit, auszusprecheu vermag, geht ins Unendliche. Gerade von dieser Verschiedenheit hängt aber das Gelingen des allgemein Erstrebten unbedingt ab. Denn dieses erfordert die ganze, ungetrennte Einheit der, in ihrer Vollständigkeit nie zu erklärenden, aber nothwendig in ihrer schärfsten Individualität wirkenden Kraft. Es kommt daher, um in den allgemeinen Bildungsgang fruchtbar und mächtig einzugreifen, in einer Nation nicht allein auf das Gelingen in

einzelnen wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern vorzüglich auf die gesammte Anspannung in demjenigen an, was den Mittelpunkt des menschlichen Wesens ausmacht, sich am klarsten und vollständigsten in der Philosophie, Dichtung und Kunst ausspricht, und sich von da aus über die ganze Vorstellungsweise und Sinnesart des Volkes ergiesst.

Vermöge des hier betrachteten Zusammenhangs des Einzelnen mit der ihn umgebenden Masse gehört, jedoch nur mittelbar und gewissermassen, jede bedeutende Geistesthätigkeit des ersteren zugleich auch der letzteren an. Das Dasein der Sprachen beweist aber, dass es auch geistige Schöpfungen giebt, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervorbrechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationelle Form haben, Nationen, als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch.

Doch muss man sich wohl hüten, diese Ansicht ohne die ihr gebührende Beschränkung aufzufassen. Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen, als willkührlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre [der Sprachen] Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, dass beide zugleich und in gegenseitiger Uebereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths hervorgehen. Aus der Erfahrung kennen wir eine solche Sprachschöpfung[4]) nicht, es bietet sich uns auch nirgends eine Analogie zu ihrer Beurtheilung dar. Wenn wir von ursprünglichen Sprachen reden, so sind sie dies nur für unsre Unkenntniss ihrer früheren Bestandtheile. Eine zusammenhängende Kette von Sprachen hat sich Jahrtausende lang fortgewälzt, ehe sie an den Punkt gekommen ist, den unsre dürftige Kunde als den ältesten bezeichnet. Nicht bloss aber die primitive Bildung der

wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die secundären Bildungen späterer, die wir recht gut in ihre Bestandtheile zu zerlegen verstehen, sind uns, gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung, unerklärbar. Alles Werden in der Natur, vorzüglich aber das organische und lebendige, entzieht sich unsrer Beobachtung. Wie genau wir die vorbereitenden Zustände erforschen mögen, so befindet sich zwischen dem letzten und der Erscheinung immer die Kluft, welche das Etwas vom Nichts trennt; und ebenso ist es bei dem Momente des Aufhörens. Alles Begreifen des Menschen liegt nur in der Mitte von beiden. In den Sprachen liefert uns eine Entstehungs-Epoche, aus ganz zugänglichen Zeiten der Geschichte, ein auffallendes Beispiel. Man kann einer vielfachen Reihe von Veränderungen nachgehen, welche die Römische Sprache in ihrem Sinken und Untergang erfuhr, man kann ihnen die Mischungen durch einwandernde Völkerhaufen hinzufügen: man erklärt sich darum nicht besser das Entstehen des lebendigen Keims, der in verschiedenartiger Gestalt sich wieder zum Organismus neu aufblühender Sprachen entfaltete. Ein inneres, neu entstandenes Princip fügte, in jeder auf eigne Art, den zerfallenden Bau wieder zusammen, und wir, die wir uns immer nur auf dem Gebiete seiner Wirkungen befinden, werden seiner Umänderungen nur an der Masse derselben gewahr. Es mag daher scheinen, dass man diesen Punkt lieber ganz unberührt liesse. Dies ist aber unmöglich, wenn man den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes auch nur in den grössten Umrissen zeichnen will, da die Bildung der Sprachen, auch der einzelnen in allen Arten der Ableitung oder Zusammensetzung, eine denselben am wesentlichsten bestimmende Thatsache ist, und sich in dieser das Zusammenwirken der Individuen in einer sonst nicht vorkommenden Gestalt zeigt. Indem man also bekennt, dass man an einer Gränze steht, über welche weder die geschichtliche Forschung, noch der freie Gedanke hinüberzuführen ver-

mögen, muss man doch die Thatsache und die unmittelbaren Folgerungen aus derselben getreu aufzeichnen.

Die erste und natürlichste von diesen ist, dass jener Zusammenhang des Einzelnen mit seiner Nation gerade in dem Mittelpunkte ruht, von welchem aus die gesammte geistige Kraft alles Denken, Empfinden und Wollen bestimmt. Denn die Sprache ist mit Allem in ihr, dem Ganzen, wie dem Einzelnen, verwandt, nichts davon ist oder bleibt ihr je fremd. Sie ist zugleich nicht bloss passiv, Eindrücke empfangend, sondern folgt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher intellectueller Richtungen Einer bestimmten, und modificirt durch innere Selbstthätigkeit jede auf sie geübte äussere Einwirkung. Sie kann aber gegen die Geisteseigenthümlichkeit gar nicht als etwas von ihr äusserlich Geschiedenes angesehen werden, und lässt sich daher, wenn es auch auf den ersten Anblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüthe wecken; man kann ihr nur den Faden hingeben, an dem sie sich von selbst entwickelt. Indem die Sprachen nun also in dem von allem Missverständniss befreiten Sinne des Worts*) Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, dass jeder das Verständniss aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Man mag nun die Sprache als eine Weltanschauung, oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Richtungen in sich vereinigt, betrachten, so beruht sie immer nothwendig auf der Gesammtkraft des Menschen; es lässt sich nichts von ihr ausschliessen, da sie alles umfasst.

Diese Kraft nun ist in den Nationen, sowohl überhaupt, als in verschiednen Epochen, dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, in-

*) Man vergl. oben S. 21. 22.: unten §. 22.

dividuell verschieden. Die Verschiedenheit muss aber an dem Resultate, der Sprache, sichtbar werden, und wird es natürlich vorzüglich durch das Uebergewicht der äusseren Einwirkung oder der inneren Selbstthätigkeit. Es tritt daher auch hier der Fall ein, dass, wenn man die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, die Erklärung des Baues der einen aus der andren mehr oder minder leichten Fortgang gewinnt, allein auch Sprachen dastehen, die durch eine wirkliche Kluft von den übrigen getrennt erscheinen. Wie Individuen durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung ertheilen, so können dies Nationen der Sprachbildung. Zwischen dem Sprachbaue aber und dem Gelingen aller anderen Arten intellectueller Thätigkeit besteht ein unleugbarer Zusammenhang. Er liegt vorzüglich, und wir betrachten ihn hier allein von dieser Seite, in dem begeisternden Hauche, den die sprachbildende Kraft der Sprache in dem Acte der Verwandlung der Welt in Gedanken dergestalt einflösst, dass er sich durch alle Theile ihres Gebietes harmonisch verbreitet. Wenn man es als möglich denken kann, dass eine Sprache in einer Nation gerade auf die Weise entsteht, wie sich das Wort am sinnvollsten und anschaulichsten aus der Weltansicht entwickelt, sie am reinsten wieder darstellt, und sich selbst so gestaltet, um in jede Fügung des Gedanken am leichtesten und am körperlichsten einzugehen, so muss diese Sprache, so lange sich nur irgend ihr Lebensprincip erhält, dieselbe Kraft in derselben Richtung gleich gelingend in jedem Einzelnen hervorrufen. Der Eintritt einer solchen, oder auch nur einer ihr nahe kommenden Sprache in die Weltgeschichte muss daher eine wichtige Epoche in dem menschlichen Entwickelungsgange, und gerade in seinen höchsten und wundervollsten Erzeugungen, begründen. Gewisse Bahnen des Geistes und ein gewisser, ihn auf denselben forttragender Schwung lassen sich nicht denken, ehe solche Sprachen ent-

standen sind. Sie machen daher einen wahren Wendepunkt in der inneren Geschichte des Menschengeschlechts aus; wenn man sie als den Gipfel der Sprachbildung ansehen muss, so sind sie die Anfangsstufe seelenvoller und phantasiereicher Bildung, und es ist insofern ganz richtig zu behaupten, dass das Werk der Nationen den Werken der Individuen vorausgehen müsse, obgleich gerade das hier Gesagte unumstösslich beweist, wie gleichzeitig in diesen Schöpfungen die Thätigkeit beider in einander verschlungen ist.

§. 7.

Wir sind jetzt bis zu dem Punkte gelangt, auf dem wir in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts die *Sprachen* als die erste nothwendige Stufe erkennen, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der *Geisteskraft* empor, und bilden zugleich das belebend anregende Princip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Handlung des intellectuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwicklung seiner Sprache, als des Werkzeuges jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahndung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen und ungebildeten Versuche des intellectuellen Strebens mit dem Namen der *Litteratur* belegt, so geht die Sprache immer den gleichen Gang mit ihr, und so sind beide unzertrennlich mit einander verbunden.

Die *Geisteseigenthümlichkeit* und die *Sprachgestaltung* eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Ver-

schmelzung in einander, dass, wenn die eine gegeben wäre, die andere müsste vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äusserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andren entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprincip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinung hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahre Verhältniss nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht[5]). Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als dass sie für ein menschliches Werk, gleich andren Geisteserzeugnissen, gelten könnte, so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht bloss in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte, und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprincipe der Sprachen stehen zu bleiben, son-

dern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzusteigen, und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, dass der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist.

Gehen wir aber, wie wir uns nicht entbrechen können zu thun, in die Art dieser Verschiedenheit der einzelnen Gestaltung des Sprachbaues ein, so können wir nicht mehr die Erforschung der geistigen Eigenthümlichkeit, erst abgesondert für sich angestellt, auf die Beschaffenheiten der Sprache anwenden wollen. In den frühen Epochen, in welche uns die gegenwärtigen Betrachtungen zurückversetzen, kennen wir die Nationen überhaupt nur durch ihre Sprachen, wissen nicht einmal immer genau, welches Volk wir uns, der Abstammung und Verknüpfung nach, bei jeder Sprache zu denken haben. So ist das Zend wirklich für uns die Sprache einer Nation, die wir nur auf dem Wege der Vermuthung genauer bestimmen können. Unter allen Aeusserungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist aber die Sprache auch die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Wenn man also die Sprachen als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwickelung betrachtet, so muss man zwar dieselben als durch die intellectuelle Eigenthümlichkeit entstanden ansehen, allein die Art dieser Eigenthümlichkeit bei jeder einzelnen in ihrem Baue aufsuchen, so dass, wenn die hier eingeleiteten Betrachtungen zu einiger Vollständigkeit durchgeführt werden sollen, es uns jetzt obliegt, in die Natur der Sprachen und die Möglichkeit ihrer rückwirkenden Verschiedenheiten näher einzugehen, um auf diese Weise das vergleichende Sprachstudium an seinen letzten und höchsten Beziehungspunkt[6]) anzuknüpfen.

§. 8.

Es gehört aber allerdings eine eigne Richtung der Sprachforschung dazu, den im Obigen vorgezeichneten Weg mit Glück zu verfolgen. Man muss die Sprache nicht sowohl wie ein todtes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittelung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluss darauf zurückgehen. Die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelungenen Bemühungen der letzten Jahrzehnde verdankt, erleichtern die Uebersicht desselben in der Totalität seines Umfangs. Man kann nun dem Ziele näher rücken, die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen den mannigfach abgetheilten, isolirten und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spracherzeugung zur Vollendung gedeiht. Hierin aber liegt gerade sowohl die Ursach der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, als ihr Einfluss auf den Entwicklungsgang des Geistes, also der ganze uns hier beschäftigende Gegenstand.

Gleich bei dem ersten Betreten dieses Forschungsweges stellt sich uns jedoch eine wichtige Schwierigkeit in den Weg. Die Sprache bietet uns eine Unendlichkeit von Einzelnheiten dar, in Wörtern, Regeln, Analogieen und Ausnahmen aller Art, und wir gerathen in nicht geringe Verlegenheit, wie wir diese Menge, die uns, der schon in sie gebrachten Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erscheint, mit der Einheit des Bildes der menschlichen Geisteskraft in beurtheilende Vergleichung bringen sollen. Wenn man sich auch im Besitze alles nöthigen lexicalischen und grammatischen Details zweier wichtigen Sprachstämme,

z. B. des Sanskritischen und Semitischen, befindet, so wird man dadurch doch noch wenig in dem Bemühen gefördert, den Charakter eines jeden von beiden in so einfache Umrisse zusammenzuziehen, dass dadurch eine fruchtbare Vergleichung derselben und die Bestimmung der ihnen, nach ihrem Verhältniss zur Geisteskraft der Nationen, gebührenden Stelle in dem allgemeinen Geschäfte der Spracherzeugung möglich wird. Dies erfordert noch ein eignes Aufsuchen der gemeinschaftlichen *Quellen* der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines *organischen Ganzen*. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelnheiten festzuhalten vermag. Um daher verschiedene Sprachen in Bezug auf ihren charakteristischen Bau fruchtbar mit einander zu vergleichen, muss man der *Form* einer jeden derselben sorgfältig nachforschen, und sich auf diese Weise vergewissern, auf welche Art jede die hauptsächlichen Fragen löst, welche aller Spracherzeugung als Aufgaben vorliegen. Da aber dieser Ausdruck der *Form* in Sprachuntersuchungen in mehrfacher Beziehung gebraucht wird, so glaube ich ausführlicher entwickeln zu müssen, in welchem Sinne ich ihn hier genommen wünsche. Dies erscheint um so nothwendiger, als wir hier nicht von der Sprache überhaupt, sondern von den einzelnen verschiedener Völkerschaften reden, und es daher auch darauf ankommt, abgränzend zu bestimmen, was unter einer *einzelnen Sprache*, im Gegensatz auf der einen Seite des *Sprachstammes*, auf der andren des *Dialektes*, und was unter *Einer* da zu verstehen ist, wo die nämliche in ihrem Verlaufe wesentliche Veränderungen erfährt.

Die *Sprache*, in ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke *Vorübergehendes*. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, dass man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen

sucht. Sie selbst ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energeia*). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreuten Chaos von Wörtern und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pflegen, ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte Einzelne vorhanden, und dies niemals vollständig, auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ein wahres Bild der lebendigen Sprache zu geben. Gerade das Höchste und Feinste lässt sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen, und kann nur, was um so mehr beweist, dass die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens liegt, in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahndet werden. Nur sie muss man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.

Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adäquater Ausdruck, weil sich das Dasein des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und als solche denken lässt. Die zu ihrem Studium unentbehrliche Zergliederung ihres Baues nöthigt uns sogar, sie als ein Verfahren zu betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet, und sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen. Der hierbei möglichen Missdeutung ist schon oben*)

---

*) S. 21, 22, 49, 51—54 und weiter unten § 22.

hinlänglich vorgebeugt worden, und so können jene Ausdrücke der Wahrheit keinen Eintrag thun.

Ich habe schon im Obigen (S. 48) darauf aufmerksam gemacht, dass wir uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unserem Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt befinden, und dass weder eine Nation, noch eine Sprache unter den uns bekannten ursprünglich genannt werden kann. Da jede schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die, nach der obigen Erklärung, den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.

Diese Arbeit nun wirkt auf eine constante und gleichförmige Weise. Denn es ist die gleiche, nur innerhalb gewisser, nicht weiter Gränzen verschiedene geistige Kraft, welche dieselbe ausübt. Sie hat zum Zweck das Verständniss. Es darf also Niemand auf andere Weise zum Anderen reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde. Endlich ist der überkommene Stoff nicht bloss der nämliche, sondern auch, da er selbst wieder einen gleichen Ursprung hat, ein mit der Geistesrichtung durchaus nahe verwandter. Das in dieser Arbeit des Geistes den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig, als möglich, in seinem Zusammenhange aufgefasst, und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus.

In dieser Definition erscheint dieselbe als ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstractum. Es würde aber durchaus unrichtig sein, sie auch an sich bloss als ein solches daseinloses Gedankenwesen anzusehen. In der That ist sie vielmehr der durchaus individuelle Drang, vermittelst dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache verschafft. Nur weil uns nie gegeben ist, diesen

Drang in der ungetrennten Gesammtheit seines Strebens, sondern nur in seinen jedesmal einzelnen Wirkungen zu sehen, so bleibt uns auch bloss übrig, die Gleichartigkeit seines Wirkens in einen todten allgemeinen Begriff zusammenzufassen. In sich ist jener Drang Eins und lebendig.

Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, dass etwas aus dem Gesammteindruck der Sprache Fliessendes zwar durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch aber die Versuche scheitern, es in genügender Vollständigkeit einzeln darzulegen und in bestimmte Begriffe zu begränzen. Mit dieser nun hat man auch hier zu kämpfen. Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unerklärlich es im Einzelnen sei, auf irgend eine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten liesse, dass sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irgend eine gegebene Sprache durchgeht, so findet man Vieles, das man sich, dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl anders denken könnte, und wird, um diese rein geschieden zu erblicken, zu dem Gesammteindruck zurückgewiesen. Hier nun tritt sogleich das Gegentheil ein. Die entschiedenste Individualität fällt klar in die Augen, drängt sich unabweisbar dem Gefühl auf. Die Sprachen können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den menschlichen Gesichtsbildungen verglichen werden. Die Individualität steht unläugbar da, Aehnlichkeiten werden erkannt, aber kein Messen und kein Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und in der wieder individuellen Auffassung; daher auch gewiss jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen möge, immer ein geistiger

Aushauch eines nationell individuellen Lebens ist, so muss beides auch bei ihr eintreffen. Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser Beschaffenheit der Sprachen kann daher die Darstellung der Form irgend einer in dem hier angegebenen Sinne niemals ganz vollständig, sondern immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zur Uebersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen. Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen muss. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, muss sehr vieles, wirklich Erklärbares, unerklärt lassen, und hält für isolirt dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist.

Es ergiebt sich schon aus dem bisher Gesagten von selbst, dass unter Form der Sprache[7]) hier durchaus nicht bloss die sogenannte grammatische Form verstanden wird. Der Unterschied, welchen wir zwischen Grammatik und Lexicon zu machen pflegen, kann nur zum praktischen Gebrauche der Erlernung der Sprachen dienen, allein der wahren Sprachforschung weder Gränze, noch Regel vorschreiben. Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wortbildung hinaus, insofern man unter der letzteren die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorieen des Wirkens, des Gewirkten, der Substanz, der Eigenschaft u. s. w. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht. Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar, und muss in der That möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll.

Der Form steht freilich ein Stoff gegenüber; um aber den

Stoff der Sprachform zu finden, muss man über die Gränzen der Sprache hinausgehen. Innerhalb derselben lässt sich etwas nur beziehungsweise gegen etwas anderes als Stoff betrachten, z. B. die Grundwörter in Beziehung auf die Declination. In anderen Beziehungen aber wird, was hier Stoff ist, wieder als Form erkannt. Eine Sprache kann auch aus einer fremden Wörter entlehnen und wirklich als Stoff behandeln. Aber alsdann sind dieselben dies wiederum in Beziehung auf sie, nicht an sich. Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist, und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laute, beginnt, der ja eben durch Formung zum articulirten wird. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite 1. der Laut überhaupt, auf der andren 2. die Gesammtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen.

Es versteht sich daher von selbst, dass die reelle Beschaffenheit der Laute, um eine Vorstellung von der Form einer Sprache zu erhalten, ganz vorzugsweise beachtet werden muss. Gleich mit dem Alphabete[8]) beginnt die Erforschung der Form einer Sprache, und durch alle Theile derselben hindurch wird dies als ihre hauptsächlichste Grundlage behandelt. Ueberhaupt wird durch den Begriff der Form nichts Factisches und Individuelles ausgeschlossen, sondern alles nur wirklich historisch zu Begründende, so wie das Allerindividuellste, gerade in diesen Begriff befasst und eingeschlossen. Sogar werden alle Einzelnheiten, nur wenn man die hier bezeichnete Bahn verfolgt, mit Sicherheit in die Forschung aufgenommen, da sie sonst leicht übersehen zu werden Gefahr laufen. Dies führt freilich in eine mühvolle, oft ins Kleinliche gehende Elementaruntersuchung; es sind aber auch lauter in sich kleinliche Einzelnheiten, auf welchen der Totaleindruck der Spra-

chen beruht, und nichts ist mit ihrem Studium so unverträglich, als in ihnen bloss das Grosse, Geistige, Vorherrschende aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Subtilität und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendig, um sich nicht in allen Urtheilen über sie Irrthümern auszusetzen. Es versteht sich indess von selbst, dass in den Begriff der Form der Sprache keine Einzelnheit als isolirte Thatsache, sondern immer nur insofern aufgenommen werden darf, als sich eine Methode der Sprachbildung an ihr entdecken lässt. Man muss durch die Darstellung der Form den specifischen Weg erkennen, welchen die Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum Gedankenausdruck einschlägt. Man muss zu übersehen im Stande sein, wie sie sich zu andren Sprachen, sowohl in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken, als in der Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Nation, verhält. Sie ist in ihrer Natur selbst eine Auffassung der einzelnen, im Gegensatze zu ihr als Stoff zu betrachtenden, Sprachelemente in geistiger Einheit. Denn in jeder Sprache liegt eine solche, und durch diese zusammenfassende Einheit macht eine Nation die ihr von ihren Vorfahren überlieferte Sprache zu der ihrigen. Dieselbe Einheit muss sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst, da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft, nicht einmal jene Elemente in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, und noch weniger in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen.

Die Identität, um dies hier im Voraus zu bemerken, so wie die Verwandtschaft der Sprachen, muss auf der Identität und der Verwandtschaft ihrer Formen beruhen, da die Wirkung nur der Ursach gleich sein kann. Die Form entscheidet daher allein, zu welchen anderen eine Sprache, als stammverwandte, gehört. Wir werden dies in der Folge

auf das Kawi anwenden, das, wie viele Sanskritwörter es auch in sich aufnehmen möchte, darum nicht aufhört, eine Malayische Sprache zu sein. Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allgemeineren Form zusammenkommen, und die Formen aller thun dies in der That, insofern man überall bloss von dem Allgemeinsten ausgeht: von den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und der zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen, von der Gleichheit der Lautorgane, deren Umfang und Natur nur eine bestimmte Zahl articulirter Laute zulässt, von den Beziehungen endlich, welche zwischen einzelnen Consonant- und Vocallauten und gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten, woraus dann Gleichheit der Bezeichnung, ohne Stammverwandtschaft, entspringt. Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, dass man ebenso richtig sagen kann, dass das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dass jeder Mensch eine besondere besitzt. Unter den durch nähere Analogieen verbundenen Sprachähnlichkeiten aber zeichnet sich vor allen die aus Stammverwandtschaft der Nationen entstehende aus. Wie gross und von welcher Beschaffenheit eine solche Aehnlichkeit sein muss, um zur Annahme von Stammverwandtschaft da zu berechtigen, wo nicht geschichtliche Thatsachen dieselbe ohnehin begründen, ist es hier nicht der Ort zu untersuchen. Wir beschäftigen uns hier nur mit der Anwendung des eben entwickelten Begriffs der Sprachform auf stammverwandte Sprachen. Bei dieser ergiebt sich nun natürlich aus dem Vorigen, dass die Form der einzelnen stammverwandten Sprachen sich in der des ganzen Stammes wiederfinden muss. Es kann in ihnen nichts enthalten sein, was nicht mit der allgemeinen Form in Einklang stände; vielmehr wird man in der Regel in dieser jede ihrer Eigenthümlichkeiten auf irgend eine Weise angedeutet finden. In jedem Stamme wird es auch eine oder die andere Sprache

geben, welche die ursprüngliche Form reiner und vollständiger in sich enthält. Denn es ist hier nur von aus einander entstandenen Sprachen die Rede, wo also ein wirklich gegebener Stoff (dies Wort immer, nach den obigen Erklärungen beziehungsweise genommen) von einem Volke zum andren in bestimmter Folge, die sich jedoch nur selten genau nachweisen lässt, übergeht und umgestaltet wird. Die Umgestaltung selbst aber kann bei der ähnlichen Vorstellungsweise und Ideenrichtung der sie bewirkenden Geisteskraft, bei der Gleichheit der Sprachorgane und der überkommenen Lautgewohnheiten, endlich bei vielen zusammentreffenden historischen äusserlichen Einflüssen immer nur eine nah verwandte bleiben.

§. 9.

Da der Unterschied der Sprachen auf ihrer Form beruht, und diese mit den Geistesanlagen der Nationen und der sie im Augenblicke der Erzeugung oder neuen Auffassung durchdringenden Kraft in der engsten Verbindung steht, so ist es nunmehr nothwendig, diese Begriffe mehr im Einzelnen zu entwickeln.

Zwei Principe treten bei dem Nachdenken über die Sprache im Allgemeinen und der Zergliederung der einzelnen, sich deutlich von einander absondernd, an das Licht: die Lautform, und der von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachte Gebrauch. Der letztere gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet, woraus die allgemeinen Gesetze dieser entspringen; und dieser Theil ist daher in seiner ursprünglichen Richtung bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer geistigen Naturanlagen oder nachherigen Entwickelungen, in allen Menschen, als solchen gleich. Dagegen ist die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Ver-

schiedenheit der Sprachen, sowohl an sich, als in der be-
fördernden oder hemmenden Kraft, welche sie der inneren
Sprachtendenz gegenüberstellt. Sie hängt natürlich, als ein
in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender
Theil des ganzen menschlichen Organismus, ebenfalls genau
mit der Gesammtanlage der Nation zusammen; aber die Art
und die Gründe dieser Verbindung sind in, kaum irgend eine
Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt. Aus diesen beiden
Principien nun, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer
gegenseitigen Durchdringung, geht die individuelle Form
jeder Sprache hervor, und sie machen die Punkte aus, welche
die Sprachzergliederung zu erforschen und in ihrem Zusammen-
hange darzustellen versuchen muss. Das unerlassliche hierbei
ist, dass dem Unternehmen eine richtige und würdige Ansicht
der Sprache, der Tiefe ihres Ursprungs und der Weite ihres
Umfangs zum Grunde gelegt werde; und bei der Aufsuchung
dieser haben wir daher hier noch zunächst zu verweilen.

Ich nehme hier das Verfahren der Sprache in seiner
weitesten Ausdehnung, nicht bloss in der Beziehung derselben
auf die Rede und den Vorrath ihrer Wortelemente, als ihr
unmittelbares Erzeugniss, sondern auch in ihrem Verhältniss
zu dem Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Weg
kommt in Betrachtung, auf dem sie, vom Geiste ausgehend,
auf den Geist zurückwirkt.

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die
intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus
innerlich, und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird
durch den Laut in der Rede äusserlich und wahrnehmbar
für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und un-
zertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die
Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprach-
laute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlich-
keit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die
unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimm-

werkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Uebereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indess auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, Einem Blitze oder Stosse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschliesst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, dass das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im articulirten Laut eines denkenden, im unarticulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach aussen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlauts ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äusseren Natur, als die innerlich angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr umschliessender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Dieser verdrängt aber keinen der andren Ein-

drücke, welche die Gegenstände auf den äusseren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger,[9]) und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffasst, zusammenhängenden Beschaffenheit einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lauts eine unbestimmbare Menge, sich doch vor der Vorstellung genau absondernder, und in der Verbindung nicht vermischter Modificationen, was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellectuelle Streben nicht blos den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das athmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich passt die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergiessen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Geberde der Hände, begleitet zu werden, und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der Angemessenheit des Lautes zu den Operationen des Geistes, können wir nun genauer in den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache eingehen. Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object.

Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein bloss empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muss sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reisst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solche aufs neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniss desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinüberversetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjectivität aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschliessend Einem Subject angehört. Indem sie in andere übergeht, schliesst sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modification besitzt. Je grösser und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umstän-

den. Was die Sprache in dem einfachen Acte der Gedankenerzeugung nothwendig macht, das wiederholt sich auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mittheilung durch Sprache gewährt ihm Ueberzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntnissgrund der Wahrheit, des unbedingt Festen, für den Menschen nur in seinem Inneren liegen kann, so ist das Anringen seines geistigen Strebens an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, muss er sie sogar als etwas ausser ihm Liegendes ansehn; und eines der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Mittheilung mit Andren. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

Mit dem Verstehen[10]) verhält es sich nicht anders. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit, vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Uebergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, muss derselbe aus der eigenen, inneren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Es ist daher dem Menschen auch schon natürlich, das eben Verstandene gleich wieder auszusprechen. Auf diese Weise liegt die Sprache in jedem Menschen in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts Anderes bedeutet, als dass jeder ein, durch eine bestimmt modificirte Kraft, anstossend und beschränkend, geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äussere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach

und nach aus sich hervorzubringen und hervorgebracht zu verstehen.

Das Verstehen könnte jedoch nicht, so wie wir es eben gefunden haben, auf innerer Selbstthätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müsste etwas Andres, als bloss gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden, sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der Einzelnen die, sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende, Einheit der menschlichen Natur läge. Das Begreifen von Wörtern ist durchaus etwas Anderes, als das Verstehen unarticulirter Laute, und fasst weit mehr in sich, als das blosse gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als untheilbares Ganzes genommen werden, wie man selbst in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alphabetischen Zusammensetzung gewiss zu sein; und es wäre möglich, dass die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verführe. So wie aber nicht bloss das thierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und es ist viel wahrscheinlicher, dass es auch im Kinde keinen Moment giebt, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre), so wird auch das Wort, als articulirt, vernommen. Nun ist aber dasjenige, was die Articulation dem blossen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt, dass sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen

Mechanismus gar keine Ahndung erhalten, die Articulation ebensowenig, als der Blinde die Farbe, begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Denn die Sprache kann ja nicht als ein daliegender, in seinem Ganzen übersehbarer, oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern muss als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewissermassen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtniss, und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Uebung. Das Gehörte thut mehr, als bloss sich mitzutheilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr, und schneller, in das Gedächtniss hinüberzuziehen, immer weniger davon als blossen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich daher in beständig sich selbst steigerndem Verhältniss, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffes sich gegenseitig verstärken und erweitern. Dass bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwickelung der Sprachkraft vorgeht, beweist auch, dass, da den hauptsächlichsten menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwickelung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiedenartigsten Umständen ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden, Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte sich der Hörende bloss durch das Wachsen seiner eignen, sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht

in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so dass ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, anzuregen.

Man könnte gegen das hier Gesagte einwenden wollen, dass Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln. Diese unläugbare Thatsache, könnte man sagen, beweist deutlich, dass die Sprache bloss ein Wiedergeben des Gehörten ist und, ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, allein vom geselligen Umgange abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammanlage hat überwunden werden müssen, und wie sie doch vielleicht in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückgeblieben ist. Ohne indess auch hierauf zu achten, erklärt sich jene Erscheinung hinlänglich daraus, dass der Mensch überall Eins mit dem Menschen ist, und die Entwickelung des Sprachvermögens daher mit Hülfe jedes gegebenen Individuums vor sich gehen kann. Sie geschieht darum nicht minder aus dem eignen Innern; nur weil sie immer zugleich der äusseren Anregung bedarf, muss sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade erfährt, und kann es bei der Uebereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Gewalt der Abstammung über diese liegt demungeachtet klar genug in ihrer Vertheilung nach Nationen vor Augen. Sie ist auch an sich leicht begreiflich, da die Abstammung so vorherrschend mächtig auf die ganze Individualität einwirkt, und mit dieser wieder die jedesmalige besondere Sprache auf das innigste zusammenhängt. Träte nicht die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigentliche Verbindung, warum

würde sonst für den Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische eine so viel grössere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde, dass sie das Ohr nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüsst, und in der Ferne Sehnsucht erweckt? Es beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen.

Auch bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie bloss die schon an sich wahrgenommenen Gegenstände, nicht bestätigt. Man würde vielmehr niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen. Wie, ohne diese, kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äussere nur vermittelst des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder, wie wir weiter unten sehen werden, mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Object macht, und eine neue Eigenthümlichkeit hinzubringt. In dieser, als der eines Sprachlauts, herrscht nothwendig in derselben Sprache eine durchgehende Analogie; und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht.

Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äusserlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Diese Ausdrücke überschreiten auf keine Weise das Maass der einfachen Wahrheit. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschliesslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht sein, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer, mehr oder weniger, seine eigne Welt-, ja seine eigne Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.

Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen Berufe zu freier, menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfniss gegenseitiger Hülfsleistung beimisst und die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann. Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hülfsleistung hätten unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich, und dehnt sich absicht-

los auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprache der sogenannten Wilden, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müssten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfniss überschiessende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch, als Thiergattung, ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Die Sprache verpflanzt aber nicht bloss eine unbestimmbare Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt. Unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unserer Geistesform zusagende Gesetzmässigkeit. Abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge, hängt an ihren Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äussere Schönheit, in welcher die Gesetzmässigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende. Mit der Gesetzmässigkeit der Natur ist die ihres eignen Baues verwandt; und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständniss des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine Entwickelung geistiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmische und musikalische

Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber, auch unabhängig von ihm, durch den blossen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele.

Von dem jedesmal Gesprochenen ist die Sprache, als die Masse seiner Erzeugnisse, verschieden; und wir müssen, ehe wir diesen Abschnitt verlassen, noch bei der näheren Betrachtung dieser Verschiedenheit verweilen. Eine Sprache in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch sie in Laute Verwandelte. Wie aber der Stoff des Denkens und die Unendlichkeit der Verbindungen desselben niemals erschöpft werden, so kann dies ebensowenig mit der Menge des zu Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in der Sprache der Fall sein. Die Sprache besteht, neben den schon geformten Elementen, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen. Die einmal fest geformten Elemente bilden zwar eine gewissermassen todte Masse, diese Masse trägt aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmbarkeit in sich[11]. Auf jedem einzelnen Punkt und in jeder einzelnen Epoche erscheint daher die Sprache, gerade wie die Natur selbst, dem Menschen, im Gegensatze mit allem ihm schon Bekannten und von ihm Gedachten, als eine unerschöpfliche Fundgrube, in welcher der Geist immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann. In jeder Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und grosse Genialität zeigt sich diese Erscheinung in der Wirklichkeit; und der Mensch bedarf es zur Begeisterung in seinem immer fortarbeitenden intellectuellen Streben und der fortschreitenden Entfaltung seines geistigen Lebensstoffes, dass ihm, neben dem Gebiete des schon Errungenen, der Blick in eine unendliche, allmälig weiter zu entwirrende Masse offen bleibe. Die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, unenthüllte Tiefe.

Denn auch rückwärts fliesst sie aus unbekanntem Reichthum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse Weite noch erkennen lässt, dann aber sich schliesst, und nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurücklässt. Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Dasein des Menschengeschlechts gemein. Man fühlt und ahndet aber in ihr deutlicher und lebendiger, wie auch die ferne Vergangenheit sich noch an das Gefühl der Gegenwart knüpft, da die Sprache durch die Empfindungen der früheren Geschlechter durchgegangen ist und ihren Anhauch bewahrt hat, diese Geschlechter aber uns in denselben Lauten der Muttersprache, die auch uns Ausdruck unsrer Gefühle wird, nationell und familienartig verwandt sind.

Dies theils Feste, theils Flüssige in der Sprache bringt ein eignes Verhältniss zwischen ihr und dem redenden Geschlechte hervor. Es erzeugt sich in ihr ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbstständigen Macht anwächst. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, dass der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird, und insofern eine ihr fremde Wirkung auf sie ausübt. Wir haben aber das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung in der That aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache muss nothwendig (S. 67. 68.) zweien angehören, und ist wahrhaft ein Eigenthum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Dasein, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem

unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, dass die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr, und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Es muss dieser Widerstreit auch nicht so gelöst werden, dass sie zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil beides nicht sei. Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbstständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter Theil muss immer im Denken auf's neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständniss, und muss folglich ganz in das Subject übergehen. Es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen; sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des Individuums, aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zugleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung, ohne Unterbrechung, unter ihnen gewesen sein mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine urprüngliche wahre Natur.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volke alles dasjenige bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch er-

fahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der letzteren, durch die Möglichkeit, ihre Formen, dem allgemeinen Verständniss unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Ueberlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermassen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne am lebendigsten fühlt, dass er nichts, als ein Ausfluss des ganzen Menschengeschlechts, ist. Weil indess doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderung liegt nicht immer in den Wörtern und Formen selbst, sondern bisweilen nur in dem anders modificirten Gebrauche derselben; und dies letztere ist, wo Schrift und Litteratur mangeln, schwieriger wahrzunehmen. Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, dass die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichungsweise eine solche ist, dass aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, offenbart sich, ihrer im Vorigen dargestellten Macht

gegenüber, eine Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem auf ihn ausgeübten Einfluss liegt die Gesetzmässigkeit der Sprache und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Princip der Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag; und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschliessen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich dennoch vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muss die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Gränzen nachspüren.

§. 10.

Der Mensch nöthigt den articulirten Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab; und das Thier würde das Nämliche zu thun vermögen, wenn es von dem gleichen Drange beseelt wäre. So ganz und ausschliesslich ist die Sprache schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der geistigen Natur des Menschen gegründet, dass ihre Durchdringung hinreichend, aber nothwendig ist, den thierischen Laut in den articulirten zu verwandeln. Denn die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den articulirten Laut aus, und es lässt sich nichts andres angeben,

um seinen Unterschied auf der einen Seite vom thierischen Geschrei, auf der andren vom musikalischen Ton zu bezeichnen. Er kann nicht seiner Beschaffenheit, sondern nur seiner Erzeugung nach beschrieben werden, und dies liegt nicht im Mangel unsrer Fähigkeit, sondern charakterisirt ihn in seiner eigenthümlichen Natur, da er eben nichts, als das absichtliche Verfahren der Seele, ihn hervorzubringen, ist, und nur so viel Körper enthält, als die äussere Wahrnehmung nicht zu entbehren vermag.

Dieser Körper, der hörbare Laut, lässt sich sogar gewissermassen von ihm trennen und die Articulation dadurch noch reiner herausheben. Dies sehen wir an den Taubstummen. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen, sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und an der Schrift, deren Wesen die Articulation schon ganz ausmacht, verstehen, sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das, auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen geschehen, indem sie, durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, im Andren aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der Organe und durch die hinzukommende Schrift, sie vernehmen durch das Auge und das angestrengte Bemühen des Selbstsprechens seine Articulation ohne sein Geräusch. Es geht also in ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulirten Lautes vor. Sie verstehen, da sie alphabetisch lesen und schreiben, und selbst reden lernen, wirklich die Sprache, erkennen nicht bloss angeregte Vorstellungen an Zeichen oder Bildern. Sie lernen reden, nicht bloss dadurch, dass sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, dass sie auch Sprachfähigkeit besitzen, Uebereinstimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen,

und Drang, beide zusammenwirken zu lassen, das eine und das andere wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur. Der Unterschied zwischen ihnen und uns ist, dass ihre Sprachwerkzeuge nicht durch das Beispiel eines fertigen articulirten Lautes zur Nachahmung geweckt werden, sondern die Aeusserung ihrer Thätigkeit auf einem naturwidrigen, künstlichen Umwege erlernen müssen. Es erweist sich aber auch an ihnen, wie tief und enge die Schrift, selbst wo die Vermittelung des Ohres fehlt, mit der Sprache zusammenhängt.

Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen. Dasjenige, worin sich diese Form und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, dass beide ihr Gebiet in Grundtheile zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen zu werden. Das Denken fordert ausserdem Zusammenfassung des Mannigfaltigen in Einheit. Die nothwendigen Merkmale des articulirten Lautes sind daher scharf zu vernehmende Einheit, und eine Beschaffenheit, die sich mit andren und allen denkbaren articulirten Lauten in ein bestimmtes Verhältniss zu stellen vermag. Die Geschiedenheit des Lautes von allen ihn verunreinigenden Nebenklängen ist zu seiner Deutlichkeit und der Möglichkeit zusammentönenden Wohllauts unentbehrlich, fliesst aber auch unmittelbar aus der Absicht, ihn zum Elemente der Rede zu machen. Er steht von selbst rein da, wenn diese wahrhaft energisch ist, sich von verwirrtem und dunklem thierischem Geschrei losmacht und als Erzeugniss rein menschlichen Dranges und menschlicher Absicht hervortritt. Die Einpassung in ein System, vermöge dessen jeder articulirte Laut etwas an sich trägt, in Beziehung worauf andre ihm zur Seite oder gegenüberstehen, wird durch die Art der Erzeugung bewirkt.

Denn jeder einzelne Laut wird in Beziehung auf die übrigen, mit ihm gemeinschaftlich zur freien Vollständigkeit der Rede nothwendigen, gebildet. Ohne dass sich angeben liesse, wie dies zugeht, brechen aus jedem Volke die articulirten Laute, und in derjenigen Beziehung auf einander hervor, welche und wie sie das Sprachsystem desselben erfordert. Die ersten Hauptunterschiede bildet die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge und des räumlichen Ortes in jedem derselben, wo der articulirte Laut hervorgebracht wird. Es gesellen sich dann zu ihm Nebenbeschaffenheiten, die jedem, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Organe, eigen sein können, wie Hauch, Zischen, Nasenton u. s. w. Von diesen droht jedoch der reinen Geschiedenheit der Laute Gefahr; und es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinnes, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, dass sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen. Diese Nebenbeschaffenheiten müssen alsdann mit der ihnen zum Grunde liegenden Articulation in eine eigne Modification des Hauptlautes zusammenschmelzen, und auf jede andre, ungeregelte Weise durchaus verbannt sein.

Die consonantisch gebildeten articulirten Laute lassen sich nicht anders, als von einem Klang gebenden Luftzuge begleitet, aussprechen. Dies Ausströmen der Luft giebt nach dem Orte, wo es erzeugt wird, und nach der Oeffnung, durch die es strömt, ebenso bestimmt verschiedne und gegen einander in festen Verhältnissen stehende Laute, als die der Consonantenreihe. Durch dies gleichzeitig zwiefache Lautverfahren wird die Sylbe gebildet. In dieser aber liegen nicht, wie es, nach unsrer Art zu schreiben, scheinen sollte, zwei oder mehrere Laute, sondern eigentlich nur Ein auf eine bestimmte Weise herausgestossener. Die Theilung der einfachen Sylbe in einen Consonanten und Vocal, insofern man sich beide als selbstständig denken will, ist nur eine

künstliche. In der Natur bestimmen sich Consonant und Vocal dergestalt gegenseitig, dass sie für das Ohr eine durchaus unzertrennliche Einheit ausmachen. Soll daher auch die Schrift diese natürliche Beschaffenheit bezeichnen, so ist es richtiger, so wie es mehrere Asiatische Alphabete thun, die Vocale gar nicht als eigne Buchstaben, sondern bloss als Modificationen der Consonanten zu behandeln. Genau genommen, können auch die Vocale nicht allein ausgesprochen werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf eines ihn hörbar machenden Anstosses; und giebt diesen kein klar anlautender Consonant, so ist dazu ein, auch noch so leiser Hauch erforderlich, den einige Sprachen auch in der Schrift jedem Anfangsvocal vorausgehen lassen. Dieser Hauch kann sich gradweise bis zum wirklich gutturalen Consonanten verstärken, und die Sprache kann die verschiednen Stufen dieser Verhärtung, durch eigne Buchstaben, bezeichnen. Der Vocal verlangt dieselbe reine Geschiedenheit, als der Consonant, und die Sylbe muss diese doppelte an sich tragen. Sie ist aber im Vocalsystem, obgleich der Vollendung der Sprache nothwendiger, dennoch schwieriger zu bewahren. Der Vocal verbindet sich nicht bloss mit einem ihm vorangehenden, sondern ebensowohl mit einem ihm nachfolgenden Laute, der ein reiner Consonant, aber auch ein blosser Hauch, wie das Sanskritische Wisarga und in einigen Fällen das Arabische schliessende Elif, sein kann. Gerade dort aber ist die Reinheit des Lautes, vorzüglich wenn sich kein eigentlicher Consonant, sondern nur eine Nebenbeschaffenheit der articulirten Laute an den Vocal anschliesst, für das Ohr schwieriger, als beim Anlaute, zu erreichen, so dass die Schrift einiger Völker von dieser Seite her sehr mangelhaft erscheint. Durch die zwei, sich immer gegenseitig bestimmenden, aber doch sowohl durch das Ohr, als die Abstraction, bestimmt unterschiedenen Consonanten- und Vocalreihen entsteht nicht nur eine neue Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im Alphabete, sondern auch ein Gegensatz dieser

beiden Reihen gegen einander, von welchem die Sprache vielfachen Gebrauch macht.

In der Summe der articulirten Laute lässt sich also bei jedem Alphabete ein Zwiefaches unterscheiden, wodurch dasselbe mehr oder weniger wohlthätig auf die Sprache einwirkt, nämlich der absolute Reichthum desselben an Lauten, und das relative Verhältniss dieser Laute zu einander und zu der Vollständigkeit und Gesetzmässigkeit eines vollendeten Lautsystems. Ein solches System enthält nämlich, seinem Schema nach, als ebenso viele Classen der Buchstaben, die Arten, wie die articulirten Laute sich in Verwandtschaft an einander reihen, oder in Verschiedenheit einander gegenüberstellen, Gegensatz und Verwandtschaft von allen den Beziehungen aus genommen, in welchen sie statt finden können. Bei Zergliederung einer einzelnen Sprache fragt es sich nun zuerst, ob die Verschiedenartigkeit ihrer Laute vollständig oder mangelhaft die Punkte des Schemas besetzt, welche die Verwandtschaft oder der Gegensatz angeben, und ob daher der, oft nicht zu verkennende Reichthum an Lauten nach einem dem Sprachsinne des Volks in allen seinen Theilen zusagenden Bilde des ganzen Lautsystems gleichmässig vertheilt ist, oder Classen Mangel leiden, indem andre Ueberfluss haben? Die wahre Gesetzmässigkeit, der das Sanskrit in der That sehr nahe kommt, würde erfordern, dass jeder nach dem Ort seiner Bildung verschiedenartige articulirte Laut durch alle Classen, mithin durch alle Laut-Modificationen durchgeführt sei, welche das Ohr in den Sprachen zu unterscheiden pflegt. Bei diesem ganzen Theile der Sprachen kommt es, wie man leicht sieht, vor allem auf eine glückliche Organisation des Ohrs und der Sprachwerkzeuge an. Es ist aber auch keinesweges gleichgültig, wie klangreich oder lautarm, gesprächig oder schweigsam ein Volk seinem Naturell und seiner Empfindungsweise nach sei. Denn das Gefallen am articulirt hervorgebrachten Laute giebt demselben Reichthum und Man-

nigfaltigkeit von Verknüpfungen. Selbst dem unarticulirten Laute kann ein gewisses freies und daher edleres Gefallen an seiner Hervorbringung nicht immer abgesprochen werden. Oft entpresst ihn zwar, wie bei widrigen Empfindungen, die Noth; in andren Fällen liegt ihm Absicht zum Grunde, indem er lockt, warnt, oder zur Hülfe herbeiruft. Aber er entströmt auch ohne Noth und Absicht, dem frohen Gefühle des Daseins, und nicht bloss der rohen Lust, sondern auch dem zarteren Gefallen am kunstvolleren Schmettern der Töne. Dies Letzte ist das Poetische, ein aufglimmender Funke in der thierischen Dumpfheit. Diese verschiednen Arten der Laute sind unter die mehr oder minder stummen und klangreichen Geschlechter der Thiere sehr ungleich vertheilt, und verhältnissmässig wenigen ist die höhere und freudigere Gattung geworden. Es wäre, auch für die Sprache, belehrend, bleibt aber vielleicht immer unergründet, woher diese Verschiedenheit stammt. Dass die Vögel allein Gesang besitzen, liesse sich vielleicht daraus erklären, dass sie freier, als alle andren Thiere, in dem Elemente des Tons und in seinen reineren Regionen leben, wenn nicht so viele Gattungen derselben, gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmige Laute gebunden wären.

In der Sprache entscheidet jedoch nicht gerade der Reichthum an Lauten, es kommt vielmehr im Gegentheil auf keusche Beschränkung auf die der Rede nothwendigen Laute und auf das richtige Gleichgewicht zwischen denselben an. Der Sprachsinn muss daher noch etwas anderes enthalten, was wir uns nicht im Einzelnen zu erklären vermögen, ein instinctartiges Vorgefühl des ganzen Systems, dessen die Sprache in dieser ihrer individuellen Form bedürfen wird. Was sich eigentlich in der ganzen Spracherzeugung wiederholt, tritt auch hier ein. Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deut-

lich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctmässig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Uebereinstimmung stehen muss, im gleichen Augenblick gegenwärtig.

Die einzelnen Articulationen machen die Grundlage aller Lautverknüpfungen der Sprache aus. Die Gränzen, in welche diese dadurch eingeschlossen werden, erhalten aber zugleich ihre noch nähere Bestimmung durch die den meisten Sprachen eigenthümliche Lautumformung, die auf besonderen Gesetzen und Gewohnheiten beruht. Sie geht sowohl die Consonanten-, als Vocalreihe an, und einige Sprachen unterscheiden sich noch dadurch, dass sie von der einen oder andren dieser Reihen vorzugsweise, oder zu verschiedenen Zwecken Gebrauch machen. Der wesentliche Nutzen dieser Umformung besteht darin, dass, indem der absolute Sprachreichthum und die Laut-Mannigfaltigkeit dadurch vermehrt werden, dennoch an dem umgeformten Element sein Urstamm erkannt werden kann. Die Sprache wird dadurch in den Stand gesetzt, sich in grösserer Freiheit zu bewegen, ohne dadurch den dem Verständnisse und dem Aufsuchen der Verwandtschaft der Begriffe nothwendigen Faden zu verlieren. Denn diese folgen der Veränderung der Laute oder gehen ihr gesetzgebend voran, und die Sprache gewinnt dadurch an lebendiger Anschaulichkeit. Mangelnde Lautumformung setzt dem Wiedererkennen der bezeichneten Begriffe an den Lauten Hindernisse entgegen, eine Schwierigkeit, die im Chinesischen noch fühlbarer sein würde, wenn nicht dort sehr häufig, in Ableitung und Zusammensetzung, die Analogie der Schrift an die Stelle der Laut-Analogie träte. Die Lautumformung unterliegt aber einem zwiefachen, gegenseitig sich oft unterstützenden, allein auch in andren Fällen entgegenkämpfenden Gesetze. Das eine ist

ein bloss organisches, aus den Sprachwerkzeugen und ihrem Zusammenwirken entstehend, von der Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache abhängend, und daher der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend. Das andere wird durch das geistige Princip der Sprache gegeben, hindert die Organe, sich ihrer blossen Neigung oder Trägheit zu überlassen, und hält sie bei Lautverbindungen fest, die ihnen an sich nicht natürlich sein würden. Bis auf einen gewissen Grad stehen beide Gesetze in Harmonie mit einander. Das geistige muss zur Beförderung leichter und fliessender Aussprache dem anderen, soviel es möglich ist, nachgebend huldigen, ja bisweilen, um von einem Laute zum andren, wenn eine solche Verbindung durch die Bezeichnung als nothwendig erachtet wird, zu gelangen, andere, bloss organische Uebergänge ins Werk richten. In gewisser Absicht aber stehen beide Gesetze einander so entgegen, dass, wenn das geistige in der Kraft seiner Einwirkung nachlässt, das organische das Uebergewicht gewinnt, so wie im thierischen Körper beim Erlöschen des Lebensprincips die chemischen Affinitäten die Herrschaft erhalten. Das Zusammenwirken und der Widerstreit dieser beiden Gesetze bringt sowohl in der uns ursprünglich scheinenden Form der Sprachen, als in ihrem Verfolge, mannigfaltige Erscheinungen hervor, welche die genaue grammatische Zergliederung entdeckt und aufzählt.

Die Lautumformung, von der wir hier reden, kommt hauptsächlich in zwei, oder wenn man will, in drei Stadien der Sprachbildung vor: bei den Wurzeln, den daraus abgeleiteten Wörtern, und deren weiterer Ausbildung in die verschiednen allgemeinen, in der Natur der Sprache liegenden Formen. Mit dem eigenthümlichen Systeme, welches jede Sprache hierin annimmt, muss ihre Schilderung beginnen. Denn es ist gleichsam das Bett, in welchem ihr Strom von Zeitalter zu Zeitalter fliesst; ihre allgemeinen Richtungen werden dadurch bedingt, und ihre individuellsten Erscheinun-

gen weiss eine beharrliche Zergliederung auf diese Grundlage zurückzuführen.

Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzelnen Begriffe. Die Sylbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird aber erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit erhält, wozu oft eine Verbindung mehrerer gehört. Es kommt daher in dem Worte allemal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffes, zusammen. Dadurch werden die Wörter zu den wahren Elementen der Rede, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nicht eigentlich so genannt werden können. Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Form, erhalten werden muss. Die Rede läuft zwar in ungetrennter Stätigkeit fort, und der Sprechende, ehe auf die Sprache gerichtete Reflexion hinzutritt, hat darin nur das Ganze des zu bezeichnenden Gedanken im Auge. Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend, und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. Sie werden aber auch schon, ohne eigentliche Reflexion, und selbst in dem rohesten und ungebildetsten Sprechen, empfunden, da die Wortbildung ein wesentliches Bedürfniss des Sprechens ist. Der Umfang des Worts ist die Gränze, bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüthe. In ihm gehört ihr das fertige Erzeugniss selbst an. Dem Satz und der Rede bestimmt sie nur die regelnde Form, und überlässt die individuelle Gestaltung der Willkühr des Sprechenden. Die Wörter erscheinen auch oft

in der Rede selbst isolirt, allein ihre wahre Herausfindung aus dem Continuum derselben gelingt nur der Schärfe des schon mehr vollendeten Sprachsinnes; und es ist dies gerade ein Punkt, in welchem die Vorzüge und Mängel einzelner Sprachen vorzüglich sichtbar werden.

Da die Wörter immer Begriffen gegenüberstehen, so ist es natürlich, verwandte Begriffe mit verwandten Lauten zu bezeichnen. Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so muss ihr eine Abstammung in den Lauten entsprechen, so dass Verwandtschaft der Begriffe und Laute zusammentrifft. Die Lautverwandtschaft, die doch nicht zu Einerleiheit des Lautes werden soll, kann nur daran sichtbar sein, dass ein Theil des Wortes einen, gewissen Regeln unterworfenen Wechsel erfährt, ein anderer Theil dagegen ganz unverändert, oder nur in leicht erkennbarer Veränderung bestehen bleibt. Diese festen Theile der Wörter und Wortformen nennt man die wurzelhaften, und wenn sie abgesondert dargestellt werden, die Wurzeln der Sprache selbst. Diese Wurzeln erscheinen in ihrer nackten Gestalt in der zusammengefügten Rede in einigen Sprachen selten, in anderen gar nicht. Sondert man die Begriffe genau, so ist das letztere sogar immer der Fall. Denn so wie sie in die Rede eintreten, nehmen sie auch im Gedanken eine ihrer Verbindung entsprechende Kategorie an, und enthalten daher nicht mehr den nackten und formlosen Wurzelbegriff. Auf der anderen Seite kann man sie aber auch nicht in allen Sprachen ganz als eine Frucht der blossen Reflexion und als das letzte Resultat der Wortzergliederung, also lediglich wie eine Arbeit der Grammatiker ansehen. In Sprachen, welche bestimmte Ableitungsgesetze in grosser Mannigfaltigkeit von Lauten und Ausdrücken besitzen, müssen die wurzelhaften Laute sich in der Phantasie und dem Gedächtniss der Redenden leicht als die eigentlich ursprünglich, aber bei ihrer Wiederkehr in so vielen Abstufungen der Begriffe

als die allgemein bezeichnenden herausheben. Prägen sie sich, als solche, dem Geiste tief ein, so werden sie leicht auch in die verbundene Rede unverändert eingeflochten werden, und mithin der Sprache auch in wahrer Wortform angehören. Sie können aber auch schon in uralter Zeit in der Periode des Aufsteigens zur Formung auf diese Weise gebräuchlich gewesen sein, so dass sie wirklich den Ableitungen vorausgegangen, und Bruchstücke einer später erweiterten und umgeänderten Sprache wären. Auf diese Weise lässt sich erklären, wie wir z. B. im Sanskrit, wenn wir die uns bekannten Schriften zu Rathe ziehen, nur gewisse Wurzeln gewöhnlich in die Rede eingefugt finden. Denn in diesen Dingen waltet natürlich in den Sprachen auch der Zufall mit; und wenn die Indischen Grammatiker sagen, dass jede ihrer angeblichen Wurzeln so gebraucht werden könne, so ist dies wohl nicht eine aus der Sprache entnommene Thatsache, sondern eher ein ihr eigenmächtig gegebenes Gesetz. Sie scheinen überhaupt, auch bei den Formen, nicht bloss die gebräuchlichen gesammelt, sondern jede Form durch alle Wurzeln durchgeführt zu haben; und dies System der Verallgemeinerung ist auch in andren Theilen der Sanskrit-Grammatik genau zu beachten. Die Aufzählung der Wurzeln beschäftigte die Grammatiker vorzüglich, und die vollständige Zusammenstellung derselben ist unstreitig ihr Werk*). Es giebt aber auch Sprachen, die in dem hier angenommenen Sinn wirklich keine

---

*) Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohllautsgesetze genommen wird. Die auf uns gekommenen Wurzelverzeichnisse tragen in Allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, und eine ganze Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraction ihr Dasein verdanken. Pott's treffliche Forschungen (Etymologische Forschungen. 1833.) haben schon sehr viel in diesem Gebiete aufgeräumt, und man darf sich noch viel mehr von der Fortsetzung derselben versprechen.

Wurzeln haben, weil es ihnen an Ableitungsgesetzen und Lautumformung von einfacheren Lautverknüpfungen aus fehlt. Alsdann fallen, wie im Chinesischen, Wurzeln und Wörter zusammen, da sich die letzteren in keine Formen auseinanderlegen oder erweitern; die Sprache besitzt bloss Wurzeln. Von solchen Sprachen aus, wäre es denkbar, dass andere, den Wörtern jene Lautumformung hinzufügende, entstanden wären, so dass die nackten Wurzeln der letzteren den Wortvorrath einer älteren, in ihnen aus der Rede ganz oder zum Theil verschwundenen Sprache ausmachten. Ich führe dies aber bloss als eine Möglichkeit an; dass es sich wirklich mit irgend einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden.

Wir haben die Wörter hier, zum Einfachen hinaufgehend, von den Wurzeln gesondert; wir können sie aber auch, zum noch Verwickelteren hinabsteigend, von den eigentlich grammatischen Formen unterscheiden. Die Wörter müssen nämlich, um in die Rede eingefugt zu werden, verschiedene Zustände andeuten, und die Bezeichnung dieser kann an ihnen selbst geschehen, so dass dadurch eine dritte, in der Regel erweiterte Lautform entspringt. Ist die hier angedeutete Trennung scharf und genau in einer Sprache, so können die Wörter der Bezeichnung dieser Zustände nicht entbehren, und also, insofern dieselbe durch Lautverschiedenheit bezeichnet sind, nicht unverändert in die Rede eintreten, sondern höchstens als Theile andrer, diese Zeichen an sich tragender Wörter darin erscheinen. Wo dies nun in einer Sprache der Fall ist, nennt man diese Wörter Grundwörter; die Sprache besitzt alsdann wirklich eine Lautform in dreifach sich erweiternden Stadien; und dies ist der Zustand, in welchem sich ihr Lautsystem zu dem grössten Umfange ausdehnt.

Die Vorzüge einer Sprache in Absicht ihres Lautsystems beruhen aber, ausser der Feinheit der Sprachwerkzeuge und des Ohrs, und ausser der Neigung, dem Laute die grösste

Mannigfaltigkeit und die vollendetste Ausbildung zu geben, ganz besonders noch auf der Beziehung desselben zur Bedeutsamkeit. Die äusseren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemüths bloss durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im Einzelnen grossentheils unerklärbare Operation. Dass Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewiss; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber lässt sich selten vollständig angeben, oft nur ahnden, und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn man bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusammengesetzten hier nicht die Rede sein kann, so sieht man einen dreifachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, dass damit, besonders in der Anwendung, bei weitem nicht Alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor, und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen, das Sanskritische *lî*, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfliessenden, nicht, nagen, Neid den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie wehen, Wind, Wolke, wirren, Wunsch, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen *u* verhärtete *w* ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive Wortbezeichnung eine grosse, vielleicht ausschliessliche Herrschaft ausgeübt. Ihre nothwendige Folge musste eine gewisse Gleichheit der Bezeichnung durch alle Sprachen des Menschengeschlechts hindurch sein, da die Eindrücke der Gegenstände überall mehr oder weniger in dasselbe Verhältniss zu denselben Lauten treten mussten. Vieles von dieser Art lässt sich heute in den Sprachen erkennen, und muss billigerweise abhalten, alle sich antreffende Gleichheit der Bedeutung und Laute sogleich für Wirkung gemeinschaftlicher Abstammung zu halten. Will man aber daraus, statt eines bloss die geschichtliche Herleitung beschränkenden oder die Entscheidung durch einen nicht zurückzuweisenden Zweifel aufhaltenden, ein constitutives Princip machen und diese Art der Bezeichnung als eine durchgängige an den Sprachen beweisen, so

setzt man sich grossen Gefahren aus und verfolgt einen in jeder Rücksicht schlüpfrigen Pfad. Es ist, anderer Gründe nicht zu gedenken, schon viel zu ungewiss, was in den Sprachen sowohl der ursprüngliche Laut, als die ursprüngliche Bedeutung der Wörter gewesen ist; und doch kommt hierauf Alles an. Sehr häufig tritt ein Buchstabe nur durch organische oder gar zufällige Verwechslung an die Stelle eines andren, wie *n* an die von *l*, *d* von *r*; und es ist jetzt nicht immer sichtbar, wo dies der Fall gewesen ist. Da mithin dasselbe Resultat verschiedenen Ursachen zugeschrieben werden kann, so ist selbst grosse Willkührlichkeit von dieser Erklärungsart nicht auszuschliessen.

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen. Diese Bezeichnungsweise setzt, um recht an den Tag zu kommen, in dem Lautsysteme Wortganze von einem gewissen Umfange voraus, oder kann wenigstens nur in einem solchen Systeme in grösserer Ausdehnung angewendet werden. Sie ist aber die fruchtbarste von allen, und die am klarsten und deutlichsten den ganzen Zusammenhang des intellectuell Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache darstellt. Man kann diese Bezeichnung, in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder in ihrem eignen Gebiete, dergestalt verfolgt wird, dass beide gleichen Schritt halten müssen, die analogische nennen.

In dem ganzen Bereiche des in der Sprache zu bezeichnenden unterscheiden sich zwei Gattungen wesentlich von einander: die einzelnen Gegenstände oder Begriffe, und solche allgemeine Beziehungen, die sich mit vielen der ersteren theils zur Bezeichnung neuer Gegenstände oder Begriffe, theils zur Verknüpfung der Rede verbinden lassen. Die

allgemeinen Beziehungen gehören grösstentheils den Formen des Denkens selbst an, und bilden, indem sie sich aus einem ursprünglichen Princip ableiten lassen, geschlossene Systeme. In diesen wird das Einzelne sowohl in seinem Verhältniss zu einander, als zu der das Ganze zusammenfassenden Gedankenform, durch intellectuelle Nothwendigkeit bestimmt. Tritt nun in einer Sprache ein ausgedehntes, Mannigfaltigkeit erlaubendes Lautsystem hinzu, so können die Begriffe dieser Gattung und die Laute in einer sich fortlaufend begleitenden Analogie durchgeführt werden. Bei diesen Beziehungen sind von den drei im Vorigen (S. 92) aufgezählten Bezeichnungsarten vorzugsweise die symbolische und analogische anwendbar, und lassen sich wirklich in mehreren Sprachen deutlich erkennen. Wenn z. B. im Arabischen eine sehr gewöhnliche Art der Bildung der Collectiva die Einschiebung eines gedehnten Vocals ist, so wird die zusammengefasste Menge durch die Länge des Lautes symbolisch dargestellt. Man kann dies aber schon als eine Verfeinerung durch höher gebildeten Articulationssinn betrachten. Denn einige rohere Sprachen deuten Aehnliches durch eine wahre Pause zwischen den Sylben des Wortes oder auf eine Art an, die der Geberde nahe kommt, so dass alsdann die Andeutung noch mehr körperlich nachahmend wird*). Von ähnlicher Art ist die unmittelbare Wiederholung der gleichen Sylbe zu vielfacher Andeutung, namentlich auch zu der der Mehrheit, so wie der vergangenen Zeit. Es ist merkwürdig, im Sanskrit, zum Theil auch schon im Malayischen Sprachstamme, zu sehen, wie edle Sprachen die Sylbenverdoppelung, indem sie dieselbe in ihr Lautsystem verflechten, durch Wohllautsgesetze verändern, und

---

*) Einige besonders merkwürdige Beispiele dieser Art finden sich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1822. 1823. Historisch-philologische Classe. S. 413.

ihr dadurch das rohere symbolisch nachahmende Sylbengeklingel nehmen. Sehr fein und sinnvoll ist die Bezeichnung der intransitiven Verba im Arabischen durch das schwächere, aber zugleich schneidend eindringende *i*, im Gegensatz des *a* des activen, und in einigen Sprachen des Malayischen Stammes durch die Einschiebung des dumpfen, gewissermaassen mehr in dem Inneren verhaltenen Nasenlauts. Dem Nasenlaute muss hier ein Vocal vorausgehen. Die Wahl dieses Vocals folgt aber wieder der Analogie der Bezeichnung; dem *m* wird, die wenigen Fälle ausgenommen, wo durch eine vom Laute über die Bedeutsamkeit geübte Gewalt dieser Vocal sich dem der folgenden Sylbe assimilirt, das hohle, aus der Tiefe der Sprachwerkzeuge kommende *u* vorausgeschickt, so dass die eingeschobene Sylbe *um* die intransitive Charakteristik ausmacht.

Da sich aber die Sprachbildung hier in einem ganz intellectuellen Gebiete befindet, so entwickelt sich hier auch auf ganz vorzügliche Weise noch ein anderes höheres Princip, nämlich der reine und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam nackte Articulationssinn. So wie das Streben, dem Laute Bedeutung zu verleihen, die Natur des articulirten Lautes, dessen Wesen ausschliesslich in dieser Absicht besteht, überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Streben hier auf eine bestimmte Bedeutung hin. Diese Bestimmtheit ist um so grösser, als das Gebiet des zu Bezeichnenden, indem die Seele selbst es erzeugt, wenn es auch nicht immer in seiner Totalität in die Klarheit des Bewusstseins tritt, doch dem Geiste wirksam vorschwebt. Die Sprachbildung kann also hier reiner von dem Bestreben, das Aehnliche und Unähnliche der Begriffe, bis in die feinsten Grade, durch Wahl und Abstufung der Laute zu unterscheiden, geleitet werden. Je reiner und klarer die intellectuelle Ansicht des zu bezeichnenden Gebietes ist, desto mehr fühlt sie sich gedrungen, sich von diesem Principe leiten zu lassen; und ihr vollendeter Sieg in

diesem Theil ihres Geschäftes ist die vollständige und sichtbare Herrschaft desselben. In der Stärke und Reinheit dieses Articulationssinnes liegt daher, wenn wir die Feinheit der Sprachorgane und des Ohres, so wie des Gefühls für Wohllaut, für den ersten ansehen, ein zweiter wichtiger Vorzug der sprachbildenden Nationen. Es kommt hier Alles darauf an, dass die Bedeutsamkeit den Laut wahrlich durchdringe, und dass dem sprachempfänglichen Ohre, zugleich und ungetrennt, in dem Laute nichts, als seine Bedeutung, und von dieser[12]) ausgegangen, der Laut gerade und einzig für sie bestimmt erscheine. Dies setzt natürlich eine grosse Schärfe der abgegränzten Beziehungen, da wir vorzüglich von diesen hier reden, aber auch eine gleiche in den Lauten voraus. Je bestimmter und körperloser diese sind, desto schärfer setzen sie sich von einander ab. Durch die Herrschaft des Articulationssinnes wird die Empfänglichkeit sowohl, als die Selbstthätigkeit der sprachbildenden Kraft nicht bloss gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise erhalten; und da diese, wie ich schon oben (S. 88) bemerkt habe, jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Instinct im Verhältniss der Stärke und Reinheit des Articulationssinnes wirksam und fühlbar.

Die Lautform ist der Ausdruck, welche die Sprache dem Gedanken erschafft. Sie kann aber auch als ein Gehäuse betrachtet werden, in welches sie sich gleichsam hineinbaut. Das Schaffen, wenn es ein eigentliches und vollständiges sein soll, könnte nur von der ursprünglichen Spracherfindung, also von einem Zustande gelten, den wir nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hypothese voraussetzen. Die Anwendung schon vorhandener Lautform auf die inneren Zwecke der Sprache aber lässt sich in mittleren Perioden der Sprachbildung als möglich denken. Ein Volk könnte,

durch innere Erleuchtung und Begünstigung äusserer Umstände, der ihm überkommenen Sprache so sehr eine andere Form ertheilen, dass sie dadurch zu einer ganz anderen und neuen würde. Dass dies bei Sprachen von gänzlich verschiedener Form möglich sei, lässt sich mit Grunde bezweifeln. Dagegen ist es unläugbar, dass Sprachen durch die klarere und bestimmtere Einsicht der innern Sprachform geleitet werden, mannigfaltigere und schärfer abgegränzte Nüancen zu bilden, und dazu nun ihre vorhandene Lautform *erweiternd* oder *verfeinernd*, gebrauchen. In Sprachstämmen lehrt alsdann die Vergleichung der verwandten einzelnen Sprachen, welche den anderen auf diese Weise vorgeschritten ist. Mehrere solcher Fälle finden sich im Arabischen, wenn man es mit dem Hebräischen vergleicht; und eine, der Folge dieser Schrift vorbehaltene, interessante Untersuchung wird es sein, ob und auf welche Weise man die Sprachen der Südsee-Inseln als die Grundform ansehen kann, aus welcher sich die im engeren Verstande Malayischen des Indischen Archipelagus und Madagascars nur weiter entwickelt haben?

Die Erscheinung im Ganzen erklärt sich vollständig aus dem natürlichen Verlauf der *Spracherzeugung*. Die Sprache ist, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgeht, der Seele in ihrer *Totalität* gegenwärtig, d. h. jedes Einzelne in ihr verhält sich so, dass es Andrem, noch nicht deutlich gewordenem, und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche *Entwicklung* geschieht *allmälig*, und das *neu Hinzutretende* bildet sich *analogisch* nach dem schon *Vorhandenen*. Von diesen Grundsätzen muss man nicht nur bei aller Spracherklärung ausgehen, sondern sie springen auch so klar aus der geschichtlichen Zergliederung der Sprachen hervor, dass man es mit völliger Sicherheit zu thun vermag. Das schon in der Lautform *Gestaltete* reisst gewissermassen gewaltsam die

neue Formung an sich, und erlaubt ihr nicht, einen wesentlich anderen Weg einzuschlagen. Die verschiedenen Gattungen des Verbum in den Malayischen Sprachen werden durch Sylben angedeutet, welche sich vorn an das Grundwort anschliessen. Dieser Sylben hat es sichtbar nicht immer so viele und fein unterschiedene gegeben, als man bei den Tagalischen Grammatikern findet. Aber die nach und nach hinzugekommenen behalten immer dieselbe Stellung unverändert bei. Ebenso ist es in den Fällen, wo das Arabische von der älteren Semitischen Sprache unbezeichnet gelassene Unterschiede zu bezeichnen sucht. Es entschliesst sich eher, für die Bildung einiger Tempora Hülfsverba herbeizurufen, als dem Worte selbst eine dem Geiste des Sprachstammes nicht gemässe Gestalt durch Sylbenanfügung zu geben.

Es wird daher sehr erklärbar, dass die Lautform hauptsächlich dasjenige ist, wodurch der Unterschied der Sprachen begründet wird. Es liegt dies an sich in ihrer Natur, da der körperliche Laut allein in Wahrheit die Sprache ausmacht, der Laut auch eine weit grössere Mannigfaltigkeit der Unterschiede erlaubt, als bei der inneren Sprachform, die nothwendig mehr Gleichheit mit sich führt, statt finden kann. Ihr mächtigerer Einfluss entsteht aber zum Theil auch aus dem, welchen sie auf die innere Form selbst ausübt. Denn wenn man sich, wie man nothwendig muss, und wie es weiter unten noch ausführlicher entwickelt werden wird, die Bildung der Sprache immer als ein Zusammenwirken des geistigen Strebens, den durch den inneren Sprachzweck geforderten Stoff zu bezeichnen, und des Hervorbringens des entsprechenden articulirten Lautes denkt, so muss das schon wirklich gestaltete Körperliche, und noch mehr das Gesetz, auf welchem seine Mannigfaltigkeit beruht, nothwendig leicht das Uebergewicht über die erst durch neue Gestaltung klar zu werden versuchende Idee gewinnen.

Man muss die Sprachbildung überhaupt als eine Er-

zeugung ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine Schwierigkeit zu überwinden hat. Diese Schwierigkeit ist der Laut, und die Ueberwindung gelingt nicht immer in gleichem Grade. In solch einem Fall ist es oft leichter, in den Ideen nachzugeben und denselben Laut oder dieselbe Lautform für eigentlich verschiedene anzuwenden, wie wenn Sprachen Futurum und Conjunctivus, wegen der in beiden liegenden Ungewissheit, auf gleiche Weise gestalten (s. unten §. 11.). Allerdings ist alsdann immer auch Schwäche der lauterzeugenden Ideen im Spiel, da der wahrhaft kräftige Sprachsinn die Schwierigkeit allemal siegreich überwindet. Aber die Lautform benutzt seine Schwäche, und bemeistert sich gleichsam der neuen Gestaltung. In allen Sprachen finden sich Fälle, wo es klar wird, dass das innere Streben, in welchem man doch, nach einer anderen und richtigeren Ansicht, die wahre Sprache aufsuchen muss, in der Annahme des Lautes von seinem ursprünglichen Wege mehr oder weniger abgebeugt wird. Von denjenigen, wo die Sprachwerkzeuge einseitigerweise ihre Natur geltend machen und die wahren Stammlaute, welche die Bedeutung des Wortes tragen, verdrängen, ist schon oben (S. 86. 87.) gesprochen worden. Es ist hier und da merkwürdig zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende Sprachsinn sich dies oft lange gefallen lässt, dann aber in einem einzelnen Fall plötzlich durchdringt, und, ohne der Lautneigung nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vocal unverbrüchlich fest hält. In anderen Fällen wird eine neue von ihm geforderte Formung zwar geschaffen, allein auch im nämlichen Augenblick von der Lautneigung, zwischen der und ihm gleichsam ein vermittelnder Vertrag entsteht, modificirt. Im Grossen aber üben wesentlich verschiedene Lautformen einen entscheidenden Einfluss auf die ganze Erreichung der inneren Sprachzwecke aus. Im Chinesischen z. B. konnte keine, die Verbindung der Rede leitende Wortbeugung entstehen, da sich

der die Sylben starr aus einander haltende Lautbau, ihrer Umformung und Zusammenfügung widerstrebend, festgesetzt hatte. Die ursprünglichen Ursachen dieser Hindernisse können aber ganz entgegengesetzter Natur sein. Im Chinesischen scheint es mehr an der dem Volke mangelnden Neigung zu liegen, dem Laute phantasiereiche Mannigfaltigkeit und die Harmonie befördernde Abwechslung zu geben; und wo dies fehlt, und der Geist nicht die Möglichkeit sieht, die verschiedenen Beziehungen des Denkens auch mit gehörig abgestuften Nüancen des Lauts zu umkleiden, geht er in die feine Unterscheidung dieser Beziehungen weniger ein. Denn die Neigung, eine Vielfachheit fein und scharf abgegränzter Articulationen zu bilden, und das Streben des Verstandes, der Sprache so viele und bestimmt gesonderte Formen zu schaffen, als sie deren bedarf, um den in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit flüchtigen Gedanken zu fesseln, wecken sich immer gegenseitig. Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den Laut angeht, und was der innere Sprachzweck erfordert, die bezeichnenden und die das zu Bezeichnende erzeugenden Kräfte auf keine Weise geschieden denken. Beide vereint und umfasst das allgemeine Sprachvermögen. Wie aber der Gedanke, als Wort, die Aussenwelt berührt, wie durch die Ueberlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer wieder selbstthätig erzeugen muss, die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt, kann die Scheidung entstehen, welche uns berechtigt und verpflichtet, die Spracherzeugung von diesen zwei verschiedenen Seiten zu betrachten. In den Semitischen Sprachen dagegen ist vielleicht das Zusammentreffen des organischen Unterscheidens einer reichen Mannigfaltigkeit von Lauten und eines zum Theil durch die Art dieser Laute motivirten feinen Articulationssinnes der Grund, dass diese Sprachen weit mehr eine künstliche und sinnreiche Lautform besitzen, als sie sogar noth-

wendige und hauptsächliche grammatische Begriffe mit Klarheit und Bestimmtheit unterscheiden. Der Sprachsinn hat, indem er die eine Richtung nahm, die andere vernachlässigt. Da er dem wahren, naturgemässen Zweck der Sprache nicht mit gehöriger Entschiedenheit nachstrebte, wandte er sich zur Erreichung eines auf dem Wege liegenden Vorzugs, sinnvoll und mannigfaltig bearbeiteter Lautform. Hierzu aber führte ihn die natürliche Anlage derselben. Die Wurzelwörter, in der Regel zweisylbig gebildet, erhielten Raum, ihre Laute innerlich umzuformen, und diese Formung forderte vorzugsweise Vocale. Da nun diese offenbar feiner und körperloser, als die Consonanten, sind, so weckten und stimmten sie auch den inneren Articulationssinn zu grösserer Feinheit*).

Auf eine andere Weise lässt sich noch ein, den Charakter der Sprachen bestimmendes Uebergewicht der Lautform, ganz eigentlich als solcher genommen, denken. Man kann den Inbegriff aller Mittel, deren sich die Sprache zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, ihre Technik nennen, und diese Technik wieder in die phonetische und intellectuelle eintheilen. Unter der ersteren verstehe ich die Wort- und Formenbildung, insofern sie bloss den Laut angeht, oder durch ihn motivirt wird. Sie ist reicher, wenn die einzelnen Formen einen weiteren und volltönenderen Umfang besitzen,

---

*) Den Einfluss der Zweisylbigkeit der Semitischen Wurzelwörter hat Ewald in seiner Hebräischen Grammatik (S. 144. §. 93. S. 165. §. 95.) nicht nur ausdrücklich bemerkt, sondern durch die ganze Sprachlehre in dem in ihr waltenden Geiste meisterhaft dargethan. Dass die Semitischen Sprachen dadurch, dass sie ihre Wortformen, und zum Theil ihre Wortbeugungen, fast ausschliesslich durch Veränderungen im Schoosse der Wörter selbst bilden, einen eignen Charakter erhalten, ist von Bopp ausführlich entwickelt, und auf die Eintheilung der Sprachen in Classen auf eine neue und scharfsinnige Weise angewandt worden. (Vergleichende Grammatik. S. 107—113.)

so wie wenn sie für denselben Begriff oder dieselbe Beziehung sich bloss durch den Ausdruck unterscheidende Formen angiebt. Die intellectuelle Technik begreift dagegen das in der Sprache zu Bezeichnende und zu Unterscheidende. Zu ihr gehört es also z. B., wenn eine Sprache Bezeichnung des Genus, des Dualis, der Tempora durch alle Möglichkeiten der Verbindung des Begriffes der Zeit mit dem des Verlaufes der Handlung u. s. f. besitzt.

In dieser Absicht erscheint die Sprache als ein Werkzeug zu einem Zwecke. Da aber dies Werkzeug offenbar die rein geistigen, und ebenso die edelsten sinnlichen Kräfte, durch die sich in ihm ausprägende Ideenordnung, Klarheit und Schärfe, so wie durch den Wohllaut und Rhythmus anregt, so kann das organische Sprachgebäude, die Sprache an sich und gleichsam abgesehen von ihrem Zwecke, die Begeisterung der Nationen an sich reissen, und thut dies in der That. Die Technik überwächst alsdann die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; und es lässt sich ebensowohl denken, dass Sprachen hierin über das Bedürfniss hinausgehen, als dass sie hinter demselben zurückbleiben. Wenn man die Englische, Persische und eigentlich Malayische Sprache mit dem Sanskrit und dem Tagalischen vergleicht, so nimmt man eine solche, hier angedeutete Verschiedenheit des Umfangs und des Reichthums der Sprachtechnik wahr, bei welcher doch der unmittelbare Sprachzweck, die Wiedergebung des Gedanken, nicht leidet, da alle diese drei Sprachen ihn nicht nur überhaupt, sondern zum Theil in beredter und dichterischer Mannigfaltigkeit erreichen. Auf das Uebergewicht der Technik überhaupt und im Ganzen behalte ich mir vor in der Folge zurückzukommen. Hier wollte ich nur desjenigen erwähnen, das sich die phonetische über die intellectuelle anmassen kann. Welches alsdann auch die Vorzüge des Lautsystems sein möchten, so beweist ein solches Missverhältniss immer einen Mangel in der Stärke der sprachbildenden Kraft,

da, was in sich Eins und energisch ist, auch in seiner Wirkung die in seiner Natur liegende Harmonie unverletzt bewahrt. Wo das Maass nicht durchaus überschritten ist, lässt sich der Lautreichthum in den Sprachen mit dem Colorit in der Malerei vergleichen. Der Eindruck beider bringt eine ähnliche Empfindung hervor; und auch der Gedanke wirkt anders zurück, wenn er, einem blossen Umrisse gleich, in grösserer Nacktheit auftritt, oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr durch die Sprache gefärbt erscheint.

§. 11.

Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher *Lautformen*, auch verbunden mit dem regesten *Articulationssinn*, bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprache Bezug habenden *Ideen* sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärme durchdringt. Dieser ihr ganz *innerer* und rein *intellectueller Theil* macht eigentlich die Sprache aus; er ist der Gebrauch, zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient, und auf ihm beruht es, dass die Sprache Allem Ausdruck zu verleihen vermag, was ihr, bei fortrückender Ideenbildung, die grössten Köpfe der spätesten Geschlechter anzuvertrauen streben. Diese ihre Beschaffenheit hängt von der Uebereinstimmung und dem Zusammenwirken ab, in welchem die sich in ihr offenbarenden *Gesetze* unter einander und mit den Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das geistige Vermögen hat aber sein Dasein allein in seiner *Thätigkeit*, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt. Jene Gesetze sind also nichts andres, als die Bahnen, in welchen sich die *geistige Thätigkeit* in der Spracherzeugung bewegt, oder in einem andren Gleichniss,

als die Formen, in welchen diese die Laute ausprägt. Es giebt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht thätig wäre; nichts in dem Inneren des Menschen ist so tief, so fein, so weit umfassend, das nicht in die Sprache überginge und in ihr erkennbar wäre. Ihre intellectuellen Vorzüge beruhen daher ausschliesslich auf der wohlgeordneten, festen und klaren Geistes-Organisation der Völker in der Epoche ihrer Bildung oder Umgestaltung, und sind das Bild, ja der unmittelbare Abdruck derselben.

Es kann scheinen, als müssten alle Sprachen in ihrem intellectuellen Verfahren einander gleich sein. Bei der Lautform ist eine unendliche, nicht zu berechnende Mannigfaltigkeit begreiflich, da das sinnlich und körperlich Individuelle aus so verschiedenen Ursachen entspringt, dass sich die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen lässt. Was aber, wie der intellectuelle Theil der Sprache, allein auf geistiger Selbstthätigkeit beruht, scheint auch bei der Gleichheit des Zwecks und der Mittel in allen Menschen gleich sein zu müssen; und eine grössere Gleichförmigkeit bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Aber auch in ihm entspringt aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Einestheils wird sie durch die vielfachen Abstufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die spracherzeugende Kraft, sowohl überhaupt, als in dem gegenseitigen Verhältniss der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirksam ist. Anderentheils sind aber auch hier Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach blossen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, ins Unendliche geht.

Doch auch in dem bloss ideellen, von den Verknüpfun-

gen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten, die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Combinationen herrühren. Um dies zu erkennen, darf man nur bei den eigentlich grammatischen Gesetzen stehen bleiben. Die verschiedenen Formen z. B., welche, dem Bedürfniss der Rede gemäss, in dem Baue des Verbum abgesondert bezeichnet werden müssen, sollten, da sie durch blosse Ableitung von Begriffen gefunden werden können, in allen Sprachen auf dieselbe Weise vollständig aufgezählt und richtig geschieden sein. Vergleicht man aber hierin das Sanskrit mit dem Griechischen, so ist es auffallend, dass in dem ersteren der Begriff des Modus nicht allein offenbar unentwickelt geblieben, sondern auch in der Erzeugung der Sprache selbst nicht wahrhaft gefühlt und nicht rein von dem des Tempus unterschieden worden ist. Er ist daher nicht mit dem der Zeit gehörig verknüpft, und gar nicht vollständig durch denselben durchgeführt worden*). Dasselbe

---

*) Bopp hat (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1834. II. Band. S. 465.) zuerst bemerkt, dass der gewöhnliche Gebrauch des Potentialis darin besteht, allgemein kategorische Behauptungen, getrennt und unabhängig von jeder besonderen Zeitbestimmung, auszudrücken. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt sich durch eine Menge von Beispielen, besonders in den moralischen Sentenzen des Hitôpadêsa. Wenn man aber genauer über den Grund dieser, auf den ersten Anblick auffallenden Anwendung dieses Tempus nachdenkt, so findet man, dass dasselbe doch in ganz eigentlichem Sinne in diesen Fällen als Conjunctivus gebraucht wird, nur dass die ganze Redensart elliptisch erklärt werden muss. Anstatt zu sagen: der Weise handelt nie anders, sagt man: der Weise würde so handeln, und versteht darunter die ausgelassenen Worte: unter allen Bedingungen und zu jeder Zeit. Ich möchte daher den Potentialis wegen dieses Gebrauches keinen Nothwendigkeits-Modus nennen. Er scheint mir vielmehr hier der ganz reine und einfache, von allen materiellen Nebenbegriffen des Könnens, Mögens, Sollens

findet bei dem Infinitivus statt, der noch ausserdem, mit gänzlicher Verkennung seiner Verbalnatur, zu dem Nomen herübergezogen worden ist. Bei aller, noch so gerechten Vorliebe für das Sanskrit, muss man gestehen, dass es hierin hinter der jüngeren Sprache zurückbleibt. Die Natur der Rede begünstigt indess Ungenauigkeiten dieser Art, indem sie dieselben für die wesentliche Erreichung ihrer Zwecke unschädlich zu machen versteht. Sie lässt eine Form die Stelle der anderen[13]) vertreten*), oder bequemt sich zu Umschreibungen, wo es ihr an dem eigentlichen und kurzen Ausdruck gebricht. Darum bleiben aber solche Fälle nicht weniger fehlerhafte Unvollkommenheiten, und zwar gerade in dem rein intellectuellen Theile der Sprache. Ich habe schon oben (S. 100) bemerkt, dass hiervon bisweilen die Schuld auf die Lautform fallen kann, welche, einmal an gewisse Bildungen gewöhnt, den Geist leitet, auch neue Gattungen der Bildung fordernde Begriffe in diesen ihren Bildungsgang zu ziehen. Immer aber ist dies nicht der Fall. Was ich so eben von der Behandlung des Modus und Infinitivs im Sanskrit gesagt habe, dürfte man wohl auf keine Weise aus der Lautform erklären können. Ich

---

u. s. w. geschiedene Conjunctivus zu sein. Das Eigenthümliche dieses Gebrauchs liegt in der hinzugedachten Ellipse, und nur insofern im sogenannten Potentialis, als dieser gerade durch die Ellipse, vorzugsweise vor dem Indicativus, motivirt wird. Denn es ist nicht zu läugnen, dass der Gebrauch des Conjunctivus, gleichsam durch die Abschneidung aller andren Möglichkeiten, hier stärker wirkt, als der einfach aussagende Indicativ. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil es nicht unwichtig ist, den reinen und gewöhnlichen Sinn grammatischer Formen so weit beizubehalten und zu schützen, als man nicht unvermeidlich zum Gegentheile gezwungen wird.

*) Von dieser Verwechslung einer grammatischen Form mit der andren habe ich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen ausführlicher gehandelt. Abhandl. d. Akad. d. Wissensch. zu Berlin. 1822. 1823. Hist.-philol. Classe. S. 404—407.

wenigstens vermag in dieser nichts der Art zu entdecken. Ihr Reichthum an Mitteln ist auch hinlänglich, um der Bezeichnung genügenden Ausdruck zu leihen. Die Ursach ist offenbar eine mehr innerliche. Der ideelle Bau des Verbum, sein innerer, vollständig in seine verschiedenen Theile gesonderter Organismus entfaltete sich nicht in hinreichender Klarheit vor dem bildenden Geiste der Nation. Dieser Mangel ist jedoch um so wunderbarer, als übrigens keine Sprache die wahrhafte Natur des Verbum, die reine Synthesis des Seins mit dem Begriff, so wahrhaft und so ganz eigentlich geflügelt darstellt, als das Sanskrit, welches gar keinen anderen, als einen nie ruhenden, immer bestimmte einzelne Zustände andeutenden Ausdruck für dasselbe kennt. Denn die Wurzelwörter können durchaus nicht als Verba, nicht einmal ausschliesslich als Verbalbegriffe angesehen werden. Die Ursach einer solchen mangelhaften Entwickelung oder unrichtigen Auffassung eines Sprachbegriffs möge aber, gleichsam äusserlich, in der Lautform, oder innerlich in der ideellen Auffassung gesucht werden müssen, so liegt der Fehler immer in mangelnder Kraft des erzeugenden Sprachvermögens. Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel lässt sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwickelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten, und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder.

Wie bei der Lautform als die beiden hauptsächlichsten zu beachtenden Punkte die *Bezeichnung* der *Begriffe* und die *Gesetze* der *Redefügung* erschienen, ebenso ist es in dem inneren, intellectuellen Theil der Sprache. Bei der *Bezeichnung* tritt auch hier, wie dort, der Unterschied ein, ob der Ausdruck ganz *individueller Gegenstände* gesucht wird, oder *Beziehungen* dargestellt werden sollen, welche, auf eine ganze Zahl einzelner anwendbar, diese gleich-

förmig in einen allgemeinen Begriff versammeln, so dass eigentlich drei Fälle zu unterscheiden sind. Die Bezeichnung der Begriffe, unter welche die beiden ersteren gehören, machte bei der Lautform die Wortbildung aus, welcher hier die Begriffsbildung entspricht. Denn es muss innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen, oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Articulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äusseren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Aequivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung. Es ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nämlichen Gegenstände; und wenn z. B. im Sanskrit der Elephant[14]) bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heisst, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet. Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam dem Articulationssinne vorausgehend angesehen werden muss, ist hier die Rede. Freilich gilt aber diese Scheidung nur für die Sprachzergliederung, und kann nicht als in der Natur vorhanden betrachtet werden.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus stehen die beiden letzten der drei oben unterschiedenen Fälle einander näher. Die allgemeinen, an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide grösstentheils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe. Es liegt daher in ihnen ein übersehbares

System, mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen lässt, und es fallen dabei wieder die beiden Punkte ins Auge: die Vollständigkeit und richtige Absonderung des zu Bezeichnenden, und die für jeden solchen Begriff ideell gewählte Bezeichnung selbst. Denn es trifft hier gerade das schon oben Ausgeführte ein. Da es hier aber immer die Bezeichnung unsinnlicher Begriffe, ja oft blosser Verhältnisse gilt, so muss der Begriff für die Sprache oft, wenn nicht immer, bildlich genommen werden; und hier zeigen sich nun die eigentlichen Tiefen des Sprachsinnes in der Verbindung der die ganze Sprache von Grund aus beherrschenden einfachsten Begriffe. Person, mithin Pronomen, und Raumverhältnisse spielen hierin die wichtigste Rolle; und oft lässt es sich nachweisen, wie dieselben auch auf einander bezogen, und in einer noch einfacheren Wahrnehmung verknüpft sind. Es offenbart sich hier das, was die Sprache, als solche, am eigenthümlichsten, und gleichsam instinctartig, im Geiste begründet. Der individuellen Verschiedenheit dürfte hier am wenigsten Raum gelassen sein, und der Unterschied der Sprachen in diesem Punkte mehr bloss darauf beruhen, dass in einigen theils ein fruchtbarerer Gebrauch davon gemacht, theils die aus dieser Tiefe geschöpfte Bezeichnung klarer und dem Bewusstsein zugänglicher angedeutet ist.

Tiefer in die sinnliche Anschauung, die Phantasie, das Gefühl, und, durch das Zusammenwirken von diesen, in den Charakter überhaupt dringt die Bezeichnung der einzelnen inneren und äusseren Gegenstände ein, da sich hier wahrhaft die Natur mit dem Menschen, der zum Theil wirklich materielle Stoff mit dem formenden Geiste verbindet. In diesem Gebiete leuchtet daher vorzugsweise die nationelle Eigenthümlichkeit hervor. Denn der Mensch naht sich, auffassend, der äusseren Natur und entwickelt, selbstthätig, seine inneren Empfindungen nach der Art, wie seine geistigen

Kräfte sich in verschiedenem Verhältniss gegen einander abstufen; und dies prägt sich ebenso in der Spracherzeugung aus, insofern sie innerlich die Begriffe dem Worte entgegenbildet. Die grosse Gränzlinie ist auch hier, ob ein Volk in seine Sprache mehr objective Realität oder mehr subjective Innerlichkeit legt. Obgleich sich dies immer erst allmälig in der fortschreitenden Bildung deutlicher entwickelt, so liegt doch schon der Keim dazu in unverkennbarem Zusammenhange in der ersten Anlage; und auch die Lautform trägt das Gepräge davon. Denn je mehr Helle und Klarheit der Sprachsinn in der Darstellung sinnlicher Gegenstände, und je reiner und körperloser umschriebene Bestimmtheit er bei geistigen Begriffen fordert, desto schärfer, da in dem Innern der Seele, was wir reflectirend sondern, ungetrennt Eins ist, zeigen sich auch die articulirten Laute, und desto volltönender reihen sich die Sylben zu Wörtern an einander. Dieser Unterschied mehr klarer und fester Objectivität und tiefer geschöpfter Subjectivität springt bei sorgfältiger Vergleichung des Griechischen mit dem Deutschen in die Augen. Man bemerkt aber diesen Einfluss der nationellen Eigenthümlichkeit in der Sprache auf eine zwiefache Weise: an der Bildung der einzelnen Begriffe, und an dem verhältnissmässig verschiedenen Reichthum der Sprache an Begriffen gewisser Gattung. In die einzelne Bezeichnung geht sichtbar bald die Phantasie und das Gefühl, von sinnlicher Anschauung geleitet, bald der fein sondernde Verstand, bald der kühn verknüpfende Geist ein. Die gleiche Farbe, welche dadurch die Ausdrücke für die mannigfaltigsten Gegenstände erhalten, zeigt die der Naturauffassung der Nation. Nicht minder deutlich ist das Uebergewicht der Ausdrücke, die einer einzelnen Geistesrichtung angehören. Ein solches ist z. B. im Sanskrit an der vorwaltenden Zahl religiös philosophischer Wörter sichtbar, in der sich vielleicht keine andere Sprache mit ihr messen kann. Man muss hierzu noch hinzufügen, dass diese Be-

griffe grösstentheils in möglichster Nacktheit nur aus ihren einfachen Urelementen gebildet sind, so dass der tief abstrahirende Sinn der Nation auch daraus noch klarer hervorstrahlt. Die Sprache trägt dadurch dasselbe Gepräge an sich, das man in der ganzen Dichtung und geistigen Thätigkeit des Indischen Alterthums, ja in der äusseren Lebensweise und Sitte wiederfindet. Sprache, Litteratur und Verfassung bezeugen einstimmig, dass im Inneren die Richtung auf die ersten Ursachen und das letzte Ziel des menschlichen Daseins, im Aeusseren der Stand, welcher sich dieser ausschliesslich widmete, also Nachdenken und Aufstreben zur Gottheit, und Priesterthum, die vorherrschenden, die Nationalität bezeichnenden Züge waren. Eine Nebenfärbung in allen diesen drei Punkten war das, oft in Nichts auszugehen drohende, ja nach diesem Ziele wirklich strebende Grübeln, und der Wahn, die Gränzen der Menschheit durch abenteuerliche Uebungen überschreiten zu können.

Es wäre jedoch eine einseitige Vorstellung, zu denken, dass sich die nationelle Eigenthümlichkeit des Geistes und des Charakters allein in der Begriffsbildung offenbarte; sie übt einen gleich grossen Einfluss auf die Redefügung aus, und ist an ihr gleich erkennbar. Es ist auch begreiflich, wie sich das in dem Innern heftiger oder schwächer, flammender oder dunkler, lebendiger oder langsamer lodernde Feuer in den Ausdruck des ganzen Gedanken und der ausströmenden Reihe der Empfindungen vorzugsweise so ergiesst, dass seine eigenthümliche Natur daraus unmittelbar hervorleuchtet. Auch in diesem Punkte führt das Sanskrit und das Griechische zu anziehenden und belehrenden Vergleichungen. Die Eigenthümlichkeiten in diesem Theile der Sprache prägen sich aber nur zum kleinsten Theile in einzelnen Formen und in bestimmten Gesetzen aus, und die Sprachzergliederung findet daher hier ein schwierigeres mühevolleres Geschäft. Auf der anderen Seite hängt die Art der syntaktischen Bildung

ganzer Ideenreihen sehr genau mit demjenigen zusammen, wovon wir weiter oben sprachen, mit der Bildung der grammatischen Formen. Denn Armuth und Unbestimmtheit der Formen verbietet, den Gedanken in zu weitem Umfange der Rede schweifen zu lassen, und nöthigt zu einem einfachen, sich an wenigen Ruhepunkten begnügenden Periodenbau. Allein auch da, wo ein Reichthum fein gesonderter und scharf bezeichneter grammatischer Formen vorhanden ist, muss doch, wenn die Redefügung zur Vollendung gedeihen soll, noch ein innerer, lebendiger Trieb nach längerer, sinnvoller verschlungener, mehr begeisterter Satzbildung hinzukommen. Dieser Trieb musste in der Epoche, in welcher das Sanskrit die Form seiner uns bekannten Producte erhielt, minder energisch wirken, da er sich sonst, wie es dem Genius der Griechischen Sprache gelang, auch gewissermassen vorahndend die Möglichkeit dazu geschaffen hätte, die sich uns jetzt wenigstens selten in seiner Redefügung durch die That offenbart.

Vieles im Periodenbaue und der Redefügung lässt sich aber nicht auf Gesetze zurückführen, sondern hängt von dem jedesmal Redenden oder Schreibenden ab. Die Sprache hat dann das Verdienst, der Mannigfaltigkeit der Wendungen Freiheit und Reichthum an Mitteln zu gewähren, wenn sie oft auch nur die Möglichkeit darbietet, diese in jedem Augenblick selbst zu erschaffen. Ohne die Sprache in ihren Lauten, und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwickelung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besass. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der Litteratur eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der Dichtung und Philosophie. Der Ausbau der übrigen

Wissenschaften liefert der Sprache mehr ein einzelnes Material, oder sondert und bestimmt fester das vorhandene; Dichtung und Philosophie aber berühren in einem noch ganz anderen Sinne den innersten Menschen selbst, und wirken daher auch stärker und bildender auf die mit diesem innig verwachsene Sprache. Auch der Vollendung in ihrem Fortgange sind daher die Sprachen am meisten fähig, in welchen poetischer und philosophischer Geist wenigstens in einer Epoche vorgewaltet hat, und doppelt mehr, wenn dies Vorwalten aus eigenem Triebe entsprungen, nicht dem Fremden nachgeahmt ist. Bisweilen ist auch in ganzen Stämmen, wie im Semitischen und Sanskritischen, der Dichtergeist so lebendig, dass der einer früheren Sprache des Stammes in einer späteren gleichsam wieder neu ersteht. Ob der Reichthum sinnlicher Anschauung auf diese Weise in den Sprachen einer Zunahme fähig ist, möchte schwerlich zu entscheiden sein. Dass aber intellectuelle Begriffe und aus innerer Wahrnehmung geschöpfte den sie bezeichnenden Lauten im fortschreitenden Gebrauche einen tieferen, seelenvolleren Gehalt mittheilen, zeigt die Erfahrung an allen Sprachen, die sich Jahrhunderte hindurch fortgebildet haben. Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen gesteigerten Gehalt, und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und pflanzt ihn fort. Dagegen nutzen sich Metaphern, welche den jugendlichen Sinn der Vorzeit, wie die Sprachen selbst die Spuren davon an sich tragen, wunderbar ergriffen zu haben scheinen, im täglichen Gebrauch so ab, dass sie kaum noch empfunden werden. In diesem gleichzeitigen Fortschritt und Rückgang üben die Sprachen den der fortschreitenden Entwicklung angemessenen Einfluss aus, der ihnen in der grossen geistigen Oekonomie des Menschengeschlechts angewiesen ist.

§. 12.

Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen; und der höchste Punkt dieser ihrer Vollendung beruhet darauf, dass diese Verbindung, immer in gleichzeitigen Acten des spracherzeugenden Geistes vor sich gehend, zur wahren und reinen Durchdringung werde. Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren, und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfliessen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andren, so dass keins über das andere gleichsam überschiesst. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwicklung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Ueppigkeit über das schöne Bedürfniss des Gedanken hinauswalten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das blosse, klingelnde Sylbengetön finden, und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Princip zurückgiebt. Die feste Verbindung der beiden constitutiven Haupttheile der Sprache äussert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht, da hingegen einseitige Verstandesherrschaft, Trockenheit und Nüchternheit die unfehlbaren Folgen

sind, wenn sich die Sprache in einer Epoche intellectueller erweitert und verfeinert, wo der Bildungstrieb der Laute nicht mehr die erforderliche Stärke besitzt, oder wo gleich anfangs die Kräfte einseitig gewirkt haben. Im Einzelnen sieht man dies an den Sprachen, in denen einige Tempora, wie im Arabischen, nur durch getrennte Hülfsverba gebildet werden, wo also die Idee solcher Formen nicht mehr wirksam von dem Triebe der Lautformung begleitet gewesen ist. Das Sanskrit hat in einigen Zeitformen das Verbum sein wirklich mit dem Verbalbegriff in Worteinheit verbunden.

Weder dies Beispiel aber, noch auch andre ähnlicher Art, die man leicht, besonders auch aus dem Gebiete der Wortbildung, aufzählen könnte, zeigen die volle Bedeutung des hier ausgesprochnen Erfordernisses. Nicht aus Einzelnheiten, sondern aus der ganzen Beschaffenheit und Form der Sprache geht die vollendete Synthesis, von der hier die Rede ist, hervor. Sie ist das Product der Kraft im Augenblicke der Spracherzeugung, und bezeichnet genau den Grad ihrer Stärke. Wie eine stumpf ausgeprägte Münze zwar alle Umrisse und Einzelnheiten der Form wiedergiebt, aber des Glanzes ermangelt, der aus der Bestimmtheit und Schärfe hervorspringt, ebenso ist es auch hier. Ueberhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meissel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist. Aber auch hier zeigt sich dies letztere mehr in der Schwäche des Totaleindrucks, als in einzelnen Mängeln. Wie sich nun eigentlich das geringere Gelingen der nothwendigen Synthesis der äusseren und inneren Sprachform an einer Sprache offenbart, werde ich zwar weiter unten an einigen einzelnen grammati-

schen Punkten zu zeigen bemüht sein; die Spuren eines solchen Mangels aber bis in die äussersten Feinheiten des Sprachbaues zu verfolgen, ist nicht allein schwierig, sondern bis auf einen gewissen Grad unmöglich. Noch weniger kann es gelingen, denselben überall in Worten darzustellen. Das Gefühl aber täuscht sich darüber nicht, und noch klarer und deutlicher äussert sich das Fehlerhafte in den Wirkungen. Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt. Bei der unvollkommenen hat diese Begeisterung gefehlt; und ebenso übt auch eine so entstandene Sprache eine minder begeisternde Kraft in ihrem Gebrauch aus. Dies zeigt sich in ihrer Litteratur, die weniger zu den Gattungen hinneigt, welche einer solchen Begeisterung bedürfen, oder den schwächeren Grad derselben an der Stirn trägt. Die geringere nationelle Geisteskraft, welcher die Schuld dieses Mangels anheimfällt, bringt dann wieder eine solche durch den Einfluss einer unvollkommneren Sprache in den nachfolgenden Geschlechtern hervor, oder vielmehr die Schwäche zeigt sich durch das ganze Leben einer solchen Nation, bis durch irgend einen Anstoss eine neue Geistesumformung entsteht.

§. 13.

Der Zweck dieser Einleitung, die Sprachen, in der Verschiedenartigkeit ihres Baues, als die nothwendige Grundlage der Fortbildung des menschlichen Geistes darzustellen und den wechselseitigen Einfluss des Einen auf das Andre zu erörtern, hat mich genöthigt, in die Natur der Sprache überhaupt einzugehen. Jenen Standpunkt genau festhaltend, muss ich diesen Weg weiter verfolgen. Ich habe im Vorigen das Wesen der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen dargelegt, und wenig mehr gethan, als ihre Definition ausführlicher zu entwickeln. Wenn man ihr Wesen in

der Laut- und Ideenform und der richtigen und energischen Durchdringung beider sucht, so bleibt dabei eine zahllose Menge die Anwendung verwirrender Einzelnheiten zu bestimmen übrig. Um daher, wie es hier meine Absicht ist, der individuell historischen Sprachvergleichung durch vorbereitende Betrachtungen den Weg zu bahnen, ist es zugleich nothwendig, das Allgemeine mehr auseinanderzulegen, und das dann hervortretende Besondere dennoch mehr in Einheit zusammenzuziehen. Eine solche Mitte zu erreichen, bietet die Natur der Sprache selbst die Hand. Da sie, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht bloss Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nach einander, wie in unsren Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen u. s. f., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprachen die Rede sein, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, durchgehen. Dies Verfahren wird auch von einem anderen Standpunkte aus hier zweckmässiger erscheinen. Wenn das oben angedeutete Ziel erreicht werden soll, muss die Untersuchung hier gerade vorzugsweise eine solche Verschiedenheit des Sprachbaues im Auge behalten, welche sich nicht auf Einerleiheit eines Sprachstammes zurückführen lässt. Diese nun wird man vorzüglich da suchen müssen, wo sich das Verfahren der Sprache am engsten in ihren endlichen Bestrebungen zusammenknüpft. Dies führt uns wieder, aber in andrer Be-

ziehung, zur Bezeichnung der Begriffe und zur Verknüpfung des Gedanken im Satze. Beide fliessen aus dem Zwecke der inneren Vollendung des Gedanken und des äusseren Verständnisses. Gewissermassen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Princip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgiebt, sondern nur modificirt. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen, sie ist, gerade im Gegentheil, eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgiesst.

Das Verfahren der Sprache ist aber nicht bloss ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es muss derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen, und unter allen, ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenüber. Sie muss daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft. Es liegt hierin aber auch nothwendig, dass sie nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt, indem diese zunächst aus sich heraus auf das Gesprochene geht, dann aber auch zurück auf die sie erzeugenden Kräfte. Beide Wirkungen modificiren sich in jeder einzelnen Sprache durch die in ihr beobachtete Methode, und müssen daher bei der Darstellung und Beurtheilung dieser zusammengenommen werden.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, dass die Worterfindung im Allgemeinen nur darin besteht, nach der in beiden Gebieten aufgefassten Verwandtschaft, analogen Begriffen analoge Laute zu wählen, und die letzteren in eine mehr oder weniger bestimmte Form zu giessen. Es kommen also hier zwei Dinge, die Wortform und die Wortverwandtschaft, in Betrachtung. Die letztere ist, weiter zergliedert, eine dreifache, nämlich die der Laute, die logische der Begriffe, und die aus der Rückwirkung der Wörter auf das Gemüth entstehende. Da die Verwandtschaft, insofern sie logisch ist, auf Ideen beruht, so erinnert man sich hier zuerst an denjenigen Theil des Wortvorraths, in welchem Wörter nach Begriffen allgemeiner Verhältnisse zu andren Wörtern, concrete zu abstracten, einzelne Dinge andeutende zu collectiven u. s. f., umgestempelt werden. Ich sondre ihn aber hier ab, da die charakteristische Modification dieser Wörter sich ganz enge an diejenige anschliesst, welche dasselbe Wort in den verschiedenen Verhältnissen zur Rede annimmt. In diesen Fällen wird ein sich immer gleich bleibender Theil der Bedeutung des Wortes mit einem andren, wechselnden, verbunden. Dasselbe findet aber auch sonst in der Sprache statt. Sehr oft lässt sich in dem, in der Bezeichnung verschiedenartiger Gegenstände gemeinschaftlichen Begriffe ein stammhafter Grundtheil des Wortes erkennen, und das Verfahren der Sprache kann diese Erkennung befördern oder erschweren, den Stammbegriff und das Verhältniss seiner Modificationen zu ihm herausheben oder verdunkeln. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden. Dennoch muss

die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr[15]) enthaltenden, Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muss das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu; und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer grössere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an allen hoch gebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende, oder tiefer eingreifende Bedeutung.

Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren, und bloss vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch etwas Drittes[16]), in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens liegt; es gehört der äusseren oder inneren Empfindung oder Thätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken lässt, kann man, immer das Concretere mehr davon absondernd, es entweder ganz, oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, auf Extension oder Intension, oder Veränderung in beiden, zurückführen, so dass man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Wenn man nun auf

diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern, von den Begriffen aus zu den Wörtern herabzusteigen[17]), da nur die Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Vollständigkeit nach, nothwendig ist. Das Verfolgen dieses Weges wird aber durch ein inneres Hinderniss gehemmt, da die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr bloss etwas Allgemeines, erst näher zu Individualisirendes darstellen können. Versucht man aber, durch Aufstellung von Kategorieen zum Zweck zu gelangen, so bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft. Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden Begriffe erschöpft, und in welcher Festigkeit der Methode sie von den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen herabsteigt, lässt sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit darstellen, da der Weg der Begriffsverzweigung nicht durchführbar ist, und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt.

Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne ausschliesslich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken, so lange die Sprache im

Munde des Volks lebt, ein fortgehendes Erzeugniss und Wiedererzeugniss des wortbildenden Vermögens, zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens, und endlich im täglichen Gebrauche der Rede. Die unfehlbare Gegenwart des jedesmal nothwendigen Wortes in dieser ist gewiss nicht bloss Werk des Gedächtnisses. Kein menschliches Gedächtniss reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinctartig zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich trüge. Auch eine fremde erlernt man nur dadurch, dass man sich nach und nach, sei es auch nur durch Uebung, dieses Schlüssels zu ihr bemeistert, nur vermöge der Einerleiheit der Sprachanlagen überhaupt, und der besonderen zwischen einzelnen Völkern bestehenden Verwandtschaft derselben. Mit den todten Sprachen verhält es sich nur um Weniges anders. Ihr Wortvorrath ist allerdings nach unserer Seite hin ein geschlossenes Ganzes, in dem nur glückliche Forschung in ferner Tiefe liegende Entdeckungen zu machen im Stande ist. Allein ihr Studium kann auch nur durch Aneignung des ehemals in ihnen lebendig gewesenen Princips gelingen; sie erfahren ganz eigentlich eine wirkliche augenblickliche Wiederbelebung. Denn eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. Sprache und Leben sind unzertrennliche Begriffe, und die Erlernung ist in diesem Gebiet immer nur Wiedererzeugung.

Von dem hier gefassten Standpunkte aus, zeigt sich nun die Einheit des Wortvorrathes jeder Sprache am deutlichsten. Er ist ein Ganzes, weil Eine Kraft ihn erzeugt hat, und diese Erzeugung in unzertrennlicher Verkettung fortgeführt worden ist. Seine Einheit beruht auf dem, durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen und der Laute. Dieser Zu-

sammenhang ist es daher, den wir hier zunächst zu betrachten haben.

Die Indischen Grammatiker[18]) bauten ihr, gewiss zu künstliches, aber in seinem Ganzen von bewundrungswürdigem Scharfsinn zeugendes System auf die Voraussetzung, dass sich der ihnen vorliegende Wortschatz ihrer Sprache ganz durch sich selbst erklären lasse. Sie sahen dieselbe daher als eine ursprüngliche an, und schlossen auch alle Möglichkeit im Verlaufe der Zeit aufgenommener fremder Wörter aus. Beides war unstreitig falsch. Denn aller historischen, oder aus der Sprache selbst aufzufindenden Gründe nicht zu gedenken, ist es auf keine Weise wahrscheinlich, dass sich irgend eine wahrhaft ursprüngliche Sprache in ihrer Urform bis auf uns erhalten habe. Vielleicht hatten die Indischen Grammatiker bei ihrem Verfahren auch nur mehr den Zweck im Auge, die Sprache zur Bequemlichkeit der Erlernung in systematische Verbindung zu bringen, ohne sich gerade um die historische Richtigkeit dieser Verbindung zu kümmern. Es mochte aber auch den Indiern in diesem Punkte wie den meisten Nationen bei dem Aufblühen ihrer Geistesbildung ergehen. Der Mensch sucht immer die Verknüpfung, auch der äusseren Erscheinungen, zuerst im Gebiete der Gedanken auf; die historische Kunst ist immer die späteste, und die reine Beobachtung, noch weit mehr aber der Versuch, folgen erst in weiter Entfernung idealischen oder phantastischen Systemen nach. Zuerst versucht der Mensch die Natur von der Idee aus zu beherrschen. Dies zugestanden, zeugt aber jene Voraussetzung der Erklärlichkeit des Sanskrits durch sich allein von einem richtigen und tiefen Blick in die Natur der Sprache überhaupt. Denn eine wahrhaft ursprüngliche und von fremder Einmischung rein geschiedene müsste wirklich einen solchen thatsächlich nachzuweisenden Zusammenhang ihres gesammten Wortvorraths in sich bewahren. Es war überdies ein schon durch seine Kühnheit Achtung verdienendes Unternehmen,

sich gerade mit dieser Beharrlichkeit in die Wortbildung, als den tiefsten uud geheimnissvollsten Theil aller Sprachen, zu versenken.

Das Wesen des Lautzusammenhanges der Wörter beruht darauf, dass eine mässige Anzahl dem ganzen Wortvorrathe zum Grunde liegender Wurzellaute durch Zusätze und Veränderungeu auf immer bestimmtere und mehr zusammengesezte Begriffe angewendet wird. Die Wiederkehr desselben Stammlauts, oder doch die Möglichkeit, ihn nach bestimmten Regeln zu erkennen, und die Gesetzmässigkeit in der Bedeutsamkeit der modificirenden Zusätze oder innern Umänderungen bestimmen alsdann diejenige Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst, die man eine mechanische oder technische nennen kann.

Es giebt aber einen, sich auch auf die Wurzelwörter beziehenden, wichtigen, noch bisher sehr vernachlässigten Unterschied unter den Wörtern in Absicht auf ihre Erzeugung. Die grosse Anzahl derselben ist gleichsam erzählender oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewegungen, Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Beziehung auf eine anzunehmende oder gefühlte Persönlichkeit; bei andren hingegen macht gerade der Ausdruck dieser oder die schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschliessliche Wesen der Bedeutung aus. Ich glaube in einer früheren Abhandlung*) richtig gezeigt zu haben, dass die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen, und dass es eine ganz unrichtige Vorstellung ist, das Pronomen als den spätesten Rede-

---

*) Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen, in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften, aus dem Jahre 1829. S. 1—6. Man vergleiche auch die Abhandlung über den Dualis, ebendaselbst, aus dem Jahre 1827. S. 182—185.

theil in der Sprache anzusehen. Eine eng grammatische Vorstellungsart der Vertretung des Nomen durch das Pronomen hat hier die tiefer aus der Sprache geschöpfte Ansicht verdrängt. Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit des Sprechenden selbst, der in beständiger unmittelbarer Berührung mit der Natur steht, und unmöglich unterlassen kann, auch in der Sprache ihr den Ausdruck seines Ichs gegenüberzustellen. Im Ich aber ist von selbst auch das Du gegeben, und durch einen neuen Gegensatz entsteht die dritte Person, die sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, auch zur todten Sache erweitert. Die Person, namentlich das Ich, steht, wenn man von jeder concreten Eigenschaft absieht, in der äusseren Beziehung des Raumes und der inneren der Empfindung. Es schliessen sich also an die Personenwörter Präpositionen und Interjectionen an. Denn die ersteren sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung betrachteten Zeit auf einen bestimmten, von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind blosse Ausbrüche des Lebensgefühls. Es ist sogar wahrscheinlich, dass die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.

Der hier gemachte Unterschied ist aber fein, und muss genau in seiner bestimmten Sonderung genommen werden. Denn auf der einen Seite werden alle die inneren Empfindungen bezeichnenden Wörter, wie die für die äusseren Gegenstände, beschreibend und allgemein objectiv gebildet. Der obige Unterschied beruht nur darauf, dass der wirkliche Empfindungsausbruch einer bestimmten Individualität das Wesen der Bezeichnung ausmacht. Auf der andren Seite kann es in den Sprachen Pronomina und Präpositionen geben, und giebt deren wirklich, die von ganz concreten Eigenschaftswörtern hergenommen sind. Die Person kann durch etwas mit ihrem Begriff Verbundenes bezeichnet werden, die Prä-

position auf eine ähnliche Weise durch ein mit ihrem Begriff verwandtes Nomen, wie hinter durch Rücken, vor durch Brust u. s. f. Wirklich so entstandene Wörter können durch die Zeit so unkenntlich werden, dass die Entscheidung schwer fällt, ob sie so abgeleitete oder ursprüngliche Wörter sind. Wenn hierüber aber auch in einzelnen Fällen hin und her gestritten werden kann, so bleibt darum nicht abzuläugnen, dass jede Sprache ursprünglich solche dem unmittelbaren Gefühl der Persönlichkeit entstammte Wörter gehabt haben muss. Bopp hat das wichtige Verdienst, diese zwiefache Gattung der Wurzelwörter zuerst unterschieden und die bisher unbeachtet gebliebene in die Wort- und Formenbildung eingeführt zu haben. Wir werden aber gleich weiter unten sehen, auf welche sinnvolle, auch von ihm zuerst an den Sanscritformen entdeckte Weise die Sprache beide, jede in einer verschiedenen Geltung, zu ihren Zwecken verbindet.

Die hier unterschiednen objectiven und subjectiven Wurzeln der Sprache (wenn ich mich, der Kürze wegen, dieser, allerdings bei weitem nicht erschöpfenden Bezeichnung derselben bedienen darf) theilen indess nicht ganz die gleiche Natur mit einander, und können daher, genau genommen, auch nicht auf dieselbe Weise als Grundlaute betrachtet werden. Die objectiven tragen das Ansehen der Entstehung durch Analyse an sich; man hat die Nebenlaute abgesondert, die Bedeutung, um alle darunter geordnete Wörter zu umfassen, zu schwankendem Umfange erweitert, und so Formen gebildet, die in dieser Gestalt nur uneigentlich Wörter genannt werden können. Die subjectiven hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermassen ausreichen. Er deutet daher, wie wir gleich in der Folge näher untersuchen werden, auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin,

was, ohne bestimmte historische Beweise, von den objectiven Wurzeln nur mit grosser Behutsamkeit angenommen werden kann.

Mit dem Namen der Wurzeln können nur solche Grundlaute belegt werden, welche sich unmittelbar, ohne Dazwischenkunft anderer, schon für sich bedeutsamer Laute, dem zu bezeichnenden Begriffe anschliessen. In diesem strengen Verstande des Worts, brauchen die Wurzeln nicht der wahrhaften Sprache anzugehören; und in Sprachen, deren Form die Umkleidung der Wurzeln mit Nebenlauten mit sich führt, kann dies sogar überhaupt kaum, oder doch nur unter bestimmten Bedingungen der Fall sein. Denn die wahre Sprache ist nur die in der Rede sich offenbarende, und die Spracherfindung lässt sich nicht auf demselben Wege abwärts schreitend denken, den die Analyse aufwärts verfolgt. Wenn in einer solchen Sprache eine Wurzel als Wort erscheint, wie im Sanskrit युध्, *yudh*, Kampf, oder als Theil einer Zusammensetzung, wie in धर्मविद्, *dharmawid*, gerechtigkeitskundig, so sind dies Ausnahmen, die ganz und gar noch nicht zu der Voraussetzung eines Zustandes berechtigen, wo auch, gleichsam wie im Chinesischen, die unbekleideten Wurzeln sich mit der Rede verbanden. Es ist sogar viel wahrscheinlicher, dass, je mehr die Stammlaute dem Ohre und dem Bewusstsein der Sprechenden geläufig wurden, solche einzelnen Fälle ihrer nackten Anwendung dadurch eintraten. Indem aber durch die Zergliederung auf die Stammlaute zurückgegangen wird, fragt es sich, ob man überall bis zu dem wirklich einfachen gelangt ist? Im Sanskrit ist schon mit glücklichem Scharfsinn von Bopp, und in einer, schon oben erwähnten, wichtigen Arbeit, die gewiss zur Grundlage weiterer Forschungen dienen wird, von Pott[19]) gezeigt worden, dass mehrere angebliche Wurzeln zusammengesetzt oder durch Reduplication abgeleitet sind. Aber auch auf solche, die wirklich einfach scheinen, kann der Zweifel ausgedehnt werden.

Ich meine hier besonders die, welche sich von dem Bau der einfachen oder doch den Vocal nur mit solchen Consonantenlauten, die sich bis zu schwieriger Trennung mit ihm verschmelzen, umkleidenden Sylben abweichen. Auch in ihnen können unkenntlich gewordene und phonetisch durch Zusammenziehung, Abwerfung von Vocalen, oder sonst veränderte Zusammensetzungen versteckt sein. Ich sage dies nicht, um leere Muthmassungen an die Stelle von Thatsachen zu setzen, wohl aber, um der historischen Forschung nicht willkürlich das weitere Vordringen in noch nicht gehörig durchschaute Sprachzustände zu verschliessen, und weil die uns hier beschäftigende Frage des Zusammenhanges der Sprachen mit dem Bildungsvermögen es nothwendig macht, alle Wege aufzusuchen, welche die Entstehung des Sprachbaues genommen haben kann.

Insofern sich die Wurzellaute durch ihre stätige Wiederkehr in sehr abwechselnden Formen kenntlich machen, müssen sie in dem Grade mehr zur Klarheit gelangen, in welchem eine Sprache den Begriff des Verbum seiner Natur gemässer in sich ausgebildet hat. Denn bei der Flüchtigkeit und Beweglichkeit dieses, gleichsam nie ruhenden Redetheils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurzelsylbe mit immer wechselnden Nebenlauten. Die Indischen Grammatiker verfuhren daher nach einem ganz richtigen Gefühl ihrer Sprache, indem sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln behandelten, und jede bestimmten Conjugationen zuwiesen. Es liegt aber auch in der Natur der Sprachentwickelung selbst, dass, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können, insofern diese einfache Wörter ausmachen. Bewegung und Beschaffenheit stehen einander aber an sich nahe, und ein lebhafter Sprachsinn reisst die letztere noch häufiger zu der ersteren hin. Dass die Indischen Grammati-

ker auch diese wesentliche Verschiedenheit der Bewegung und Beschaffenheit, und der selbstständige Sachen andeutenden Wörter empfanden, beweist ihre Unterscheidung der *Krit-* und *Unâdi*-Suffixe [20]). Durch beide werden Wörter unmittelbar von den Wurzellauten abgeleitet. Die ersteren aber bilden nur solche, in welchen der Wurzelbegriff selbst bloss mit allgemeinen, auf mehrere zugleich passenden Modificationen versehen wird. Wirkliche Substanzen finden sich bei ihnen seltener, und nur insofern, als die Bezeichnung derselben von dieser bestimmten Art ist. Die *Unâdi*-Suffixe begreifen, gerade im Gegentheil, nur Benennungen concreter Gegenstände, und in den durch sie gebildeten Wörtern ist der dunkelste Theil gerade das Suffix selbst, welches den allgemeineren, den Wurzellaut modificirenden Begriff enthalten sollte. Es ist nicht zu läugnen, dass ein grosser Theil dieser Bildungen erzwungen und offenbar ungeschichtlich ist. Man erkennt zu deutlich ihre absichtliche Entstehung aus dem Princip, alle Wörter der Sprache, ohne Ausnahme, auf die einmal angenommenen Wurzeln zurückzubringen. Unter diesen Benennungen concreter Gegenstände können einestheils fremde in die Sprache aufgenommene, andrentheils aber unkenntlich gewordene Zusammensetzungen liegen, wie es von den letzteren in der That erkennbare bereits unter den Unâdi-Wörtern giebt. Es ist dies natürlich der dunkelste Theil aller Sprachen, und man hat daher mit Recht neuerlich vorgezogen, aus einem grossen Theile der Unâdi-Wörter eine eigne Classe dunkler und ungewisser Herleitung zu bilden.

Das Wesen des Lautzusammenhanges beruht auf der Kenntlichkeit der Stammsylbe, die von den Sprachen überhaupt nach dem Grade der Richtigkeit ihres Organismus mit mehr oder minder sorgfältiger Schonung behandelt wird. In denen eines sehr vollkommenen Baues schliessen sich aber an den Stammlaut, als den den Begriff individualisirenden,

Nebenlaute, als allgemeine, modificirende, an. Wie nun in der Aussprache der Wörter in der Regel jedes nur Einen Hauptaccent hat, und die unbetonten Sylben gegen die betonte sinken (s. unten §. 16.), so nehmen auch, in den einfachen, abgeleiteten Wörtern, die Nebenlaute in richtig organisirten Sprachen einen kleineren, obgleich sehr bedeutsamen Raum ein. Sie sind gleichsam die scharfen und kurzen Merkzeichen für den Verstand, wohin er den Begriff der mehr und deutlicher sinnlich ausgeführten Stammsylbe zu setzen hat. Dies Gesetz sinnlicher Unterordnung, das auch mit dem rhythmischen Baue der Wörter in Zusammenhange steht, scheint durch sehr rein organisirte Sprachen auch formell, ohne dass dazu die Veranlassung von den Wörtern selbst ausgeht, allgemein zu herrschen; und das Bestreben der Indischen Grammatiker, alle Wörter ihrer Sprache danach zu behandeln, zeugt wenigstens von richtiger Einsicht in den Geist ihrer Sprache. Da sich die Unâdi-Suffixa bei den früheren Grammatikern nicht gefunden haben sollen, so scheint man aber hierauf erst später gekommen zu sein. In der That zeigt sich in den meisten Sanskritwörtern für concrete Gegenstände dieser Bau einer kurz abfallenden Endung neben einer vorherrschenden Stammsylbe, und dies lässt sich sehr füglich mit dem oben über die Möglichkeit unkenntlich gewordener Zusammensetzung Gesagten vereinen. Der gleiche Trieb hat, wie auf die Ableitung, so auch auf die Zusammensetzung gewirkt, und gegen den individueller oder sonst bestimmt bezeichnenden Theil den anderen im Begriff und im Laute nach und nach fallen lassen. Denn wenn wir in den Sprachen, ganz dicht neben einander, beinahe unglaublich scheinende Verwischungen und Entstellungen der Laute durch die Zeit, und wieder ein, Jahrhunderte hindurch zu verfolgendes, beharrliches Halten an ganz einzelnen und einfachen antreffen, so liegt dies wohl meistentheils an dem durch irgend einen

Grund motivirten Streben oder Aufgeben des inneren Sprachsinnes. Die Zeit verlöscht nicht an sich, sondern nur in dem Maasse, als er vorher einen Laut absichtlich oder gleichgültig fallen lässt.

§. 14.

Ehe wir jetzt zu den wechselseitigen Beziehungen der Worte in der zusammenhängenden Rede übergehen, muss ich eine Eigenschaft der Sprachen erwähnen, welche sich zugleich über diese Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung selbst verbreitet. Ich habe schon im Vorigen (S. 121. 132.) die Aehnlichkeit des Falles erwähnt, wenn ein Wort durch die Hinzufügung eines allgemeinen, auf eine ganze Classe von Wörtern anwendbaren Begriffs aus der Wurzel abgeleitet, und wenn dasselbe auf diese Weise, seiner Stellung in der Rede nach, bezeichnet wird. Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist nämlich die, welche man unter den Ausdrücken: Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammenzubegreifen pflegt. Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet; und wir müssen sie daher so betrachten, dass wir nach einander untersuchen, aus welcher inneren Forderung sie in der Seele entspringt, wie sie sich in der Lautbehandlung äussert, und wie jene inneren Forderungen durch diese Aeusserung erfüllt werden, oder unbefriedigt bleiben? immer der oben gemachten Eintheilung der in der Sprache zusammenwirkenden Thätigkeiten folgend.

In allen, hier zusammengefassten Fällen liegt in der innerlichen Bezeichnung der Wörter ein Doppeltes, dessen ganz verschiedene Natur sorgfältig getrennt werden muss. Es gesellt sich nämlich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder des Redens versetzende Arbeit

des Geistes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewusstseins, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete, und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende, und ihre mehr den äusseren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit.

Es giebt daher natürlich G r a d e, in welchen die verschiednen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der innerlichen Sprachgestaltung keine dasselbe ganz unbeachtet zu lassen vermag. Allein auch in denen, wo dasselbe bis zur äusserlichen Bezeichnung durchdringt, kommt es auf die Tiefe und Lebendigkeit an, in welcher sie wirklich zu den ursprünglichen Kategorieen des Denkens aufsteigen und denselben in ihrem Zusammenhange Geltung verschaffen. Denn diese Kategorieen bilden wieder ein zusammenhängendes Ganzes unter sich, dessen systematische Vollständigkeit die Sprachen mehr oder weniger durchstrahlt. Die Neigung der Classificirung der Begriffe, der Bestimmung der individuellen durch die Gattung, welcher sie angehören, kann aber auch aus einem Bedürfniss der Unterscheidung und der Bezeichnung entstehen, indem man den Gattungsbegriff an den individuellen anknüpft. Sie lässt daher an sich, und nach diesem oder dem reineren Ursprunge aus dem Bedürfniss des Geistes nach lichtvoller logischer Ordnung, verschiedene S t u f e n zu. Es giebt Sprachen, welche den Benennungen der lebendigen Geschöpfe re-

gelmässig den Gattungsbegriff hinzufügen, und unter diesen solche, wo die Bezeichnung dieses Gattungsbegriffs zum wirklichen, nur durch Zergliederung erkennbaren, Suffixe geworden ist. Diese Fälle hängen zwar noch immer mit dem oben Gesagten zusammen, insofern auch in ihnen ein doppeltes Princip, ein objectives der Bezeichnung, und ein subjectives logischer Eintheilung, sichtbar wird. Sie entfernen sich aber auf der andren Seite gänzlich dadurch davon, dass hier nicht mehr Formen des Denkens und der Rede, sondern nur verschiedene Classen wirklicher Gegenstände in die Bezeichnung eingehen. So gebildete Wörter werden nun denjenigen ganz ähnlich, in welchen zwei Elemente einen zusammengesetzten Begriff bilden. Was dagegen in der innerlichen Gestaltung dem Begriffe der Flexion entspricht, unterscheidet sich gerade dadurch, dass gar nicht zwei Elemente, sondern nur Eines, in eine bestimmte Kategorie versetztes, das Doppelte ausmacht, von dem wir bei der Bestimmung dieses Begriffs ausgingen. Dass dies Doppelte, wenn man es auseinanderlegt, nicht gleicher, sondern verschiedener Natur ist, und verschiedenen Sphären angehört, bildet gerade hier das charakteristische Merkmal. Nur dadurch können rein organisirte Sprachen die tiefe und feste Verbindung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit erreichen, aus der hernach in ihnen eine Unendlichkeit von Gedankenverbindungen hervorgeht, welche alle das Gepräge ächter, die Forderungen der Sprache überhaupt rein und voll befriedigender Form an sich tragen. Dies schliesst in der Wirklichkeit nicht aus, dass in den auf diese Weise gebildeten Wörtern nicht auch bloss aus der Erfahrung geschöpfte Unterschiede Platz finden könnten. Sie sind aber alsdann in Sprachen, die einmal in diesem Theile ihres Baues von dem richtigen geistigen Principe ausgehen, allgemeiner gefasst, und schon durch das ganze übrige Verfahren der Sprache auf eine höhere Stufe gestellt. So würde z. B. der Begriff des Geschlechtsunterschiedes nicht haben ohne die

wirkliche Beobachtung entstehen können, wenn er sich gleich durch die allgemeinen Begriffe der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit an die ursprünglichen Verschiedenheiten denkbarer Kräfte gleichsam von selbst anreiht. Zu dieser Höhe nun wird er in der That in Sprachen gesteigert, die ihn ganz und vollständig in sich aufnehmen, und ihn auf ganz ähnliche Weise, als die aus den bloss logischen Verschiedenheiten der Begriffe entstehenden Wörter, bezeichnen. Man knüpft nun nicht zwei Begriffe an einander, man versetzt bloss einen, durch eine innere Beziehung des Geistes, in eine Classe, deren Begriff durch viele Naturwesen durchgeht, aber als Verschiedenheit wechselseitig thätiger Kräfte auch unabhängig von einzelner Beobachtung aufgefasst werden könnte.

Das lebhaft im Geiste Empfundene verschafft sich in den sprachbildenden Perioden der Nationen auch allemal Geltung in den entsprechenden Lauten. Wie daher zuerst innerlich das Gefühl der Nothwendigkeit aufstieg, dem Worte, nach dem Bedürfniss der wechselnden Rede oder seiner dauernden Bedeutung, seiner Einfachheit unbeschadet, einen zwiefachen Ausdruck beizugeben, so entstand von innen hervor *Flexion* in den Sprachen. Wir aber können nur den entgegengesetzten Weg verfolgen, nur von den Lauten und ihrer Zergliederung in den inneren Sinn eindringen. Hier nun finden wir, wo diese Eigenschaft ausgebildet ist, in der That ein Doppeltes, eine *Bezeichnung* des Begriffs[1], und eine *Andeutung* der Kategorie, in die er versetzt wird. Denn auf diese Weise lässt sich vielleicht am bestimmtesten das zwiefache Streben unterscheiden, den Begriff zugleich zu stempeln, und ihm das Merkzeichen der Art beizugeben, in der er gerade gedacht werden soll. Die Verschiedenheit dieser Absicht muss aber aus der Behandlung der Laute selbst hervorspringen.

Das Wort lässt nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu: durch *innere Veränderung* oder *äusseren Zuwachs*. Beide sind unmöglich, wo die Sprache alle Wörter starr in

ihre Wurzelform, ohne Möglichkeit äusseren Zuwachses, einschliesst, und auch in ihrem Inneren keiner Veränderung Raum giebt. Wo dagegen innere Veränderung möglich ist, und sogar durch den Wortbau befördert wird, ist die Unterscheidung der Andeutung von der Bezeichnung, um diese Ausdrücke festzuhalten, auf diesem Wege leicht und unfehlbar. Denn die in diesem Verfahren liegende Absicht, dem Worte seine Identität zu erhalten, und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen, wird am besten durch die innere Umänderung erreicht. Ganz anders verhält es sich mit dem äusseren Zuwachs. Er ist allemal Zusammensetzung im weiteren Sinne, und es soll hier der Einfachheit des Wortes kein Eintrag geschehen; es sollen nicht zwei Begriffe zu einem dritten verknüpft, Einer soll in einer bestimmten Beziehung gedacht werden. Es ist daher hier ein scheinbar künstlicheres Verfahren erforderlich, das aber durch die Lebendigkeit der im Geiste empfundenen Absicht von selbst in den Lauten hervortritt. Der andeutende Theil des Wortes muss mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen das Uebergewicht des bezeichnenden auf eine andre Linie, als dieser, gestellt erscheinen; der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, muss in der Absicht, ihn nur andeutend zu benutzen, untergehen, und der Zuwachs selbst muss, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und unabhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbstständigkeit fähig, behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht, ausser der inneren Veränderung und der Zusammensetzung, eine dritte Umgestaltung der Wörter, durch Anbildung, und wir haben alsdann den wahren Begriff eines Suffixes. Die fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes auf den Laut verwandelt dann von selbst die Zusammensetzung in Anbildung. In beiden liegt ein entgegengesetztes Princip. Die Zusammensetzung ist für die Erhaltung der mehrfachen Stammsylben in ihren bedeutsamen Lauten

besorgt, die Anbildung strebt, ihre Bedeutung, wie dieselbe an sich ist, zu vernichten; und unter dieser entgegenstreitenden Behandlung erreicht die Sprache hier ihren zwiefachen Zweck, durch die Bewahrung und die Zerstörung der Erkennbarkeit der Laute. Die Zusammensetzung wird erst dunkel, wenn, wie wir im Vorigen sahen, die Sprache, einem anderen Gefühle folgend, sie als Anbildung behandelt. Ich habe jedoch der Zusammensetzung hier mehr darum erwähnt, weil die Anbildung hätte irrig mit ihr verwechselt werden können, als weil sie wirklich mit ihr in Eine Classe gehörte. Dies ist immer nur scheinbar der Fall; und auf keine Weise darf man sich die Anbildung mechanisch, als absichtliche Verknüpfung des an sich Abgesonderten, und Ausglättung der Verbindungsspuren durch Worteinheit, denken. Das durch Anbildung flectirte Wort ist ebenso Eins, als die verschiedenen Theile einer aufknospenden Blume es sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur. Das Pronomen möge noch so deutlich an der Person des Verbum haften, so wurde in ächt flectirenden Sprachen es nicht an dasselbe geknüpft. Das Verbum wurde nicht abgesondert gedacht, sondern stand als individuelle Form vor der Seele da, und ebenso ging der Laut als Eins und untheilbar über die Lippen. Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache brechen die Suffixa aus der Wurzel hervor, und dies geschieht so lange und so weit, als das schöpferische Vermögen der Sprache ausreicht. Erst wenn dies nicht mehr thätig ist, kann mechanische Anfügung eintreten. Um die Wahrheit des wirklichen Vorgangs nicht zu verletzen, und die Sprache nicht zu einem blossen Verstandesverfahren niederzuziehen, muss man die hier zuletzt gewählte Vorstellungsweise immer im Auge behalten. Man darf sich aber nicht verhehlen, dass eben darum, weil sie auf das Unerklärliche hingeht, sie nichts erklärt, dass die Wahrheit nur in der absoluten Einheit des zusammen Gedachten, und im gleichzeiti-

gen Entstehen und in der symbolischen Uebereinkunft der inneren Vorstellung mit dem äusseren Laute liegt, dass sie aber übrigens das nicht zu erhellende Dunkel unter bildlichem Ausdruck verhüllt. Denn wenn auch die Laute der Wurzel oft das Suffix modificiren, so thun sie dies nicht immer, und nie lässt sich anders, als bildlich, sagen, dass das letztere aus dem Schoosse der Wurzel hervorbricht. Dies kann immer nur heissen, dass der Geist sie untrennbar zusammen denkt, und der Laut, diesem zusammen Denken folgsam, sie auch vor dem Ohre in Eins giesst. Ich habe daher die oben gewählte Darstellung vorgezogen, und werde sie auch in der Folge dieser Blätter beibehalten. Mit der Verwahrung gegen alle Einmischung eines mechanischen Verfahrens, kann sie nicht zu Missverständnissen Anlass geben. Für die Anwendung auf die wirklichen Sprachen aber ist die Zerlegung in Anbildung und Worteinheit passender, weil die Sprache technische Mittel für beide besitzt, besonders aber, weil sich die Anbildung in gewissen Gattungen von Sprachen nicht rein und absolut, sondern nur dem Grade nach von der wahren Zusammensetzung abscheidet. Der Ausdruck der Anbildung, der nur den durch Zuwachs ächt flectirenden Sprachen gebührt, sichert schon, verglichen mit dem der Anfügung, die richtige Auffassung des organischen Vorgangs.

Da die Aechtheit der Anbildung sich vorzüglich in der Verschmelzung des Suffixes mit dem Worte offenbart, so besitzen die flectirenden Sprachen zugleich wirksame Mittel zur Bildung der Worteinheit. Die beiden Bestrebungen, den Wörtern durch feste Verknüpfung der Sylben in ihrem Inneren eine äusserlich bestimmt trennende Form zu geben, und Anbildung von Zusammensetzung zu sondern, befördern gegenseitig einander. Dieser Verbindung wegen habe ich hier nur von Suffixen, Zuwächsen am Ende des Wortes, nicht von Affixen überhaupt geredet. Das hier die Einheit des Wortes Bestimmende kann, im Laute und in der Bedeutung, nur

von der Stammsylbe, von dem bezeichnenden Theile des Wortes ausgehen, und seine Wirksamkeit im Laute hauptsächlich nur über das ihm Nachfolgende erstrecken. Die vorn zuwachsenden Sylben verschmelzen immer in geringerem Grade mit dem Worte, so wie auch in der Betonung und der metrischen Behandlung die Gleichgültigkeit der Sylben vorzugsweise in den vorschlagenden liegt, und der wahre Zwang des Metrums erst mit der dasselbe eigentlich bestimmenden Tactsylbe angeht. Diese Bemerkung scheint mir für die Beurtheilung derjenigen Sprachen besonders wichtig, welche den Wörtern die ihnen zuwachsenden Sylben in der Regel am Anfange anschliessen. Sie verfahren mehr durch Zusammensetzung, als durch Anbildung, und das Gefühl wahrhaft gelungener Beugung bleibt ihnen fremd. Das, alle Nüancen der Verbindung des zart andeutenden Sprachsinnes mit dem Laute so vollkommen wiedergebende Sanskrit setzt andre Wohllautsregeln für die Anschliessung der suffigirten Endungen, und der präfigirten Präpositionen fest. Es behandelt die letzteren wie die Elemente zusammengesetzter Wörter.

Das Suffix deutet die Beziehung an, in welcher das Wort genommen werden soll; es ist also in diesem Sinne keinesweges bedeutungslos. Dasselbe gilt von der inneren Umänderung der Wörter, also von der Flexion überhaupt. Zwischen der inneren Umänderung aber und dem Suffixe ist der wichtige Unterschied der, dass der ersteren ursprünglich keine andere Bedeutung zum Grunde gelegen haben kann, die zuwachsende Sylbe dagegen wohl meistentheils eine solche gehabt hat. Die innere Umänderung ist daher allemal, wenn wir uns auch nicht immer in das Gefühl davon versetzen können, symbolisch. In der Art der Umänderung, dem Uebergange von einem helleren zu einem dunkleren, einem schärferen zu einem gedehnteren Laute, besteht eine Analogie mit dem, was in beiden Fällen ausgedrückt werden soll. Bei dem Suffixe waltet dieselbe Möglichkeit ob. Es kann ebensowohl ursprünglich und ausschliesslich symbolisch sein,

und diese Eigenschaft kann alsdann bloss in den Lauten liegen. Es ist aber keineswegs nothwendig, dass dies immer so sei; und es ist eine unrichtige Verkennung der Freiheit und Vielfachheit der Wege, welche die Sprache in ihren Bildungen nimmt, wenn man nur solche zuwachsenden Sylben Beugungssylben nennen will, denen durchaus niemals eine selbstständige Bedeutung beigewohnt hat, und die ihr Dasein in den Sprachen überhaupt nur der auf Flexion gerichteten Absicht verdanken. Wenn man sich Absicht des Verstandes unmittelbar schaffend in den Sprachen denkt, so ist dies, meiner innersten Ueberzeugung nach, überhaupt immer eine irrige Vorstellungsweise. Insofern das erste Bewegende in der Sprache allemal im Geiste gesucht werden muss, ist allerdings Alles in ihr, und die Ausstossung des articulirten Lautes selbst, Absicht zu nennen. Der Weg aber, auf dem sie verfährt, ist immer ein andrer, und ihre Bildungen entspringen aus der Wechselwirkung der äusseren Eindrücke und des inneren Gefühls, bezogen auf den allgemeinen, Subjectivität mit Objectivität in der Schöpfung einer idealen, aber weder ganz innerlichen, noch ganz äusserlichen Welt verbindenden Sprachzweck. Das nun an sich nicht bloss Symbolische und bloss Andeutende, sondern wirklich Bezeichnende verliert diese letztere Natur da, wo es das Bedürfniss der Sprache verlangt, durch die Behandlungsart im Ganzen. Man braucht z. B. nur das selbstständige Pronomen mit dem in den Personen des Verbums angebildeten zu vergleichen. Der Sprachsinn unterscheidet richtig Pronomen und Person, und denkt sich unter der letzteren nicht die selbstständige Substanz, sondern eine der Beziehungen, in welchen der Grundbegriff des flectirten Verbums nothwendig erscheinen muss. Er behandelt sie also lediglich als einen Theil von diesem, und gestattet der Zeit, sie zu entstellen und abzuschleifen, sicher, dem durch sein ganzes Verfahren befestigten Sinne solcher Andeutungen vertrauend, dass die Entstellung der Laute dennoch die Er-

kennung der Andeutung nicht verhindern wird. Die Entstellung mag nun wirklich statt gefunden haben, oder das angefügte Pronomen grösstentheils unverändert geblieben sein, so ist der Fall und der Erfolg immer der nämliche. Das Symbolische beruht hier nicht auf einer unmittelbaren Analogie der Laute, es geht aber aus der in sie auf kunstvollere Weise gelegten Ansicht der Sprache hervor. Wenn es unbezweifelt ist, dass nicht bloss im Sanskrit, sondern auch in andren Sprachen die Anbildungssylben, mehr oder weniger, aus dem Gebiete der oben erwähnten, sich unmittelbar auf den Sprechenden beziehenden Wurzelstämme genommen sind, so ruht das Symbolische darin selbst. Denn die durch die Anbildungssylben angedeutete Beziehung auf die Kategorieen des Denkens und Redens kann keinen bedeutsameren Ausdruck finden, als in Lauten, die unmittelbar das Subject zum Ausgangs- oder Endpunkt ihrer Bedeutung haben. Hierzu kann sich hernach auch die Analogie der Töne gesellen, wie Bopp so vortrefflich an der Sanskritischen Nominativ- und Accusativ-Endung gezeigt hat. Im Pronomen der dritten Person ist der helle *s*-Laut dem Lebendigen, der dunkle des *m* dem geschlechtslosen Neutrum offenbar symbolisch beigegeben; und derselbe Buchstabenwechsel der Endungen unterscheidet nun das in Handlung gestellte Subject, den Nominativ, von dem Accusativ, dem Gegenstande der Wirkung.

Die ursprünglich selbstständige Bedeutsamkeit der Suffixe ist daher kein nothwendiges Hinderniss der Reinheit ächter Flexion. Mit solchen Beugungssylben gebildete Wörter erscheinen ebenso bestimmt, als wo innere Umänderung statt findet, nur als einfache, in verschiedenen Formen gegossne, Begriffe, und erfüllen daher genau den Zweck der Flexion. Allein diese Bedeutsamkeit fordert allerdings grössere Stärke des inneren Flexionssinnes und entschiednere Lautherrschaft des Geistes, die bei ihr die Ausartung der grammatischen Bildung in Zusammensetzung zu überwinden hat. Eine Sprache,

die sich, wie das Sanskrit, hauptsächlich solcher ursprünglich selbstständig bedeutsamen Beugungssylben bedient, zeigt dadurch selbst das Vertrauen, das sie in die Macht des sie belebenden Geistes setzt.

Das phonetische Vermögen und die sich daran knüpfenden Lautgewohnheiten der Nationen wirken aber auch in diesem Theile der Sprache bedeutend mit. Die Geneigtheit, die Elemente der Rede mit einander zu verbinden, Laute an Laute anzuknüpfen, wo es ihre Natur erlaubt, einen in den andren zu verschmelzen, und überhaupt sie, ihrer Beschaffenheit gemäss, in der Berührung zu verändern, erleichtert dem Flexionssinne sein Einheit bezweckendes Geschäft, so wie das strengere Auseinanderhalten der Töne einiger Sprachen seinem Gelingen entgegenwirkt. Befördert nun das Lautvermögen das innerliche Erforderniss, so wird der ursprüngliche Articulationssinn rege, und es kommt auf diese Weise das bedeutsame Spalten der Laute zu Stande, vermöge dessen auch ein einzelner zum Träger eines formalen Verhältnisses werden kann, was hier gerade, mehr als in irgend einem andren Theile der Sprache, entscheidend ist, da hier eine Geistesrichtung angedeutet, nicht ein Begriff bezeichnet werden soll. Die Schärfe des Articulationsvermögens und die Reinheit des Flexionssinnes stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zusammenhange.

Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorieen der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende, Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen

entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes, oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben, deutet aber auf der andren dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorieen der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar, und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich, eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so dass es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammen gehörenden Fälle. Aus der allgemeinen Behandlung dieser ergiebt sich alsdann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des inneren Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger misslingt.

Wo Helle und Schärfe des Sprachsinns in der Bildungsperiode den richtigen Weg eingeschlagen hat, — und er ergreift mit diesen Eigenschaften keinen falschen —, ergiesst sich die innere Klarheit und Bestimmtheit über den ganzen

Sprachbau, und die hauptsächlichsten Aeusserungen seiner Wirksamkeit stehen in ungetrenntem Zusammenhange mit einander. So haben wir die unauflösliche Verbindung des Flexionssinnes mit dem Streben nach Worteinheit und dem, Laute bedeutsam spaltenden Articulationsvermögen gesehen. Die Wirkung kann nicht dieselbe da sein, wo nur einzelne Funken der reinen Bestrebungen dem Geiste entsprühen; und der Sprachsinn hat, worauf wir gleich in der Folge kommen werden, alsdann gewöhnlich einen einzelnen, vom richtigen ablenkenden, allein oft von gleich grossem Scharfsinne und gleich feinem Gefühl zeugenden, Weg ergriffen. Dies äussert alsdann seine Wirkung auch oft auf den einzelnen Fall. So ist in diesen Sprachen, die man nicht als flectirende zu bezeichnen berechtigt ist, die innere Umgestaltung der Wörter, wo es eine solche giebt, meistentheils von der Art, dass sie dem inneren angedeuteten Verfahren gleichsam durch eine rohe Nachbildung des Lautes folgt, den Plural und das Präteritum z. B. durch materielles Aufhalten der Stimme, oder durch heftig aus der Kehle hervorgestossenen Hauch bezeichnet, und gerade da, wo rein gebildete Sprachen, wie die Semitischen, die grösste Schärfe des Articulationssinnes durch symbolische Veränderung des Vocals, zwar nicht gerade in den genannten, aber in andren grammatischen Umgestaltungen beweisen, das Gebiet der Articulation beinahe verlassend, auf die Gränzen des Naturlauts zurückkehrt. Keine Sprache ist, meiner Erfahrung nach, durchaus agglutinirend, und bei den einzelnen Fällen lässt sich oft nicht entscheiden, wie viel oder wenig Antheil der Flexionssinn an dem scheinbaren Suffix hat. In allen Sprachen, die in der That Neigung zur Lautverschmelzung äussern, oder doch dieselbe nicht starr zurückweisen, ist einzeln Flexionsbestreben sichtbar. Ueber das Ganze der Erscheinung aber kann nur nach dem Organismus des gesammten Baues einer solchen Sprache ein sicheres Urtheil gefällt werden.

§. 15.

Wie jede aus der inneren Auffassung der Sprache entspringende Eigenthümlichkeit derselben in ihren ganzen Organismus eingreift, so ist dies besonders mit der Flexion der Fall. Sie steht namentlich mit zwei verschiedenen, und scheinbar entgegengesetzten, allein in der That organisch zusammenwirkenden Stücken, mit der Worteinheit, und der angemessenen Trennung der Theile des Satzes, durch welche seine Gliederung möglich wird, in der engsten Verbindung. Ihr Zusammenhang mit der Worteinheit wird von selbst begreiflich, da ihr Streben ganz eigentlich auf Bildung einer Einheit, sich nicht bloss an einem Ganzen begnügend, hinausgeht. Sie befördert aber auch die angemessene Gliederung des Satzes und die Freiheit seiner Bildung, indem sie in ihrem eigentlich grammatischen Verfahren die Wörter mit Merkzeichen versieht, welchen man das Wiedererkennen ihrer Beziehung zum Ganzen des Satzes mit Sicherheit anvertrauen kann. Sie hebt dadurch die Aengstlichkeit auf, ihn, wie ein einzelnes Wort, zusammenzuhalten, und ermuthigt zu der Kühnheit, ihn in seine Theile zu zerschlagen. Sie weckt aber, was noch weit wichtiger ist, durch den in ihr liegenden Rückblick auf die Formen des Denkens, insofern diese auf die Sprache bezogen werden, eine richtigere und anschaulichere Einsicht in seine Zusammenfügungen. Denn eigentlich entspringen alle drei, hier genannten Eigenthümlichkeiten der Sprache aus Einer Quelle, aus der lebendigen Auffassung des Verhältnisses der Rede zur Sprache. Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des Satzes sollten daher in der Betrachtung der Sprache nie getrennt werden. Die Flexion erscheint erst durch die Hinzufügung dieser andren Punkte in ihrer wahren, wohlthätig einwirkenden Kraft.

Die Rede fordert gehörig zu der Möglichkeit ihres gränzen-

losen, in keinem Augenblick messbaren Gebrauchs zugerichtete Elemente; und diese Forderung wächst an intensivem und extensivem Umfang, je höher die Stufe ist, auf welche sie sich stellt. Denn in ihrer höchsten Erhebung wird sie zur Ideenerzeugung und gesammten Gedankenentwickelung selbst. Ihre Richtung geht aber allemal im Menschen, auch wo die wirkliche Entwicklung noch so viele Hemmungen erfährt, auf diesen letzten Zweck hin. Sie sucht daher immer die Zurichtung der Sprachelemente, welche den lebendigsten Ausdruck der Formen des Denkens enthält; und darum sagt ihr vorzugsweise die Flexion zu, deren Charakter es gerade ist, den Begriff immer zugleich nach seiner äussren und nach der innren Beziehung zu betrachten, welche das Fortschreiten des Denkens durch die Regelmässigkeit des eingeschlagenen Weges erleichtert. Mit diesen Elementen aber will die Rede die zahllosen Combinationen des geflügelten Gedanken, ohne in ihrer Unendlichkeit beschränkt zu werden, erreichen. Dem Ausdrucke aller dieser Verknüpfungen liegt die Satzbildung zum Grunde; und es ist jener freie Aufflug nur möglich, wenn die Theile des einfachen Satzes nach aus seinem Wesen geschöpfter Nothwendigkeit, nicht mit mehr oder weniger Willkühr, an einander gelassen oder getrennt sind.

Die Ideenentwickelung erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen Begriffe und eine Verknüpfung derselben zum Gedanken. Beides tritt auch in der Rede hervor. Ein Begriff wird in zusammengehörende, ohne Zerstörung der Bedeutung nicht trennbare, Laute eingeschlossen, und empfängt Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes. Das so gebildete Wort spricht die Zunge, indem sie es von andren, in dem Gedanken mit ihm verbundenen, trennt, als ein Ganzes zusammen aus, hebt aber dadurch nicht die gleichzeitige Verschlingung aller Worte der Periode auf. Hierin zeigt sich die Worteinheit im engsten Verstande, die Behandlung jedes Wortes als eines Individuums,

welches, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, mit andren in verschiedene Grade der Berührung treten kann. Wir haben aber oben gesehen, dass sich auch innerhalb der Sphäre desselben Begriffs, mithin desselben Wortes, bisweilen ein verbundenes Verschiedenes findet; und hieraus entspringt eine andre Gattung der Worteinheit, die man zum Unterschiede von der obigen, äusseren, eine innere nennen kann. Je nachdem nun das Verschiedene gleichartig ist und sich bloss zum zusammengesetzten Ganzen verbindet, oder ungleichartig (Bezeichnung und Andeutung) den Begriff als mit bestimmtem Gepräge versehen darstellen muss, hat die innere Worteinheit eine weitere und engere Bedeutung.

Die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in dem innren, sich auf das Bedürfniss der Gedankenentwicklung beziehenden Sprachsinn, und in dem Laute. Da alles Denken in Trennen und Verknüpfen besteht, so muss das Bedürfniss des Sprachsinnes, alle verschiedenen Gattungen der Einheit der Begriffe symbolisch in der Rede darzustellen, von selbst wach werden, und nach Maassgabe seiner Regsamkeit und geordneten Gesetzmässigkeit in der Sprache ans Licht kommen. Auf der andren Seite sucht der Laut, seine verschiedenen, in Berührung tretenden Modificationen in ein, der Aussprache und dem Ohre zusagendes Verhältniss zu bringen. Oft gleicht er dadurch nur Schwierigkeiten aus, oder folgt organisch angenommenen Gewohnheiten. Er geht aber auch weiter, bildet Rhythmus-Abschnitte, und behandelt diese als Ganze für das Ohr. Beide nun aber, der innere Sprachsinn und der Laut, wirken, indem sich der letztere an die Forderungen des ersteren anschliesst, zusammen, und die Behandlung der Lauteinheit wird dadurch zum Symbole der gesuchten bestimmten Begriffseinheit. Diese, dadurch in die Laute gelegt, ergiesst sich als geistiges Princip über die Rede, und die melodisch und rhythmisch künstlerisch behandelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine engere Verbindung der ord-

nenden Verstandeskräfte mit bildlich schaffender Phantasie woraus also die Verschlingung der sich nach aussen und nacl innen, nach dem Geist und nach der Natur hin bewegendeı Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Regsamkei erschöpft.

Die Bezeichnungsmittel der Worteinheit in der Red sind Pause, Buchstabenveränderung und Accent.

Die Pause kann nur zur Andeutung der äusseren Ein heit dienen; innerhalb des Wortes würde sie, gerade umge kehrt, seine Einheit zerstören. In der Rede aber ist ein flüch tiges, nur dem geübten Ohre merkbares, Innehalten der Stimm am Ende der Wörter, um die Elemente des Gedanken kennt lich zu machen, natürlich. Indess steht mit dem Streben nacl der Bezeichnung der Einheit des Begriffs das gleich noth wendige nach der Verschlingung des Satzes, die lautbar weı dende Einheit des Begriffs mit der Einheit des Gedanken ir Gegensatz; und Sprachen, in welchen sich ein richtig un fein fühlender Sinn offenbart, machen die doppelte Absich kund, und ebnen jenen Gegensatz, oft noch, indem sie ihn veı stärken, wieder durch andre Mittel. Ich werde die erläuterı den Beispiele hier immer aus dem Sanskrit hernehmen*)

*) Ich entlehne die einzelnen in dieser Schrift über den Sans kritischen Sprachbau erwähnten Data, auch wo ich die Stellen nicl besonders anführe, aus Bopp's Grammatik, und gestehe gerı dass ich die klarere Einsicht in denselben allein diesem klassische Werke verdanke, da keine der früheren Sprachlehren, wie verdiens voll auch einige in andrer Hinsicht sind, sie in gleichem Grade ge währt. Sowohl die Sanskrit-Grammatik in ihren verschiedenen Aus gaben, als die später erschienene vergleichende, und die einzelne akademischen Abhandlungen, welche eine ebenso fruchtbare, als ta lentvolle Vergleichung des Sanskrits mit den verwandten Sprache enthalten, werden immer wahre Muster tiefer und glücklicher Durcl schauung, ja oft kühner Ahndung, der Analogie der grammatische Formen bleiben; und das Sprachstudium verdankt ihnen schon jet die bedeutendsten Fortschritte in einer zum Theil neu eröffnete

veil diese Sprache glücklicher und erschöpfender, als irgend
ine andere, die Worteinheit behandelt, und auch ein Alpha-
et besitzt, das mehr, als die unsrigen, die genaue Aussprache
or dem Ohre auch dem Auge graphisch darzustellen bemüht
st. Das Sanskrit nun gestattet nicht jedem Buchstaben, ein
Vort zu beschliessen, und erkennt also dadurch schon die
elbstständige Individualität des Wortes an, sanctionirt auch
eine Absonderung in der Rede dadurch, dass es die Verän-
erungen in Berührung tretender Buchstaben bei den schlie-
senden und anfangenden anders, als in der Mitte der Wörter,
egelt. Zugleich aber folgt in ihr mehr, als in einer andren
prache ihres Stammes, der Verschlingung des Gedanken auch
ie Verschmelzung der Laute, so dass, auf den ersten
nblick, die Worteinheit durch die Gedankeneinheit zerstört
u werden scheint. Wenn sich der End- und der Anfangs-
ocal in einen dritten verwandeln, so entsteht dadurch un-
äugbar eine Lauteinheit beider Wörter. Wo Endconsonan-
en sich vor Anfangsvocalen verändern, ist dies zwar wohl
arum nicht der Fall, weil der Anfangsvocal immer von einem
elinden Hauche begleitet, sich nicht in dem Verstande an
en Endconsonanten anschliesst, in welchem das Sanskrit den
onsonanten mit dem in derselben Sylbe auf ihn folgenden
ocal als unlösbar Eins betrachtet. Indess stört die Conso-
antenveränderung immer die Andeutung der Trennung der
inzelnen Wörter. Diese leise Störung kann aber dieselbe im
eiste des Hörers nie wirklich aufheben, nicht einmal die An-
rkennung derselben bedeutend schwächen. Denn einestheils
inden gerade die beiden Hauptgesetze der Veränderung zu-
ammenstossender Wörter, die Verschmelzung der Vocale und
lie Verwandlung dumpfer Consonanten in tönende, vor Voca-

---

ahn. Schon im Jahre 1816 legte Bopp in seinem Conjugations-
ystem der Indier den Grund zu den Untersuchungen, die er später,
nd immer in der nämlichen Richtung, so glücklich verfolgte.

len, innerhalb desselben Wortes nicht statt, andrentheils aber ist im Sanskrit die innere Worteinheit so klar und bestimmt geordnet, dass man in aller Lautverschlingung der Rede nie verkennen kann, dass es selbstständige Lauteinheiten sind, die nur in unmittelbare Berührung mit einander treten. Wenn übrigens die Lautverschlingung der Rede für die feine Empfindlichkeit des Ohres und für das lebendige Dringen auf die symbolische Andeutung der Einheit des Gedanken spricht, so ist es doch merkwürdig, dass auch andre Indische Sprachen, namentlich die Telingische, welchen man keine, aus ihnen selbst entsprungene, grosse Cultur zuschreiben kann, diese, mit den innersten Lautgewohnheiten eines Volks zusammenhängende und daher wohl nicht leicht bloss aus einer Sprache in die andere übergehende Eigenthümlichkeit besitzen. An sich ist das Verschlingen aller Laute der Rede in dem ungebildeten Zustande der Sprache natürlicher, da das Wort erst aus der Rede abgeschieden werden muss; im Sanskrit aber ist diese Eigenthümlichkeit zu einer inneren und äusseren Schönheit der Rede geworden, die man darum nicht geringer schätzen darf, weil sie, gleichsam als ein dem Gedanken nicht nothwendiger Luxus, entbehrt werden könnte. Es giebt offenbar eine, von dem einzelnen Ausdruck verschiedene, Rückwirkung der Sprache auf den Gedanken erzeugenden Geist selbt, und für diese geht keiner ihrer, auch einzeln entbehrlich scheinenden Vorzüge verloren.

Die innere Worteinheit kann wahrhaft nur in Sprachen zum Vorschein kommen, welche durch Umkleidung des Begriffs mit seinen Nebenbestimmungen den Laut zur Mehrsylbigkeit erweitern, und innerhalb dieser mannigfaltige Buchstabenveränderungen zulassen. Der auf die Schönheit des Lauts gerichtete Sprachsinn behandelt alsdann diese innere Sphäre des Wortes nach allgemeinen und besondren Gesetzen des Wohllauts und des Zusammenklanges. Allein auch der Articulationssinn wirkt, und zwar hauptsächlich

auf diese Bildungen mit, indem er bald Laute zu verschiedener Bedeutsamkeit umändert, bald aber auch solche, die auch selbstständige Geltung besitzen, dadurch, dass sie nun bloss als Zeichen von Nebenbestimmungen gebraucht werden, in sein Gebiet herüberzieht. Denn ihre ursprünglich sächliche Bedeutung wird jetzt zu einer symbolischen, der Laut selbst wird durch die Unterordnung unter einen Hauptbegriff oft bis zum einfachen Elemente abgeschliffen, und erhält daher, auch bei verschiedenem Ursprunge, eine ähnliche Gestalt mit den durch den Articulationssinn wirklich gebildeten, rein symbolischen. Je reger und thätiger der Articulationssinn in der beständigen Verschmelzung des Begriffs mit dem Laute ist, desto schneller geht diese Operation von statten.

Vermittelst dieser, hier zusammenwirkenden Ursachen entspringt nun ein, zugleich den Verstand und das ästhetische Gefühl befriedigender Wortbau, in welchem eine genaue Zergliederung, von dem Stammworte ausgehend, von jedem hinzugekommenen, ausgestossenen oder veränderten Buchstaben aus Gründen der Bedeutsamkeit oder des Lauts Rechenschaft zu geben bemüht sein muss. Sie kann aber dies Ziel auch wirklich wenigstens insofern erreichen, als sie jeder solcher Veränderung erklärende Analogieen an die Seite zu stellen vermag. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit dieses Wortbaues ist in den Sprachen am grössten und am befriedigendsten für den Verstand und das Ohr, welche den ursprünglichen Wortformen kein einförmig bestimmtes Gepräge aufdrücken, und sich zur Andeutung der Nebenbestimmungen, vorzugsweise vor der inneren rein symbolischen Buchstabenveränderung, der Anbildung bedienen. Das, wenn man es mit mechanischer Anfügung verwechselt, ursprünglich roher und ungebildeter scheinende Mittel übt, durch die Stärke des Flexionssinns auf eine höhere Stufe gestellt, unläugbar hierin einen Vorzug vor dem in sich feineren und kunstvolleren aus. Es liegt gewiss grossentheils in dem zweisilbigen Wurzelbaue und in der

Scheu vor Zusammensetzung, dass der Wortbau in den Semitischen Sprachen, ungeachtet des sich in ihm so bewundrungswürdig mannigfaltig und sinnreich offenbarenden Flexions- und Articulationssinnes, doch bei weitem nicht der Mannigfaltigkeit, dem Umfange und der Angemessenheit zu den gesammten Zwecken der Sprache, wie sie der Sanskritische zeigt, gleichkommt.

Das Sanskrit bezeichnet durch den Laut die verschiedenen Grade der Einheit, zu deren Unterscheidung der innere Sprachsinn ein Bedürfniss fühlt. Es bedient sich dazu hauptsächlich einer verschiedenartigen Behandlung der als verschiedene Begriffselemente in demselben Wort zusammentretenden Sylben und einzelnen Laute in den Buchstaben, in welchen sich dieselben berühren. Ich habe schon oben angeführt, dass diese Behandlung eine verschiedene bei getrennten Worten und in der Wortmitte ist. Denselben Weg verfolgt die Sprache nun weiter; und wenn man die Regeln für diese beiden Fälle als zwei grosse einander entgegengesetzte Classen bildend ansieht, so deutet die Sprache, von der mehr lockren zur festeren Verbindung hin, die Worteinheit in folgenden Abstufungen an:

- bei zusammengesetzten Wörtern,
- bei mit Präfixen verbundenen, meistentheils Verben,
- bei solchen, die durch Suffixa (*Taddhita*-Suffixe) aus in der Sprache vorhandenen Grundwörtern gebildet sind,
- bei solchen (*Kridanta*-Wörtern), welche durch Suffixa aus Wurzeln, also aus Wörtern, die eigentlich ausserhalb der Sprache liegen, abgeleitet werden,
- bei den grammatischen Declinations- und Conjugationsformen.

Die beiden zuerst genannten Gattungen der Wörter folgen im Ganzen den Anfügungsregeln getrennter Wörter, die drei letzten denen der Wortmitte. Doch giebt es hierin,

wie sich von selbst versteht, einzelne Ausnahmen; und der ganzen hier aufgestellten Abstufung liegt natürlich keine für jede Classe absolute Verschiedenheit der Regeln, sondern nur ein, aber sehr entschiedenes, grösseres oder geringeres Annähern an die beiden Hauptclassen zum Grunde. In den Ausnahmen selbst aber verräth sich oft wieder auf sinnvolle Weise die Absicht festerer Vereinigung. So übt bei getrennten Wörtern eigentlich, wenn man Eine, nur scheinbare Ausnahme hinwegnimmt, der Endconsonant eines vorhergehenden Worts niemals eine Veränderung der Anfangsbuchstaben des nachfolgenden; dagegen findet dies bei einigen zusammengesetzten Wörtern und bei Präfixen auf eine Weise statt, die bisweilen noch auf den zweiten Anfangsconsonanten Einfluss hat, wie wenn aus अग्नि, *agni*, Feuer, und स्तोम, *stôma*, Opfer, verbunden अग्निष्टोम, *agnisṭhôma*, Brandopfer, wird. Durch diese Entfernung von den Anfügungsregeln getrennter Wörter deutet die Sprache offenbar ihr Gefühl der Forderung der Worteinheit an. Dennoch ist es nicht zu läugnen, dass die zusammengesetzten Wörter im Sanskrit durch die übrige und allgemeinere Behandlung der sich in ihnen berührenden End- und Anfangsbuchstaben und durch den Mangel an Verbindungslauten, deren sich die Griechische Sprache immer in diesem Falle bedient, den getrennten Wörtern zu sehr gleichkommen. Die, uns freilich unbekannte, Betonung kann dies kaum aufgehoben haben. Wo das erste Glied der Zusammensetzung seine grammatische Beugung beibehält, liegt die Verbindung wirklich allein im Sprachgebrauch, der entweder diese Wörter immer verknüpft, oder sich des letzten Gliedes niemals einzeln bedient. Allein auch der Mangel der Beugungen bezeichnet die Einheit dieser Wörter mehr nur vor dem Verstande, ohne dass sie durch Verschmelzung der Laute vor dem Ohre Gültigkeit erhält. Wo Grundform und Casusendung im Laute zusammenfallen, lässt es die Sprache ohne ausdrückliche Bezeichnung, ob ein Wort für sich steht, oder Element

eines zusammengesetzten ist. Ein langes Sanskritisches Compositum ist daher, der ausdrücklichen grammatischen Andeutung nach, weniger ein einzelnes Wort, als eine Reihe beugungslos an einander gestellter Wörter; und es ist ein richtiges Gefühl der Griechischen Sprache, ihr Compositum nie durch zu grosse Länge dahin ausarten zu lassen. Allein auch das Sanskrit beweist wieder in andren Eigenthümlichkeiten, wie sinnvoll es bisweilen die Einheit dieser Wörter anzudeuten versteht; so z. B., wenn es zwei oder mehrere Substantiva, welches Geschlechtes sie sein mögen, in Ein geschlechtsloses zusammenfasst.

Unter den Classen von Wörtern, welche den Anfügungsgesetzen der Wortmitte folgen, stehen die Kridanta-Wörter und die grammatisch flectirten einander am nächsten; und wenn es zwischen denselben Spuren noch innigerer Verbindung giebt, so liegen sie eher in dem Unterschiede der Casus- und Verbalendungen. Die Krit-Suffixa verhalten sich durchaus wie die letzteren. Denn sie bearbeiten unmittelbar die Wurzel, die sie erst eigentlich in die Sprache einführen, indess die Casusendungen, hierin den Taddhita-Suffixen gleich, sich an schon durch die Sprache selbst gegebene Grundwörter anschliessen. Am festesten ist die Innigkeit der Lautverschmelzung mit Recht in den Beugungen des Verbums, da sich der Verbalbegriff auch vor dem Verstande am wenigsten von seinen Nebenbestimmungen trennen lässt.

Ich habe hier nur zu zeigen bezweckt, auf welche Weise die Wohllautsgesetze bei sich berührenden Buchstaben, nach den Graden der innern Worteinheit, von einander abweichen. Man muss sich aber wohl hüten, etwas eigentlich Absichtliches hierin zu finden, so wie überhaupt, was ich schon einmal bemerkt habe, das Wort Absicht von Sprachen gebraucht, mit Vorsicht verstanden werden muss. Insofern man sich darunter gleichsam Verabredung, oder auch nur vom Willen ausgehendes Streben nach einem deutlich vorgestellten

Ziele denkt, ist woran man nicht zu oft erinnern kann, Absicht den Sprachen fremd. Sie äussert sich immer nur in einem ursprünglich instinctartigen Gefühl. Ein solches Gefühl der Begriffseinheit nun ist hier, meiner Ueberzeugung nach, allerdings in den Laut übergegangen, und eben weil es ein Gefühl ist, nicht überall in gleichem Maasse und gleicher Consequenz. Mehrere der einzelnen Abweichungen der Anfügungsgesetze von einander entspringen zwar phonetisch aus der Natur der Buchstaben selbst. Da nun alle grammatisch geformten Wörter immer in derselben Verbindung der Anfangs- und Endbuchstaben dieser Elemente vorkommen, bei getrennten und selbst bei zusammengesetzten Wörtern aber dieselbe Berührung nur wechselnd und einzeln wiederkehrt, so bildet sich bei den ersteren natürlich leicht eine eigene, alle Elemente inniger verschmelzende Aussprache und man kann daher das Gefühl der Worteinheit in diesen Fällen als hieraus, mithin auf dem umgekehrten Wege, als ich es oben gethan, entstanden ansehen. Indess bleibt doch der Einfluss jenes inneren Einheitsgefühls der primitive, da es aus ihm herausfliesst, dass überhaupt die grammatischen Anfügungen dem Stammwort einverleibt werden, und nicht, wie in einigen Sprachen, abgesondert stehen bleiben. Für die phonetische Wirkung ist es von wichtigem Einfluss, dass sowohl die Casusendungen, als die Suffixa, nur mit gewissen Consonanten anfangen, und daher nur eine bestimmte Anzahl von Verbindungen eingehen können, die bei den Casusendungen am beschränktesten, bei den Krit-Suffixen und Verbalendungen grösser ist, bei den Taddhita-Suffixen aber sich noch mehr erweitert.

Ausser der Verschiedenheit der Anfügungsgesetze der sich in der Wortmitte berührenden C o n s o n a n t e n, giebt es in den Sprachen noch eine andere, seine innere Einheit noch bestimmter bezeichnende, Lautbehandlung des Wortes, nämlich diejenige, welche seiner Gesammtbildung Einfluss auf die

Veränderung der einzelnen Buchstaben, namentlich der Vocale, verstattet. Dies geschieht, wenn die Anschliessung mehr oder weniger gewichtiger Sylben auf die schon im Wort vorhandenen Vocale Einfluss ausübt, wenn ein beginnender Zuwachs des Wortes Verkürzungen oder Ausstossungen am Ende desselben hervorbringt, wenn anwachsende Sylben ihren Vocal denen des Wortes oder diese sich ihm assimiliren, oder wenn Einer Sylbe durch Lautverstärkung oder durch Lautveränderung ein die übrigen des Wortes vor dem Ohre beherrschendes Uebergewicht gegeben wird. Jeder dieser Fälle kann, wo er nicht rein phonetisch ist, als unmittelbar symbolisch für die innere Worteinheit betrachtet werden. Im Sanskrit erscheint diese Lautbehandlung in mehrfacher Gestalt, und immer mit merkwürdiger Rücksicht auf die Klarheit der logischen und die Schönheit der ästhetischen Form. Das Sanskrit assimilirt daher nicht die Stammsylbe, deren Festigkeit erhalten werden muss, den Endungen, es erlaubt sich aber wohl Erweiterungen des Stammvocals aus deren regelmässiger Wiederkehr in der Sprache das Ohr den ursprünglichen leicht wiedererkennt. Es ist dies eine von feinem Sprachsinn zeugende Bemerkung Bopp's, die er sehr richtig so ausdrückt, dass die hier in Rede stehende Veränderung des Stammvocals im Sanskrit nicht qualitativ, sondern quantitativ ist.*) Die qualitative Assimilation entsteht aus Nachlässigkeit der Aussprache, oder aus Gefallen an gleichförmig klingenden Sylben; in der quantitativen Umstellung des Zeitmaasses spricht sich ein höheres und feineres Wohllautsge-

---

*) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1827. S. 281. Bopp macht diese Bemerkung nur bei Gelegenheit der unmittelbar anfügenden Abwandlungen. Das Gesetz scheint mir aber allgemein durchgehend zu sein. Selbst die scheinbarste Einwendung dagegen, die Verwandlung des *r*-Vocals in *ur* in den gunalosen Beugungen des Verbums कृ, *kṛi*, (कुरुतस्, *kurutas*) lässt sich anders erklären.

fühl aus. In jener wird der bedeutsame Stammvocal geradezu dem Laute geopfert, in dieser bleibt er in der Erweiterung dem Ohre und dem Verstande gleich gegenwärtig.

Einer Sylbe eines Worts in der Aussprache ein das ganze Wort beherrschendes Uebergewicht zu geben, besitzt das Sanskrit im *Guṇa* und *Wṛiddhi* zwei so kunstvoll ausgebildete, und mit der übrigen Lautverwandtschaft so eng verknüpfte Mittel, dass sie in dieser Ausbildung und in diesem Zusammenhange ihm ausschliesslich eigenthümlich geblieben sind. Keine der Schwestersprachen hat diese Lautveränderungen, ihrem Systeme und ihrem Geiste nach, in sich aufgenommen; nur einzelne Bruchstücke sind als fertige Resultate in einige übergegangen. Guna und Wriddhi bilden bei *a* eine Verlängerung, aus *i* und *u* die Diphthongen *ê* und *ô*, ändern das Vocal-*r* in *ar* und *âr* um*), und verstärken *ê* und *ô* durch neue Diphthongisirung zu *ai* und *au*. Wenn auf das durch Guna und Wriddhi entstandene *ê* und *ai*, *ô* und *au* ein Vocal folgt, so lösen sich diese Diphthongen in *ay* und *ây*, *aw* und *âw* auf. Hierdurch entsteht eine doppelte Reihe fünffacher Lautveränderungen, welche durch bestimmte Gesetze der Sprache und durch ihre beständige Rückkehr im Gebrauche derselben dennoch immer zu dem gleichen Urlaute zurückführen. Die Sprache erhält dadurch eine Mannigfaltigkeit wohltönender Lautverknüpfungen, ohne dem Verständniss im mindesten Eintrag zu thun. In Guna und Wriddhi tritt jedesmal ein Laut an die Stelle eines andren. Doch darf man darum Guna und Wriddhi nicht als einen blossen, sonst in vielen Sprachen ge-

---

*) Hr. Dr. Lepsius erklärt auf eine die Analogie dieser Lautumstellungen sinnreich erweiternde Weise *ar* und *âr* für Diphthongen des *r*-Vocals. Man lese hierüber seine, der Sprachforschung eine neue Bahn vorzeichnende, an scharfsinnigen Erörterungen reichhaltige Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, S. 46—49, §. 36—39, selbst nach.

wöhnlichen, Vocalwechsel ansehen. Der wichtige Unterschied zwischen beiden liegt darin, dass bei dem Vocalwechsel der Grund des an die Stelle eines andren gesetzten Vocals immer wenigstens zum Theil, dem ursprünglichen der veränderten Sylbe fremd ist, bald in grammatisch unterscheidendem Streben, bald im Assimilationsgesetz, oder in irgend einer andren Ursach gesucht werden muss, und dass daher der neue Laut nach Verschiedenheit der Umstände wechseln kann, da er bei Guna und Wriddhi immer gleichförmig aus dem Urlaut der veränderten Sylbe selbst, ihr allein angehörend, entspringt. Wenn man daher den Guna-Laut वेद्मि, *wêdmi*, und den nach der Boppschen Erklärung, durch Assimilation entstehenden तेनिम, *tênima*, mit einander vergleicht, so ist das hineingekommene *ê* in der ersteren Form aus dem *i* der veränderten, in der letzteren aus dem der nachfolgenden Sylbe entstanden.

Guna und Wriddhi sind Verstärkungen des Grundlauts, und zwar nicht bloss gegen diesen, sondern auch gegen einander selbst, gleichsam wie Comparativus und Superlativus, in gleichem quantitativen Maasse steigende Verstärkungen des einfachen Vocals. In der Breite der Aussprache und dem Laute vor dem Ohre ist diese Steigerung unverkennbar; sie zeigt sich aber in einem schlagenden Beispiel auch in der Bedeutung bei dem durch Anhängung von *ya* gebildeten Participium des Passiv-Futurum. Denn der einfache Begriff fordert dort nur Guna, der verstärkte, mit Nothwendigkeit verknüpfte aber Wriddhi: स्तव्य, *stawya*, ein Preiswürdiger, स्ताव्य, *stâwya*, ein nothwendig und auf alle Weise zu Preisender. Der Begriff der Verstärkung erschöpft aber nicht die besondre Natur dieser Lautveränderungen. Zwar muss man hier das Wriddhi von *a* ausnehmen, das aber auch gewissermassen in seiner grammatischen Anwendung, durchaus nicht seinem Laut nach, in diese Classe gehört. Bei allen übrigen

Vocalen und Diphthongen liegt das Charakteristische dieser Verstärkungen darin, dass durch sie eine, vermittelst der Verbindung ungleichartiger Vocale oder Diphthongen hervorgebrachte, Umbeugung des Lautes entsteht. Denn allem Guna und Wriddhi liegt eine Verbindung von *a* mit den übrigen Vocalen oder Diphthongen zum Grunde, man mag nun 1. annehmen, dass im Guna ein kurzes, im Wriddhi ein langes *a* vor den einfachen Vocal, oder 2. dass immer ein kurzes *a*, im Guna vor den einfachen Vocal, im Wriddhi vor den schon durch Guna verstärkten tritt*). Die blosse Entstehung verlängerter Vocale durch Verbindung gleichartiger wird, soviel mir bekannt ist, das einzige *a* ausgenommen, auch von den Indischen Grammatikern nicht zum Wriddhi gerechnet. Da nun in Guna und Wriddhi immer ein sehr verschieden auf das Ohr einwirkender Laut entsteht, und seinen Grund aus-

---

*) Bopp vertheidigt (Lateinische Sanskrit-Grammatik. r. 33.) die erstere dieser Meinungen. Wenn es mir aber erlaubt ist, von diesem gründlichen Forscher abzuweichen, so möchte ich mich für die letztere erklären. Bei der Boppschen Annahme lässt sich kaum noch der enge Zusammenhang des Guna und Wriddhi mit den allgemeinen Lautgesetzen der Sprache retten, da ungleiche einfache Vocale, ohne dass es irgend auf ihre Länge oder Kürze ankommt, immer in die, allerdings schwächeren, Diphthongen des Guna übergehen. Da die Natur des Diphthongen auch wesentlich nur in der Ungleichheit der Töne liegt, so ist es begreiflich, dass Länge und Kürze von dem neuen Laute, ohne zurückbleibenden Unterschied, verschlungen werden. Erst wenn eine neue Ungleichartigkeit in das Spiel tritt, entsteht eine Verstärkung des Diphthongen. Ich glaube daher nicht, dass die Guna-Diphthongen ursprünglich gerade aus kurzen Vocalen zusammenschmelzen. Dass sie gegen die Diphthongen des Wriddhi bei ihrer Auflösung ein kurzes *a* annehmen (*ay*, *aw* gegen *ây*, *âw*), lässt sich auf andere Weise erklären. Da der Unterschied der beiden Lauterweiterungen nicht am Halbvocal kenntlich gemacht werden konnte, so musste er in die Quantität des Vocals der neuen Sylbe fallen. Dasselbe gilt vom Vocal-*r*.

schliesslich in dem Urlaut der Sylbe selbst findet, so gehen die Guna- und Wriddhi-Laute auf eine, mit Worten nicht zu beschreibende, aber dem Ohre deutlich vernehmbare Weise aus der inneren Tiefe der Sylbe selbst hervor. Wenn daher Guna, das im Verbum so häufig die Stammsylbe verändert, eine bestimmte Charakteristik gewisser grammatischer Formen wäre, so würde man diese, auch der sinnlichen Erscheinung nach, buchstäblich Entfaltungen aus dem Innern der Wurzel und in prägnanterem Sinne, als in den Semitischen Sprachen, wo bloss symbolischer Vocalwechsel vorgeht, nennen können*). Es ist dies aber durchaus nicht der Fall, da das Guna nur eine der Nebengestaltungen ist, welche das Sanskrit den Verbalformen, ausser ihren wahren Charakteristiken, nach bestimmten Gesetzen beigiebt. Es ist, seiner Natur nach, eine rein phonetische, und, soweit wir seine Gründe einzusehen vermögen, auch allein aus den Lauten erklärbare Erscheinung, und nicht einzeln bedeutsam oder symbolisch. Der einzige Fall in der Sprache, den man hiervon ausnehmen muss, ist die Gunirung des Verdoppelungsvocals in den Intensivverben. Diese zeigt um so mehr den verstärkenden Ausdruck an, welchen die Sprache, auf eine sonst ungewöhnliche Weise, in diese Formen zu legen beabsichtigt, als die Verdoppelung sonst den langen Vocal zu verkürzen pflegt, und als das Guna hier auch,

---

*) Dies hat vielleicht wesentlich beigetragen, Friedrich Schlegel zu seiner, allerdings nicht zu billigenden, Theorie einer Eintheilung aller Sprachen (Sprache und Weisheit der Indier. S. 50.) zu führen. Es ist aber bemerkenswerth, und, wie es mir scheint, zu wenig anerkannt, dass dieser tiefe Denker und geistvolle Schriftsteller der erste Deutsche war, der uns auf die merkwürdige Erscheinung des Sanskrits aufmerksam machte, und dass er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hatte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung der Sprache entblösst war. Selbst Wilkins Grammatik erschien erst in demselben Jahre, als die angeführte Schlegelsche Schrift.

wie sonst nicht, bei langen Mittelvocalen der Wurzel statt findet.

Dagegen kann man es wohl in vielen Fällen als Symbol der inneren Worteinheit ansehen, indem diese, sich stufenweis in der Vocalsphäre bewegenden Lautveränderungen eine weniger materielle, entschiednere und enger verbundene Wortverschmelzung hervorbringen, als die Veränderungen sich berührender Consonanten. Sie gleichen hierin gewissermassen dem Accent, indem die gleiche Wirkung, das Uebergewicht einer vorherrschenden Sylbe, im Accent durch die Tonhöhe, im Guna und Wriddhi durch die erweiterte Lautumbeugung hervorgebracht wird. Wenn sie daher auch nur in bestimmten Fällen die innere Worteinheit begleiten, so sind sie doch immer einer der verschiedenen Ausdrücke, deren sich die, bei weitem nicht immer dieselben Wege verfolgende Sprache zur Andeutung derselben bedient. Es mag auch hierin liegen, dass sie den sylbenreichen, langen Formen der zehnten Verbalclasse und der mit dieser verwandten Causalverben ganz besonders eigenthümlich sind. Wenn sie sich freilich auf der andern Seite auch bei ganz kurzen finden, so ist darum doch nicht zu läugnen, dass sie bei den langen das abgebrochene Auseinanderfallen der Sylben verhindern, und die Stimme nöthigen, sie fest zusammenzuhalten. Sehr bedeutsam scheint es auch in dieser Beziehung, dass das Guna in den Wortgattungen der festesten Einheit, den Kridanta-Wörtern und Verbalendungen, herrschend ist, und in ihnen gewöhnlich die Wurzelsylbe trifft, dagegen nie auf der Stammsylbe der Declinationsbeugungen, oder der durch Taddhita-Suffixe gebildeten Wörter vorkommt.

Das Wriddhi findet eine doppelte Anwendung. Auf der einen Seite ist es, wie das Guna, rein phonetisch, und steigert dasselbe entweder nothwendig oder nach Willkühr des Sprechenden; auf der andern Seite ist es bedeutsam und rein symbolisch. In der ersteren Gestalt trifft es vorzugsweise die

Endvocale, so wie auch die langen unter diesen, was sonst nicht geschieht, Guna annehmen. Es entsteht dies daraus, dass die Erweiterung eines Endvocals keine Beschränkung vor sich findet. Es ist dasselbe Princip, das im Javanischen im gleichen Falle das dem Consonanten einverleibte *a* als dunkles *o* auslaufen lässt. Die Bedeutsamkeit des Wriddhi zeigt sich besonders bei den Taddhita-Suffixen, und scheint ihren ursprünglichen Sitz in den Geschlechtsbenennungen, den Collectiv- und abstracten Substantiven zu haben. In allen diesen Fällen erweitert sich der ursprünglich einfache concrete Begriff. Dieselbe Erweiterung wird aber auch metaphorisch auf andre Fälle, wenn auch nicht in gleicher Beständigkeit, übergetragen. Daher mag es kommen, dass die durch Taddhita-Suffixe gebildeten Adjectiva bald Wriddhi annnehmen, bald den Vocal unverändert lassen. Denn das Adjectivum kann als concrete Beschaffenheit, aber auch als die ganze Menge von Dingen, an welchen es erscheint, unter sich befassend angesehen werden.

Die Annahme oder der Mangel des Guna bildet im Verbum in grammatisch genau bestimmten Fällen einen Gegensatz zwischen gunirten und gunalosen Formen der Abwandlung. Bisweilen, aber viel seltener, wird ein gleicher Gegensatz durch den bald nothwendigen, bald willkührlichen Gebrauch des Wriddhi gegen Guna hervorgebracht. Bopp hat zuerst diesen Gegensatz auf eine Weise, die, wenn sie auch einige Fälle gewissermassen als Ausnahme übersehen muss, doch gewiss im Ganzen vollkommen befriedigend erscheint, aus der Wirkung der Lautschwere oder Lautleichtigkeit der Endungen auf den Wurzelvocal erklärt. Die erstere verhindert nämlich seine Erweiterung, welche die letztere hervorzulocken scheint, und das Eine und das Andere findet überall da statt, wo sich die Endung unmittelbar an die Wurzel anschliesst, oder auf ihrem Wege dahin einen des Guna fähigen Vocal antrifft. Wo aber der Einfluss der Beugungssylbe durch einen andren, da-

zwischentretenden Vocal, oder einen Consonanten gehemmt wird, mithin die Abhängigkeit des Wurzelvocals von ihr aufhört, lässt sich der Gebrauch und Nichtgebrauch des Guna, obgleich er auch da in bestimmten Fällen regelmässig eintritt, auf keine Weise aus den Lauten erklären, und dieser Unterschied der Wurzelsylbe sich also überhaupt in der Sprache auf kein ganz allgemeines Gesetz zurückführen. Die wahrhafte Erklärung der Anwendung und Nichtanwendung des Guna überhaupt scheint mir nur aus der Geschichte der Abwandlungsformen des Verbums geschöpft werden zu können. Dies ist aber ein noch sehr dunkles Gebiet, indem wir nur fragmentarisch Einzelnes zu errathen vermögen. Vielleicht gab es ehemals, nach Verschiedenheit der Dialekte oder Zeiten, zweierlei Gattungen der Abwandlung, mit und ohne Guna, aus deren Mischung die jetzige Gestaltung in der uns vorliegenden Niedersetzung der Sprache entsprang. In der That scheinen auf eine solche Vermuthung einige Classen der Wurzeln zu führen, die sich zugleich, und grösstentheils in der nämlichen Bedeutung, mit und ohne Guna abwandeln lassen, oder ein durchgängiges Guna annehmen, wo die übrige Analogie der Sprache den oben erwähnten Gegensatz erfordern würde. Dies letztere geschieht nur in einzelnen Ausnahmen; das erstere aber findet bei allen Verben statt, die zugleich nach der ersten und sechsten Classe conjugirt werden, so wie in denjenigen der ersten Classe, welche ihr vielförmiges Präteritum nach der sechsten Gestaltung, bis auf das fehlende Guna, ganz gleichförmig mit ihrem Augment-Präteritum, bilden. Diese ganze, dem Griechischen zweiten Aorist entsprechende, sechste Gestaltung dürfte wohl nichts andres, als ein wahres Augment-Präteritum einer gunalosen Abwandlung sein, neben welcher eine mit Guna (unser jetziges Augment-Präteritum der Wurzeln der ersten Classe) bestanden hat. Denn es ist mir sehr wahrscheinlich, dass es im wahren Sinne des Wortes im Sanskrit nur zwei, nicht, wie wir jetzt zählen, drei

Präterita giebt, so dass die Bildungen des angeblich dritten, nämlich des vielförmigen, nur Nebenformen, aus anderen Epochen der Sprache herstammend, sind.

Wenn man auf diese Weise eine ursprünglich zwiefache Conjugation, mit und ohne Guna, in der Sprache annimmt, so entsteht gewissermassen die Frage, ob da, wo die Gewichtigkeit der Endungen einen Gegensatz hervorbringt, das Guna verdrängt oder angenommen worden ist? und man muss sich unbedenklich für das erstere erklären. Lautveränderungen, wie Guna und Wriddhi, lassen sich nicht einer Sprache einimpfen, sie gehen, nach Grimm's vom deutschen Ablaut gebrauchtem glücklichem Ausdruck, bis auf den Grund und Boden derselben, und können in ihrem Ursprunge sich aus den dunklen und breiten Diphthongen, die wir auch in andren Sprachen antreffen, erklären lassen. Das Wohllautsgefühl kann diese gemildert und zu einem quantitativ bestimmten Verhältniss geregelt haben. Dieselbe Neigung der Sprachwerkzeuge zur Vocalerweiterung kann aber auch in einem glücklich organisirten Volksstamm unmittelbar in rhythmischer Haltung hervorgebrochen sein. Denn es ist nicht nothwendig, und kaum einmal rathsam, sich jede Trefflichkeit einer gebildeten Sprache als stufenartig und allmälig entstanden zu denken.

Der Unterschied zwischen rohem Naturlaut und geregeltem Ton zeigt sich bei weitem deutlicher an einer andren, zur inneren Wortausbildung wesentlich beitragenden Lautform, der Reduplication. Die Wiederholung der Anfangssylbe eines Wortes, oder auch des ganzen Wortes selbst, ist, bald in verstärkender Bedeutsamkeit zu mannigfachem Ausdruck, bald als blosse Lautgewohnheit, den Sprachen vieler ungebildeten Völker eigen. In anderen, wie in einigen des Malayischen Stammes, verräth sie schon dadurch einen Einfluss des Lautgefühls, dass nicht immer der Wurzelvocal, sondern gelegentlich ein verwandter wiederholt wird. Im Sanskrit aber wird die Reduplication so genau dem jedesmaligen inneren

Vortbau angemessen modificirt, dass man fünf oder sechs verchiedene, durch die Sprache vertheilte, Gestaltungen derselen zählen kann. Alle aber fliessen aus dem doppelten Geetz der Anpassung dieser Vorschlagssylbe an die besondere Form des Wortes und aus dem der Beförderung der inneren Vorteinheit. Einige sind zugleich für bestimmte grammaische Formen bezeichnend. Die Anpassung ist bisweilen so ünstlich, dass die eigentlich dem Worte voranzugehen betimmte Sylbe dasselbe spaltet, und sich zwischen seinen Anangsvocal und Endconsonanten stellt, was vielleicht darin einen Grund hat, dass dieselben Formen auch den Vorschlag es Augments verlangen, und diese beiden Vorschlagssylben ich, als solche, an vocalisch anlautenden Wurzeln nicht häten auf unterscheidbare Weise andeuten lassen. Die Griehische Sprache, in welcher Augment und Reduplication wirkch in diesen Fällen im *augmentum temporale* zusammenfliessen, at zur Erreichung desselben Zweckes ähnliche Formen entickelt*). Es ist dies ein merkwürdiges Beispiel, wie, bei gem und lebendigem Articulationssinn, die Lautformung sich gne und wunderbar scheinende Bahnen bricht, um den innerch organisirenden Sprachsinn in allen seinen verschiedenen ichtungen, jede kenntlich erhaltend, zu begleiten.

Die Absicht, das Wort fest mit dem Vorschlage zu vernden, äussert sich im Sanskrit bei den consonantischen urzeln durch die Kürze des Wiederholungsvocals, auch gen einen langen Wurzellaut, so dass der Vorschlag vom orte übertönt werden soll. Die einzigen zwei Ausnahmen

---

*) In einer, von mir im Jahre 1828 im Französischen Institute lesenen Abhandlung: über die Verwandtschaft des Griechischen usquamperfectum, der reduplicirenden Aoriste und der Attischen rfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung, habe ich die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Foren ausführlich auseinandergesetzt, und dieselbe aus ihren Gründen rzuleiten versucht.

von dieser Verkürzung in der Sprache haben wieder ihren eigenthümlichen, den allgemeinen überwiegenden Grund, bei den Intensivverben die Andeutung ihrer Verstärkung, bei dem vielförmigen Präteritum der Causalverba das euphonisch geforderte Gleichgewicht zwischen dem Wiederholungs- und Wurzelvocal. Bei vocalisch anlautenden Wurzeln fällt da, wo sich die Reduplication durch Verlängerung des Anfangsvocals ankündigt, das Uebergewicht des Lautes auf die Anfangssylbe, und befördert dadurch, wie wir es beim Guna gesehen, die enge Verbindung der übrigen, dicht an sie angeschlossenen Sylben. Die Reduplication ist in den meisten Fällen ein wirkliches Kennzeichen bestimmter grammatischer Formen, oder doch eine, sie charakteristisch begleitende Lautmodification. Nur in einem kleinen Theil der Verben (in denen der dritten Classe) ist sie diesen an sich eigen. Aber auch hier, wie beim Guna, wird man auf die Vermuthung geführt, dass sich in einer früheren Zeit der Sprache Verba mit und ohne Reduplication abwandeln liessen, ohne dadurch, weder in sich, noch in ihrer Bedeutung, eine Veränderung zu erfahren. Denn das Augment-Präteritum und das vielförmige einiger Verba der dritten Classe unterscheiden sich bloss durch Anwendung oder den Mangel der Reduplication. Dies erscheint bei dieser Lautform noch natürlicher, als bei dem Guna. Denn die Verstärkung der Aussage durch den Laut vermittelst der Wiederholung kann ursprünglich nur die Wirkung der Lebendigkeit des individuellen Gefühls sein, und daher, auch wenn sie allgemeiner und geregelter wird, leicht zu wechselndem Gebrauche Anlass geben.

Das, in seiner Andeutung der vergangenen Zeit der Reduplication verwandte Augment wird gleichfalls auf eine die Worteinheit befördernde Weise bei Wurzeln mit anlautenden Vocalen behandelt, und zeigt darin einen merkwürdigen Gegensatz gegen den Verneinung andeutenden gleichlautenden Vorschlag. Denn da das *Alpha privativum* sich bloss mi

Einschiebung eines *n* vor diese Wurzeln stellt, verschmilzt das Augment mit ihrem Anfangsvocal, und zeigt also schon dadurch die ihm, als Verbalform, bestimmte grössere Innigkeit der Verbindung an. Es überspringt aber in dieser Verschmelzung das durch dieselbe entstehende Guna, und erweitert sich zu Wriddhi, wohl offenbar darum, weil das Gefühl für die innere Worteinheit diesem das Wort zusammenhaltenden Anfangsvocal ein so grosses Uebergewicht, als möglich, geben will. Zwar trifft man in einer andren Verbalform, im reduplicirten Präteritum, in einigen Wurzeln auch die Einschiebung des *n* an; der Fall steht aber ganz einzeln in der Sprache da, und die Anfügung ist mit einer Verlängerung des Vorschlagsvocals verbunden.

Ausser den hier kurz berührten, besitzen tonreiche Sprachen noch eine Reihe anderer Mittel, die alle das Gefühl des Bedürfnisses ausdrücken, dem Worte einen, innere Fülle und Wohllaut vereinenden, organischen Bau zu geben. Man kann im Sanskrit hierher die Vocalverlängerung, den Vocalwechsel, die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, die Erweiterung desselben zur Sylbe durch nachfolgenden Halbvocal und gewissermassen die Einschiebung eines Nasenlautes rechnen, ohne der Veränderungen zu gedenken, welche die allgemeinen Gesetze der Sprache in den sich in der Wortmitte berührenden Buchstaben hervorbringen. In allen diesen Fällen entspringt die letzte Bildung des Lautes zugleich aus der Beschaffenheit der Wurzel und der Natur der grammatischen Anfügungen. Zugleich äussern sich aber die Selbstständigkeit und Festigkeit, die Verwandtschaft und der Gegensatz, und das Lautgewicht der einzelnen Buchstaben bald in ursprünglicher Harmonie, bald in einem, immer von dem organisirenden Sprachsinn schön geschlichteten Widerstreite. Noch deutlicher verräth sich die auf die Bildung des Ganzen des Wortes gerichtete Sorgfalt in dem Compensationsgesetze, nach welchem in einem Theile des Worts vorgefallene Ver-

stärkung oder Schwächung, zur Herstellung des Gleichgewichts, eine entgegengesetzte Veränderung in einem andern Theile desselben nach sich zieht. Hier, in dieser letzten Ausbildung, wird von der qualitativen Beschaffenheit der Buchstaben abgesehen. Der Sprachsinn hebt nur die körperlosere quantitative heraus, und behandelt das Wort, gleichsam metrisch, als eine rhythmische Reihe. Das Sanskrit enthält hierin so merkwürdige Formen, als sich nicht leicht in anderen Sprachen antreffen lassen. Das vielförmige Präteritum der Causalverba (die siebente Bildung bei Bopp), zugleich versehen mit Augment und Reduplication, liefert hierzu ein in jeder Rücksicht merkwürdiges Beispiel. Da in den Formen dieser Gestaltung dieses Tempus auf das, immer kurze Augment bei consonantisch anlautenden Wurzeln unmittelbar die Wiederholungs- und Wurzelsylbe auf einander folgen, so bemüht sich die Sprache, den Vocalen dieser beiden ein bestimmtes metrisches Verhältniss zu geben. Mit wenigen Ausnahmen, wo diese beiden Sylben pyrrhichisch (अजगदं, *ajagadam*, ◡ ◡ ◡ ◡, von गद्, *gad*, reden) oder spondäisch (अदध्राडं, *adadhrâḍam*, ◡ – – ◡, von ध्राड्, *dhrâḍ*, abfallen, welken) klingen, steigen sie entweder jambisch (अदुदूषं, *adudûsham*, ◡ ◡ – ◡, von दुष्, *dush*, sündigen, sich beflecken) auf, oder senken sich, was die Mehrheit der Fälle ausmacht, trochäisch (अचीकलं, *achîkalam*, ◡ – ◡ ◡, von कल्, *kal*, schleudern, schwingen), und lassen bei denselben Wurzeln selten der Aussprache die Wahl zwischen diesem doppelten Vocalmaass. Untersucht man nun das, auf den ersten Anblick sehr verwickelte, quantitative Verhältniss dieser Formen, so findet man, dass die Sprache dabei ein höchst einfaches Verfahren befolgt. Sie wendet nämlich, indem sie eine Veränderung mit der Wurzelsylbe vornimmt, lediglich das Gesetz der Lautcompensation an. Denn sie stellt, nach einer

vorgenommenen Verkürzung der Wurzelsylbe, bloss das Gleichgewicht durch Verlängerung der Wiederholungssylbe wieder her, woraus die trochäische Senkung entsteht, an welcher die Sprache, wie es scheint, hier ein besonderes Wohlgefallen fand. Die Veränderung der Quantität der Wurzelsylbe scheint das höhere, auf die Erhaltung der Stammsylben gerichtete Gesetz zu verletzen. Genauere Nachforschung aber zeigt, dass dies keineswegs der Fall ist. Denn diese Präterita werden nicht aus der primitiven, sondern aus der schon grammatisch veränderten Causalwurzel gebildet. Die verkürzte Länge ist daher in der Regel nur der Causalwurzel eigen. Wo die Sprache in diesen Bildungen auf eine primitiv stammhafte Länge, oder gar auf einen solchen Diphthongen stösst, giebt sie ihr Vorhaben auf, lässt die Wurzelsylbe unverändert, und verlängert nun auch nicht die, der allgemeinen Regel nach kurze Wiederholungssylbe. Aus dieser, sich dem in diesen Formen eigentlich beabsichtigten Verfahren entgegenstellenden Schwierigkeit entspringt der jambische Aufschwung, der das natürliche, unveränderte Quantitäts-Verhältniss ist. Zugleich beachtet die Sprache die Fälle, wo die Länge der Sylbe nicht aus der Natur des Vocals, sondern aus dessen Stellung vor zwei auf einanderfolgenden Consonanten herfliesst. Sie häuft nicht zwei Verlängerungsmittel, und lässt also auch in der trochäischen Senkung den Wiederholungsvocal vor zwei Anfangsconsonanten der Wurzel unverlängert. Bemerkenswerth ist es, dass auch die eigentlich Malayische Sprache eine solche Sorgfalt, die Einheit des Worts bei grammatischen Anfügungen zu erhalten, und dasselbe als ein euphonisches Lautganzes zu behandeln, durch Quantitäts-Versetzung der Wurzelsylben zeigt. Die angeführten Sanskritischen Formen sind, ihrer Sylbenfülle und ihres Wohllauts wegen, die deutlichsten Beispiele, was eine Sprache aus einsylbigen Wurzeln zu entfalten vermag, wenn sie mit einem reichen Alphabete ein festes und durch Feinheit des Ohres den zartesten Anklängen der Buch-

staben folgendes Lautsystem verbindet, und Anbildung und innere Veränderung, wieder nach bestimmten Regeln aus mannigfaltigen und fein unterschiedenen grammatischen Gründen, hinzutreten.*)

§. 16.

Eine andere, der Natur der Sache nach allen Sprachen gemeinschaftliche, in den todten aber uns nur da noch kenntliche Worteinheit, wo die Flüchtigkeit der Aussprache durch uns verständliche Zeichen festgehalten wird, liegt im Accent. Man kann nämlich an der Sylbe dreierlei phonetische Eigenschaften unterscheiden: die eigenthümliche Gattung ihrer Laute, ihr Zeitmaass, und ihre Betonung. Die beiden ersten werden durch ihre eigene Natur bestimmt, und machen gleichsam ihre körperliche Gestalt aus; der Ton aber (unter welchem ich hier immer den Sprachton, nicht die metrische Arsis verstehe) hängt von der Freiheit des Redenden ab, ist eine ihr von ihm mitgetheilte Kraft, und gleicht einem ihr eingehauchten fremden Geist. Er schwebt, wie ein noch seelenvolleres Princip, als die materielle Sprache selbst ist, über der Rede, und ist der unmittelbare Ausdruck der Geltung, welche der Sprechende ihr und jedem ihrer Theile aufprägen will. An sich ist jede Sylbe der Betonung fähig. Wenn aber unter mehreren nur Eine den Ton wirklich erhält, wird dadurch die

---

*) Was ich hier über diese Form des Präteritums der Causalverba sage, habe ich aus einer ausführlichen, schon vor Jahren über diese Tempusformen ausgearbeiteten Abhandlung ausgezogen. Ich bin in derselben alle Wurzeln der Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen Forsterschen Grammatik, durchgegangen, habe die verschiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen gesucht, und auch die einzelnen Ausnahmen angemerkt. Die Arbeit ist aber ungedruckt geblieben, weil es mir schien, dass eine so specielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenige Leser interessiren könnte.

Betonung der sie unmittelbar begleitenden, wenn der Sprechende nicht auch unter diesen eine ausdrücklich vorlauten lässt, aufgehoben, und diese Aufhebung bringt eine Verbindung der tonlos werdenden mit der betonten und dadurch vorwaltenden und sie beherrschenden hervor. Beide Erscheinungen, die Tonaufhebung und die Sylbenverbindung, bedingen einander, und jede zieht unmittelbar und von selbst die andere nach sich. So entsteht der Wortaccent und die durch ihn bewirkte Worteinheit. Kein selbstständiges Wort lässt sich ohne einen Accent denken, und jedes Wort kann nicht mehr als Einen Hauptaccent haben. Es zerfiele mit zweien in zwei Ganze und würde mithin zu zwei Wörtern. Dagegen kann es allerdings in einem Worte Nebenaccente geben, die entweder aus der rhythmischen Beschaffenheit des Wortes, oder aus Nüancirungen der Bedeutung entspringen*).

---

*) Die sogenannten accentlosen Wörter der Griechischen Sprache scheinen mir dieser Behauptung nicht zu widersprechen. Es würde mich aber zu weit von meinem Hauptgegenstande abführen, wenn ich hier zu zeigen versuchte, wie sie meistentheils sich, als dem Accent des nachfolgenden Wortes vorangehende Sylben, vorn an dasselbe anschliessen, in den Wortstellungen aber, welche eine solche Erklärung nicht zulassen (wie *οὐκ* in Sophocles. *Oedipus Rex. v.* 334—336. *Ed. Brunckii*), wohl in der Aussprache eine schwache, nur nicht bezeichnete Betonung besassen. Dass jedes Wort nur Einen Hauptaccent haben kann, sagen die Lateinischen Grammatiker ausdrücklich. Cicero. *Orat.* 18. *natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus.* Die Griechischen Grammatiker behandeln die Betonung überhaupt mehr wie eine Beschaffenheit der Sylbe, als des Wortes. In ihnen ist mir keine Stelle bekannt, welche die Accenteinheit des letzteren als allgemeinen Canon ausspräche. Vielleicht liessen sie sich durch die Fälle irre machen, in welchen ein Wort wegen enklitischer Sylben zwei Accentzeichen erhält, wo aber wohl das der Anlehnung zugehörende immer nur einen Nebenaccent bildete. Dennoch fehlt es auch bei ihnen nicht

Die Betonung unterliegt mehr, als irgend ein anderer Theil der Sprache, dem doppelten Einfluss der Bedeutsamkeit der Rede und der metrischen Beschaffenheit der Laute. Ursprünglich, und in ihrer wahren Gestalt, geht sie unstreitig aus der ersteren hervor. Je mehr aber der Sinn einer Nation auch auf rhythmische und musikalische Schönheit gerichtet ist, desto mehr Einfluss wird auch diesem Erforderniss auf die Betonung verstattet. Es liegt aber in dem Betonungstriebe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weit mehr, als die auf das blosse Verständniss gehende Bedeutsamkeit. Es drückt sich darin ganz vorzugsweise auch der Drang aus, die intellectuelle Stärke des Gedanken und seiner Theile weit über das Maass des blossen Bedürfnisses hinaus zu bezeichnen. Dies ist in keiner andren Sprache so sichtbar, als in der Englischen, wo der Accent sehr häufig das Zeitmaass, und sogar die eigenthümliche Geltung der Sylben verändernd, mit sich fortreisst. Nur mit dem höchsten Unrecht würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuschreiben. Es ist im Gegentheil nur die, mit dem Charakter der Nation zusammenhängende, intellectuelle Energie, bald die rasche Gedanken-Entschlossenheit, bald die ernste Feierlichkeit, welche das durch den Sinn hervorgehobene Element auch in der Aussprache über alle andren überwiegend zu bezeichnen strebt. Aus der Verbindung dieser Eigenthümlichkeit mit den, oft in grosser Reinheit und Schärfe aufgefassten Wohllautsgesetzen entspringt der in Absicht auf Betonung und Aussprache wahrhaft wundervolle Englische Wortbau*). Wäre das Bedürfniss

---

an bestimmten Andeutungen jener nothwendigen Einheit. So sagt Arcadius (*περὶ τόνων. Ed. Barkeri. p.* 190.) von Aristophanes: *τὸν μὲν ὀξὺν τόνον ἐν ἅπαντι μέρει καθαρῷ τόνου ἅπαξ ἐμφαίνεσθαι δοκιμάσας.*

*) Diesen interessanten und zugleich schwierigsten Theil der Englischen Aussprache, die Betonung, hat Buschmann in seinem

starker und scharf nüancirter Betonung nicht so tief in dem Englischen Charakter gegründet, so würde auch das Bedürfniss der öffentlichen Beredsamkeit nicht zur Erklärung der grossen Aufmerksamkeit hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in England so sichtbar gewandt wird. Wenn alle andren Theile der Sprache mehr mit den intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Nationen in Verbindung stehen, so hängt die Betonung zugleich näher und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen.

Die Verknüpfung der Rede bietet auch Fälle dar, wo gewichtlosere Wörter sich an gewichtigere durch die Betonung anschliessen, ohne doch mit ihnen in eines zu verschmelzen. Dies ist der Zustand der Anlehnung, der Griechischen ἔγκλισις. Das gewichtlosere Wort giebt alsdann seine Unabhängigkeit, nicht aber seine Selbstständigkeit, als getrenntes Element der Rede, auf. Es verliert seinen Accent, und fällt in das Gebiet des Accents des gewichtigeren Wortes. Erhält aber dies Gebiet durch diesen Zuwachs eine den Gesetzen der Sprache zuwiderlaufende Ausdehnung, so verwandelt das gewichtigere Wort, indem es zwei Accente annimmt, seine tonlose Endsylbe in eine scharfbetonte, und schliesst dadurch

---

Lehrbuche der Englischen Aussprache ausführlich behandelt und grösstentheils selbst geschaffen. Er giebt für dieselbe im Wesentlichen drei Richtungen an: die Betonung der Stammsylbe oder ersten Sylbe (§. 2—15. §. 26. 27. u. 33), die Beibehaltung der fremden Betonung (§. 16—22.), und eine merkwürdige Attraction des Tones durch Endungen (§. 23—25.), zwischen welchen, wie besonders in §. 28—32. und in Anm. 34 entwickelt ist, die Sprache in ihrem nicht-Germanischen Wortvorrathe oft rathlos herumtappt. — Den von mir oben berührten Nebenaccent versucht Buschmann (§. 75—78.) für die Englische Sprache nach einer Sylbendistanz (von zwei, und, aus Gründen ursprünglicher Bedeutsamkeit, gelegentlich von drei Sylben) festzustellen.

das gewichtlosere an sich an*). Durch diese Anschliessung soll aber die natürliche Wortabtheilung nicht gestört werden; dies beweist deutlich das Verfahren der enklitischen Betonung in einigen besonderen Fällen. Wenn zwei enklitische Wörter auf einander folgen, so fällt das letztere, seiner Betonung nach, nicht, wie das erstere, in das Gebiet des gewichtigeren Worts, sondern das erstere nimmt für das letztere die scharfe Betonung auf sich. Das enklitische Wort wird alo nicht übersprungen, sondern als ein selbstständiges Wort geehrt, und schliesst ein anderes an sich an. Die besondere Eigenthümlichkeit eines solchen enklitischen Wortes macht sogar, was das eben Gesagte noch mehr bestätigt, ihren Einfluss auf die Art der Betonung geltend. Denn da ein Circumflex sich nicht in einen Acutus verwandeln kann, so wird, wenn von zwei auf einanderfolgenden enklitischen Wörtern das erste circumflectirt ist, das ganze Anlehnungsverfahren unterbrochen, und das zweite enklitische Wort behält alsdann seine ursprüngliche Betonung**). Ich habe diese Einzelnheiten nur angeführt, um zu zeigen, wie sorgfältig Nationen, welche die Richtung ihres Geistes auf sehr hohe und feine Ausbildung ihrer Sprache geführt hat, auch die verschiedenen Grade der Worteinheit bis zu den Fällen herab andeuten, wo weder die Trennung, noch die Verschmelzung vollständig und entschieden ist.

§. 17.

Das grammatisch gebildete Wort, wie wir es bisher in der Zusammenfügung seiner Elemente und in seiner Einheit,

---

*) Dies nennen die Griechischen Grammatiker den schlummernden Ton der Sylbe erwecken. Sie bedienen sich auch des Ausdrucks des Zurückwerfens des Tones (*ἀναβιβάζειν τὸν τόνον*). Diese letztere Metapher ist aber weniger glücklich. Der ganze Zusammenhang der Griechischen Accentlehre zeigt, dass das, was hier wirklich vorgeht, das oben Beschriebene ist.

**) z. B. Ilias. I. v. 178. *θεός που σοὶ τόγ᾽ ἔδωκεν.*

als ein Ganzes betrachtet haben, ist bestimmt, wieder als Element in den Satz einzutreten. Die Sprache muss also hier eine zweite, höhere Einheit bilden, höher, nicht bloss weil sie von grösserem Umfange ist, sondern auch weil sie, indem der Laut nur nebenher auf sie einwirken kann, ausschliesslicher von der ordnenden inneren Form des Sprachsinnes abhängt. Sprachen, die, wie das Sanskrit, schon in die Einheit des Wortes seine Beziehungen zum Satze verflechten, lassen den letzteren in die Theile zerfallen, in welchen er sich, seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt; sie bauen aus diesen Theilen seine Einheit gleichsam auf. Sprachen, die, wie die Chinesische, jedes Stammwort veränderungslos starr in sich einschliessen, thun zwar dasselbe, und fast in noch strengerem Verstande, da die Wörter ganz vereinzelt dastehen; sie kommen aber bei dem Aufbau der Einheit des Satzes dem Verstande, theils nur durch lautlose Mittel, wie z. B. die Stellung ist, theils durch eigene wieder abgesonderte Wörter zu Hülfe. Es giebt aber, wenn man jene beiden zusammennimmt, ein zweites, beiden entgegengesetztes Mittel, das wir hier jedoch besser als ein drittes betrachten, die Einheit des Satzes für das Verständniss festzuhalten, nämlich ihn mit allen seinen nothwendigen Theilen nicht wie ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wirklich als ein einzelnes Wort zu behandeln.

Wenn man, wie es ursprünglich richtiger ist, da jede, noch so unvollständige Aussage in der Absicht des Sprechenden wirklich einen geschlossenen Gedanken ausmacht, vom Satze ausgeht, so zerschlagen Sprachen, welche sich dieses Mittels bedienen, die Einheit des Satzes gar nicht, sondern streben vielmehr in ihrer Ausbildung, sie immer fester zusammenzuknüpfen. Sie verrücken aber sichtbar die Gränzen der Worteinheit, indem sie dieselbe in das Gebiet der Satzeinheit hinüberziehen. Die richtige Unterscheidung beider geht daher allein, da die Chinesische Methode das Gefühl der

Satzeinheit zu schwach in die Sprache überführt, von den wahren Flexionssprachen aus; und die Sprachen beweisen nur dann, dass die Flexion in ihrem wahren Geiste ihr ganzes Wesen durchdrungen hat, wenn sie auf der einen Seite die Worteinheit bis zur Vollendung ausbilden, auf der andren aber zugleich dieselbe in ihrem eigentlichen Gebiete festhalten, den Satz in alle seine nothwendigen Theile trennen, und erst aus ihnen seine Einheit wieder aufbauen. Insofern gehören Flexion, Worteinheit und Gliederung des Satzes dergestalt enge zusammen, dass eine unvollkommene Ausbildung des einen oder des andren dieser Stücke immer sicher beweist, dass keines in seinem ganz reinen, ungetrübten Sinn in der Sprachbildung vorgewaltet hat. Jenes dreifache Verfahren nun, das sorgfältige grammatische Zurichten des Wortes zur Satzverknüpfung, die ganz indirekte und grösstentheils lautlose Andeutung derselben, und das enge Zusammenhalten des ganzen Satzes, soviel es immer möglich ist, in Einer zusammen ausgesprochenen Form, erschöpft die Art, wie die Sprachen den Satz aus Wörtern zusammenfügen. Von allen drei Methoden finden sich in den meisten Sprachen einzelne, stärkere oder schwächere Spuren. Wo aber eine derselben bestimmt vorwaltet und zum Mittelpunkt des Organismus wird, da lenkt sie auch den ganzen Bau, in strengerer odor loserer Consequenz, nach sich hin. Als Beispiele des stärksten Vorwaltens jeder derselben lassen sich das Sanskrit, die Chinesische und, wie ich gleich ausführen werde, die Mexicanische Sprache aufstellen.

Um die Verknüpfung des einfachen Satzes in Eine lautverbundene Form hervorzubringen, hebt die letztere*) das

*) Ich erlaube mir hier eine Bemerkung über die Anssprache des Namens Mexico. Wenn wir dem *x* in diesem Worte den bei uns üblichen Laut geben, so ist dies freilich unrichtig. Wir würden uns aber noch weiter von der wahren einheimischen Aussprache

Verbum, als den wahren Mittelpunkt desselben, heraus, fügt, soviel es möglich ist, die regierenden und regierten Theile des Satzes an dasselbe an, und giebt dieser Verknüpfung durch Lautformung das Gepräge eines verbundenen Ganzen: *ni*[1]-*naca*[2]-*qua*[3], ich[1] esse[3] Fleisch[2]. Man könnte diese Verbindung des Substan-

---

entfernen, wenn wir der Spanischen, in der neuesten, noch tadelnswürdigeren Schreibung Mejico ganz unwiderruflich gewordenen, durch den Gurgellaut *ch* folgten. Der einheimischen Aussprache gemäss, ist der dritte Buchstabe des Namens des Kriegsgottes Mexitli und des davon herkommenden der Stadt Mexico ein starker Zischlaut, wenn sich auch nicht genau angeben lässt, in welchem Grade derselbe sich unserm *sch* nähert. Hierauf wurde ich zuerst dadurch geführt, dass Castilien auf Mexicanische Weise Caxtil, und in der verwandten Cora-Sprache das Spanische *pesar*, wägen, *pexuvi* geschrieben wird. Noch deutlicher fand ich diese Muthmassung bestätigt durch Gilij's Art, das im Mexicanischen gebrauchte *x* Italienisch durch *sc* wiederzugeben. (*Saggio di storia Americana*. III. 343.) Da ich denselben oder einen ähnlichen Zischlaut auch in mehreren anderen Amerikanischen Sprachen von den Spanischen Sprachlehrern mit *x* geschrieben fand, so erklärte ich mir diese Sonderbarkeit aus dem Mangel des *sch*-Lauts in der Spanischen Sprache. Weil die Spanischen Grammatiker in ihrem eigenen Alphabete keinen ihm entsprechenden fanden, so wählten sie zu seiner Bezeichnung das bei ihnen zweideutige und in ihrer Sprache selbst fremde *x*. Späterhin fand ich dieselbe Erklärung dieser Buchstabenverwechselung bei dem Ex-Jesuiten Camaño, der geradezu den in der Chiquitischen Sprache (im Innern von Südamerika) mit *x* geschriebenen Laut mit dem Deutschen *sch* und dem Französischen *ch* vergleicht und denselben Grund für den Gebrauch des *x* angiebt. Diese Aeusserung findet sich in seiner sehr systematischen und vollständigen handschriftlichen Chiquitischen Grammatik, die ich der Güte des Etatsraths von Schlözer als ein Geschenk aus dem Nachlasse seines Vaters verdanke. Dass das *x* der Spanier in den Amerikanischen Sprachen einen solchen Laut vertritt, hat mir zuletzt noch Buschmann, nach den von ihm an Ort und Stelle gemachten Beobach-

tivs mit dem Verbum als ein zusammengesetztes Verbum, gleich dem Griechischen *χρεωφαγέω*, ansehen; die Sprache nimmt es aber offenbar anders. Denn wenn aus irgend einem Grunde das Substantivum nicht selbst einverleibt wird, so ersetzt sie es durch das Pronomen der dritten Person, zum deutlichen Beweise, dass sie mit dem Verbum, und in ihm enthalten, zugleich das Schema der Construction zu haben verlangt: *ni*[1]*-c*[2]*-qua*[3] *in*[4] *nacatl*[5], ich[1] esse[3] es[2], das[4] Fleisch[5]. Der Satz soll, seiner Form nach, schon im Verbum abgeschlossen erscheinen, und wird nur nachher, gleichsam durch Apposition, näher bestimmt. Das Verbum lässt sich gar nicht ohne diese vervollständigenden Nebenbestimmungen nach Mexicanischer Vorstellungsweise denken. Wenn daher kein bestimmtes Object dasteht, so verbindet die Sprache mit dem Verbum ein eigenes, in doppelter Form für Personen und Sachen gebrauchtes, unbestimmtes Pronomen: *ni*[1]*-tla*[2]*-qua*[3], ich[1] esse[3] etwas[2], *ni*[1]*-te*[2]*-tla*[3]*-maca*[4], ich[1] gebe[4] jemandem[2] etwas[3]. Ihre Absicht, diese Zusammenfügungen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, bekundet die Sprache auf das deutlichste. Denn wenn ein solches, den Satz selbst, oder gleichsam sein Schema in sich fassendes Verbum in eine vergangene Zeit gestellt wird, und dadurch das Augment *o* erhält, so stellt sich dieses an den Anfang der Zusammenfügung, was klar anzeigt, dass jene Nebenbestimmungen dem Verbum immer und nothwendig an-

---

tungen, ausdrücklich bestätigt; und er giebt der Sache die erweiternde Fassung: dass die Spanier durch diesen Buchstaben die zwischen dem Deutschen *sch* und dem ihnen gleich unbekannten Französischen *j* liegenden Laute, so wie diese selbst, bezeichnen. Um der einheimischen Aussprache nahe zu bleiben, müsste man also die Hauptstadt Neuspaniens ungefähr wie die Italiener aussprechen, genauer genommen aber so, dass der Laut zwischen M e s s i c o und M e s c h i c o fiele.

gehören, das Augment aber ihm nur gelegentlich, als Vergangenheits-Andeutung hinzutritt. So ist von *ni-nemi*, ich lebe, das als ein intransitives Verbum keine andren Pronomina mit sich führen kann, das Perfectum *o-ni-nen*, ich habe gelebt, von *maca*, geben, *o-ni-c-te-maca-c*, ich habe es jemandem gegeben. Noch wichtiger aber ist es, dass die Sprache für die zur Einverleibung gebrauchten Wörter sehr sorgfältig eine absolute und eine Einverleibungsform unterscheidet, eine Vorsicht, ohne welche diese ganze Methode misslich für das Verständniss werden würde, und die man daher als die Grundlage derselben anzusehen hat. Die Nomina legen in der Einverleibung, ebenso wie in zusammengesetzten Wörtern, die Endungen ab, welche sie im absoluten Zustande immer begleiten und sie als Nomina charakterisiren. Fleisch, das wir im Vorigen einverleibt als *naca* fanden, heisst absolut *nacatl**). Von den einverleibten Pronominen wird keines

---

*) Der Endlaut dieses Wortes, der durch seine häufige Wiederkehr gewissermassen zum charakteristischen der Mexicanischen Sprache wird, findet sich bei den Spanischen Sprachlehrern durchaus mit *tl* geschrieben. Tapia Zenteno (*Arte novissima de lengua Mexicana.* 1753. pag. 2. 3.) nur bemerkt, dass die beiden Consonanten zwar im Anfange und in der Mitte der Wörter wie im Spanischen ausgesprochen würden, dagegen am Ende nur Einen, sehr schwer zu erlernenden Laut bildeten. Nachdem er diesen sehr undeutlich beschrieben hat, tadelt er ausdrücklich, wenn *tlatlacolli*, Sünde, und *tlamantli*, Schicht, *claclacolli* und *clamancli* ausgesprochen würden. Da ich aber, durch die gefällige Vermittelung meines Bruders, Herrn Alaman und Herrn Castorena, einen Mexicanischen Eingebornen, über diesen Punkt schriftlich befragte, erhielt ich zur Antwort, dass die heutige Aussprache des *tl* allgemein und in allen Fällen die von *cl* ist. Hierfür zeugt auch das in das Spanische aufgenommene, in Mexico ganz gewöhnliche Wort *claco*, eine Kupfermünze, einen halben *quartillo*, d. h. den achten Theil eines Reals, betragend, das Mexicanische *tlaco*, halb. Der Cora-Sprache fehlt das

in gleicher Form abgesondert gebraucht. Die beiden unbestimmten kommen im absoluten Zustande gar nicht in der Sprache vor. Die auf ein bestimmtes Object gehenden haben eine von ihrer selbstständigen mehr oder weniger verschiedene Form. Die beschriebene Methode zeigt aber schon von selbst, dass die Einverleibungsform eine doppelte sein müsse, eine

---

l, und sie nimmt daher bei Mexicanischen Wörtern nur den ersten Buchstaben des *tl* in sich auf. Aber auch die Spanischen Grammatiker dieser Sprache setzen dann immer ein *t* (nie ein *c*), so dass *tlatoani*, Gouverneur, *tatoani* lautet. Dasselbe *t* für das Mexicanische *tl* findet sich auch in der, wie mir Buschmann sagt, eine sehr merkwürdige Verwandtschaft mit dem Mexicanischen zeigenden Cahita-Sprache, in der Mexicanischen Provinz Cinaloa, einer Sprache, deren Namen ich noch nirgends erwähnt gefunden habe und die mir erst durch Buschmann bekannt geworden ist, wo z. B. das oben angeführte Wort *tlatlacolli* für Sünde die Form *tatacoli* hat. (*Manual para administrar á los Indios del idioma Cahita los santos sacramentos*. Mexico. 1740. pag. 63.) Ich schrieb den Herren Alaman und Castorena noch einmal, und stellte ihnen die aus der Cora-Sprache hervorgehende Einwendung entgegen. Die Antwort blieb aber dieselbe, als zuvor. An der heutigen Aussprache ist daher nicht zu zweifeln. Man geräth nur in Verlegenheit, ob man annehmen soll, dass die Aussprache sich mit der Zeit verändert hat, von *t* zu *k* übergegangen ist, oder ob die Ursache darin liegt, dass der dem *l* vorhergehende Laut ein dunkler zwischen *t* und *k* schwebender ist? Auch in der Aussprache von Eingebornen von Tahiti und den Sandwich-Inseln habe ich selbst erprobt, dass diese Laute kaum von einander zu unterscheiden sind. Ich halte den zuletzt angedeuteten Grund für den richtigen. Die Spanier, welche sich zuerst ernsthaft mit der Sprache beschäftigten, mochten den dunklen Laut wie ein *t* auffassen; und da sie ihn auf diese Weise in ihre Schreibung aufnahmen, so mag man hierbei stehen geblieben sein. Auch aus Tapia Zenteno's Aeusserung scheint eine gewisse Unentschiedenheit des Lautes hervorzugehen, die er nur nicht in ein nach Spanischer Weise deutliches *cl* ausarten lassen will.

für das regierende und eine für das regierte Pronomen. Die selbstständigen persönlichen Pronomina können zwar den hier geschilderten Formen zu besonderem Nachdruck vorgesetzt werden, die sich auf sie beziehenden einverleibten bleiben aber darum nicht weg. Das in einem eigenen Worte ausgedrückte Subject des Satzes wird nicht einverleibt; sein Vorhandensein zeigt sich aber an der Form dadurch, dass in dieser allemal bei der dritten Person ein sie andeutendes regierendes Pronomen fehlt.

Wenn man die Verschiedenheit der Art überschlägt, in welcher sich auch der einfache Satz dem Verstande darstellen kann, so sieht man leicht ein, dass das strenge Einverleibungssystem nicht durch alle verschiedenen Fälle durchgeführt werden kann. Es müssen daher oft Begriffe in einzelnen Wörtern aus der Form, welche sie nicht alle umschliessen kann, herausgestellt werden. Die Sprache verfolgt aber hierbei immer die einmal gewählte Bahn, und ersinnt, wo sie auf Schwierigkeiten stösst, neue künstliche Abhelfungsmittel. Wenn also z. B. eine Sache in Beziehung auf einen andren, für oder wider ihn, geschehen soll, und nun das bestimmte regierte Pronomen, da es sich auf zwei Objecte beziehen müsste, Undeutlichkeit erregen würde, so bildet sie, vermittelst einer zuwachsenden Endung, eine eigne Gattung solcher Verben, und verfährt übrigens wie gewöhnlich. Das Schema des Satzes liegt nun wieder vollständig in der verknüpften Form, die Andeutung einer verrichteten Sache im regierten Pronomen, die Nebenbeziehung auf einen andren in der Endung; und sie kann jetzt mit Sicherheit des Verständnisses diese beiden Objecte, ohne sie mit Kennzeichen ihrer Beziehung auszustatten, ausserhalb nachfolgen lassen: *chihua*, machen, *chihui-lia*, für oder wider jemand machen, mit Veränderung des *a* in *i* nach
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.
dem Assimilationsgesetz, *ni-c-chihui-lia in no-piltzin ce calli*,
1. 3. 2. 4. 5. 6. 7. 8. 9.
ich mache es für der mein Sohn ein Haus.

Die Mexicanische Einverleibungsmethode zeugt darin von einem richtigen Gefühle der Bildung des Satzes, dass sie die Bezeichnung seiner Beziehungen gerade an das Verbum anknüpft, also an den Punkt, in welchem sich derselbe zur Einheit zusammenschlingt. Sie unterscheidet sich dadurch wesentlich und vortheilhaft von der Chinesischen Andeutungslosigkeit, in welcher das Verbum nicht einmal sicher durch seine Stellung, sondern oft nur materiell an Bedeutung kenntlich ist. In den bei verwickelteren Sätzen ausserhalb des Verbums stehenden Theilen kommt sie der letzteren wieder vollkommen gleich. Denn indem sie ihre ganze Andeutungs-Geschäftigkeit auf das Verbum wirft, lässt sie das Nomen durchaus beugungslos. Dem Sanskritischen Verfahren nähert sie sich zwar insofern, als sie den, die Theile des Satzes verknüpfenden Faden wirklich angiebt; übrigens aber steht sie mit demselben in einem merkwürdigen Gegensatz. Das Sanskrit bezeichnet auf ganz einfache und natürliche Weise jedes Wort als constitutiven Theil des Satzes. Die Einverleibungsmethode thut dies nicht, sondern lässt, wo sie nicht Alles in Eins zusammenschlagen kann, aus dem Mittelpunkte des Satzes Kennzeichen, gleichsam wie Spitzen, ausgehen, die Richtungen anzuzeigen, in welchen die einzelnen Theile, ihrem Verhältniss zum Satze gemäss, gesucht werden müssen. Des Suchens und Rathens wird man nicht überhoben, vielmehr durch die bestimmte Art der Andeutung in das entgegengesetzte System der Andeutungslosigkeit zurückgeworfen. Wenn aber auch dies Verfahren auf diese Weise etwas mit den beiden übrigen gemein hat, so würde man seine Natur dennoch verkennen, wenn man es als eine Mischung von beiden ansehen, oder es so auffassen wollte, als hätte nur der innere Sprachsinn nicht die Kraft besessen, das Andeutungssystem durch alle Theile der Sprache durchzuführen. Es liegt vielmehr offenbar in dieser Mexicanischen Satzbildung eine eigenthümliche Vorstellungsweise. Der Satz soll nicht construirt, nicht aus allen Theilen allmälig aufge-

baut, sondern als zur Einheit geprägte Form auf einmal hingegeben werden.

Wenn man es wagt, in die Uranfänge der Sprache hinabzusteigen, so verbindet zwar der Mensch gewiss immer mit jedem, als Sprache, ausgestossenen Laute innerlich einen vollständigen Sinn, also einen geschlossenen Satz, stellt nicht bloss, seiner Ansicht nach, ein vereinzeltes Wort hin, wenn auch seine Aussage, nach unserer Ansicht, nur ein solches enthält. Darum aber kann man sich das ursprüngliche Verhältniss des Satzes zum Worte nicht so denken, als würde ein schon in sich vollständiger und ausführlicher nur nachher durch Abstraction in Wörter zerlegt. Denkt man sich, wie es doch das Natürlichste ist, die Sprachbildung successiv, so muss man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen. Das sich im Laut äussernde Gefühl enthält Alles im Keime, im Laute selbst aber ist nicht zugleich Alles sichtbar. Nur wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Articulation Freiheit und Bestimmtheit gewinnt, und das mit Glück versuchte gegenseitige Verständniss den Muth erhöht, werden die erst dunkel eingeschlossenen Theile nach und nach heller, und treten in einzelnen Lauten hervor. Mit diesem Gange hat das Mexicanische Verfahren eine gewisse Aehnlichkeit. Es stellt zuerst ein verbundenes Ganzes hin, das formal vollständig und genügend ist; es bezeichnet ausdrücklich das noch nicht individuell Bestimmte als ein bestimmtes Etwas durch das Pronomen, malt aber nachher dies unbestimmt Gebliebene einzeln aus. Es folgt aus diesem Gange von selbst, dass, da den einverleibten Wörtern die Endungen fehlen, welche sie im selbstständigen Zustande besitzen, man sich dies in der Wirklichkeit der Spracherfindung nicht als ein Abwerfen der Endungen zum Behuf der Einverleibung, sondern als ein Hinzufügen im Zustande der Selbstständigkeit denken muss. Man darf mich darum nicht so missverstehen, als schiene mir deshalb der Mexicanische Sprachbau jenen

Uranfäng ennäher zu liegen. Die Anwendung von Zeitbegriffen auf die Entwickelung einer so ganz im Gebiete der nicht zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen liegenden menschlichen Eigenthümlichkeit, als die Sprache, hat immer etwas sehr Missliches. Offenbar ist auch die Mexicanische Satzbildung schon eine sehr kunstvoll und oft bearbeitete Zusammenfügung, die von jenen Urbildungen nur den allgemeinen Typus beibehalten hat, übrigens aber schon durch die regelmässige Absonderung der verschiedenen Arten des Pronomens an eine Zeit erinnert, in welcher eine klarere grammatische Vorstellungsweise herrscht. Denn diese Zusammenfügungen am Verbum haben sich schon harmonisch und in gleichem Grade, wie die Zusammenbildung in eine Worteinheit und die Beugungen des Verbums selbst, ausgebildet. Das Unterscheidende liegt nur darin, dass, was in den Uranfängen gleichsam die unentwickelt in sich schliessende Knospe ausmacht, in der Mexicanischen Sprache als ein zusammengebildetes Ganzes vollständig und unzertrennbar hingelegt wird, da die Chinesische es ganz dem Hörer überlässt, die, kaum irgend durch Laute angedeutete Zusammenfügung aufzusuchen, und die lebendigere und kühnere Sanskritische sich gleich den Theil in seiner Beziehung zum Ganzen, sie fest bezeichnend, vor Augen stellt.

Die Malayischen Sprachen folgen zwar nicht dem Einverleibungssysteme, haben aber darin mit demselben eine gewisse Aehnlichkeit, dass sie die Richtungen, welche der Gang des Satzes nimmt, durch sorgfältige Bezeichnung der intransitiven, transitiven oder causalen Natur des Verbums angeben, und dadurch den Mangel an Beugungen für das Verständniss des Satzes zu ersetzen suchen. Einige von ihnen häufen Bestimmungen aller Art auf diese Weise am Verbum, so dass sie sogar gewissermassen daran ausdrücken, ob es im Singularis oder Pluralis steht. Es wird daher auch durch Bezeichnung am Verbum der Wink gegeben, wie man die

anderen Theile des Satzes darauf beziehen soll. Auch ist das Verbum bei ihnen nicht durchaus beugungslos. Der Mexicanischen kann man am Verbum, in welchem die Zeiten durch einzelne Endbuchstaben und zum Theil offenbar symbolisch bezeichnet werden, Flexionen und ein gewisses Streben nach Sanskritischer Worteinheit nicht absprechen.

Ein gleichsam geringerer Grad des Einverleibungsverfahrens ist es, wenn Sprachen zwar dem Verbum nicht zumuthen, ganze Nomina in den Schooss seiner Beugungen aufzunehmen, allein doch an ihm nicht bloss das regierende Pronomen, sondern auch das regierte ausdrücken. Auch hierin giebt es verschiedene Nüancen, je nachdem diese Methode sich mehr oder weniger tief in der Sprache festgesetzt hat, und je nachdem diese Andeutung auch da gefordert wird, wo der ausdrückliche Gegenstand der Handlung selbstständig nachfolgt. Wo diese Beugungsart des Verbums mit dem, in dasselbe verwebten, nach verschiedenen Richtungen hin bedeutsamen Pronomen seine volle Ausbildung erreicht hat, wie in einigen Nordamerikanischen Sprachen und in der Vaskischen, da wuchert eine schwer zu übersehende Anzahl von verbalen Beugungsformen auf. Mit bewundrungswürdiger Sorgfalt aber ist die Analogie ihrer Bildung dergestalt festgehalten, dass das Verständniss an einem leicht zu erkennenden Faden durch dieselben hindurchläuft. Da in diesen Formen häufig dieselbe Person des Pronomens in verschiedenen Beziehungen als handelnd, als directer und indirecter Gegenstand der Handlung wiederkehrt, und diese Sprachen grösstentheils aller Declinationsbeugungen ermangeln, so muss es entweder dem Laut nach verschiedene Pronominal-Affixa in ihnen geben, oder auf irgend eine andre Weise dem möglichen Missverständniss vorgebeugt werden. Hierdurch entsteht nun oft ein höchst kunstvoller Bau des Verbums. Als ein vorzügliches Beispiel eines solchen kann man die Massachusetts-Sprache in Neu-England, einen Zweig des grossen Delaware-

Stamms, anführen. Mit den gleichen Pronominal-Affixen, zwischen denen sie nicht, wie die Mexicanische, einen Lautunterschied macht, bestimmt sie in ihrer verwickelten Conjugation alle vorkommenden Beugungen. Sie bedient sich dazu hauptsächlich des Mittels, in bestimmten Fällen die leidende Person zu präfigiren, so dass man, wenn man einmal die Regel eingesehen hat, gleich am Anfangsbuchstaben der Form die Gattung erkennt, zu welcher sie gehört. Da aber auch dies Mittel nicht vollkommen ausreicht, so verbindet sie damit andere, namentlich einen Endungslaut, der, wenn die beiden ersten Personen die leidenden sind, die dritte als wirkend bezeichnet. Dieser Umstand, die verschiedene Bedeutung des Pronomens durch den Ort seiner Stellung im Verbum anzudeuten, hat mir immer sehr merkwürdig geschienen, indem er entweder eine bestimmte Vorstellungsweise in dem Geiste des Volkes voraussetzt, oder darauf hinführt, dass das Ganze der Conjugation gleichsam dunkel dem Sprachsinne vorgeschwebt habe, und dieser nun willkührlich sich der Stellung als Unterscheidungsmittel bediente. Mir ist jedoch das Erstere bei weitem wahrscheinlicher. Zwar scheint es auf den ersten Anblick in der That willkührlich, wenn die erste Person, als regierte, da suffigirt wird, wo die zweite die handelnde ist, dagegen dem Verbum da vorangeht, wo die dritte als wirkend auftritt, wenn man mithin immer d u g r e i f s t m i c h und m i c h g r e i f t e r, nicht umgekehrt, sagt. Indess mag doch ein Grund darin liegen, dass die beiden ersten Personen einen höheren Grad von Lebendigkeit vor der Phantasie des Volkes ausüben, und dass das Wesen dieser Formen, wie es nicht unnatürlich zu denken ist, von der betroffenen leidenden Person ausging. Unter den beiden ersten scheint wieder die zweite das Uebergewicht zu haben; denn die dritte wird, als leidende, nie präfigirt, und die zweite hat in demselben Zustand nie eine andre Stellung. Wo aber die zweite, als wirkend mit der ersten, als leidenden, zusammenkommt,

behauptet die zweite, indem die Sprache auf andre Weise für die Vermeidung der Verwechslung sorgt, dennoch ihren vorzüglicheren Platz. Auch spricht für diese Ansicht, dass in der Sprache des Hauptzweiges des Delaware-Stammes, in der Lenni Lenape-Sprache, die Stellung des Pronomens in diesen Formen dieselbe ist. Auch die Mundart der unter uns durch den geistvollen Cooperschen Roman bekannt gewordenen Mohegans (eigentlich Muhhekaneew) scheint sich hiervon nicht zu entfernen. Immer aber bleibt das Gewebe dieser Conjugation so künstlich, dass man sich des Gedanken nicht erwehren kann, dass auch hier, wie schon weiter oben von der Sprache überhaupt bemerkt worden ist, die Bildung jedes Theiles in Beziehung auf das dunkel gefühlte Ganze gemacht worden sei. Die Grammatiken geben bloss Paradigmen, und enthalten keine Zergliederung des Baues. Ich habe mich aber durch eine solche genaue, in weitläuftige Tabellen gebrachte, aus Eliot's*) Paradigmen vollständig von der in dem anscheinenden Chaos herrschenden Regelmässigkeit überzeugt. Die Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel erlaubt der Zergliederung nicht immer, durch alle Theile jeder Form durchzudringen, und besonders nicht, das, was die Grammatiker nur als Wohllautsbuchstabe ansehen, von allen charakteristischen zu scheiden. Durch den grössten Theil der Beugungen aber führen die erkannten Regeln; und wo hiernach Fälle zweifelhaft bleiben, lässt sich die Bedeutung der Form doch immer dadurch zeigen, dass sie aus bestimmt anzugebenden Gründen keine andere sein kann. Dennoch ist es kein glücklicher Wurf, wenn die innere Organisation eines Volkes, verbunden mit äusseren

*) John Eliot. *Massachusetts Grammar*, herausgegeben von John Pickering. Boston. 1822. Man vergleiche auch David Zeisberger's *Delaware Grammar*, übersetzt von Du Ponceau. Philadelphia. 1827. und Jonath. Edwards *observations on the language of the Muhhekaneew Indians*, herausgegeben von John Pickering. 1823.

Umständen, den Sprachbau auf diese Bahn führt. Die grammatischen Formen fügen sich für den Verstand und den Laut in zu grosse und unbehülfliche Massen zusammen. Die Freiheit der Rede fühlt sich gebunden, indem sie sich, anstatt den in seinen Verknüpfungen wechselnden Gedanken aus einzelnen Elementen zusammenzusetzen, grossentheils ein für allemal gestempelter Ausdrücke bedienen muss, von welchen sie nicht einmal aller Theile in jedem Augenblicke bedarf. Dabei ist die Verbindung innerhalb dieser zusammengesetzten Formen doch zu locker und zu lose, als dass ihre einzelnen Theile zu wahrer Worteinheit in einander verschmelzen könnten.

So leidet die Verbindung bei nicht organisch richtig vorgenommener Trennung. Der hier erhobene Vorwurf trifft das ganze Einverleibungsverfahren. Die Mexikanische Sprache macht zwar dadurch die Worteinheit wieder stärker, dass sie weniger Bestimmungen durch Pronomina in die Verbalbeugungen verwebt, niemals auf diese Weise zwei bestimmte regierte Gegenstände andeutet, sondern die Bezeichnung der indirecten Beziehung, wenn zugleich eine directe da ist, in die Endung des Verbums selbst legt; allein sie verknüpft immer auch, was besser unverbunden wäre. In Sprachen, welche einen hohen Sinn für die Worteinheit verrathen, ist zwar auch bisweilen die Andeutung des regierten Pronomens an der Verbalform eingedrungen, wie z. B. im Hebräischen diese regierten Pronomina suffigirt werden. Allein die Sprache giebt hier selbst zu erkennen, welchen Unterschied sie zwischen diesen Pronominen und denen der handelnden Personen, welche wesentlich zur Natur des Verbums selbst gehören, macht. Denn indem sie diese letzteren in die allerengste Verbindung mit dem Stamme setzt, hängt sie die ersteren locker an, ja trennt sie bisweilen gänzlich vom Verbum, und stellt sie für sich hin.

Die Sprachen, welche auf diese Weise die Gränzen der Wort- und Satzbildung in einander überführen, pflegen der

Declination zu ermangeln, entweder gar keine Casus zu haben, oder, wie die Vaskische, den Nominativus nicht immer im Laut vom Accusativus zu unterscheiden. Man darf aber dies nicht als die Ursache jener Einfügung des regierten Objects ansehen, als wollten sie gleichsam der aus dem Declinationsmangel entstehenden Undeutlichkeit vorbeugen. Dieser Mangel ist vielmehr die Folge jenes Verfahrens. Denn der Grund dieser ganzen Verwechslung dessen, was dem Theile und was dem Ganzen des Satzes gebührt, liegt darin, dass dem Geiste bei der Organisation der Sprache nicht der richtige Begriff der einzelnen Redetheile vorgeschwebt hat. Aus diesem würde unmittelbar selbst zugleich die Declination des Nomens und die Beschränkung der Verbalformen auf ihre wesentlichen Bestimmungen hervorgesprungen sein. Gerieth man aber, statt dessen, zuerst auf den Weg, das bloss in der Construction Zusammengehörende auch im Worte eng zusammenzuhalten, so erschien natürlich die Ausbildung des Nomens minder nothwendig. Sein Bild war in der Phantasie des Volkes nicht als Theils des Satzes vorherrschend, sondern wurde bloss als erklärender Begriff nachgebracht. Das Sanskrit hat sich von dieser Verwebung regierter Pronomina in das Verbum durchaus frei erhalten.

Ich habe bisher einer andren Verbindung des Pronomens in Fällen, wo es natürlicher unverbunden steht, nämlich des Besitzpronomens mit dem Nomen, nicht erwähnt, weil derselben zugleich, und sogar hauptsächlich, etwas anderes, als das, wovon wir hier reden, zum Grunde liegt. Die Mexicanische Sprache hat eine eigen für das Besitzpronomen bestimmte Abkürzung, und das Pronomen umschlingt auf diese Weise in zwei abgesonderten Formen die beiden Haupttheile der Sprache. Im Mexicanischen, und nicht bloss in dieser Sprache, hat diese Verbindung zugleich eine syntaktische Anwendung, und gehört daher genau hierher. Man bedient sich nämlich der Zusammenfügung des Pronomens der dritten Person

mit dem Nomen als einer Andeutung des Genitiv-Verhältnisses, indem man das im Genitiv stehende Nomen nachfolgen lässt, sein Haus der Gärtner, statt das Haus des Gärtners, sagt. Man sieht, dass dies gerade dasselbe Verfahren, als bei dem ein nachgesetztes Substantiv regierenden Verbum, ist.

Die Verbindungen mit dem Besistzpronomen sind im Mexicanischen nicht bloss überhaupt viel häufiger, als die Hinzufügung desselben unsrer Vorstellungsweise nothwendig erscheint, sondern mit gewissen Begriffen, z. B. denen der Verwandtschaftsgrade und der Glieder des menschlichen Körpers, ist dies Pronomen gleichsam unablöslich verwachsen. Wo keine einzelne Person zu bestimmen ist, fügt man dem Verwandtschaftsgrade das unbestimmte persönliche Pronomen, den Gliedmassen des Körpers das der ersten Person des Plurals hinzu. Man sagt daher nicht leicht *nantli*, die Mutter, sondern gewöhnlich *te-nan*, jemandes Mutter, und ebensowenig *maitl*, die Hand, sondern *to-ma*, unsere Hand. Auch in vielen anderen Amerikanischen Sprachen geht das Anknüpfen dieser Begriffe an das Besitzpronomen bis zur anscheinenden Unmöglichkeit der Trennung davon. Hier ist der Grund nun wohl offenbar kein syntaktischer, sondern liegt vielmehr noch tiefer in der Vorstellungsweise des Volks. Wo der Geist noch wenig an Abstraction gewöhnt ist, fasst er in Eins, was er oft an einander anknüpft; und was der Gedanke schwer oder überall nicht zu sondern vermag, das verbindet die Sprache, wo sie überhaupt zu solchen Verknüpfungen hinneigt, in Ein Wort. Solche Wörter erhalten nachher, als ein für allemal gestempelte Gepräge, Umlauf, und die Sprechenden denken nicht mehr daran, ihre Elemente zu trennen. Die beständige Beziehung der Sache auf die Person liegt überdies in der ursprünglicheren Ansicht des Menschen, und beschränkt sich erst bei steigender Cultur auf die Fälle, in welchen sie wirklich nothwendig ist. In allen Sprachen, welche stärkere Spuren jenes früheren Zustandes enthalten, spielt daher das persönliche

Pronomen eine wichtigere Rolle. In dieser Ansicht bestätigen mich auch einige andere Erscheinungen. Im Mexicanischen bemächtigen sich die Besitzpronomina dergestalt des Wortes, dass die Endungen desselben gewöhnlich verändert werden, und diese Verknüpfungen durchaus eine ihnen eigne Pluralendung haben. Eine solche Umgestaltung des ganzen Wortes beweist sichtbar, dass es auch innerlich als ein neuer individueller Begriff, nicht als eine bloss gelegentlich in der Rede vorkommende Verknüpfung zweier verschiedener angesehen wird. In der Hebräischen Sprache zeigt sich der Einfluss der verschiedenen Festigkeit der Begriffsverknüpfung auf die Wortverknüpfung in besonders bedeutsamen Nüancen. Am festesten und engsten schliessen sich, wie schon oben bemerkt worden ist, an den Stamm die Pronomina der handelnden Person des Verbums an, weil dieses sich gar nicht ohne sie denken lässt. Die dann folgende festere Verbindung gehört dem Besitzpronomen an, und am losesten tritt das Pronomen des Objects des Verbums zu dem Stamme hinzu. Nach rein logischen Gründen, sollte bei den beiden letzten Fällen, wenn man überhaupt in ihnen einen Unterschied gestatten wollte, die grössere Festigkeit auf der Seite des vom Verbum regierten Objects sein. Denn offenbar wird dieses nothwendiger vom transitiven Verbum, als das Besitzpronomen im Allgemeinen vom Nomen, gefordert. Dass die Sprache hier den entgegengesetzten Weg wählt, kann kaum einen andren Grund, als den, haben, dass dies Verhältniss in den Fälien, die es am häufigsten mit sich führt, sich dem Volke in individueller Einheit darstellte.

Wenn man zu dem Einverleibungssysteme, wie man, streng genommen, thun muss, alle die Fälle rechnet, wo dasjenige, was einen eignen Satz bilden könnte, in eine Wortform zusammengezogen wird, so finden sich Beispiele desselben auch in Sprachen, die ihm übrigens fremd sind. Sie kommen aber alsdann gewöhnlich so vor, dass sie in zusammengesetzten Sätzen zur Vermeidung von Zwischensätzen gebraucht werden.

Wie die Einverleibung im einfachen Satze mit der Beugungslosigkeit des Nomens zusammenhängt, so ist dies hier entweder mit dem Mangel eines Relativpronomens und gehöriger Conjunctionen, oder mit der geringeren Gewohnheit der Fall, sich dieser Verbindungsmittel zu bedienen. In den Semitischen Sprachen ist der Gebrauch des *status constructus*, auch in diesen Fällen, weniger auffallend, da sie überhaupt der Einverleibung nicht abgeneigt sind. Allein auch im Sanskrit brauche ich hier nur an die in *twâ* und *ya* ausgehenden sogenannten beugungslosen Participia, und selbst an die Composita zu erinnern, die, wie die *Bahuwṛîhi's*, ganze Relativsätze in sich schliessen. Die letzteren sind nur in geringerem Maasse in die Griechische Sprache übergegangen, welche überhaupt auch von dieser Art der Einverleibung einen weniger häufigen Gebrauch macht. Sie bedient sich mehr des Mittels verknüpfender Conjunctionen. Sie vermehrt sogar lieber die Arbeit des Geistes durch unverbunden gelassene Constructionen, als sie durch allzu grosse Zusammenziehungen dem Periodenbau eine gewisse Ungelenkigkeit aufbürdet, von welcher, in Vergleichung mit ihr, das Sanskrit nicht immer ganz frei zu sprechen ist. Es ist hier der nämliche Fall, als da, wo die Sprachen überhaupt als Eins geprägte Wortformen in Sätze auflösen. Nur braucht der Grund zu diesem Verfahren nicht immer die Abstumpfung der Formen bei geschwächter Bildungskraft der Sprachen zu sein. Auch da, wo sich eine solche nicht annehmen lässt, kann die Gewöhnung an richtigere und kühnere Trennung der Begriffe auflösen, was, zwar sinnlich und lebendig, allein dem Ausdruck der wechselnden und geschmeidigen Gedankenverknüpfung weniger angemessen, in Eins zusammengegossen war. Die Gränzbestimmung, was und wie viel in Einer Form verbunden werden kann, erfordert einen zarten und feinen grammatischen Sinn, wie er unter allen Nationen wohl vorzugsweise den Griechen ursprünglich eigen

war, und sich in ihrem, durchaus mit reichem und sorgfältigem Gebrauche der Sprache verschlungenen Leben bis zur höchsten Verfeinerung ausbildete.

§. 18.

Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der Lautformen mit denselben. Eine solche Congruenz muss auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden sein; der Unterschied liegt nur in den Graden, und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystems treffen. Der Mangel in dem einen Punkte wirkt aber immer zugleich auf den andren zurück. Die Vollendung der Sprache fordert, dass jedes Wort als ein bestimmter Redetheil gestempelt sei, und diejenigen Beschaffenheiten an sich trage, welche die philosophische Zergliederung der Sprache an ihm erkennt. Sie setzt dadurch selbst Flexion voraus. Es fragt sich nun also, auf welche Weise der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung, die Ausprägung eines Wortes zum Redetheil durch Flexion, in dem Geiste eines Volkes vor sich gehend gedacht werden kann? Reflectirendes Bewusstsein der Sprache lässt sich bei ihrem Ursprunge nicht voraussetzen, und würde auch keine schöpferische Kraft für die Lautformung in sich tragen. Jeder Vorzug, den eine Sprache in diesen wahrhaft vitalen Theilen ihres Organismus besitzt, geht ursprünglich aus der lebendigen, sinnlichen Weltanschauung hervor. Weil aber die höchste und von der Wahrheit am wenigsten abirrende Kraft aus der reinsten Zusammenstimmung aller Geistesvermögen, deren idealischste Blüthe die Sprache selbst ist, entspringt, so wirkt das aus der Weltanschauung Geschöpfte von selbst auf die Sprache zurück. So ist es nun

auch hier. Die Gegenstände der äusseren Anschauung, so wie der innern Empfindung, stellen sich in zwiefacher Beziehung dar, in ihrer besondren qualitativen Beschaffenheit, welche sie individuell unterscheidet, und in ihrem allgemeinen, sich für die gehörig regsame Anschauung immer auch durch etwas in der Erscheinung und dem Gefühl offenbarenden Gattungsbegriff; der Flug eines Vogels z. B. als diese bestimmte Bewegung durch Flügelkraft, zugleich aber als die unmittelbar vorübergehende, und nur an diesem Vorübergehen festzuhaltende Handlung; und auf ähnliche Weise in allen andren Fällen. Eine aus der regsten und harmonischsten Anstrengung der Kräfte hervorgehende Anschauung erschöpft alles sich in dem Angeschauten Darstellende, und vermischt nicht das Einzelne, sondern legt es in Klarheit aus einander. Aus dem Erkennen jener doppelten Beziehung der Gegenstände nun, dem Gefühle ihres richtigen Verhältnisses und der Lebendigkeit des von jeder einzelnen hervorgebrachten Eindrucks, entspringt, wie von selbst, die Flexion, als der sprachliche Ausdruck des Angeschauten und Gefühlten.

Es ist aber zugleich merkwürdig zu sehen, auf welchem verschiedenen Wege die geistige Ansicht hier zur Satzbildung gelangt. Sie geht nicht von seiner Idee aus, setzt ihn nicht mühevoll zusammen, sondern gelangt zu ihm, ohne es noch zu ahnden, indem sie nur dem scharf und vollständig aufgenommenen Eindruck des Gegenstandes Gestaltung im Laute ertheilt. Indem dies jedesmal richtig und nach demselben Gefühle geschieht, ordnet sich der Gedanke aus den so gebildeten Wörtern zusammen. In ihrem wahren, inneren Wesen ist die hier erwähnte geistige Verrichtung ein unmittelbarer Ausfluss der Stärke und Reinheit des ursprünglich im Menschen liegenden Sprachvermögens. Anschauung und Gefühl sind nur gleichsam die Handhaben, an welchen sie in die äussere Erscheinung herübergezogen wird; und dadurch ist es begreiflich, dass in ihrem letzten Resultate so unendlich

mehr liegt, als diese, an sich betrachtet, darzubieten scheint. Die Einverleibungsmethode befindet sich, streng genommen, in ihrem Wesen selbst in wahrem Gegensatze mit der Flexion, indem diese vom Einzelnen, sie aber vom Ganzen ausgeht. Nur theilweise kann sie durch den siegreichen Einfluss des inneren Sprachsinnes wieder zu ihr zurückkehren. Immer aber verräth sich in ihr, dass durch seine geringere Stärke die Gegenstände sich nicht in gleicher Klarheit und Sonderung der in ihnen das Gefühl einzeln berührenden Punkte vor der Anschauung darlegen. Indem sie aber dadurch auf ein anderes Verfahren geräth, erlangt sie durch das lebendige Verfolgen dieser neuen Bahn wieder eine eigenthümliche Kraft und Frische der Gedankenverknüpfung. Die Beziehung der Gegenstände auf ihre allgemeinsten Gattungsbegriffe, welchen die Redetheile entsprechen, ist eine ideale, und ihr allgemeinster und reinster symbolischer Ausdruck wird von der Persönlichkeit hergenommen, die sich zugleich, auch sinnlich, als ihre natürlichste Bezeichnung darstellt. So knüpft sich das weiter oben von der sinnvollen Verwebung der Pronominalstämme in die grammatischen Formen Gesagte wieder hier an.

Ist einmal Flexion in einer Sprache wahrhaft vorwaltend, so folgt die fernere Ausspinnung des Flexionssystems nach vollendeter grammatischer Ansicht von selbst; und es ist schon oben angedeutet worden, wie die weitere Entwicklung sich bald neue Formen schafft, bald sich in vorhandene, aber bis dahin nicht in verschiedener Bedeutsamkeit gebrauchte, auch bei Sprachen desselben Stammes, hineinbaut. Ich darf hier nur an die Entstehung des Griechischen Plusquamperfectums aus einer bloss verschiedenen Form eines Sanskritischen Aoristes erinnern. Denn bei dem, nie zu übergehenden Einfluss der Lautformung auf diesen Punkt darf man nicht mit einander verwechseln, ob die letztere auf die Unterscheidung der mannigfaltigen grammatischen Begriffe beschränkend

einwirkt, oder dieselben nur nicht vollständig in sich aufgenommen hat. Es kann, auch bei der richtigsten Sprachansicht, in früherer Periode der Sprache ein Uebergewicht der sinnlichen Formenschöpfung geben, in welchem einem und demselben grammatischen Begriff eine Mannigfaltigkeit von Formen entspricht. Die Wörter stellten sich in diesen früheren Perioden, wo der innerlich schöpferische Geist des Menschen ganz in die Sprache versenkt war, selbst als Gegenstände dar, ergriffen die Einbildungskraft durch ihren Klang, und machten ihre besondre Natur in Vielförmigkeit vorherrschend geltend. Erst später und allmälig gewann die Bestimmtheit und die Allgemeinheit des grammatischen Begriffs Kraft und Gewicht, bemächtigte sich der Wörter und unterwarf sie ihrer Gleichförmigkeit. Auch im Griechischen, besonders in der Homerischen Sprache, haben sich bedeutende Spuren jenes früheren Zustandes erhalten. Im Ganzen aber zeigt sich gerade in diesem Punkte der merkwürdige Unterschied zwischen dem Griechischen und dem Sanskrit, dass das erstere die Formen genauer nach den grammatischen Begriffen umgränzt, und ihre Mannigfaltigkeit sorgfältiger benutzt, feinere Abstufungen derselben zu bezeichnen; wogegen das Sanskrit die technichen Bezeichnungsmittel mehr heraushebt, sie auf der einen Seite in grösserem Reichthum anwendet, auf der andren aber dennoch besser, einfacher und mit weniger zahlreichen Ausnahmen festhält.

§. 19.

Da die Sprache, wie ich bereits öfter im Obigen bemerkt habe, immer nur ein ideales Dasein in den Köpfen und Gemüthern der Menschen, niemals, auch in Stein oder Erz gegraben, ein materielles besitzt, und auch die Kraft der nicht mehr gesprochenen, insofern sie noch von uns empfunden werden kann, grossentheils von der Stärke unsres

eignen Wiederbelebungsgeistes abhängt, so kann es in ihr ebensowenig, als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu sein. In diesem Gange entstehen natürlich zwei bestimmt zu unterscheidende Perioden, die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist, die andre, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äusseren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprincipe und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen, wie ich in der Folge näher berühren werde.

In dem Entwicklungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei sich gegenseitig beschränkende Ursachen zusammen, das ursprünglich die Richtung bestimmende Princip, und der Einfluss des schon hervorgebrachten Stoffes, dessen Gewalt immer in umgekehrtem Verhältniss mit der sich geltend machenden Kraft des Princips steht. An dem Vorhandensein eines solchen Princips in jeder Sprache kann nicht gezweifelt werden. So wie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, muss sie dieselben, selbst unwillkührlich und ohne zum deutlichen Bewusstsein davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum, noch ein gegenseitiges Verständniss, möglich wäre. Eben dies müsste man annehmen, wenn man bis zu einem ersten Hervorbringen einer Sprache aufsteigen könnte. Jene Einheit aber kann nur die eines ausschliesslich vorwaltenden Princips sein. Nähert sich dies Princip dem allgemein sprachbildenden Principe im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung desselben erlaubt, und

durchdringt es die Sprache in voller und ungeschwächter Kraft, so wird diese alle Stadien ihres Entwicklungsganges dergestalt durchlaufen, dass an die Stelle einer schwindenden Kraft immer wieder eine neue, der sich fortschlingenden Bahn angemessene eintritt. Denn es ist jeder intellectuellen Entwicklung eigen, dass die Kraft eigentlich nicht abstirbt, sondern nur in ihren Functionen wechselt, oder eines ihrer Organe durch ein anderes ersetzt. Mischt sich aber schon dem ersten Principe etwas nicht in der Nothwendigkeit der Sprachform Gegründetes bei, oder durchdringt das Princip nicht wahrhaft den Laut, oder schliesst sich an einen nicht rein organischen Stoff zu noch grösserer Abweichung anderes gleich Verbildetes an, so stellt sich dem natürlichen Entwickelungsgange eine fremde Gewalt gegenüber, und die Sprache kann nicht, wie es sonst bei jeder richtigen Entwicklung intellectueller Kräfte der Fall sein muss, durch die Verfolgung ihrer Bahn selbst neue Stärke gewinnen. Auch hier, wie bei der Bezeichnung der mannigfaltigen Gedankenverknüpfungen, bedarf die Sprache der Freiheit; und man kann es als ein sicheres Merkmal des reinsten und gelungensten Sprachbaues ansehen, wenn in demselben die Formung der Wörter und der Fügungen keine andren Beschränkungen erleidet, als nothwendig sind, mit der Freiheit auch Gesetzmässigkeit zu verbinden, d. h. der Freiheit durch Schranken ihr eignes Dasein zu sichern. Mit dem richtigen Entwicklungsgange der Sprache steht der des intellectuellen Vermögens überhaupt in natürlichem Einklange. Denn da das Bedürfniss des Denkens die Sprache im Menschen weckt, so muss, was rein aus ihrem Begriffe abfliesst, auch nothwendig das gelingende Fortschreiten des Denkens befördern. Versänke aber auch eine mit solcher Sprache begabte Nation durch andere Ursachen in Geistesträgheit und Schwäche, so würde sie sich immer an ihrer Sprache selbst leichter aus diesem Zustande hervorarbeiten können. Umgekehrt muss das intellectuelle Vermögen aus sich

selbst Hebel seines Aufschwunges finden, wenn ihm eine von jenem richtigen und natürlichen Entwickelungsgange abweichende Sprache zur Seite steht. Es wird alsdann durch die aus ihm selbst geschöpften Mittel auf die Sprache einwirken, nicht zwar schaffend, da ihre Schöpfungen nur das Werk ihres eignen Lebenstriebes sein können, allein in sie hineinbauend, ihren Formen einen Sinn leihend und eine Anwendung verstattend, den sie nicht hineingelegt und zu der sie nicht geführt hatte.

Wir können nun in der zahllosen Mannigfaltigkeit der vorhandenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied feststellen, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit ist, nämlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Principe in gesetzmässiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können. Die ersten sind die gelungenen Früchte des in mannigfaltiger Bestrebung im Menschengeschlecht wuchernden Sprachtriebes. Die letzten haben eine abweichende Form, in welcher zwei Dinge zusammentreffen, Mangel an Stärke des ursprünglich immer im Menschen rein liegenden Sprachsinnes, und eine einseitige, aus dem Umstande entspringende Verbildung, dass an eine nicht aus der Sprache nothwendig herfliessende Lautform andere, durch sie an sich gerissen, angeschlossen werden.

Die obigen Untersuchungen geben einen Leitfaden an die Hand, dies in den wirklichen Sprachen, wie sehr man auch anfangs in ihnen eine verwirrende Menge von Einzelnheiten zu sehen glaubt, zu erforschen und in einfacher Gestalt darzustellen. Denn wir haben gesucht zu zeigen, worauf es in den höchsten Principien ankommt, und dadurch Punkte festzustellen, zu welchen sich die Sprachzergliederung erheben kann. Wie auch diese Bahn noch wird erhellt und geebnet werden können, so begreift man die Möglichkeit, in

jeder Sprache die Form aufzufinden, aus welcher die Beschaffenheit ihres Baues fliesst, und sieht nun in dem eben Entwickelten den Maasstab ihrer Vorzüge und ihrer Mängel.

Wenn es mir gelungen ist, die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollständigkeit zu schildern, wie sie allein dem Worte vor dem Geiste und dem Ohre die wahre innere Festigkeit verleiht, und zugleich mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäss, auseinanderwirft, so bleibt es unzweifelhaft, dass sie ausschliesslich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt. Da sie jedes Element der Rede in seiner zwiefachen Geltung, seiner objectiven Bedeutung und seiner subjectiven Beziehung auf den Gedanken und die Sprache, nimmt, und dies Doppelte in seinem verhältnissmässigen Gewichte durch danach zugerichtete Lautformen bezeichnet, so steigert sie das ursprünglichste Wesen der Sprache, die Articulation und die Symbolisirung, zu ihren höchsten Graden. Es kann daher nur die Frage sein, in welchen Sprachen diese Methode am consequentesten, vollständigsten und freiesten bewahrt ist. Den Gipfel hierin mag keine wirkliche Sprache erreicht haben. Allein einen Unterschied des Grades sahen wir oben zwischen den Sanskritischen und Semitischen Sprachen: in den letzteren die Flexion in ihrer wahrsten und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisirung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache, und beschränkt durch mehr oder minder zufällige Gesetze, die zweisylbige Wortform, die ausschliesslich zu Flexionsbezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zusammensetzung; in den ersteren die Flexion durch die Festigkeit der Worteinheit von jedem Verdachte der Agglutination gerettet, durch alle Theile der Sprache durchgeführt und in der höchsten Freiheit in ihr waltend.

Verglichen mit dem einverleibenden und ohne wahre Worteinheit lose anfügenden Verfahren, erscheint die Flexionsmethode als ein geniales, aus der wahren Intuition

der Sprache hervorgehendes Princip. Denn indem solche Sprachen ängstlich bemüht sind, das Einzelne zum Satz zu vereinigen, oder den Satz gleich auf einmal vereint darzustellen, stempelt sie unmittelbar den Theil der jedesmaligen Gedankenfügung gemäss, und kann, ihrer Natur nach, in der Rede gar nicht sein Verhältniss zu dieser von ihm trennen. Schwäche des sprachbildenden Triebes lässt bald, wie im Chinesischen, die Flexionsmethode nicht in den Laut übergehen, bald, wie in den Sprachen, welche einzeln ein Einverleibungsverfahren befolgen, nicht frei und allein vorwalten. Die Wirkung des reinen Princips kann aber auch zugleich durch einseitige Verbildung gehemmt werden, wenn eine einzelne Bildungsform, wie z. B. im Malayischen die Bestimmung des Verbums durch modificirende Präfixe, bis zur Vernachlässigung aller andren herrschend wird.

Wie verschieden aber auch die *Abweichungen* von dem *reinen Principe* sein mögen, so wird man jede Sprache doch immer danach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen, und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist. Aus der *Mischung* dieser *Principe* wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen, allein in der Regel sich aus der Anwendung derselben eine noch individuellere Form entwickeln. Denn wo die volle Energie der leitenden Kraft nicht das richtige Gleichgewicht bewahrt, da erlangt leicht ein Theil der Sprache vor dem andren ungerechterweise eine unverhältnissmässige Ausbildung. Hieraus und aus anderen Umständen können *einzelne Trefflichkeiten* auch in Sprachen entstehen, in welchen man sonst nicht gerade den Charakter erkennen kann, vorzüglich geeignete Organe des Denkens zu sein. Niemand kann läugnen, dass das *Chinesische* des alten Styls dadurch, dass lauter

gewichtige Begriffe unmittelbar an einander treten, eine ergreifende Würde mit sich führt, und dadurch eine einfache Grösse erhält, dass es gleichsam, mit Abwerfung aller unnützen Nebenbeziehungen, nur zum reinen Gedanken vermittelst der Sprache zu entfliehen scheint. Das eigentlich Malayische wird wegen seiner Leichtigkeit und der grossen Einfachheit seiner Fügungen nicht mit Unrecht gerühmt. Die Semitischen Sprachen bewahren eine bewundrungswürdige Kunst in der feinen Unterscheidung der Bedeutsamkeit vieler Vocalabstufungen. Das Vaskische besitzt im Wortbau und in der Redefügung eine besondere, aus der Kürze und der Kühnheit des Ausdrucks hervorgehende Kraft. Die Delaware-Sprache, und auch andere Amerikanische, verbinden mit einem einzigen Worte eine Zahl von Begriffen, zu deren Ausdruck wir vieler bedürfen würden. Alle diese Beispiele beweisen aber nur, dass der menschliche Geist, in welche Bahn er sich auch einseitig wirft, immer etwas Grosses und auf ihn befruchtend und begeisternd Zurückwirkendes hervorzubringen vermag. Ueber den Vorzug der Sprachen vor einander entscheiden diese einzelnen Punkte nicht. Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Princip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellectuelle Vermögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, ihnen zum genügenden Organ zu dienen, und durch die sinnliche Fülle und geistige Gesetzmässigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt Alles, was sich wohlthätig für den Geist aus der Sprache entwickeln lässt. Sie ist das Bett, in welchem er seine Wogen im sichren Vertrauen fortbewegen kann, dass die Quellen, welche sie ihm zuführen, niemals versiegen werden. Denn wirklich schwebt er auf ihr, wie auf einer unergründlichen Tiefe, aus der er aber immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus zugeflossen ist.

Diesen formalen Maassstab also kann man allein an die Sprachen anlegen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung zu bringen versucht.

§. 20.

Mit dem grammatischen Baue, wie wir ihn bisher im Ganzen und Grossen betrachtet haben, und der äusserlichen Structur der Sprache überhaupt ist jedoch ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft, und ihr eigentlicher und wahrer Charakter beruht noch auf etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem. Immer aber bleibt jenes, vorzugsweise bis hierher betrachtete, die nothwendige, sichernde Grundlage, in welcher das Feinere und Edlere Wurzel fassen kann. Um dies deutlicher darzustellen, ist es nothwendig, einen Augenblick wieder auf den allgemeinen Entwicklungsgang der Sprachen zurückzublicken. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang, verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniss erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andren anschiesst. Die Bildung geschieht allmälig, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind, desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schiesst in einigen sichtbar über das Bedürfniss des Gedanken über, und mässigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluss reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist

vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in der That; und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe und Charakter.

Man würde indess sehr irren, wenn man, was ich hier mit Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einander gesondert habe, auch in der Natur für so geschieden halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprache und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Arbeit des Geistes in ihrem Gebrauche einen bestimmten und fortlaufenden Einfluss; nur ist derselbe feiner, und entzieht sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man keine Periode des Menschengeschlechtes oder eines Volkes als ausschliesslich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen. Die Sprache wird durch Sprechen gebildet, und das Sprechen ist Ausdruck des Gedanken oder der Empfindung. Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wie ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält, wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe ein. Dagegen ist es gewiss, dass, je weiter eine Sprache in ihrer grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer weniger Fälle ergeben, welche einer neuen Entscheidung bedürfen. Das Ringen mit dem Gedankenausdruck wird daher schwächer; und je mehr sich der Geist nun des schon Geschaffnen bedient, desto mehr erschlafft sein schöpferischer Trieb und mit ihm auch seine schöpferische Kraft. Auf der andren Seite wächst die Menge des in Bauten hervorgebrachten Stoffs, und diese, nun auf den Geist zurückwirkende, äussere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbstständige Einwirkung der Intelligenz. In diesen zwei Punkten liegt dasjenige, was in dem oben erwähnten Unterschiede nicht der subjectiven Ansicht, sondern dem wirklichen Wesen der Sache angehört. Man muss also, um die Verflechtung des Geistes in die Sprache genauer zu verfolgen, dennoch dem grammatischen und lexi-

calischen Bau der letzteren gleichsam als den festen und äusseren von dem inneren Charakter unterscheiden, der, wie eine Seele in ihr wohnt, und die Wirkung hervorbringt, mit welcher uns jede Sprache, so wie wir nur anfangen, ihrer mächtig zu werden, eigenthümlich ergreift. Es ist damit auf keine Weise gemeint, dass diese Wirkung dem äusseren Baue fremd sei. Das individuelle Leben der Sprache erstreckt sich durch alle Fibern derselben und durchdringt alle Elemente des Lautes. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, dass jenes Reich der Formen nicht das einzige Gebiet ist, welches der Sprachforscher zu bearbeiten hat, und dass er wenigstens nicht verkennen muss, dass es noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache giebt, von dem er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnden in sich tragen muss. In Sprachen eines weit verbreiteten und vielfach getheilten Stammes lässt sich das hier Gesagte mit einfachen Beispielen belegen. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch haben eine nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wortbildung und der Redefügung. Jeder aber fühlt die Verschiedenheit ihres individuellen Charakters, die nicht bloss eine, in der Sprache sichtbar werdende, des Charakters der Nation ist, sondern, tief in die Sprachen selbst eingewachsen, den eigenthümlichen Bau jeder bestimmt. Ich werde daher bei diesem Unterschiede zwischen dem Principe, aus welchem sich, nach dem Obigen, die Structur der Sprache entwickelt, und dem eigentlichen Charakter dieser hier noch verweilen, und schmeichle mir, sicher sein zu können, dass dieser Unterschied weder als zu schneidend angesehen, noch auf der andren Seite als bloss subjectiv verkannt werde.

Um den Charakter der Sprachen, insofern wir ihn dem Organismus entgegensetzen, genauer zu betrachten, müssen wir auf den Zustand nach Vollendung ihres Baues sehen. Das freudige Staunen über die Sprache selbst, als ein immer neues Erzeugniss des Augenblicks, mindert sich allmälig. Die Thätig-

keit der Nation geht von der Sprache mehr auf ihren Gebrauch über, und diese beginnt mit dem eigentlichen Volksgeiste eine Laufbahn, in der keiner beider Theile sich von dem andren unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andren erfreut. Die Bewunderung und das Gefallen wenden sich nun zu Einzelnem glücklich ausgedrückten. Lieder, Gebetsformeln, Sprüche, Erzählungen erregen die Begierde, sie der Flüchtigkeit des vorübereilenden Gesprächs zu entreissen, werden aufbewahrt, umgeändert und nachgebildet. Sie werden die Grundlage der Litteratur; und diese Bildung des Geistes und der Sprache geht allmälig von der Gesammtheit der Nation auf Individuen über, und die Sprache kommt in die Hände der Dichter und Lehrer des Volkes, welchen sich dieses nach und nach gegenüberstellt. Dadurch gewinnt die Sprache eine zwiefache Gestalt, aus welcher, so lange der Gegensatz sein richtiges Verhältniss behält, für sie zwei sich gegenseitig ergänzende Quellen, der Kraft und der Läuterung entspringen.

Neben diesen, lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf, und legen die letzte Hand an die Vollendung des Organismus. Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache, der es sonst daran fehlt, weder Flexion, noch Verschlingung der End- und Anfangslaute volksmässig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten, und füllen übrig gebliebene Lücken. Von ihnen kann man mit Recht in Flexionssprachen das Schema der Conjugationen und Declinationen herleiten, indem sie erst die Totalität der darunter begriffenen Fälle, zusammengestellt, vor das Auge bringen. In diesem Gebiete werden sie, indem sie selbst aus dem unendlichen Schatze der vor ihnen liegenden Sprache schöpfen, gesetzgebend. Da sie eigentlich zuerst den Begriff solcher Schemata in das Bewusstsein einführen, so können dadurch Formen, die alles eigentlich Be-

deutsame verloren haben, bloss durch die Stelle, die sie in dem Schema einnehmen, wieder bedeutsam werden. Solche Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber muss, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmässigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.

So lange der Geist eines Volks in lebendiger Eigenthümlichkeit in sich und auf seine Sprache fortwirkt, erhält diese Verfeinerungen und Bereicherungen, die wiederum einen anregenden Einfluss auf den Geist ausüben. Es kann aber auch hier in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser in eigner Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt. Dies ist dann ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äusseren Bildungstriebes als das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüthe des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner grosser Männer geweckt und emporgerissen werden.

Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Litteratur und in der vorbereitend zu dieser hinführenden. Denn sie zieht sich alsdann mehr von den Alltäglichkeiten des materiellen Lebens zurück, und erhebt sich zu reiner Gedankenentwickelung und freier Darstellung. Es scheint aber wunderbar, dass die Sprachen, ausser demjenigen, den ihnen ihr äusserer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charakter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Denn ohne des Unterschiedes der Geschlechter und des Alters zu gedenken, so umschliesst eine Nation wohl alle Nüancen menschlicher Eigenthümlichkeit.

Auch diejenigen, die, von derselben Richtung ausgehend, das gleiche Geschäft treiben, unterscheiden sich in der Art zu ergreifen und auf sich zurückwirken zu lassen. Die Verschiedenheit wächst aber noch für die Sprache, da diese in die geheimsten Falten des Geistes und des Gemüthes eingeht. Jeder nun braucht dieselbe zum Ausdruck seiner besondersten Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem Einzelnen aus, und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. Dennoch genügt sie jedem dazu, insofern überhaupt immer dürftig bleibende Worte dem Drange des Ausdrucks der innersten Gefühle zusagen. Es lässt sich auch nicht behaupten, dass die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede mit einander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andern, und vermittelt das gegenseitige Verständniss; den Unterschied selbst aber vergrössert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewusstsein bringt, wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt. Die Möglichkeit, so verschiedenen Individualitäten zum Ausdruck zu dienen, scheint daher eher in ihr selbst vollkommene Charakterlosigkeit vorauszusetzen, die sie doch aber sich auf keine Weise zu Schulden kommen lässt. Sie umfasst in der That die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als Eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu theilen, und, als diese vielen, gegen die Sprachen anderer Nationen mit bestimmtem Charakter, als Eine, zu vereinigen. Wie verschieden jeder dieselbe Muttersprache nimmt und gebraucht, findet man, wenn es nicht schon das gewöhnliche Leben deutlich zeigte, in der Vergleichung bedeutender Schriftsteller, deren jeder sich seine eigne Sprache bildet. Die Verschiedenheit des Charakters mehrerer Sprachen ergiebt sich aber beim ersten Anblick, wie z. B. beim Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, aus ihrer Vergleichung.

Untersucht man nun genauer, wie die Sprache diesen

Gegensatz vereinigt, so liegt die Möglichkeit, den verschiedensten Individualitäten zum Organe zu dienen, in dem tiefsten Wesen ihrer Natur. Ihr Element, das Wort, bei dem wir, der Vereinfachung wegen stehen bleiben können, theilt nicht, wie eine Substanz, etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt bloss an, diesen mit selbstständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise, zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, dass sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, dass sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, dass sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen. Nur in diesen Schranken und mit diesen Divergenzen kommen sie auf dasselbe Wort zusammen. Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen sie alle dasselbe Thier, jedes aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger als einer Sache, oder näher den todten Zeichen u. s. f., unter. Daher entsteht in der Periode der Sprachbildung in einigen Sprachen die Menge der Ausdrücke für denselben Gegenstand. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen es gedacht worden ist, und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. Wird nun aber auf diese Weise das Glied der Kette, die Taste des Instrumentes berührt, so erzittert das Ganze; und was, als Begriff, aus der Seele hervorspringt, steht in Einklang mit allem, was das einzelne Glied, bis auf die weiteste Entfernung umgiebt. Die von dem Worte in Verschiedenen geweckte Vorstellung trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit eines jeden, wird aber von allen mit demselben Laute bezeichnet.

Die sich innerhalb derselben Nation befindenden Indivi-

dualitäten umschliesst aber die nationelle Gleichförmigkeit, die wiederum jede einzelne Sinnesart von der ihr ähnlichen in einem andren Volke unterscheidet. Aus dieser Gleichförmigkeit und aus der der besonderen jeder Sprache eignen Anregung entspringt der Charakter der letzteren. Jede Sprache empfängt eine bestimmte Eigenthümlichkeit durch die der Nation, und wirkt gleichförmig bestimmend auf diese zurück. Der nationelle Charakter wird zwar durch Gemeinschaft des Wohnplatzes und des Wirkens unterhalten, verstärkt, ja bis zu einem gewissen Grad hervorgebracht; eigentlich aber beruht er auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Gemeinschaft der Abstammung erklärt. In dieser liegt auch gewiss das undurchdringliche Geheimniss der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht. Es kann nur die Frage sein, ob es keine andere Erklärungsweise der Gleichheit der Naturanlagen geben könne? und auf keinen Fall darf man hier die Sprache ausschliessen. Denn in ihr ist die Verbindung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas mit jener Anlage gleich Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern, so weit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimniss nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet. In ihrer ursprünglichsten Beziehung auf das Wesen der Individualität sind also der Grund aller Nationalität und die Sprache einander unmittelbar gleich. Allein die letztere wirkt augenscheinlicher und stärker darauf ein, und der Begriff einer Nation muss vorzugsweise auf sie gegründet werden. Da die Entwicklung seiner menschlichen Natur im Menschen von der der Sprache abhängt, so ist durch diese unmittelbar selbst der Begriff der Nation als der eines auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben.

Die Sprache aber besitzt auch die Kraft, zu entfremden

und einzuverleiben, und theilt durch sich selbst den nationellen Charakter, auch bei verschiedenartiger Abstammung, mit. Dies unterscheidet namentlich eine Familie und eine Nation. In der ersteren ist unter den Gliedern factisch erkennbare Verwandtschaft; auch kann dieselbe Familie in zwei verschiedenen Nationen fortblühen. Bei den Nationen kann es noch zweifelhaft scheinen, und macht bei weit verbreiteten Stämmen eine wichtige Betrachtung aus, ob alle dieselben Sprachen Redenden einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, oder ob diese ihre Gleichförmigkeit aus uranfänglicher Naturanlage, verbunden mit Verbreitung über einen gleichen Erdstrich unter dem Einfluss gleichförmig wirkender Ursachen, entstanden ist? Welche Bewandtniss es aber auch mit den, uns unerforschlichen, ersten Ursachen haben möge, so ist es gewiss, dass die Entwicklung der Sprache die nationellen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt. Sie werden durch sie zum Bewusstsein gebracht, und erhalten von ihr Gegenstände, in denen sie sich nothwendig ausprägen müssen, die der deutlichen Einsicht zugänglicher sind, und an welchen zugleich die Verschiedenheiten selbst feiner und bestimmter ausgesponnen erscheinen. Denn indem die Sprache den Menschen bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt, wird immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzogen. Dadurch nun erhalten die Sprachen, welche die Werkzeuge dieser Entwicklung sind, selbst einen so bestimmten Charakter, dass der der Nation besser an ihnen, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten jener, erkannt werden kann. Es entspringt hieraus, wenn Völker, welchen eine Litteratur mangelt, und in deren Sprachgebrauch wir nicht tief genug eindringen, uns oft gleichförmiger erscheinen, als sie sind. Wir erkennen nicht die sie unterscheidenden Züge, weil nicht das Medium sie uns zuführt, welches sie uns sichtbar machen würde.

Wenn man den Charakter der Sprachen von ihrer

äusseren Form, unter welcher allein eine bestimmte Sprache gedacht werden kann, absondert, und beide einander gegenüberstellt, so besteht er in der Art der Verbindung des Gedanken mit den Lauten. Er ist, in diesem Sinne genommen, gleichsam der Geist, welcher sich in der Sprache einheimisch macht, und sie, wie einen aus ihm herausgebildeten Körper, beseelt. Er ist eine natürliche Folge der fortgesetzten Einwirkung der geistigen Eigenthümlichkeit der Nation. Indem diese die allgemeinen Bedeutungen der Wörter immer auf dieselbe individuelle Weise aufnimmt und mit den gleichen Nebenideen und Empfindungen begleitet, nach denselben Richtungen hin Ideenverbindungen eingeht, und sich der Freiheit der Redefügungen in demselben Verhältniss bedient, in welchem das Maass ihrer intellectuellen Kühnheit zu der Fähigkeit ihres Verständnisses steht, ertheilt sie der Sprache eine eigenthümliche Farbe und Schattirung, welche diese fixirt und so in demselben Gleise zurückwirkt. Aus jeder Sprache lässt sich daher auf den Nationalcharakter zurückschliessen. Auch die Sprachen roher und ungebildeter Völker tragen diese Spuren in sich, und lassen dadurch oft Blicke in intellectuelle Eigenthümlichkeiten werfen, die man auf dieser Stufe mangelnder Bildung nicht erwarten sollte. Die Sprachen der Amerikanischen Eingebornen sind reich an Beispielen dieser Gattung, an kühnen Metaphern, richtigen, aber unerwarteten Zusammenstellungen von Begriffen, an Fällen, wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden u. s. f. Denn da diese Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl aber, und in sehr ausgedehntem Umfange, den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit dem Menschen und den Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, so sehen sie offenbar die ersteren als sich durch eigne

Kraft bewegende, und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an. In diesem Sinn die Wörterbücher der Mundarten solcher Völker durchzugehen, gewährt ein eignes, auf die mannigfaltigsten Betrachtungen führendes Vergnügen; und wenn man zugleich bedenkt, dass die Versuche beharrlicher Zergliederung der Formen solcher Sprachen, wie wir im Vorigen gesehen haben, die geistige Organisation entdecken lassen, aus welcher ihr Bau entspringt, so verschwindet alles Trockne und Nüchterne aus dem Sprachstudium. In jedem seiner Theile führt es zu der inneren geistigen Gestaltung zurück, welche alle Menschenalter hindurch die Trägerin der tiefsten Ansichten, der reichsten Gedankenfülle und der edelsten Gefühle ist.

Bei den Völkern aber, bei denen wir nur in den einzelnen Elementen ihrer Sprache die Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit auffinden können, lässt sich selten oder nie ein zusammenhängendes Bild von der letzteren entwerfen. Wenn dies überall ein schwieriges Geschäft ist, so wird es nur da wahrhaft möglich, wo Nationen in einer mehr oder weniger ausgedehnten Litteratur ihre Weltansicht niedergegelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Denn die Rede enthält auch in Absicht der Geltung ihrer einzelnen Elemente und in den Nüancen ihrer Fügungen, welche sich nicht gerade auf grammatische Regeln zurückführen lassen, unendlich viel, was, wenn sie in diese Elemente zerschlagen ist, man nicht mehr an denselben erkennbar zu fassen vermag. Ein Wort hat meistentheils seine vollständige Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint. Diese Gattung der Sprachforschung erfordert daher eine kritisch genaue Bearbeitung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler, und findet einen meisterhaft vorbereiteten Stoff in der philologischen Behandlung der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller.

Denn wenn auch immer bei dieser das Studium der ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt ist, so geht sie dennoch zunächst von den in ihr übrigen Denkmälern aus, strebt, dieselben in möglichster Reinheit und Treue herzustellen und zu bewahren, und sie zu zuverlässiger Kenntniss des Alterthums zu benutzen. So enge auch die Zergliederung der Sprache, die Aufsuchung ihres Zusammenhanges mit verwandten, und die nur auf diesem Wege erreichbare Erklärung ihres Baues mit der Bearbeitung der Sprachdenkmäler verbunden bleiben muss, so sind es doch sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums, die verschiedene Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen. Es wäre vielleicht nicht unrichtig, auf diese Weise Linguistik und Philologie zu unterscheiden, und ausschliesslich der letzteren die engere Bedeutung zu geben, die man bisher damit zu verbinden pflegte, die man aber in den letztverflossenen Jahren, besonders in Frankreich und England, auf jede Beschäftigung mit irgend einer Sprache ausgedehnt hat. Gewiss ist es wenigstens, dass die Sprachforschung, von welcher hier die Rede ist, sich nur auf eine in dem hier aufgestellten Sinne wahrhaft philologische Behandlung der Sprachdenkmäler stützen kann. Indem die grossen Männer, welche dies Fach der Gelehrsamkeit in den letzten Jahrhunderten verherrlicht haben, mit gewissenhafter Treue, und bis zu den kleinsten Modificationen des Lautes herab, den Sprachgebrauch jedes Schriftstellers feststellen, zeigt sich die Sprache beständig unter dem beherrschenden Einfluss geistiger Individualität, und gewährt eine Ansicht dieses Zusammenhanges, durch die es zugleich möglich wird, die einzelnen Punkte aufzusuchen, an welchen er haftet. Man lernt zugleich, was dem Zeitalter, der Localität und dem Individuum angehört, und wie die allgemeine Sprache alle diese Unterschiede umfasst. Das Erkennen der Einzelnheiten aber ist immer von dem Eindruck eines Ganzen be-

gleitet, ohne dass die Erscheinung durch Zergliederung etwas an ihrer Eigenthümlichkeit verliert.

Sichtbar wirkt auf die Sprache nicht bloss die ursprüngliche Anlage der Nationaleigenthümlichkeit ein, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung, und jedes äussere Ereigniss, welches die Seele und den Geistesschwung der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls ausgezeichneter Köpfe. Ewige Vermittlerin zwischen dem Geiste und der Natur, bildet sie sich nach jeder Abstufung des ersteren um, nur dass die Spuren davon immer feiner und schwieriger im Einzelnen zu entdecken werden, und die Thatsache sich nur im Totaleindruck offenbart. Keine Nation könnte die Sprache einer andren mit dem ihr selbst eigenen Geiste beleben und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen umzubilden. Was aber schon weiter oben von aller Individualität bemerkt worden ist, gilt auch hier. Darum, dass unter verschiedenen jede, weil sie Eine bestimmte Bahn verfolgt, alle andren ausschliesst, können dennoch mehrere in einem allgemeinen Ziele zusammentreffen. Der Charakterunterschied der Sprachen braucht daher nicht nothwendig in absoluten Vorzügen der einen vor der andren zu bestehen. Die Einsicht in die Möglichkeit der Bildung eines solchen Charakters erfordert aber noch eine genauere Betrachtung des Standpunktes, aus dem eine Nation ihre Sprache innerlich behandeln muss, um ihr ein solches Gepräge aufzudrücken.

Wenn eine Sprache bloss und ausschliesslich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloss als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens, und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden, Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiedernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine

solche wirkliche Sprache kann es nun glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben. Es liessen sich höchstens mit ihr die Sprachmischungen vergleichen, welche der Verkehr unter Leuten von ganz verschiedenen Nationen und Mundarten hier und dort, vorzüglich in Seehäfen, wie die *lingua franca* an den Küsten des Mittelmeeres, bildet. Ausserdem behaupten die individuelle Ansicht und das Gefühl immer zugleich ihre Rechte. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, dass der erste Gebrauch der Sprache, wenn man bis zu demselben hinaufzusteigen vermöchte, ein blosser Empfindungsausdruck gewesen sei. Ich habe mich schon weiter oben (S. 73.) gegen die Erklärung des Ursprungs der Sprachen aus der Hülfslosigkeit des Einzelnen ausgesprochen. Nicht einmal der Trieb der Geselligkeit entspringt unter den Geschöpfen aus der Hülfslosigkeit. Das stärkste Thier, der Elephant, ist zugleich das geselligste. Ueberall in der Natur entwickelt sich Leben und Thätigkeit aus innerer Freiheit, deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht. In jeder Sprache aber, auch der am höchsten gebildeten, kommt einzeln der hier erwähnte Gebrauch derselben vor. Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts, als den bezeichneten Stamm, bei dem Worte; ganz anders aber ist es, wenn dasselbe, auch ohne Beiwort und Zusatz, in einer Naturschilderung oder einem Gedichte erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung, und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut bestimmtes gleichsam überschwankte.

Dieser Unterschied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder mit vereinzelter Seelenthätigkeit einseitig zu einem abgeschlossnen Zwecke gebraucht wird. Von dieser Seite wird sie ebensowohl durch bloss

wissenschaftlichen Gebrauch, wenn dieser nicht unter dem leitenden Einfluss höherer Ideen steht, als durch das Alltagsbedürfniss des Lebens, ja, da sich diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker beschränkt. Weder in den Begriffen, noch in der Sprache selbst, steht irgend etwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüth in innerer Einheit thätig ist, wenn die volle Subjectivität einer vollendeten Objectivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede dieser Einwirkungen lässt eine leise Spur in der Sprache zurück. Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, dass die Sprache nicht bloss ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständniss, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muss, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen.

Wo ein solches Zusammenwirken der in bestimmte Laute eingeschlossenen Sprache und der, ihrer Natur nach, immer weiter greifenden inneren Auffassung lebendig ist, da betrachtet der Geist die Sprache, wie sie denn in der That in ewiger Schöpfung begriffen ist, nicht als geschlossen, sondern strebt unaufhörlich, Neues zuzuführen, um es, an sie geheftet, wieder auf sich zurückwirken zu lassen. Dies setzt aber ein Zwiefaches voraus, ein Gefühl, dass es etwas giebt, was die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muss, und den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Ueberzeugung, dass das Wesen des Menschen Ahndung des Gebietes besitzt, welches über die Sprache hinausgeht, und das durch die Sprache eigentlich beschränkt wird; dass aber wiederum sie das einzige Mittel ist, dies Gebiet zu erforschen und zu befruchten, und dass

sie gerade durch technische und sinnliche Vollendung einen immer grösseren Theil desselben in sich zu verwandeln vermag. Diese Stimmung ist die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen; und je lebendiger dieselbe in der doppelten Richtung, nach der sinnlichen Form der Sprache und nach der Tiefe des Gemüths hin, wirkt, desto klarer und bestimmter stellt sich die Eigenthümlichkeit in der Sprache dar. Sie gewinnt gleichsam an Durchsichtigkeit, und lässt in das Innere des Sprechenden schauen.

Dasjenige, was auf diese Weise durch die Sprache durchscheint, kann nicht etwa einzeln, objectiv und qualitativ Andeutendes sein. Denn jede Sprache würde alles andeuten können, wenn das Volk, dem sie angehört, alle Stufen seiner Bildung durchliefe. Jede hat aber einen Theil, der entweder nur noch jetzt verborgen ist, oder, wenn sie früher untergeht, ewig verborgen bleibt. Jede ist, wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmälig entwickelndes Unendliches. Jenes Durchschimmernde ist daher etwas alle Andeutungen subjectiv und eher quantitativ Modificirendes. Es erscheint darin nicht als Wirkung, sondern die wirkende Kraft äussert sich unmittelbar, als solche, und eben darum auf eine eigne, schwerer zu erkennende Weise, die Wirkungen gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend. Der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber. Es ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe Maass der Bewegung, in welchen er die Gegenstände erfasst und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches, obgleich wieder einander Bestimmendes, nämlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit, wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem Impulse unterscheidet, welcher die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das Erstere haben wir im Sinn, wenn wir einer Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungs-

kraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine bestimmtere praktische Richtung zuschreiben; das Letztere, wenn wir eine vor der andren heftig, veränderlich, schneller in ihrem Ideengange, beharrender in ihren Empfindungen nennen. In Beidem unterscheiden wir also das Sein von dem Wirken, und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem in die Erscheinung tretenden Denken, Empfinden und Handeln gegenüber. Wir meinen aber dann nicht dieses oder jenes einzelne Sein des Individuums, sondern das allgemeine, das in jedem einzelnen bestimmend hervortritt. Jede erschöpfende Charakterschilderung muss dies Sein als Endpunkt ihrer Forschung vor Augen haben.

Wenn man nun die gesammte innere und äussere Thätigkeit des Menschen bis zu ihren einfachsten Endpunkten verfolgt, so findet man diese in der Art, wie er die Wirklichkeit als Object, das er aufnimmt, oder als Materie, die er gestaltet, mit sich verknüpft, oder auch unabhängig von ihr sich eigene Wege bahnt. Wie tief und auf welche Weise der Mensch in die Wirklichkeit Wurzel schlägt, ist das ursprünglich charakteristische Merkmal seiner Individualität. Die Arten jener Verknüpfungen können zahllos sein, je nachdem sich die Wirklichkeit oder die Innerlichkeit, deren keine die andere ganz zu entbehren vermag, von einander zu trennen versuchen, oder sich mit einander in verschiedenen Graden und Richtungen verbinden.

Man darf aber nicht glauben, dass ein solcher Maassstab bloss bei schon intellectuell gebildeten Nationen anwendbar sei. In den Aeusserungen der Freude eines Haufens von Wilden wird sich unterscheiden lassen, wie weit sich dieselbe von der blossen Befriedigung der Begierde unterscheidet, und ob sie, als ein wahrer Götterfunke, aus dem inneren Gemüthe als wahrhaft menschliche Empfindung, bestimmt, einmal in Gesang und Dichtung aufzublühen, hervorbricht. Wenn aber auch, wie daran kein Zweifel sein kann,

der Charakter der Nation sich an allem ihr wahrhaft Eigenthümlichen offenbart, so leuchtet er vorzugsweise durch die Sprache durch. Indem sie mit allen Aeusserungen des Gemüths verschmilzt, bringt sie schon darum das immer sich gleich bleibende, individuelle Gepräge öfter zurück. Sie ist aber auch selbst durch so zarte und innige Bande mit der Individualität verknüpft, dass sie immer wieder eben solche an das Gemüth des Hörenden heften muss, um vollständig verstanden zu werden. Die ganze Individualität des Sprechenden wird daher von ihr in den andren übergetragen, nicht um seine eigne zu verdrängen, sondern um aus der fremden und eignen einen neuen fruchtbaren Gegensatz zu bilden.

Das Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Stoff, den die Seele aufnimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thätigkeit treibenden und stimmenden Kraft, zwischen der Wirkung und dem wirkenden Sein, die richtige und verhältnissmässige Würdigung beider, und die gleichsam hellere Gegenwart des, dem Grade nach, obenan stehenden vor dem Bewusstsein liegt nicht gleich stark in jeder nationellen Eigenthümlichkeit. Wenn man den Grund des Unterschiedes hiervon tief untersucht, so findet man ihn in der mehr oder minder empfundenen Nothwendigkeit des Zusammenhanges aller Gedanken und Empfindungen des Individuums durch die ganze Zeit seines Daseins, und des gleichen in der Natur geahndeten und geforderten. Was die Seele hervorbringen mag, so ist es nur Bruchstück; und je beweglicher und lebendiger ihre Thätigkeit ist, desto mehr regt sich alles, in verschiedenen Abstufungen mit dem Hervorgebrachten Verwandte. Ueber das Einzelne schiesst also immer etwas, minder bestimmt Auszudrückendes, über, oder vielmehr an das Einzelne hängt sich die Forderung weiterer Darstellung und Entwicklung, als in ihm unmittelbar liegt, und geht durch den Ausdruck in der Sprache in den andren über, der gleichsam eingeladen wird, in seiner Auffassung das Fehlende harmonisch

mit dem Gegebenen zu ergänzen. Wo der Sinn hierfür lebendig ist, erscheint die Sprache mangelhaft und dem vollen Ausdruck ungenügend, da im entgegengesetzten Fall kaum die Ahndung entsteht, dass über das Gegebene hinaus noch etwas fehlen könne. Zwischen diesen beiden Extremen aber befindet sich eine zahllose Menge von Mittelstufen, und sie selbst gründen sich offenbar auf vorherrschende Richtung nach dem Inneren des Gemüths und nach der äusseren Wirklichkeit.

Die Griechen, welche in diesem ganzen Gebiete das lehrreichste Beispiel abgeben, verbanden in ihrer Dichtung überhaupt, besonders aber in der lyrischen, mit den Worten Gesang, Instrumentalmusik, Tanz und Geberde. Dass sie dies aber nicht bloss thaten, um den sinnlichen Eindruck zu vermehren und zu vervielfachen, sieht man deutlich daraus, dass sie allen diesen einzelnen Einwirkungen einen gleichförmigen Charakter beigaben. Musik, Tanz, und die Rede im Dialekte mussten sich einer und eben derselben ursprünglich nationellen Eigenthümlichkeit unterwerfen, Dorisch, Aeolisch, oder von einer anderen Tonart und andrem Dialekte sein. Sie suchten also das Treibende und Stimmende in der Seele auf, um die Gedanken des Liedes in einer bestimmten Bahn zu erhalten und durch die, nicht als Idee geltende Regung des Gemüthes in dieser Bahn zu beleben und zu verstärken. Denn wie in der Dichtung und dem Gesange die Worte und ihr Gedankengehalt vorwalten, und die begleitende Stimmung und Anregung ihnen nur zur Seite steht, so verhält es sich umgekehrt in der Musik. Das Gemüth wird nur zu Gedanken, Empfindungen und Handlungen angefeuert und begeistert. Diese müssen in eigner Freiheit aus dem Schoosse dieser Begeistrung hervorgehen, und die Töne bestimmen sie nur insofern, als in den Bahnen, in welche sie die Regung einleiten, sich nur bestimmte entwickeln können. Das Gefühl des Treibenden und Stimmenden im Gemüth ist aber nothwendig immer, wie es sich hier bei den Griechen zeigt, ein Gefühl vorhande-

ner oder geforderter Individualität, da die Kraft, welche alle Seelenthätigkeit umschliesst, nur eine bestimmte sein, und nur in einer solchen Richtung wirken kann.

Wenn ich daher im Vorigen von etwas über den Ausdruck Ueberschiessendem, ihm selbst Mangelnden, sprach, so darf man sich darunter durchaus nichts Unbestimmtes denken. Es ist vielmehr das Allerbestimmteste, weil es die letzten Züge der Individualität vollendet, was das, seiner Abhängigkeit vom Objecte, und der von ihm geforderten allgemeinen Gültigkeit wegen, immer minder individualisirende Wort vereinzelt nicht zu thun vermag. Wenn daher auch dasselbe Gefühl eine mehr innerliche, sich nicht auf die Wirklichkeit beschränkende Stimmung voraussetzt, und nur aus einer solchen entspringen kann, so führt es darum nicht von der lebendigen Anschauung in abgezogenes Denken zurück. Es weckt vielmehr, da es von der eignen Individualität ausgeht, die Forderung der höchsten Individualisirung des Objects, die nur durch das Eindringen in alle Einzelnheiten der sinnlichen Auffassung und durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung erreichbar ist. Dies zeigen eben wieder die Griechen. Ihr Sinn ging vorzugsweise auf das, was die Dinge sind, und wie sie erscheinen, nicht einseitig auf dasjenige hin, wofür sie im Gebrauche der Wirklichkeit gelten. Ihre Richtung war daher ursprünglich eine innere und intellectuelle. Dies beweist ihr ganzes Privat- und öffentliches Leben, da Alles in demselben theils ethisch behandelt, theils mit Kunst begleitet, und meistentheils gerade das Ethische in die Kunst selbst verflochten wurde. So erinnert bei ihnen fast jede äussere Gestaltung, oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der praktischen Tauglichkeit, an eine innere. Eben darum nun gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters aus, immer aber mit dem Gefühle, dass nur das vollendete Eindringen in die Anschauung ihn zu erkennen und zu zeichnen vermag, und

dass das an sich nie völlig auszudrückende Ganze derselben nur aus einer, vermittelst richtigen, gerade auf jene Einheit hinstrebenden Tacts geordneten Verknüpfung der Einzelnheiten hervorspringen kann. Dies macht besonders ihre frühere Dichtung, namentlich die Homerische, so durch und durch plastisch. Die Natur wird, wie sie ist, die Handlung, selbst die kleinste, z. B. das Anlegen der Rüstung, wie sie allmälig fortschreitet, vor die Augen gestellt; und aus der Schilderung geht immer der Charakter hervor, ohne dass sie je zu einer blossen Herzählung des Geschehenen herabsinkt. Dies aber wird nicht sowohl durch eine Auswahl des Geschilderten bewirkt, als dadurch, dass die gewaltige Kraft des vom Gefühle der Individualität beseelten und nach Individualisirung strebenden Sängers seine Dichtung durchströmt und sich dem Hörer mittheilt. Vermöge dieser geistigen Eigenthümlichkeit, wurden die Griechen durch ihre Intellectualität in die ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellectualität zurückgedrängt. Denn ihr Ziel war immer der Charakter, nicht bloss das Charakteristische, da das Erahnden des ersteren gänzlich vom Haschen nach diesem verschieden ist. Diese Richtung auf den wahren, individuellen Charakter zog dann zugleich zu dem Idealischen hin, da das Zusammenwirken der Individualitäten auf die höchste Stufe der Auffassung, auf das Streben führt, das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Gränze bestimmter Gestaltung zu erhalten. Daraus entsprang die Vollendung der Griechischen Kunst, die Nachbildung der Natur aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes, gelingend durch das den Künstler neben der vollständigsten Durchschauung der Wirklichkeit beseelende Streben nach höchster Einheit des Ideals.

Es liegt aber auch in der historischen Entwicklung des Griechischen Völkerstammes etwas, das die Griechen vorzugs-

weise zur Ausbildung des Charakteristischen hinwies, näm
die Vertheilung in einzelne in Dialekt und Sinnesart verschied
Stämme, und die durch mannigfache Wanderungen und inne
wohnende Beweglichkeit bewirkte geographische *Mischung* derselben. Alle umschloss das allgemeine Griechenthum, und trug in jeden in allen Aeusserungen seiner Thätigkeit, von der Verfassung des Staats bis zur Tonart des Flötenspielers, zugleich sein eigenthümliches Gepräge über. Geschichtlich gesellte sich nun hierzu der andre begünstigende Umstand, dass keiner dieser Stämme den andren unterdrückte, sondern alle in einer gewissen Gleichheit des Strebens aufblühten, keiner der einzelnen *Dialekte* der Sprache zum blossen Volksdialekte herabgesetzt, oder zum höheren allgemeinen erhoben wurde, und dass dies gleiche Aufspriessen der Eigenthümlichkeit gerade in der Periode der lebendigsten und kraftvollsten Bildung der Sprache und der Nation am stärksten und entschiedensten war. Hieraus bildet nun der Griechische Sinn, in Allem darauf gerichtet, das Höchste aus dem bestimmt Individuellsten hervorgehen zu lassen, etwas, das sich bei keinem andren Volke in dem Grade zeigt. Er behandelte nämlich diese ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten als *Gattungen* der Kunst, und führte sie auf diese Weise in die Architektur, Musik, Dichtung und in den edleren Gebrauch der Sprache ein*). Das bloss Volksmässige wurde ihnen ge-

*) Den engen Zusammenhang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen Griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Geberdenkunst, und selbst ihrer Architektur, hat *Böckh* in den seine Ausgabe des Pindar begleitenden Abhandlungen, in welchen dem Studium des Lesers ein reicher Schatz mannigfaltiger und grossentheils bis dahin verborgener Gelehrsamkeit in methodisch fasslicher Anordnung dargeboten wird, in klares und volles Licht gestellt. Denn er begnügt sich nicht, den Charakter der Tonarten in allgemeinen Ausdrücken zu schildern, sondern geht in die einzelnen metrischen und musikalischen Punkte ein, an welche ihre Verschie-

da men, Laute und Formen wurden in den Dialekten geläutert . dem Gefühle der Schönheit und des Zusammenklanges nterworfen. So veredelt, erhoben sie sich zu eignen Charaktern des Styls und der Dichtung, fähig, in ihren sich ergänzenden Gegensätzen idealisch zusammenzustreben. Ich brauche kaum zu bemerken, dass ich hier, was die Dialekte und die Dichtung betrifft, nur von dem Gebrauch verschiedener Tonarten und Dialekte in der lyrischen, und dem Unterschiede der Chöre und des Dialogs in der tragischen Poesie rede, nicht von den Fällen, wo in der Komödie verschiedene Dialekte den handelnden Personen in den Mund gelegt werden. Diese Fälle haben mit jenen durchaus nichts gemein, und finden sich wohl mehr oder weniger in den Litteraturen aller Völker.

In den Römern, wie sich ihre Eigenthümlichkeit auch in ihrer Sprache und Litteratur darstellt, offenbart sich viel weniger das Gefühl der Nothwendigkeit, die Aeusserungen des Gemüths zugleich mit dem unmittelbaren Einfluss der treibenden und stimmenden Kraft auszustatten. Ihre Vollendung und Grösse entwickelt sich auf einem anderen, dem Gepräge, das sie ihren äusseren Schicksalen aufdrückten, homogeneren Wege. Dagegen spricht sich jenes Gefühl in der Deutschen Sinnes-

---

denheit sich anknüpft, was vor ihm niemals auf diese gründlich historische und genau wissenschaftliche Weise geschehen war. Es wäre ungemein zu wünschen, dass dieser die ausgedehnteste Kenntniss der Sprache mit einer seltenen Durchschauung des Griechischen Alterthums in allen seinen Theilen und nach allen seinen Richtungen hin verbindende Philologe recht bald seinen Entschluss ausführte, dem Einfluss des Charakters und der Sitten der einzelnen Griechischen Stämme auf ihre Musik, Poesie und Kunst eine eigne Schrift zu widmen, um diesen wichtigen Gegenstand in seinem ganzen Umfange abzuhandeln. Man sehe seine Aeusserungen über ein solches Vorhaben in seiner Ausgabe des Pindar, *Tom.* I. *de metris Pindari.* p. 253. *nt.* 14., besonders aber p. 279.

art vielleicht nicht weniger stark, als bei den Griechen, aus, nur dass, so wie diese die äussere Anschauung, wir mehr die innere Empfindung zu individualisiren geneigt sind.

Ich habe das Gefühl, dass alles sich im Gemüthe Erzeugende, als Ausfluss Einer Kraft ein grosses Ganzes ausmacht, und dass das Einzelne, gleichsam von dem Hauche jener Kraft, Merkzeichen seines Zusammenhanges mit diesem Ganzen an sich tragen muss, bis hierher mehr in seinem Einflusse auf die einzelnen Aeusserungen betrachtet. Es übt aber auch eine nicht minder bedeutende Rückwirkung auf die Art aus, wie jene Kraft, als erste Ursache aller Geisteserzeugungen, zum Bewusstsein ihrer selbst gelangt. Das Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen, und eine solche setzt ein Ziel voraus, welches kein andres, als das menschliche Ideal, sein kann. In diesem Spiegel erblicken wir die Selbstanschauung der Nationen. Der erste Beweis ihrer höheren Intellectualität und ihrer tiefer eingreifenden Innerlichkeit ist es nun, wenn sie dies Ideal nicht in die Schranken der Tauglichkeit zu bestimmten Zwecken einschliessen, sondern, woraus innere Freiheit und Allseitigkeit hervorgeht, dasselbe als etwas, das seinen Zweck nur in seiner eignen Vollendung suchen kann, als ein allmäliges Aufblühen zu nie endender Entwicklung betrachten. Allein auch diese erste Bedingung in gleicher Reinheit vorausgesetzt, entstehen aus der Verschiedenheit der individuellen Richtung nach der sinnlichen Anschauung, der inneren Empfindung und dem abgezogenen Denken verschiedene Erscheinungen. In jeder derselben strahlt die den Menschen umgebende Welt, von einer andren Seite in ihn aufgenommen, in verschiedener Form aus ihm zurück. In der äusseren Natur, um einen solchen Zug hier herauszuheben, bildet Alles eine stätige Reihe, gleichzeitig vor dem Auge, auf einander folgend in der Entwicklung der Zustände aus einander. Ebenso sehr ist dies in der bildenden

Kunst der Fall. Bei den Griechen, denen es verliehen war, immer die vollste und zarteste Bedeutung aus der sinnlichen, äusseren Anschauung zu ziehen, ist vielleicht, was ihre geistige Thätigkeit betrifft, der am meisten charakteristische Zug ihre Scheu vor allem Uebermässigen und Uebertriebenen, die inwohnende Neigung bei aller Regsamkeit und Freiheit der Einbildungskraft, aller scheinbaren Ungebundenheit der Empfindung, aller Veränderlichkeit der Gemüthstimmung, aller Beweglichkeit, von Entschlüssen zu Entschlüssen überzugehen, dennoch immer Alles, was sich in ihnen gestaltete, innerhalb der Gränzen des Ebenmaasses und des Zusammenklanges zu halten. Sie besassen in höherem Grade, als irgend ein anderes Volk, Tact und Geschmack; und der sich in allen ihren Werken offenbarende zeichnet sich noch vorzugsweise dadurch aus, dass die Verletzung der Zartheit des Gefühls niemals auf Kosten seiner Stärke oder der Naturwahrheit vermieden wird. Die innere Empfindung erlaubt, auch ohne von der richtigen Bahn abzuweichen, stärkere Gegensätze, schroffere Uebergänge, Spaltungen des Gemüths in unheilbare Kluft. Alle diese Erscheinungen bieten daher, — und dies beginnt schon bei den Römern —, die Neueren dar.

Das Feld der Verschiedenheit geistiger Eigenthümlichkeit ist von unmessbarer Ausdehnung und unergründlicher Tiefe. Der Gang dieser einleitenden Betrachtungen erlaubte mir aber nicht, es ganz unberührt zu lassen. Dagegen kann es scheinen, dass ich den Charakter der Nationen zu sehr in der inneren Stimmung des Gemüths gesucht habe, da er sich vielmehr lebendig und anschaulich in der Wirklichkeit offenbart. Er äussert sich, wenn man die Sprache und ihre Werke ausnimmt, in Physiognomie, Körperbau, Tracht, Sitten, Lebensweise, Familien- und bürgerlichen Einrichtungen, und vor Allem in dem Gepräge, welches die Völker eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihren Werken und Thaten aufdrücken. Dies lebendige Bild scheint in einen

Schatten verwandelt, wenn man die Gestaltung des Charakters in der Gemüthsstimmung sucht, welche diesen lebendigen Aeusserungen zum Grunde liegt. Um aber den Einfluss desselben auf die Sprache zu zeigen, schien es mir nicht möglich, dies Verfahren zu umgehen. Die Sprache lässt sich nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Aeusserungen überall in Verbindung bringen. Es muss das Medium gefunden werden, in welchem beide einander begegnen, und, aus Einer Quelle entspringend, ihre verschiedenen Wege einschlagen. Dies aber ist offenbar nur das Innerste des Gemüths selbst.

Ebenso schwierig, als die Abgränzung der geistigen Individualität, ist die Beantwortung der Frage, wie sie in den Sprachen Wurzel schlägt? woran der Charakter der Sprachen in ihnen haftet? an welchem ihrer Theile erkennbar ist? Die geistige Eigenthümlichkeit der Nationen wird, indem sie sich der Sprachen bedienen, in allen Stadien des Lebens derselben sichtbar. Ihr Einfluss modificirt die Sprachen verschiedener Stämme, mehrere desselben Stammes, Mundarten einer einzelnen, ja endlich dieselbe, sich äusserlich gleich bleibende, Mundart nach Verschiedenheit der Zeitalter und der Schriftsteller. Der Charakter der Sprache vermischt sich dann mit dem des Styls, bleibt aber immer der Sprache eigenthümlich, da nur gewisse Arten des Styls jeder Sprache leicht und natürlich sind. Macht man zwischen diesen hier aufgezählten Fällen den Unterschied, ob auch die Laute in den Wörtern und Beugungen verschieden sind, wie es sich in immer absteigenden Graden von den Sprachen verschiedenen Stammes an bis zu den Dialekten zeigt, oder ob der Einfluss, indem jene äussere Form ganz oder doch wesentlich dieselbe bleibt, nur in dem Gebrauche der Wörter und Fügungen liegt, so ist in dem letzteren Falle die Einwirkung des Geistes, da die Sprache hier schon zu hoher intellectueller Ausbildung gelangt sein muss, sichtbarer, aber feiner, in dem ersteren mächtiger aber dunkler, da sich der Zusammenhang

der Laute mit dem Gemüthe nur in wenigen Fällen bestimmt und scharf erkennen und schildern lässt. Doch kann, selbst in Dialekten, kleine und im Ganzen die Sprache wenig verändernde Umbildung einzelner Vocale mit Recht auf die Gemüthsbeschaffenheit des Volkes bezogen werden, wie schon die Griechischen Grammatiker von dem männlicheren Dorischen *a* gegen das weichlichere Ionische *ae* (*η*) bemerken.

In der Periode der ursprünglichen Sprachbildung, in welche wir auf unsrem Standpunkte die nicht von einander abzuleitenden Sprachen verschiedener Stämme setzen müssen, waltet das Streben, die Sprache nur erst wahrhaft, dem eignen Bewusstsein anschaulich und dem Hörenden verständlich, aus dem Geiste herauszubauen, gleichsam die Schöpfung ihrer Technik, zu sehr vor, um nicht den Einfluss der individuellen Geistesstimmung, die ruhiger und klarer aus dem späteren Gebrauche hervorleuchtet, einigermassen zu verdunkeln. Doch wirkt gerade dazu die ursprüngliche Charakteranlage der Völker gewiss am mächtigsten und einflussreichsten mit. Dies sehen wir gleich an zwei Punkten, die, da sie die gesammte intellectuelle Anlage charakterisiren, eine Menge anderer zugleich bestimmen. Die verschiedenen, oben nachgewiesenen Wege, auf welchen die Sprachen die Verknüpfung der Sätze bezwecken, machen den wichtigsten Theil ihrer Technik aus. Gerade hierin nun enthüllt sich erstlich die Klarheit und Bestimmtheit der logischen Anordnung, welche allein der Freiheit des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht, und zugleich Gesetzmässigkeit und Ausdehnung der Intellectualität darthut, und zweitens das mehr oder minder durchscheinende Bedürfniss nach sinnlichem Reichthum und Zusammenklang, die Forderung des Gemüths, was nur irgend innerlich wahrgenommen und empfunden wird, auch äusserlich mit Laut zu umkleiden. Allein gewiss liegen auch in dieser technischen Form der Sprachen noch Beweise anderer und mehr specieller Geistes-Individualitäten der Nationen, wenn

sie gleich sich minder gewiss aus ihnen herleiten lassen. Sollte nicht z. B. die feine Unterscheidung zahlreicher Vocalmodificationen und Vocalstellungen und die sinnvolle Anwendung derselben, verbunden mit der Beschränkung auf dies Verfahren und der Abneigung gegen Zusammensetzung, ein Uebergewicht scharfsinnig und spitzfindig sondernden Verstandes in den Völkern Semitischen Stammes, besonders den Arabern, verrathen und befördern? Hiermit scheint zwar der Bilderreichthum der Arabischen Sprache in Contrast zu stehen. Wenn es aber nicht selbst eine spitzfindige Sonderung der Begriffe ist, so möchte ich sagen, dass jener Bilderreichthum in den einmal geformten Wörtern liegt, dagegen die Sprache selbst, hierin mit dem Sanskrit und dem Griechischen verglichen, einen viel geringeren Reichthum von Mitteln enthält, immerfort Dichtung jeder Gattung aus sich hervorspriessen zu lassen. Gewiss wenigstens scheint es mir, dass man einen Zustand der Sprache, in welchem sie, als treues Abbild einer solchen Periode, viel dichterisch geformte Elemente enthält, von demjenigen unterscheiden muss, wo ihrem Organismus selbst in Lauten, Formen, freigelassenen Verknüpfungen und Redefügungen unzerstörbare Keime ewig sprossender Dichtung eingepflanzt sind. In dem ersteren erkaltet nach und nach die einmal geprägte Form, und ihr dichterischer Gehalt wird nicht mehr begeisternd empfunden. In dem letzteren kann die dichterische Form der Sprache sich in immer neuer Frische nach der Geistescultur des Zeitalters und dem Genie der Dichter selbsterzeugten Stoff aneignen. Das bereits oben bei Gelegenheit des Flexionssystems Bemerkte findet sich auch hier bestätigt. Der wahre Vorzug einer Sprache besteht darin, den Geist durch die ganze Folge seiner Entwicklungen zu gesetzmässiger Thätigkeit und Ausbildung seiner einzelnen Vermögen zu stimmen, oder, um es von Seiten der geistigen Einwirkung auszudrücken, das Gepräge einer solchen reinen gesetzmässigen und lebendigen Energie an sich zu tragen.

Allein auch da, wo das Formensystem mehrerer Sprachen im Ganzen dasselbe ist, wie im Sanskrit, Griechischen, Römischen und Deutschen, in welchen allen Flexion, zugleich durch Vokalwechsel und Anbildung, selten durch jenen, gewöhnlich durch diese bewirkt, herrscht, können in der Anwendung dieses Systems wichtige, durch die geistige Eigenthümlichkeit bewirkte Unterschiede liegen. Einer der wichtigsten ist das mehr oder minder sichtbare Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und die Vertheilung der verschiedenen Lautformen unter dieselben. Je nachdem dies in einem Volke bei der höheren Bearbeitung seiner Sprache herrschend wird, kehrt sich die Aufmerksamkeit von der sinnlichen Lautfülle und Mannigfaltigkeit der Formen auf die Bestimmtheit und die scharf abgegränzte Feinheit ihres Gebrauchs. Dies kann daher auch in derselben Sprache in verschiedenen Zeiten gefunden werden. Eine solche sorgfältige Beziehung der Formen auf die grammatischen Begriffe zeigt die Griechische Sprache durchaus; und wenn man auch auf den Unterschied zwischen einigen ihrer Dialekte Rücksicht nimmt, so verräth sie zugleich eine Neigung, sich der zu üppigen Lautfülle der zu volltönenden Formen zu entledigen, sie zusammenzuziehen, oder durch kürzere zu ersetzen. Das jugendliche Aufrauschen der Sprache in ihrer sinnlichen Erscheinung concentrirt sich mehr auf ihre Angemessenheit zum inneren Gedankenausdruck. Hierzu trägt die Zeit auf doppelte Weise bei, indem auf der einen Seite der Geist sich im fortschreitenden Entwicklungsgange immer mehr zu der inneren Thätigkeit hinneigt, und indem auf der andren auch die Sprache sich im Verlauf ihres Gebrauches da, wo die geistige Eigenthümlichkeit nicht alle ursprünglich bedeutsamen Laute unversehrt bewahrt, abschleift und vereinfächt. Auch im Griechischen ist, gegen das Sanskrit gehalten, schon das Letztere sichtbar, allein nicht in dem Grade, dass man hierin allein einen genügenden Erklärungsgrund finden könnte. Wenn in

dem Griechischen Formengebrauch in der That, wie es mir scheint, eine mehr gereifte intellectuelle Tendenz liegt, so entspringt sie wahrhaft aus dem der Nation inwohnenden Sinne für schnelle, feine und scharf gesonderte Gedankenentwicklung. Die Deutsche höhere Bildung dagegen hat unsere Sprache schon auf einem Punkte der Abschleifung und der Abstumpfung bedeutsamer Laute gefunden, so dass bei uns geringere Hinneigung zu sinnlicher Anschaulichkeit und grösseres Zurückziehen auf die Empfindung allerdings auch darin ihren Grund gehabt haben kann. In der Römischen Sprache ist sehr üppige Lautfülle und grosse Freiheit der Phantasie über die Lautformung nie ausgegossen gewesen; der männlichere, ernstere und viel mehr auf die Wirklichkeit und auf den unmittelbar in ihr gültigen Theil des Intellectuellen gerichtete Sinn des Volkes gestattete wohl kein so üppiges und freies Aufspriessen der Laute. Den Griechischen grammatischen Formen kann man, als Folge der grossen Beweglichkeit Griechischer Phantasie und der Zartheit des Schönheitssinnes, auch wohl, ohne zu irren, vorzugsweise vor den übrigen des Stammes, grössere Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und gefälligere Anmuth zuschreiben.

Auch das Maass, in welchem die Nationen von den technischen Mitteln ihrer Sprachen Gebrauch machen, ist nach ihrer verschiedenen Geisteseigenthümlichkeit verschieden. Ich erinnere hier nur an die Bildung zusammengesetzter Wörter. Das Sanskrit bedient sich derselben innerhalb der weitesten Gränzen, die sich eine Sprache überhaupt leicht erlauben darf, die Griechen auf viel beschränktere Weise und nach Verschiedenheit der Dialekte und des Styls. In der Römischen Litteratur findet sie sich vorzugsweise bei den ältesten Schriftstellern, und wird von der fortschreitenden Cultur der Sprache mehr ausgeschlossen.

Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich, findet man den Charakter der verschiedenen Weltauf-

fassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend. Ich habe schon im Vorigen (Seite 209, 216) ausgeführt, dass nicht leicht irgend ein Wort, es müsste denn augenblicklich bloss als materielles Zeichen seines Begriffes gebraucht werden, von verschiedenen Individuen auf dieselbe Weise in die Vorstellung aufgenommen wird. Man kann daher geradezu behaupten, dass in jedem etwas nicht wieder mit Worten zu Unterscheidendes liegt, und dass die Wörter mehrerer Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Begriffe bezeichnen, doch niemals wahre Synonyma sind. Eine Definition kann sie, genau und streng genommen, nicht umschliessen, und oft lässt sich nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem sie gehören, einnehmen. Auf welche Weise dies sogar bei Bezeichnungen körperlicher Gegenstände der Fall ist, habe ich gleichfalls schon erwähnt. Das wahre Gebiet verschiedener Wortgeltung aber ist die Bezeichnung geistiger Begriffe. Hier drückt selten ein Wort, ohne sehr sichtbare Unterschiede, den gleichen mit dem Worte einer anderen Sprache aus. Wo wir, wie bei den Sprachen roher und ungebildeter Völker, von den feineren Nüancen der Wörter keinen Begriff haben, scheint uns wohl oft das Gegentheil statt zu finden. Allein die auf andere, hochgebildete Sprachen gerichtete Aufmerksamkeit verwahrt vor solcher übereilten Ansicht; und es liesse sich eine fruchtbare Vergleichung solcher Ausdrücke derselben Gattung, eine Synonymik mehrerer Sprachen, wie sie von einzelnen Sprachen vorhanden sind, aufstellen. Bei Nationen von grosser Geistesregsamkeit bleibt aber diese Geltung, wenn man sie bis in die feinsten Abstufungen verfolgt, gleichsam im beständigen Flusse. Jede Zeit, jeder selbstständige Schriftsteller fügt unwillkührlich hinzu, oder ändert ab, da er nicht vermeiden kann, seine Individualität an seine Sprache zu heften, und diese ein anderes Bedürfniss des Ausdrucks ihr entgegenträgt. Es wird in diesen Fällen lehrreich, eine doppelte Vergleichung, der für den im

Ganzen gleichen Begriff in mehreren Sprachen gebräuchlichen Wörter, und derjenigen derselben Sprache, welche zu der gleichen Gattung gehören, vorzunehmen. In der letzteren zeichnet sich die geistige Eigenthümlichkeit in ihrer Gleichförmigkeit und Einheit; es ist immer dieselbe, die sich den objectiven Begriffen beimischt. In der ersteren erkennt man, wie derselbe Begriff, z. B. der der Seele, von verschiedenen Seiten aufgefasst wird, und lernt dadurch gleichsam den Umfang menschlicher Vorstellungsweise auf geschichtlichem Wege kennen. Diese kann durch einzelne Sprachen, ja durch einzelne Schriftsteller erweitert werden. In beiden Fällen entsteht das Resultat theils durch die verschieden angespannte und zusammenwirkende Geistesthätigkeit, theils durch die mannigfaltigen Verknüpfungen, in welche der Geist, in dem nichts jemals einzeln dasteht, die Begriffe bringt. Denn es ist hier von dem aus der Fülle des geistigen Lebens hervorströmenden Ausdruck die Rede, nicht von der Gestaltung der Begriffe durch die Schule, welche sie auf ihre nothwendigen Kennzeichen beschränkt. Aus dieser systematisch genauen Beschränkung und Feststellung der Begriffe und ihrer Zeichen entsteht die wissenschaftliche Terminologie, die wir im Sanskrit in allen Epochen des Philosophirens und in allen Gebieten des Wissens ausgebildet finden, da der Indische Geist vorzugsweise auf die Sonderung und Aufzählung der Begriffe hinging. Die oben angedeutete doppelte Vergleichung bringt die bestimmte und feine Sonderung des Subjectiven und Objectiven in die Klarheit des Bewusstseins, und zeigt, wie beide immer wechselsweise auf einander wirken, und die Erhöhung und Veredlung der schaffenden Kraft mit der harmonischen Zusammenwölbung der Erkenntniss gleichen Schritt hält.

Von der hier entwickelten Ansicht sind irrige oder mangelhafte Auffassungen der Begriffe ausgeschlossen geblieben. Es handelte sich hier nur von dem auf verschiedenen Bahnen ge-

meinschaftlichen geregelten und energischen Streben nach dem Ausdruck von Begriffen, von der Auffassung derselben in ihrer Abspiegelung in der geistigen Individualität von unendlich vielen Seiten. Es kommt aber natürlich bei der Aufsuchung der Geisteseigenthümlichkeiten in der Sprache vor Allem auch die richtige Abtheilung der Begriffe in Betrachtung. Denn wenn z. B. zwei oft, aber doch nicht nothwendig, verbundene in einer Sprache in demselben Worte zusammengefasst werden, so kann es an einem reinen Ausdruck für jeden derselben allein fehlen. Ein Beispiel findet man in einigen Sprachen an den Ausdrücken für Wollen, Wünschen und Werden. Des Einflusses des Geistes auf die Art der Bezeichnung der Begriffe nach Maassgabe der Verwandtschaft der letzteren, welche Gleichheit der Laute herbeiführt, und in Bezug auf die dabei gebrauchten Metaphern, ist es kaum nothwendig hier noch besonders zu erwähnen.

Weit mehr aber, als bei den einzelnen Wörtern, zeichnet sich die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen der Rede, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Gränzen zu erreichenden Mannigfaltigkeit. Hierin liegt das wahre Bild des Ganges und der Verkettung der Gedanken, an die sich die Rede nicht wahrhaft anzuschliessen vermag, wenn nicht die Sprache den gehörigen Reichthum und die begeisternde Freiheit der Fügungen besitzt. Alles, was die Arbeit des Geistes in sich, ihrer Form nach, ist, erscheint hier in der Sprache, und wirkt ebenso wieder auf das Innere zurück. Die Abstufungen sind hier unzählig, und das Einzelne, was die Wirkung hervorbringt, lässt sich nicht immer genau und bestimmt in Worten darstellen. Aber der dadurch hervorgebrachte verschiedene Geist schwebt, wie ein leiser Hauch, über dem Ganzen.

Ich habe bis hierher einzelne Punkte des gegenseitigen Einflusses des Charakters der Nationen und der Spra-

chen berührt. Es giebt aber zwei Erscheinungen in den letzteren, in welchen nicht nur alle am entschiedensten zusammentreffen, sondern wo sich auch dermassen der Einfluss des Ganzen offenbart, dass selbst der Begriff des Einzelnen daraus verschwindet, die Poesie und die Prosa. Man muss sie Erscheinungen der Sprache nennen, da schon die ursprüngliche Anlage dieser vorzugsweise die Richtung zu der einen oder andren, oder, wo die Form wahrhaft grossartig ist, zur gleichen Entwicklung beider in gesetzmässigem Verhältniss giebt, und auch wieder in ihrem Verlaufe darauf zurückwirkt. In der That aber sind sie zuerst Entwicklungsbahnen der Intellectualität selbst, und müssen sich, wenn ihre Anlage nicht mangelhaft ist, und ihr Lauf keine Störungen erleidet, nothwendig aus ihr entspinnen. Sie erfordern daher das sorgfältigste Studium nicht nur in ihrem Verhältniss zu einander überhaupt, sondern auch insbesondere in Beziehung auf die Zeit ihrer Entstehung.

Wenn man beide zugleich von der in ihnen am meisten concreten und idealen Seite betrachtet, so schlagen sie zu ähnlichem Zweck verschiedene Pfade ein. Denn beide bewegen sich von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas. Die Poesie fasst die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung, wie sie äusserlich und innerlich empfunden wird, auf, ist aber unbekümmert um dasjenige, wodurch sie Wirklichkeit ist, stösst vielmehr diesen ihren Charakter absichtlich zurück. Die sinnliche Erscheinung verknüpft sie sodann vor der Einbildungskraft, und führt durch sie zur Anschauung eines künstlerisch idealischen Ganzen. Die Prosa sucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche sie am Dasein haftet, und die Fäden ihrer Verbindungen mit demselben. Sie verknüpft alsdann auf intellectuellem Wege Thatsache mit Thatsache und Begriffe mit Begriffen, und strebt nach einem objectiven Zusammenhang in einer Idee. Der Unterschied beider ist hier so ge-

zeichnet, wie er nach ihrem wahren Wesen im Geiste sich ausspricht. Sieht man bloss auf die mögliche Erscheinung in der Sprache, und auch in dieser nur auf eine, in der Verbindung höchst mächtige, aber vereinzelt fast gleichgültige Seite derselben, so kann die innere prosaische Richtung in gebundener, und die poetische in freier Rede ausgeführt werden, meistentheils aber nur auf Kosten beider, so dass das poetisch ausgedrückte Prosaische weder den Charakter der Prosa, noch den der Poesie ganz an sich trägt, und ebenso in Prosa gekleidete Poesie. Der poetische Gehalt führt gewaltsam auch das poetische Gewand herbei; und es fehlt nicht an Beispielen, dass Dichter im Gefühle dieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen vollendet haben. Beiden gemeinschaftlich, um zu ihrem wahren Wesen zurückzukehren, ist die Spannung und der Umfang der Seelenkräfte, welche die Verbindung der vollen Durchdringung der Wirklichkeit mit dem Erreichen eines idealen Zusammenhanges unendlicher Mannigfaltigkeit erfordert, und die Sammlung des Gemüths auf die consequente Verfolgung des bestimmten Pfades. Doch muss diese wieder so aufgefasst werden, dass sie die Verfolgung des entgegengesetzten im Geiste der Nation nicht ausschliesst, sondern vielmehr befördert. Beide, die poetische und prosaische Stimmung, müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element erheben kann. Die Poesie eines Volkes hat nicht den höchsten Gipfel erreicht, wenn sie nicht in ihrer Vielseitigkeit und in der freien Geschmeidigkeit ihres Schwunges zugleich die Möglichkeit einer entsprechenden Entwicklung in Prosa verkündet. Da der menschliche Geist, in Kraft und Freiheit gedacht, zu der Gestaltung von beiden gelangen muss, so erkennt man die eine an der andren, wie man dem Bruchstück eines Bildwerks ansieht, ob es Theil einer Gruppe gewesen ist.

Die Prosa kann aber auch bei blosser Darstellung des Wirklichen und bei ganz äusserlichen Zwecken stehen bleiben, gewissermassen nur Mittheilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen sein. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab, und erreicht nicht die Höhe ihres eigentlichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellectualität zu nennen, und hat keine formale, sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höheren Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüth eingreifender Mittel, und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten Rede, von der allein gesprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellectuellen Laufbahn der Nationen betrachtet. Sie verlangt alsdann das Umfassen ihres Gegenstandes mit allen vereinten Kräften des Gemüths, woraus zugleich eine Behandlung entsteht, welche denselben als nach allen Seiten Strahlen aussendend zeigt, auf die er Wirkung ausüben kann. Der sondernde Verstand ist nicht allein thätig, die übrigen Kräfte wirken mit, und bilden die Auffassung, die man mit höherem Ausdruck die geistvolle nennt. In dieser Einheit trägt der Geist auch, ausser der Bearbeitung des Gegenstandes, das Gepräge seiner eignen Stimmung in die Rede über. Die Sprache, durch den Schwung des Gedanken gehoben, macht ihre Vorzüge geltend, ordnet sie aber dem hier gesetzgebenden Zwecke unter. Die sittliche Gefühlsstimmung theilt sich der Sprache mit, und die Seele leuchtet aus dem Style hervor. Auf eine ihr ganz eigenthümliche Weise offenbart sich aber in der Prosa durch die Unterordnung und Gegeneinanderstellung der Sätze die der Gedankenentwicklung entsprechende logische Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in der allgemeinen Erhebung durch ihren besonderen Zweck geboten wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überlässt, so macht er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. Indem nun alles hier einzeln Genannte in der geistvollen Prosa zusammenwirkt, zeichnet sich in ihr die ganze

lebendige Entstehung des Gedanken, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande. Wo dieser es erlaubt, gestaltet sich der Gedanke wie eine freie, unmittelbare Eingebung, und ahmt auf dem Gebiete der Wahrheit die selbstständige Schönheit der Dichtung nach.

Aus allem diesem ergiebt sich, dass Poesie und Prosa durch dieselben allgemeinen Forderungen bedingt sind. In beiden muss ein von innen entstehender Schwung den Geist heben und tragen. Der Mensch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit muss sich mit dem Gedanken nach der äusseren und inneren Welt hinbewegen, und, indem er Einzelnes erfasst, auch dem Einzelnen die Form lassen, die es an das Ganze knüpft. In ihren Richtungen aber und den Mitteln ihres Wirkens sind beide verschieden, und können eigentlich nie mit einander vermischt werden. In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, dass die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschliesslich der Sprache anvertraut. Wie genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik verbunden war, ist bekannt, und das Gleiche gilt von der lyrischen Poesie der Hebräer. Auch von der Einwirkung der verschiedenen Tonarten auf die Poesie ist oben gesprochen worden. Wie poetisch Gedanke und Sprache sein möge, fühlt man sich, wenn das musikalische Element fehlt, nicht auf dem wahren Gebiete der Poesie. Daher der natürliche Bund zwischen grossen Dichtern und Componisten, obgleich die Neigung der Musik, sich in unbeschränkter Selbstständigkeit zu entwickeln, auch wohl die Poesie absichtlich in Schatten stellt.

Genau genommen, lässt sich nie sagen, dass die Prosa aus der Poesie hervorgeht. Auch wo beide, wie in der Griechischen Litteratur, historisch*) in der That so erscheinen,

---

*) Eine sehr geistvolle und von tiefer und gründlicher Lesung der Alten zeugende Uebersicht des Ganges der Griechische Litteratur

kann dies doch nur richtig so erklärt werden, dass die Prosa aus einem durch die ächteste und mannigfaltigste Poesie Jahrhunderte lang bearbeiteten Geiste und in einer auf diese Weise gebildeten Sprache entsprang. Beides aber ist wesentlich verschieden. Der Keim zur Griechischen Prosa lag, wie der zur Poesie, schon ursprünglich im Griechischen Geiste, durch dessen Individualität auch beide, ihrem Wesen unbeschadet, einander in ihrem eigenthümlichen Gepräge entsprechen. Schon die Griechische Poesie zeigt den weiten und freien Aufflug des Geistes, der das Bedürfniss der Prosa hervorbringt. Beider Entwicklung war vollkommen naturgemäss aus gemeinschaftlichem Ursprung und einem beide zugleich umfassenden intellectuellen Drange, der nur durch äussere Umstände hätte an der Vollendung seiner Entfaltung verhindert werden können. Noch weniger lässt sich die höhere Prosa als durch eine, noch so sehr von dem bestimmten Zwecke der Rede und feinem Geschmack geminderte, Beimischung poetischer Elemente entstehend erklären. Die Unterschiede beider in ihrem Wesen üben ihre Wirkung natürlich auch in der Sprache aus, und die poetische und prosaische haben jede ihre Eigenthümlichkeiten in der Wahl der Ausdrücke, der grammatischen Formen und Fügungen. Viel weiter aber, als durch diese Einzelnheiten, werden sie durch den in ihrem tieferen Wesen gegründeten Ton des Ganzen auseinandergehalten. Der Kreis des Poetischen ist, wie unendlich und unerschöpflich auch in seinem Innern, doch immer ein geschlossener, der nicht Alles in sich aufnimmt, oder dem Aufgenommenen nicht seine ursprüngliche Natur lässt; der durch keine äussere Form gebundene Gedanke kann sich in freier Entwickelung nach allen Seiten hin weiter bewegen, sowohl in der Auffassung des Einzelnen, als in der Zusammen-

---

in Absicht auf Redefügung und Styl giebt die Einleitung zu Bernhardy's wissenschaftlicher Syntax der Griechischen Sprache.

fügung der allgemeinen Idee. Insofern liegt das Bedürfniss zur Ausbildung der Prosa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellectualität, und macht die Prosa gewissen Perioden der geistigen Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine andre Seite, durch welche sie reizt, und sich dem Gemüthe einschmeichelt: ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natülicher Einfachheit zu verlieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begränzend und seine reinen Aeusserungen entstellend, abhold sein, und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmuckes, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt, ihrem Wesen nach, immer auch eine äussere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur, im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, dass dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt bewahrt wird; und dies scheint in der That den neuern gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewiss wenigstens, — und dies hängt zugleich mit der, bei gleicher Tiefe, weniger sinnlichen Formung unsrer Sprache zusammen —, liegt dies in unserer Deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben, und, wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein ächt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Göthe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äussere Form mit dem inneren Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz ver-

schiedenen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegen einander und Verknüpfungen ihres inneren und äusseren Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einfluss haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren.

Die Poesie und Prosa selbst erhalten aber auch, jede für sich, eine eigenthümliche Färbung. In der Griechischen Poesie herrschte, in Gemässheit mit der allgemeinen intellectuellen Eigenthümlichkeit, die äussere Kunstform vor allem Uebrigen vor. Dies entsprang zugleich aus ihrer regen und durchgängigen Verknüpfung mit der Musik, allein auch vorzüglich aus dem feinen Tact, mit welchem dieses Volk die inneren Wirkungen auf das Gemüth abzuwägen und auszugleichen verstand. So kleidete sich die alte Komödie in das reichste und mannigfaltigste rhythmische Gewand. Je tiefer sie oft in Schilderungen und Ausdrücken zum Gewöhnlichen und sogar zum Gemeinen hinabstieg, desto mehr fühlte sie die Nothwendigkeit, durch die Gebundenheit der äusseren Form Haltung und Schwung zu gewinnen. Die Verbindung des hochpoetischen Tones mit der durchaus praktischen, altväterischen, auf Sitteneinfachheit und Bürgertugend gerichteten Gediegenheit der gehaltvollen Parabasen ergreift nun, wie man lebhaft beim Lesen des Aristophanes fühlt, das Gemüth in einem sich in seinem Tiefsten wieder vereinigenden Gegensatze. Auch war den Griechen die Einmischung der Prosa in die Poesie, wie wir sie bei den Indiern und Shakspeare finden, schlechterdings fremd. Das empfundene Bedürfniss sich auf der Bühne dem Gespräch zu nähern, und das richtige Gefühl, dass auch die ausführlichste Erzählung, einer spielenden Person in den Mund gelegt, sich von dem epischen Vortrage des Rhapsoden, an den sie übrigens immer lebhaft erinnerte, unterscheiden musste, liess für diese Theile des Dramas eigne Sylbenmaasse entstehen, gleichsam Vermittler zwischen der Kunstform der Poesie und der natürlichen Ein-

fachheit der Prosa. Auf diese selbst wirkte aber dieselbe allgemeine Stimmung ein, und gab auch ihr eine äusserlich kunstvollere Gestaltung. Die nationelle Eigenthümlichkeit zeigt sich besonders in der kritischen Ansicht und der Beurtheilung der grossen Prosaisten. Die Ursach ihrer Trefflichkeit wird da, wo wir einen ganz andren Weg einschlagen würden, vorzüglich in Feinheit des Numerus, kunstvollen Redefiguren und in Aeusserlichkeiten des Periodenbaues gesucht. Die Zusammenwirkung des Ganzen, die Anschauung der inneren Gedankenentwicklung, von welcher der Styl nur ein Abglanz ist, scheint uns bei Lesung solcher Schriften, wie z. B. der in diese Materie einschlagenden Bücher des Dionysius von Halikarnass, gänzlich zu verschwinden. Es ist indess nicht zu läugnen, dass, Einseitigkeiten und Spitzfindigkeiten dieser Art der Kritik abgerechnet, die Schönheit jener grossen Muster mit auf diesen Einzelnheiten beruht; und das genauere Studium dieser Ansicht führt uns zugleich tiefer in die Eigenthümlichkeit des Griechischen Geistes ein. Denn die Werke des Genies üben doch ihre Wirkung nur durch die Art, wie sie von den Nationen aufgefasst werden, aus; und gerade die Einwirkung auf die Sprachen, mit der wir es hier zu thun haben, hängt vorzugsweise von dieser Auffassung ab.

Die fortschreitende Bildung des Geistes führt zu einer Stufe, wo er, gleichsam aufhörend zu ahnden und zu vermuthen, die Erkenntniss zu begründen und ihren Inbegriff in Einheit zusammenzufügen strebt. Es ist dies die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus ihr entwickelnden Gelehrsamkeit; und dieser Moment kann nicht anders, als im höchsten Grade einflussreich auf die Sprache sein. Von der sich in der Schule der Wissenschaft bildenden Terminologie habe ich schon oben (Seite 229.) gesprochen. Des allgemeinen Einflusses aber dieser Epoche ist es hier der Ort zu erwähnen, da die Wissenschaft in strengem Verstande die prosaische Einkleidung fordert, und eine poetische ihr

nur zufällig zu Theil werden kann. In diesem Gebiete nun hat der Geist es ausschliesslich mit Objectivem zu thun, mit Subjectivem nur insofern, als dies Nothwendigkeit enthält; er sucht Wahrheit und Absonderung alles äusseren und inneren Scheins. Die Sprache erhält also erst durch diese Bearbeitung die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe, und die reinste Abwägung der zu Einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer Theile. Da sich aber durch die wissenschaftliche Form des Gebäudes der Erkenntniss und die Feststellung des Verhältnisses der letzteren zu dem erkennenden Vermögen dem Geiste etwas ganz Neues aufthut, welches alles Einzelne an Erhabenheit übertrifft, so wirkt dies zugleich auf die Sprache ein, giebt ihr einen Charakter höheren Ernstes und einer, die Begriffe zur höchsten Klarheit bringenden Stärke. Auf der andren Seite erheischt aber ihr Gebrauch in diesem Gebiete Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder kunstvolleren, der Leichtigkeit des Verständnisses schädlichen und dem blossen Zwecke der Darstellung des Objects unangemessenen Verschlingung. Der wissenschaftliche Ton der Prosa ist also ein ganz anderer, als der bisher geschilderte. Die Sprache soll, ohne eigne Selbstständigkeit geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng, als möglich anschliessen, ihn begleiten und darstellen. In dem uns übersehbaren Gange des menschlichen Geistes kann mit Recht Aristoteles der Gründer der Wissenschaft und des auf sie gerichteten Sinnes genannt werden. Obgleich das Streben danach natürlich viel früher entstand, und die Fortschritte allmälig waren, so schloss es sich doch erst mit ihm zur Vollendung des Begriffes zusammen. Als wäre dieser plötzlich in bis dahin unbekannter Klarheit in ihm hervorgebrochen, zeigt sich zwischen seinem Vortrage und der Methodik seiner Untersuchungen, und zwischen der seiner unmittelbarsten Vorgänger eine entschiedene, nicht stufenweis zu vermittelnde

Kluft. Er forschte nach Thatsachen, sammelte dieselben, und strebte, sie zu allgemeinen Ideen hinzuleiten. Er prüfte die vor ihm aufgebauten Systeme, zeigte ihre Unhaltbarkeit, und bemühte sich, dem seinigen eine auf tiefer Ergründung des erkennenden Vermögens im Menschen ruhende Basis zu geben. Zugleich brachte er alle Erkenntnisse, die sein riesenmässiger Geist umfasste, in einen nach Begriffen geordneten Zusammenhang. Aus einem solchen, zugleich tief strebenden und weitumfassenden, gleich streng auf Materie und Form der Erkenntniss gerichteten Verfahren, in welchem die Erforschung der Wahrheit sich vorzüglich durch scharfe Absonderung alles verführerischen Scheins ausgezeichnete, musste bei ihm eine Sprache entstehen, die einen auffallenden Gegensatz mit der seines unmittelbaren Vorgängers und Zeitgenossen, des Plato, bildete. Man kann beide in der That nicht in dieselbe Entwickelungsperiode stellen, muss die Platonische Diction als den Gipfel einer nachher nicht wieder erstandenen, die Aristotelische als eine neue Epoche beginnend ansehen. Hierin erblickt man aber auffallend die Wirkung der eigenthümlichen Behandlungsart der philosophischen Erkenntniss. Man irrte gewiss sehr, wenn man Aristoteles, mehr von Anmuth entblösste, schmucklose und unläugbar oft harte Sprache einer natürlichen Nüchternheit und gleichsam Dürftigkeit seines Geistes zuschreiben wollte. Musik und Dichtung hatten einen grossen Theil seiner Studien beschäftigt. Ihre Wirkung war, wie man schon an den wenigen von ihm übrigen Urtheilen in diesem Gebiete sieht, tief in ihn eingegangen, und nur angeborne Neigung konnte ihn zu diesem Zweige der Litteratur geführt haben. Wir besitzen noch einen Hymnus voll dichterischen Schwunges von ihm; und wenn seine exoterischen Schriften, besonders die Dialogen, auf uns gekommen wären, so würde unser Urtheil über den Umfang seines Styles wahrscheinlich ganz verschieden ausfallen. Einzelne Stellen seiner auf uns gekommenen Schriften, besonders der Ethik, zeigen,

zu welcher Höhe er sich zu erheben vermochte. Die wahrhaft tiefe und abgezogne Philosophie hat auch ihre eignen Wege, zu einem Gipfel grosser Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit.

Eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit findet sich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Resultate factisch wissenschaftlicher Untersuchungen sind vorzugsweise nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden grossartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu grossen Entdeckungen führen kann. Wenn ich hier der in dies Gebiet einschlagenden Werke meines Bruders erwähne, so glaube ich nur ein allgemeines, oft ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen.

Das Feld des Wissens kann sich von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben; und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der thatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen. Nur wo die Gelehrsamkeit und das Streben nach ihrer Erweiterung nicht von dem ächten Geiste durchdrungen sind, leidet auch die Sprache; alsdann ist dies eine der Seiten, von welcher der Prosa, ebenso wie vom Herabsinken des gebildeten, ideenreichen Gespräches zu alltäglichem oder conventionellem, Verfall droht. Die Werke der Sprache können nur gedeihen, so lange der auf seine eigne sich erweiternde Ausbildung und auf die Verknüpfung des Weltganzen mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes sie mit sich empor-

trägt. Dieser Schwung erscheint in unzähligen Abstufungen und Gestalten, strebt aber immer zuletzt, auch wo der Mensch sich dessen nicht einzeln bewusst ist, einem angeborenen Triebe gemäss, nach jener grossen Verknüpfung. Wo sich die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Nation nicht kräftig genug zu dieser Höhe erhebt, oder die Sprache im intellectuellen Sinken eines gebildeten Volkes von dem Geiste verlassen wird, dem sie allein ihre Kraft und ihr blühendes Leben verdanken kann, entsteht nie eine grossartige Prosa, oder zerfällt, wenn sich das Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht.

Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Aeusserungen seiner geistigen Thätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfindung an; und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit, helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben aufzuschwingen, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem einzelnen Falle zusteht, so verräth und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den ersten Keimen ihrer äusseren Form an, der breitesten und sichersten Grundlagen bedarf.

Bei einer solchen Gestaltung der Prosa kann die Poesie nicht zurückgeblieben sein, da beide aus gemeinschaftlicher Quelle fliessen. Sie kann aber einen hohen Grad der Trefflichkeit erreichen, ohne dass auch die Prosa zur gleichen Entwicklung in der Sprache gelangt. Vollendet wird der Kreis dieser letzteren immer nur durch beide zugleich. Die Griechische Litteratur bietet uns, wenn auch mit grossen und

bedaurungswürdigen Lücken, den Gang der Sprache in dieser Rücksicht vollständiger und reiner dar, als er uns sonst irgendwo erscheint. Ohne erkennbaren Einfluss fremder gestalteter Werke, wodurch der fremder Ideen nicht ausgeschlossen wird, entwickelt sie sich von Homer bis zu den Byzantinischen Schriftstellern durch alle Phasen ihres Laufes allein aus sich selbst, und aus den Umgestaltungen des nationellen Geistes durch innere und äussere geschichtliche Umwälzungen. Die Eigenthümlichkeit der Griechischen Volksstämme bestand in einer, immer zugleich nach Freiheit und Obermacht, die aber auch meistentheils gern den Unterworfenen den Schein der ersteren erhielt, ringenden volksthümlichen Beweglichkeit. Gleich den Wellen des sie umgebenden, eingeschlossenen Meeres, brachte diese innerhalb derselben mässigen Gränzen unaufhörliche Veränderungen, Wechsel der Wohnsitze, der Grösse und der Herrschaft hervor, und gab dem Geiste beständig neue Nahrung und Antrieb, sich in jeder Art der Thätigkeit zu ergiessen. Wo die Griechen, wie bei Anlegung von Pflanzstädten, in die Ferne wirkten, herrschte der gleiche volksthümliche Geist. So lange dieser Zustand währte, durchdrang dies innerliche nationelle Princip die Sprache und ihre Werke. In dieser Periode fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesproducte, das lebhafte Ineinandergreifen der Poesie und der Prosa, und aller Gattungen beider. Als aber seit Alexander Griechische Sprache und Litteratur durch Eroberung ausgebreitet wurde und später, als besiegtem Volke angehörend, sich mit dem weltbeherrschenden der Sieger verband, erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente, aber das beseelende Princip war erstorben, und mit ihm das lebendige, aus der Fülle seiner eignen Kraft entspringende Schaffen. Die Kunde eines grossen Theils des Erdbodens wurde nun erst wahrhaft eröffnet, die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des ge-

sammten Gebietes des Wissens war, in wahrhaft welthistorischer Verbindung eines thaten- und eines ideenreichen ausserordentlichen Mannes, durch Aristoteles Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden. Die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber; und noch mehr wurde dieses durch die frühere Litteratur niedergedrückt, welche, da ihr beseelendes Princip mit der Freiheit, aus der es quoll, verschwunden war, auf einmal wie eine Macht erscheinen musste, mit der, wenn auch vielfache Nachahmungen versucht wurden, doch kein wahrer Wetteifer zu wagen war. Von dieser Epoche an beginnt also ein allmäliges Sinken der Sprache und Litteratur. Die wissenschaftliche Thätigkeit wandte sich aber nun auf die Bearbeitung beider, wie sie aus dem reinsten Zustande ihrer Blüthe übrig waren, so dass zugleich ein grosser Theil der Werke aus den besten Epochen, und die Art, wie sich diese Werke in der absichtlich auf sie gerichteten Betrachtung späterer Generationen desselben, sich immer gleichen, aber durch äussere Schicksale herabgedrückten Volkes abspiegelten, auf uns gekommen sind.

Vom Sanskrit lässt sich, unserer Kenntniss der Litteratur desselben nach, nicht mit Sicherheit beurtheilen, bis auf welchen Grad und Umfang auch die Prosa in ihm ausgebildet war. Die Verhältnisse des bürgerlichen und geselligen Lebens boten aber in Indien schwerlich die gleichen Veranlassungen zu dieser Ausbildung dar. Der Griechische Geist und Charakter ging schon an sich mehr, als vielleicht je bei einer Nation der Fall war, auf solche Vereinigungen hin, in welchen das Gespräch, wenn nicht der alleinige Zweck, doch die hauptsächlichste Würze war. Die Verhandlungen vor Gericht und in der Volksversammlung forderten Ueberzeugung wirkende und die Gemüther lenkende Beredsamkeit. In diesen und ähnlichen Ursachen kann es liegen, wenn man auch künftig unter den Ueberresten der Indischen Litteratur nichts entdeckt, was man im Style den Griechischen Geschichts-

schreibern, Rednern und Philosophen an die Seite stellen könnte. Die reiche, beugsame, mit allen Mitteln, durch welche die Rede Gediegenheit, Würde und Anmuth erhält, ausgestattete Sprache bewahrt sichtbar alle Keime dazu in sich, und würde in der höheren prosaischen Bearbeitung noch ganz andere Charakterseiten, als wir an ihr jetzt kennen, entwickelt haben. Dies beweist schon der einfache, anmuthvolle, auf bewundrungswürdige Weise zugleich durch getreue und zierliche Schilderung und eine ganz eigenthümliche Verstandesschärfe anziehende Ton der Erzählungen des Hitôpadês̓a.

Die Römische Prosa stand in einem ganz andren Verhältnisse zur Poesie, als die Griechische. Hierauf wirkte bei den Römern gleich stark ihre Nachahmung der Griechischen Muster, und ihre eigne, überall hervorleuchtende Originalität. Denn sie drückten ihrer Sprache und ihrem Style sichtbar das Gepräge ihrer inneren und äusseren politischen Entwicklung auf. Mit ihrer Litteratur in ganz andre Zeitverhältnisse versetzt, konnte bei ihnen keine ursprünglich naturgemässe Entwicklung statt finden, wie wir sie bei den Griechen vom Homerischen Zeitalter an, und durch den dauernden Einfluss jener frühesten Gesänge wahrnehmen. Die grosse, originelle Römische Prosa entspringt unmittelbar aus dem Gemüth und Charakter, dem männlichen Ernst, der Sittenstrenge und der ausschliessenden Vaterlandsliebe, bald an sich, bald im Contraste mit späterer Verderbniss. Sie hat viel weniger eine bloss intellectuelle Farbe, und muss, aus allen diesen Gründen zusammengenommen, der naiven Anmuth einiger Griechischen Schriftsteller entbehren, welche bei den Römern nur in poetischer Stimmung, da die Poesie das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen vermag, hervortritt. Ueberhaupt erscheinen fast in allen Vergleichungen, die sich zwischen Griechischen und Römischen Schriftstellern anstellen lassen, die ersteren minder feierlich, einfacher und natürlicher. Hieraus entsteht ein mächtiger Unterschied zwischen der Prosa beider Nationen;

und es ist kaum glaublich, dass ein Schriftsteller wie Tacitus von den Griechen seiner Zeit wahrhaft empfunden worden sei. Eine solche Prosa musste um so mehr auch anders auf die Sprache einwirken, als beide den gleichen Impuls von derselben Nationaleigenthümlichkeit empfingen. Eine gleichsam unbeschränkte, sich jedem Gedanken hingebende, jede Bahn des Geistes mit gleicher Leichtigkeit verfolgende, und gerade in dieser Allseitigkeit und nichts zurückstossenden Beweglichkeit ihren wahren Charakter findende Geschmeidigkeit konnte aus solcher Prosa nicht entspringen und ebenso wenig eine solche erzeugen. Ein Blick in die Prosa der neuren Nationen würde in noch verwickeltere Betrachtungen führen, da die Neueren, wo sie nicht selbst original sind, nicht vermeiden konnten, verschieden von den Römern und Griechen angezogen zu werden, zugleich aber ganz neue Verhältnisse auch eine bis dahin unbekannte Originalität in ihnen erzeugten.

Es ist seit den meisterhaften Wolfischen Untersuchungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte wohl allgemein anerkannt, dass die Poesie eines Volkes noch lange nach der Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben kann, und dass beide Epochen durchaus nicht nothwendig zusammenfallen. Bestimmt, die Gegenwart des Augenblicks zu verherrlichen und zur Begehung festlicher Gelegenheiten mitzuwirken, war die Poesie in den frühesten Zeiten zu innig mit dem Leben verknüpft, ging zu freiwillig zugleich aus der Einbildungskraft des Dichters und der Auffassung der Hörer hervor, als dass ihr die Absichtlichkeit kalter Aufzeichnung nicht hätte fremd bleiben sollen. Sie entströmte den Lippen des Dichters, oder der Sängerschule, welche seine Gedichte in sich aufgenommen hatte; es war ein lebendiger, mit Gesang und Instrumentalmusik begleiteter Vortrag. Die Worte machten von diesem nur einen Theil aus, und waren mit ihm unzertrennlich verbunden. Dieser ganze Vortrag wurde der Folge-

zeit zugleich überliefert, und es konnte nicht in den Sinn kommen, das so fest Verschlungene absondern zu wollen. Nach der ganzen Weise, wie in dieser Periode des geistigen Volkslebens die Poesie in demselben Wurzel schlug, entstand gar nicht der Gedanke der Aufzeichnung. Diese setzte erst die Reflexion voraus, die sich immer aus der, eine Zeit hindurch bloss natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine grössere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche den Sinn hervorruft, die Thätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge dauernd zusammenwirken zu lassen. Erst dann konnte die Verbindung der Poesie mit dem Vortrag und dem augenblicklichen Lebensgenuss loser werden. Die Nothwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch grossentheils überflüssig, der Ueberlieferung vermittelst des Gedächtnisses durch Schrift zu Hülfe zu kommen.

Bei der Prosa verhielt sich dies alles ganz anders. Die Hauptschwierigkeit lässt sich zwar, meiner Ueberzeugung nach, hier nicht in der Unmöglichkeit suchen, längere ungebundene Rede dem Gedächtniss anzuvertrauen. Es giebt gewiss bei den Völkern auch bloss nationelle, durch mündliche Ueberlieferung aufbewahrte Prosa, bei welcher die Einkleidung und der Ausdruck sicher nicht zufällig sind. Wir finden in den Erzählungen von Nationen, welche gar keine Schrift besitzen, einen Gebrauch der Sprache, eine Art des Styls, denen man es ansieht, dass sie gewiss nur mit kleinen Veränderungen von Erzähler zu Erzähler übergegangen sind. Auch die Kinder bedienen sich bei Wiederholung gehörter Erzählungen gewöhnlich gewissenhaft derselben Ausdrücke. Ich brauche hier nur an die Erzählung von Tangaloa auf den Tonga-Inseln zu erinnern.*) Unter den Vasken gehen noch heute solche unaufgezeichnet bleibenden Mährchen herum, die, zum sichtbaren Beweise, dass auch, und ganz vorzüglich, die äussere

*) Mariner. Th. II. S. 377.

Form dabei beobachtet wird, nach der Versicherung der Eingebornen, allen ihren Reiz und ihre natürliche Grazie durch Uebertragung in das Spanische verlieren. Das Volk ist ihnen dergestalt ergeben, dass sie, ihrem Inhalte nach, in verschiedene Classen getheilt werden. Ich hörte selbst ein solches, unserer Sage vom Hamelnschen Rattenfänger ganz ähnliches, erzählen; andere stellen, nur auf verschiedene Weise verändert, Mythen des Hercules, und ein ganz locales von einer kleinen, dem Lande vorliegenden Insel*) die Geschichte Hero's und Leander's, auf einen Mönch und seine Geliebte übertragen, dar. Allein die Aufzeichnung, zu welcher der Gedanke bei der frühesten Poesie gar nicht entsteht, liegt dennoch bei der Prosa nothwendig und unmittelbar, auch ehe sie sich zur wahrhaft kunstvollen erhebt, in dem ursprünglichen Zweck. Thatsachen sollen erforscht oder dargestellt, Begriffe entwickelt und verknüpft, also etwas Objectives ausgemittelt werden. Die Stimmung, welche dies hervorzubringen strebt, ist eine nüchterne, auf Forschung gerichtete, Wahrheit von Schein sondernde, dem Verstande die Leitung des Geschäfts übertragende. Sie stösst also zuerst das Metrum zurück, nicht gerade wegen der Schwierigkeit seiner Fesseln, sondern weil das Bedürfniss danach in ihr nicht gegründet sein kann, ja vielmehr der Allseitigkeit des überall hin forschenden und verknüpfenden Verstandes eine die Sprache nach einem bestimmten Gefühle einengende Form nicht zusagt. Aufzeichnung wird nun hierdurch und durch das ganze Unternehmen wünschenswerth, ja selbst unentbehrlich. Das Erforschte und selbst der Gang der Forschung muss in allen Einzelnheiten fest und sicher dastehen. Der Zweck selbst ist möglichste Vereinigung: Geschichte soll das sonst im Laufe der Zeit Verfliegende erhalten, Lehre zu weiterer Entwicklung ein Geschlecht an das andere knüpfen. Die Prosa begründet auch erst das namentliche Heraustreten

*) Izaro in der Bucht von Bermeo.

Einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen, da die Forschung persönliche Erkundigungen, Besuche fremder Länder und eigen gewählte Methoden der Verknüpfung mit sich führt, die Wahrheit, besonders in Zeiten, wo andere Beweise mangeln, eines Gewährsmannes bedarf, und der Geschichtsschreiber nicht, wie der Dichter, seine Beglaubigung vom Olymp ableiten kann. Die sich in einer Nation entwickelnde Stimmung zur Prosa muss daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen, und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.

In der Poesie entstehen durch den natürlichen Gang der Bildung der Völker zwei, gerade durch die Entbehrung und den Gebrauch der Schrift zu bezeichnende, verschiedene Gattungen*), eine gleichsam vorzugsweise natürliche, der Begeistrung ohne Absicht und Bewusstsein der Kunst entströmende und eine spätere kunstvollere, doch darum nicht minder dem tiefsten und ächtesten Dichtergeist angehörende. Bei der Prosa kann dies nicht auf dieselbe Weise und noch weniger in denselben Perioden statt finden. Allein in anderer Art ist dasselbe auch bei ihr der Fall. Wenn sich nämlich in einem für Prosa und Poesie glücklich organisirten Volke Gelegenheiten ausbilden, wo das Leben frei hervorströmender Beredsamkeit bedarf, so ist hier, nur auf andere Weise eine ähnliche Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben, als

*) Unübertrefflich gesagt und mit eignem Dichtergefühl empfunden ist in der Vorrede zu A. W. v. Schlegel's Râmâyan'a die Auseinandersetzung über die früheste Poesie bei den Griechen und Indiern. Welcher Gewinn wäre es für die philosophische und ästhetische Würdigung beider Litteraturen und für die Geschichte der Poesie, wenn es diesem, vor allen andren mit den Gaben dazu ausgestatteten Schriftsteller gefiele, die Litteraturgeschichte der Indier zu schreiben, oder doch einzelne Theile derselben, namentlich die dramatische Poesie, zu bearbeiten, und einer ebenso glücklichen Kritik zu unterwerfen, als das Theater anderer Nationen von seiner wahrhaft genialen Behandlung erfahren hat.

wir sie oben bei der Poesie gefunden haben. Sie stösst dann auch, so lange sie ohne Bewusstsein absichtlicher Kunst fortdauert, die todte und kalte Aufzeichnung zurück. Dies war wohl gewiss in den grossen Zeiten Athens zwischen dem Perserkriege und dem Peloponnesischen und noch später der Fall. Redner wie Themistokles, Perikles und Alcibiades entwickelten gewiss mächtige Rednertalente; von den beiden letzteren wird dies ausdrücklich herausgehoben. Dennoch sind von ihnen keine Reden, da die in den Geschichtsschreibern natürlich nur diesen angehören, auf uns gekommen, und auch das Alterthum scheint keine ihnen mit Sicherheit beigelegte Schriften besessen zu haben. Zu Alcibiades Zeit gab es zwar schon aufgezeichnete und sogar von andren, als ihren Verfassern, gehalten zu werden bestimmte Reden; es lag aber doch in allen Verhältnissen des Staatslebens jener Periode, dass diese Männer, welche wirklich Lenker des Staates waren, keine Veranlassung fanden, ihre Reden, weder ehe sie dieselben hielten, noch nachher niederzuschreiben. Dennoch bewahrt diese natürliche Beredsamkeit gewiss ebenso, wie jene Poesie, nicht nur den Keim, sondern war in vielen Stücken das unübertroffene Vorbild der späteren kunstvolleren. Hier aber, wo von dem Einflusse beider Gattungen auf die Sprache die Rede ist, konnte die nähere Erwägung dieses Verhältnisses nicht übergangen werden. Die späteren Redner empfingen die Sprache aus einer Zeit, wo schon in bildender und dichtender Kunst so Grosses und Herrliches das Genie der Redner angeregt und den Geschmack des Volkes gebildet hatte, in einer ganz andren Fülle und Feinheit, als deren sie sich früher zu rühmen vermöchte. Etwas sehr Aehnliches musste das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen darbieten.

§. 21.

Es ist bewundrungswürdig zu sehen, welche lange Reihe von Sprachen gleich glücklichen Baues und gleich anregender Wirkung auf den Geist diejenige hervorgebracht hat, die wir an die Spitze des Sanskritischen Stammes stellen müssen, wenn wir einmal überhaupt in jedem Stamme Eine Ur- oder Muttersprache voraussetzen. Um nur die uns am meisten nahe liegenden Momente hier aufzuzählen, so finden wir zuerst das Zend und das Sanskrit in enger Verwandtschaft, aber auch in merkwürdiger Verschiedenheit, das eine und das andre von dem lebendigsten Principe der Fruchtbarkeit und Gesetzmässigkeit in Wort und Formenbildung durchdrungen. Dann gingen aus diesem Stamm die beiden Sprachen unserer classischen Gelehrsamkeit hervor, und, wenn auch in späterer wissenschaftlicher Entwickelung, der ganze Germanische Sprachzweig. Endlich, als die Römische Sprache durch Verderbniss und Verstümmlung entartete, blühten, wie mit erneuerter Lebenskraft, aus derselben die Romanischen Sprachen auf, welchen unsere heutige Bildung so unendlich viel verdankt. Jene Ursprache bewahrte also ein Lebensprincip in sich, an welchem sich wenigstens drei Jahrtausende hindurch der Faden der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts fortzuspinnen vermochte, und das selbst aus dem Verfallnen und Zersprengten neue Sprachbildungen zu regeneriren, Kraft besass.

Man hat wohl in der Völkergeschichte die Frage aufgeworfen, was aus den Weltbegebenheiten geworden sein würde, wenn Carthago Rom besiegt und das Europäische Abendland beherrscht hätte. Man kann mit gleichem Rechte fragen: in welchem Zustande sich unsre heutige Cultur befinden würde, wenn die Araber, wie sie es eine Zeit hindurch waren, im alleinigen Besitz der Wissenschaft geblieben wären, und sich

über das Abendland verbreitet hätten? Weniger günstiger Erfolg scheint mir in beiden Fällen nicht zweifelhaft. Derselben Ursache, welche die Römische Weltherrschaft hervorbrachte, dem Römischen Geist und Charakter, nicht äusseren, mehr zufälligen Schicksalen, verdanken wir den mächtigen Einfluss dieser Weltherrschaft auf unsere bürgerlichen Einrichtungen, Gesetze, Sprache und Cultur. Durch die Richtung auf diese Bildung und durch innere Stammverwandtschaft wurden wir wirklich für Griechischen Geist und Griechische Sprache empfänglich, da die Araber vorzugsweise nur an den wissenschaftlichen Resultaten Griechischer Forschung hingen. Sie würden, auch auf der Grundlage desselben Alterthums, nicht das Gebäude der Wissenschaft und Kunst aufzuführen vermocht haben, dessen wir uns mit Recht rühmen.

Nimmt man nun dies als richtig an, so fragt sich, ob dieser Vorzug der Völker Sanskritischen Stammes in ihren intellectuellen Anlagen, oder in ihrer Sprache, oder in günstigeren geschichtlichen Schicksalen zu suchen ist? Es springt in die Augen, dass man keine dieser Ursachen als allein wirkend ansehen darf. Sprache und intellectuelle Anlagen lassen sich in ihrer beständigen Wechselwirkung nicht von einander trennen, und auch die geschichtlichen Schicksale möchten, wenn uns gleich der Zusammenhang bei weitem nicht in allen Punkten durchschimmert, von dem inneren Wesen der Völker und Individuen so unabhängig nicht sein. Dennoch muss jener Vorzug sich an irgend etwas in der Sprache erkennen lassen; und wir haben daher hier noch, vom Beispiele des Sanskritischen Sprachstammes ausgehend, die Frage zu untersuchen, woran es liegt, dass eine Sprache vor der andren ein stärker und mannigfaltiger aus sich heraus erzeugendes Lebensprincip besitzt? Die Ursach liegt, wie man hier deutlich sieht, in zwei Punkten, darin, dass es ein Stamm von Sprachen, keine einzelne ist, wovon wir hier reden, dann aber in der individuellen Beschaffenheit

des Sprachbaues selbst. Ich bleibe hier zunächst bei der letzteren stehen, da ich auf die besondren Verhältnisse der einen Stamm bildenden Sprachen erst in der Folge zurückkommen kann.

Es ergiebt sich von selbst, dass die Sprache, deren Bau dem Geiste am meisten zusagt und seine Thätigkeit am lebendigsten anregt, auch die dauerndste Kraft besitzen muss, alle neue Gestaltungen aus sich hervorgehen zu lassen, welche der Lauf der Zeit und die Schicksale der Völker herbeiführen. Eine solche auf die ganze Sprachform verweisende Beantwortung der aufgeworfenen Frage ist aber viel zu allgemein, und giebt, genau genommen, nur die Frage in anderen Worten zurück. Wir bedürfen aber hier einer auf specielle Punkte führenden; und eine solche scheint mir auch möglich. Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Act, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes; und dieser Act ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahrend. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemässe, nur an der Thatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und als Rede hinausgestellt, und dadurch zwischen der Aussenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen. Von der Stärke und Gesetzmässigkeit dieses Actes hängt die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen, welchen Namen sie immer führen mögen, ab, und auf ihr beruht also auch das in ihr lebende, weiter erzeugende Princip. Es ist aber nicht einmal nöthig, auch der Gesetzmässigkeit dieses Actes zu erwähnen; denn diese liegt schon im Begriffe der Stärke. Die volle Kraft entwickelt sich immer nur auf dem richtigen Wege. Jeder unrichtige stösst auf eine die vollkommene Entwicklung hemmende Schranke. Wenn also die Sanskritischen Sprachen mindestens drei Jahrtausende hindurch Beweise ihrer zeugenden Kraft gegeben haben, so ist dies lediglich eine

Wirkung der Stärke des spracherschaffenden Actes in den Völkern, welchen sie angehörten.

Wir haben im Vorigen (§. 12) ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen, und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Act des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet. Diese Synthesis ist es, auf deren Stärke es hier ankommt. Der Völkerstamm wird in der Spracherzeugung der Nationen den Sieg erringen, welcher diese Synthesis mit der grössten Lebendigkeit und der ungeschwächtesten Kraft vollbringt. In allen Nationen mit unvollkommneren Sprachen ist diese Synthesis von Natur schwach, oder wird durch irgend einen hinzutretenden Umstand gehemmt und gelähmt. Allein auch diese Bestimmungen zeigen noch zu sehr im allgemeinen, was sich doch in den Sprachen selbst bestimmt und als Thatsache nachweisen lässt.

Es giebt nämlich Punkte im grammatischen Baue der Sprachen, in welchen jene Synthesis und die sie hervorbringende Kraft gleichsam nackter und unmittelbarer ans Licht treten, und mit denen der ganze übrige Sprachbau dann auch nothwendig im engsten Zusammenhange steht. Da die Synthesis, von welcher hier die Rede ist, keine Beschaffenheit, nicht einmal eigentlich eine Handlung, sondern ein wirkliches, immer augenblicklich vorübergehendes Handeln selbst ist, so kann es für sie kein besonderes Zeichen an den Worten geben, und das Bemühen, ein solches Zeichen zu finden, würde schon an sich den Mangel der wahren Stärke des Actes durch die Verkennung seiner Natur beurkunden. Die wirkliche Gegenwart der Synthesis muss gleichsam immateriell sich in der Sprache offenbaren, man muss inne werden, dass sie, gleich einem Blitze, dieselbe durchleuchtet und die zu verbindenden Stoffe, wie eine Gluth aus unbekannten Regionen in einander

verschmolzen hat. Dieser Punkt ist zu wichtig, um nicht eines Beispieles zu bedürfen. Wenn in einer Sprache eine Wurzel durch ein Suffix zum Substantivum gestempelt wird, so ist das Suffix das materielle Zeichen der Beziehung des Begriffs auf die Kategorie der Substanz. Der synthetische Act aber, durch welchen, unmittelbar beim Aussprechen des Wortes, diese Versetzung im Geiste wirklich vor sich geht, hat in dem Worte selbst kein eignes einzelnes Zeichen, sondern sein Dasein offenbart sich durch die Einheit und Abhängigkeit von einander, zu welcher Suffix und Wurzel verschmolzen sind, also durch eine verschiedenartige, indirecte, aber aus dem nämlichen Bestreben fliessende Bezeichnung.

Wie ich es hier in diesem einzelnen Falle gethan habe, kann man diesen Act überhaupt den Act des selbstthätigen Setzens durch Zusammenfassung (Synthesis) nennen. Er kehrt überall in der Sprache zurück. Am deutlichsten und offenbarsten erkennt man ihn in der Satzbildung, dann in den durch Flexion oder Affixe abgeleiteten Wörtern, endlich überhaupt in allen Verknüpfungen des Begriffs mit dem Laute. In jedem dieser Fälle wird durch Verbindung etwas Neues geschaffen, und wirklich als etwas (ideal) für sich Bestehendes gesetzt. Der Geist schafft, stellt sich aber das Geschaffene durch denselben Act gegenüber, und lässt es, als Object, auf sich zurückwirken. So entsteht aus der sich im Menschen reflectirenden Welt zwischen ihm und ihr die ihn mit ihr verknüpfende und sie durch ihn befruchtende Sprache. Auf diese Weise wird es klar, wie von der Stärke dieses Actes das ganze eine bestimmte Sprache durch alle Perioden hindurch beseelende Leben abhängt.

Wenn man nun aber zum Behuf der historischen und praktischen Prüfung und Beurtheilung der Sprachen, von der ich mich in dieser Untersuchung niemals entferne, nachforscht woran die Stärke dieses Actes in ihrem Baue erkennbar ist, so zeigen sich vorzüglich drei Punkte, an welchen er haftet,

und bei denen man den Mangel seiner ursprünglichen Stärke durch ein Bemühen, denselben auf anderem Wege zu ersetzen, angedeutet findet. Denn auch hier äussert sich, worauf wir schon im Vorigen mehrmals zurückgekommen sind, dass das richtige Verlangen der Sprache (also z. B. im Chinesischen die Abgränzung der Redetheile) im Geiste immer vorhanden, allein nicht immer so durchgreifend lebendig ist, dass es sich auch wieder im Laute darstellen sollte. Es entsteht alsdann im äusseren grammatischen Baue eine durch den Geist zu ergänzende Lücke, oder Ersetzung durch unadäquate Analoga. Auch hier also kommt es auf eine solche Auffindung des synthetischen Actes im Sprachbaue an, die nicht bloss seine Wirksamkeit im Geiste, sondern seinen wahren Uebergang in die Lautformung nachweist. Jene drei Punkte sind nun das Verbum, die Conjunction, und das Pronomen relativum; und wir müssen bei jedem derselben noch einige Augenblicke verweilen.

Das Verbum (um zuerst von diesem allein zu sprechen) unterscheidet sich vom Nomen und von den andren, möglicherweise im einfachen Satze vorkommenden Redetheilen mit schneidender Bestimmtheit dadurch, dass ihm allein der Act des synthetischen Setzens als grammatische Function beigegeben ist. Es ist ebenso, als das declinirte Nomen, in der Verschmelzung seiner Elemente mit dem Stammworte durch einen solchen Act entstanden, es hat aber auch diese Form erhalten, um die Obliegenheit und das Vermögen zu besitzen, diesen Act in Absicht des Satzes wieder selbst auszuüben. Es liegt daher zwischen ihm und den übrigen Wörtern des einfachen Satzes ein Unterschied, der, diese mit ihm zur gleichen Gattung zu zählen, verbietet. Alle übrigen Wörter des Satzes sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und ebendenselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein das Prädicat

mit dem *Subjecte* zusammen, allein so, dass das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das bloss als verknüpfbar *Gedachte* zum Zustande oder Vorgange in der *Wirklichkeit* wird. Man denkt nicht bloss den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst der herniederfährt; man bringt nicht bloss den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücekn könnte, verlässt durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.

Wenn nun hierin die unterscheidende Natur und die eigenthümliche Function des Verbums liegt, so muss die *grammatische Gestaltung* desselben in jeder einzelnen Sprache kund geben, ob und auf welche Weise sich gerade diese charakteristische Function in der Sprache andeutet? Man pflegt wohl, um einen Begriff von der Beschaffenheit und dem Unterschiede der Sprachen zu geben, anzuführen, wie viel Tempora, Modi und Conjugationen das Verbum in ihnen hat, die verschiednen Arten der Verba aufzuzählen u. s. f. Alle hier genannten Punkte haben ihre unbestreitbare Wichtigkeit. Allein über das wahre Wesen des Verbums, insofern es der Nerv der ganzen Sprache ist, lassen sie ohne Belehrung. Das, worauf es ankommt, ist, ob und wie sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Function, vermöge welcher es Verbum ist?*) äussert; und diesen Punkt lässt man nur zu häufig ganz unberührt. Man geht auf diese Weise nicht tief genug und nicht bis zu den wahren inneren Bestrebungen der Sprachformung zurück, sondern bleibt bei den Aeusserlichkeiten des Sprachbaues stehen,

---

*) Ich habe diese Frage in Absicht der uns grammatisch bekannten Amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Classensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten versucht.

ohne zu bedenken, dass diese erst dadurch Bedeutung erlangen, dass zugleich ihr Zusammenhang mit jenen tiefer liegenden Richtungen dargethan wird.

Im Sanskrit beruht die Andeutung der zusammenfassenden Kraft des Verbums allein auf der grammatischen Behandlung dieses Redetheiles, und lässt, da sie durchaus seiner Natur folgt, schlechterdings nichts zu vermissen übrig. Wie das Verbum sich in dem hier in Rede stehenden Punkte von allen übrigen Redetheilen des einfachen Satzes dem Wesen nach unterscheidet, so hat es im Sanskrit durchaus nichts mit dem Nomen gemein, sondern beide stehen vollkommen rein und geschieden da. Man kann zwar aus dem geformten Nomen in gewissen Fällen abgeleitete Verba bilden. Dies ist aber weiter nichts, als dass das Nomen, ohne Rücksicht auf diese seine besondere Natur, wie ein Wurzelwort behandelt wird. Seine Endung, also gerade sein grammatisch bezeichnender Theil, erfährt dabei mehrfache Aenderungen. Auch kommt gewöhnlich, ausser der in der Abwandlung liegenden Verbalbehandlung, noch eine Sylbe oder ein Buchstabe hinzu, welcher zu dem Begriffe des Nomens einen zweiten, einer Handlung, fügt. Dies ist in der Sylbe काम्य्, *kâmy*, von काम, *kâma*, Verlangen, unmittelbar deutlich. Sollten aber auch die übrigen Einschiebsel andrer Art, wie *y*, *sy* u. s. f., keine reale Bedeutung besitzen, so drücken sie ihre Verbalbeziehungen dadurch formal aus, dass sie bei den primitiven, aus wahren Wurzeln entstehenden Verben gleichfalls, und wenn man in die Untersuchung der einzelnen Fälle eingeht, auf sehr analoge Weise Platz finden. Dass Nomina ohne solchen Zusatz in Verba übergehen, ist bei weitem der seltenste Fall. Ueberhaupt hat aber von dieser ganzen Verwandlung der Nomina in Verba die ältere Sprache nur sehr sparsamen Gebrauch gemacht.

Wie zweitens das Verbum in seiner hier betrachteten

Function niemals substanzartig ruht, sondern immer in einem einzelnen, von allen Seiten bestimmten Handeln erscheint, so vergönnt ihm auch die Sprache keine Ruhe. Sie bildet nicht, wie beim Nomen, erst eine Grundform, an welche sie die Beziehungen anhängt; und selbst ihr Infinitiv ist nicht verbaler Natur, sondern ein deutlich, auch nicht aus einem Theile des Verbums, sondern aus der Wurzel selbst abgeleitetes Nomen. Dies ist nun zwar ein Mangel in der Sprache zu nennen, welche wirklich die ganz eigenthümliche Natur des Infinitivs zu verkennen scheint. Es beweist aber nur noch mehr, wie sorgfältig sie jeden Schein der Nominalbeschaffenheit von dem Verbum zu entfernen bemüht ist. Das Nomen ist eine Sache, und kann, als solche, Beziehungen eingehen, und die Zeichen derselben annehmen. Das Verbum ist, als augenblicklich verfliegende Handlung, nichts als ein Inbegriff von Beziehungen; und so stellt es die Sprache in der That dar. Ich brauche hier kaum zu bemerken, dass es wohl niemandem einfallen kann, die Classensylben der speciellen Tempora des Sanskritischen Verbums als den Grundformen des Nomens entsprechend anzusehen. Wenn man die Verba der vierten und zehnten Classe ausnimmt, von welchen sogleich weiter unten die Rede sein wird, so bleiben nur Vocale, mit oder ohne eingeschobene Nasenlaute, übrig, also sichtbar nur phonetische Zusätze[21]) zu der in die Verbalform übergehenden Wurzel.

Wie endlich drittens überhaupt in den Sprachen die innere Gestaltung eines Redetheils sich ohne directes Lautzeichen durch die symbolische Lauteinheit der grammatischen Form ankündigt, so kann man mit Wahrheit behaupten, dass diese Einheit in den Sanskritischen Verbalformen noch viel enger, als in den nominalen, geschlossen ist. Ich habe schon im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, dass das Nomen in seiner Abwandlung niemals einen Stammvocal, wie das Verbum so häufig, durch Gunirung steigert. Die Sprache scheint hierin offenbar eine Absonderung des Stammes von dem Suffix, die

sie im Verbum gänzlich verlöscht, im Nomen noch allenfalls dulden zu wollen. Mit Ausnahme der Pronominal-Suffixa in den Personenendungen, ist auch die Bedeutung der nicht bloss phonetischen Elemente der Verbalbildungen viel schwieriger zu entdecken, als dies wenigstens in einigen Punkten der Nominalbildung der Fall ist. Wenn man als die Scheidewand der von dem wahren Begriff der grammatischen Formen ausgehenden (flectirenden) und der unvollkommen zu ihnen hinstrebenden (agglutinirenden) Sprachen den zwiefachen Grundsatz aufstellt: aus der Form ein einzeln ganz unverständliches Zeichen zu bilden, oder zwei bedeutsame Begriffe nur eng an einander zu heften, so tragen in der ganzen Sanskritsprache die Verbalformen den ersteren am deutlichsten an sich. Diesem Gange zufolge, ist die Bezeichnung jeder einzelnen Beziehung nicht dieselbe, sondern nur analogisch gleichförmig, und der einzelne Fall wird besonders, nur mit Bewahrung der allgemeinen Analogie, nach den Lauten der Bezeichnungsmittel und des Stammes behandelt. Daher haben die einzelnen Bezeichnungsmittel verschiedene, nur immer auf bestimmte Fälle anzuwendende Eigenheiten, wie ich hieran schon oben (S. 164 bis 167) bei Gelegenheit des Augments und der Reduplication erinnert habe. Wahrhaft bewundrungswürdig ist die Einfachheit der Mittel, mit welchen die Sprache eine so ungemein grosse Mannigfaltigkeit der Verbalformen hervorbringt. Die Unterscheidung derselben ist aber nur eben dadurch möglich, dass alle Umänderungen der Laute, sie mögen bloss phonetisch oder bezeichnend sein, auf verschiedenartige Weise verbunden werden, und nur die besondere unter diesen vielfachen Combinationen den einzelnen Abwandlungsfall stempelt, der alsdann auch bloss dadurch, dass er gerade diese Stelle im Conjugations-Schema einnimmt, bezeichnend bleibt, selbst wenn die Zeit gerade seine bedeutsamen Laute abgeschliffen hat. Personenendungen, die symbolischen Bezeichuungen durch Augment und Reduplication, die, wahrscheinlich bloss auf den

Klang bezogenen Laute, deren Einschiebung die Verbalclassen andeutet, sind die hauptsächlichsten Elemente, aus welchen die Verbalformen zusammengesetzt werden. Ausser denselben giebt es nur zwei Laute, *i* und *s*, welche da, wo sie nicht auch bloss phonetischen Ursprungs sind, als wirkliche Bezeichnungen von Gattungen, Zeiten und Modi des Verbums gelten müssen. Da mir in diesen ein besonders feiner und sinnvoller Gebrauch ursprünglich für sich bedeutsamer Wörter grammatisch bezeichnet zu liegen scheint, so verweile ich bei ihnen noch einen Augenblick länger.

Bopp hat zuerst mit grossem Scharfsinn und unbestreitbarer Gewissheit das erste Futurum und eine der Formationen des vielförmigen Augment-Präteritums als zusammengesetzt aus einem Stammwort und dem Verbum अस्, *as*, sein, nachgewiesen. Haughton glaubt auf gleich sinnreiche Weise in dem *ya* der Passiva das Verbum gehen, इ, *i*, oder या, *yâ*, zu entdecken. Auch da, wo sich *s* oder *sy* zeigt, ohne dass die Gegenwart des Verbums *as* in seiner eignen Abwandlung so sichtbar, als in den oben erwähnten Zeiten ist, kann man diese Laute als von *as* herstammend betrachten; und es ist dies zum Theil auch von Bopp bereits geschehen. Erwägt man dies, und nimmt man zugleich alle Fälle zusammen, wo *i* oder von ihm abstammende Laute in den Verbalformen bedeutsam zu sein scheinen, so zeigt sich hier am Verbum etwas Aehnliches, als wir oben am Nomen gefunden haben. Wie dort das Pronomen in verschiedener Gestalt Beugungsfälle bildet, so thun dasselbe hier zwei Verba der allgemeinsten Bedeutung. Sowohl dieser Bedeutung, als dem Laute nach, verräth sich in dieser Wahl die Absicht der Sprache, sich der Zusammensetzung nicht zur wahren Verbindung zweier bestimmten Verbalbegriffe zu bedienen, wie wenn andere Sprachen die Verbalnatur durch den Zusatz des Begriffes thun oder machen andeuten, sondern, auf der eignen Bedeutung

des zugesetzten Verbums nur leise fussend, sich seines Lautes als blossen Andeutungsmittels zu bedienen, in welche Kategorie des Verbums die einzelne in Rede stehende Form gesetzt werden soll. Gehen liesse sich auf eine unbestimmbare Menge von Beziehungen des Begriffes anwenden. Die Bewegung zu einer Sache hin kann von Seiten ihrer Ursach als willkührlich oder unwillkührlich, als ein thätiges Wollen oder leidendes Werden, von Seiten der Wirkung als ein Hervorbringen, Erreichen u. s. f. angesehen werden. Von phonetischer Seite aber war der *i*-Vocal gerade der schicklichste, um wesentlich als Suffix zu dienen, und diese Zwitterrolle zwischen Bedeutsamkeit und Symbolisirung gerade so zu spielen, dass die erstere, wenn auch der Laut von ihr ausging, dabei ganz in Schatten gestellt wurde. Denn er dient schon an sich im Verbum häufig als Zwischenlaut, und seine euphonischen Veränderungen in *y* und *ay* vermehren die Mannigfaltigkeit der Laute in der Gestaltung der Formen; *a* gewährte diesen Vortheil nicht, und *u* hat einen zu eigenthümlichen schweren Laut, um so häufig zu immaterieller Symbolisirung zu dienen. Vom *s* des Verbum sein lässt sich nicht dasselbe, aber doch auch Aehnliches sagen, da es auch zum Theil phonetisch gebraucht wird, und seinen Laut nach Massgabe des ihm vorangehenden Vocals verändert.*)

---

*) Wenn ich es hier versuche, der Behauptung Haughton's (Ausg. des Manu. Th. I. S. 329) eine grössere Ausdehnung zu geben, so schmeichle ich mir, dass dieser treffliche Gelehrte dies vielleicht selbst gethan haben würde, wenn es ihm nicht an der angeführten Stelle, wie es scheint, weniger um diese etymologische Muthmassung, als um die logische Feststellung des Verbum neutrum und des Passivums zu thun gewesen wäre. Denn man muss offenherzig gestehen, dass der Begriff des Gehens durchaus nicht gerade mit dem des Passivums an sich, sondern erst dann einigermassen übereinstimmt, wenn man dies, mehr in Verbindung mit dem Begriff des Verbum neutrum, als ein Werden betrachtet. So erscheint es auch,

Wie in den Sprachen eine Entwickelung immer aus der andren, so dass die frühere dadurch bestimmend wird, her-

---

nach Haughton's Anführung, im Hindostanischen, wo es dem Sein entgegensteht. Auch die neueren Sprachen, welchen es an einem den Uebergang zum Sein direct und ohne Metapher ausdrückenden Worte, wie es das Griechische γίνεσθαι, das Lateinische *fieri* und unser werden ist, fehlt, nehmen zu dem bildlichen Ausdruck des Gehens ihre Zuflucht, nur dass sie es sinnvoller, sich gleichsam an das Ziel des Ganges stellend, als ein Kommen auffassen: *diventare, divenire, devenir, to become.* Im Sanskrit muss daher immer, auch bei der Voraussetzung der Richtigkeit jener Etymologie die Hauptkraft des Passivums in der neutralen Conjugation (der des *Atmanêpadam*) liegen, und die Verbindung dieser mit dem Gehen erst das Gehen, auf sich selbst bezogen, als eine innerliche, nicht nach aussen zu bewirkende Veränderung bezeichnen. Es ist in dieser Hinsicht nicht unmerkwürdig, und hätte von Haughton für seine Meinung angeführt werden können, dass die Intensiva nur im *Atmanêpadam* die Zwischensylbe *ya* annehmen, was eine besondere Verwandtschaft des *ya* mit dieser Abwandlungsform verräth. Auf den ersten Anblick ist es auffallend, dass sowohl im Passivum, als bei dem Intensivum, das *ya* in den generellen Zeiten, auf welche der Classenunterschied nicht wirkt, hinwegfällt. Es scheint mir aber dies gerade ein neuer Beweis, dass das Passivum sich aus dem Verbum neutrum der vierten Verbalclasse entwickelte, und dass die Sprache, überwiegend dem Gange der Formen folgend, die aus jener Classe entnommene Kennsylbe nicht über sie hinausführen wollte. Das *sy*[22]) der Desiderativa, welches auch seine Bedeutung sein möge, haftet auch in jenen Zeiten an den Formen, und erfährt nicht die Beschränkung der Classen-Tempora, weil es nicht mit diesen zusammenhängt. Viel natürlicher, als auf das Passivum, passt der Begriff des Gehens auf die durch Anfügung eines *y* geformten Denominativa, die ein Verlangen, Aneignen, Nachbilden einer Sache andeuten. Auch in den Causalverben kann derselbe Begriff vorgewaltet haben; und es möchte daher doch vielleicht nicht zu missbilligen sein, sondern vielmehr für eine Erinnerung der Abstammung gelten können, wenn die Indischen Grammatiker als die Kennsylbe dieser

vorgeht, und wie sich vorzüglich im Sanskrit der Faden dieser Entwickelungen hauptsächlich an den Lautformen fortspinnen lässt, davon ist das P a s s i v u m der S a n s k r i t - Grammatik ein auffallender Beweis. Nach richtigen grammatischen Begriffen ist diese Verbalgattung immer nur ein Correlatum des Activums, und zwar eine eigentliche Umkehrung desselben. [Indem aber, dem Sinne nach der Wirkende zum Leidenden, und umgekehrt, wird, soll, der grammatischen Form nach, dennoch der Leidende das Subject des Verbums sein, und der Wirkende von diesem regiert werden. Von dieser, einzig richtigen Seite hat die grammatische Formenbildung das Passivum im Sanskrit nicht aufgefasst, wie sich überhaupt, am deutlichsten aber da verräth, wo der Infinitiv des Passivums ausgedrückt werden soll. Zugleich aber bezeichnet das Passivum etwas mit der Person Vorgehendes, sich auf sie, mit Ausschliessung ihrer Thätigkeit, innerlich Beziehendes. Da nun die Sanskritsprache unmittelbar darauf gekommen war, das Wirken nach aussen und das Erfahren im Innern in der ganzen

---

Verba *i*, und *ay* nur als die nothwendige phonetische Erweiterung davon ansehen. (Vergl. Bopp's Lat. Sanskrit-Gramm. S. 142 Anm. 233.) Die Vergleichung der ganz gleichmässig gebildeten Denominativa macht dies sehr wahrscheinlich. In den durch काम्य्, *kâmy*, aus Nominen gebildeten Verben scheint diese Zusatzsylbe eine Zusammensetzung von काम, *kâma*, Begierde, und इ, *i*, gehen, also selbst ein vollständiges eignes Denominativverbum. Wenn es erlaubt ist, Muthmassungen weiter auszudehnen, so liesse sich das *sy* der Desiderativverba als ein Gehen in den Zustand erklären, was zugleich auf die Etymologie des zweiten Futurums Anwendung fände. Was B o p p (über das Conjugationssystem der Sanskritsprache. S. 29—33. *Annals of oriental literature.* S. 45—50) sehr scharfsinnig und richtig zuerst über die Verwandtschaft des P o t e n t i a l i s und z w e i t e n F u t u r u m s ausgeführt hat, kann sehr gut hiermit vereinigt werden. Den Desiderativen scheinen die Denominativa mit der Kennsylbe *sya* und *asya* nachgebildet.

Abwandlung des Verbums von einander zu trennen, so fasste sie, der Form nach auch das Passivum von dieser Seite auf. Dadurch entstand es wohl, dass diejenige Verbalclasse, die vorzugsweise jene innere Abwandlungsart verfolgte, auch zur Kennsylbe des Passivums die Veranlassung gab. Ist nun aber das Passivum in seinem richtigen Begriff, gleichsam als die Vereinigung eines zwischen Bedeutung und Form liegenden und unaufgehoben bleibenden Widerspruchs, schwierig, so ist es in der Zusammenschliessung mit der im Subjecte selbst befangenen Handlung nicht adäquat aufzufassen, und kaum von Nebenbegriffen rein zu erhalten. In der ersteren Beziehung sieht man, wie einige Sprachen, z. B. die Malayischen, und unter diesen am sinnreichsten die Tagalische, mühsam danach streben, eine Art von Passivum hervorzubringen. In der letzteren Beziehung wird es klar, dass der reine Begriff, den die spätere Sanskritsprache, wie wir aus ihren Werken sehen, richtig auffasste, in die frühere Sprachformung durchaus nicht überging. Denn anstatt dem Passivum einen durch alle Tempora gleichförmig oder analog durchgehenden Ausdruck zu geben, knüpft sie dasselbe an die vierte Classe der Verba, und lässt es ihre Kennsylbe an den Gränzen derselben ablegen, indem sie sich in den nicht innerhalb dieser Schranken befindlichen Formen an unvollkommner Bezeichnung begnügt.

Im Sanskrit also, um zu unsrem Hauptgegenstande zurückzukehren, hat das Gefühl der zusammenfassenden Kraft des Verbums die Sprache vollständig durchdrungen. Es hat sich in derselben nicht bloss einen entschiednen, sondern gerade den ihm allein zusagenden Ausdruck, einen rei symbolischen geschaffen, ein Beweis seiner Stärke un Lebendigkeit. Denn ich habe schon oft in diesen Blätter bemerkt, dass, wo die Sprachform klar und lebendig im Geist dasteht, sie in die, sonst die äussere Sprachbildung leitende äussere Entwickelung eingreift, sich selbst geltend macht, un

nicht zugiebt, dass im blossen Fortspinnen angefangener Fäden statt der reinen Formen, gleichsam Surrogate derselben gebildet werden. Das Sanskrit giebt uns hier zugleich vom Gelingen und Misslingen in diesem Punkt passende Beispiele. Die Function des Verbums drückt es rein und entscheidend aus, in der Bezeichnung des Passivums lässt es sich auf der Verfolgung des äusseren Weges irre leiten.

Eine der natürlichsten und allgemeinsten Folgen der inneren Verkennung, oder vielmehr der nicht vollen Anerkennung der Verbalfunction ist die Verdunkelung der Gränzen zwischen Nomen und Verbum. Dasselbe Wort kann als beide Redetheile gebraucht werden; jedes Nomen lässt sich zum Verbum stempeln; die Kennzeichen des Verbums modificiren mehr seinen Begriff, als sie seine Function charakterisiren; die der Tempora und Modi begleiten das Verbum in eigner Selbstständigkeit, und die Verbindung des Pronomens ist so lose, dass man gezwungen wird zwischen demselben und dem angeblichen Verbum, welches eher eine Nominalform mit Verbalbedeutung ist, das Verbum sein im Geiste zu ergänzen. Hieraus entsteht natürlich, dass wahre Verbalbeziehungen zu Nominalbeziehungen hingezogen werden, und beide auf die mannigfaltigste Weise in einander übergehen. Alles hier Gesagte trifft vielleicht nirgends in so hohem Grade zusammen, als im Malayischen Sprachstamm, der auf der einen Seite, mit wenigen Ausnahmen, an Chinesischer Flexionslosigkeit leidet, und auf der andren nicht, wie die Chinesische Sprache, die grammatische Formung mit verschmähender Resignation zurückstösst, sondern dieselbe sucht, einseitig erreicht, und in dieser Einseitigkeit wunderbar vervielfältigt. Von den Grammatikern als vollständige durch ganze Conjugationen durchgeführte Bildungen lassen sich deutlich als wahre Nominalformen nachweisen; und obgleich das Verbum keiner Sprache fehlen kann, so wandelt dennoch den, welcher den wahren Ausdruck dieses Redetheiles sucht, in den Malayischen Spra-

chen gleichsam ein Gefühl seiner Abwesenheit an. Dies gilt nicht bloss von der Sprache auf Malacca, deren Bau überhaupt von noch grösserer Einfachheit, als der der übrigen ist, sondern auch von der, in der Malayischen Weise sehr formenreichen Tagalischen. Merkwürdig ist es, dass im Javanischen, durch die blosse Veränderung des Anfangsbuchstaben in einen andren derselben Classe, Nominal- und Verbalformen wechselsweise in einander übergehen. Dies scheint auf den ersten Anblick eine wirklich symbolische Bezeichnung: ich werde aber weiter unten (2. Buch) zeigen, dass diese Buchstabenveränderung nur die Folge der Abschleifung eines Präfixes im Laufe der Zeit ist. Ich verbreite mich nur hier nicht ausführlicher über diesen Gegenstand, da er im zweiten und dritten Buche dieser Schrift ausführlich und an seiner eigentlichen Stelle erörtert werden muss.

In den Sprachen, in welchen das Verbum gar keine, oder sehr unvollkommene Kennzeichen seiner wahren Function besitzt, fällt es von selbst, mehr oder weniger, mit dem Attributivum, also einem Nomen, zusammen, und das eigentliche Verbum, welches das wirkliche Setzen des gedachten andeutet, muss, als Verbum sein, zu dem Subject und diesem Attributivum geradezu ergänzt werden. Eine solche Auslassung des Verbums da, wo einer Sache bloss eine Eigenschaft beigelegt werden soll, ist auch den höchstgebildete[n] Sprachen nicht fremd. Namentlich trifft man sie häufig i[m] Sanskrit und Lateinischen, seltner im Griechischen an. Nebe[n] einem vollkommen ausgebildeten Verbum hat sie mit de[r] Charakterisirung des Verbums nichts zu schaffen, sondern is[t] bloss eine Art der Satzbildung. Dagegen geben einige der Spra[-] chen, welche in ihrem Bau den Verbalausdruck nur mit Müh[e] erringen, diesen Constructionen eine besondere Form, un[d] ziehen dieselben dadurch gewissermassen in den Bau des Ve[r-] bums hinein. So kann man im Mexicanischen ich liebe sowo[hl] durch *ni-tlazotla*, als durch *ni-tlazotla-ni* ausdrücken. Das Erste

ist die Verbindung des Verbalpronomens mit dem Stamme des Verbums, das Letztere die gleiche mit dem Participium, insofern nämlich gewisse Mexicanische Verbaladjectiva, ob sie gleich nicht den Begriff des Verlaufs der Handlung (das Element, aus welchem erst vermittelst der Verbindung mit den drei Stadien der Zeit das eigentliche Tempus entsteht*)) enthalten, doch in der Rücksicht Participia heissen können, als sie activer, passiver oder reflexiver Bedeutung sind. Vetancurt macht in seiner Mexicanischen Grammatik**) die zweite der obigen Mexicanischen Formen zu einem Gewohnheit andeutenden Tempus. Dies ist zwar eine offenbar irrige Ansicht, da eine solche Form im Verbum kein Tempus sein könnte, sondern, was nicht der Fall ist, durch die Tempora durchflectirt werden müsste. Man sieht aber aus Vetancurt's genauerer Bestimmung der Bedeutung des Ausdrucks, dass derselbe nichts andres, als die Verbindung eines Pronomens und eines Nomens mit ausgelassenem Verbum sein, ist. Ich liebe hat den reinen Verbalausdruck; ich bin ein Liebender (d. h. ich pflege zu lieben) ist, genau genommen, keine Verbalform, sondern ein Satz. Die Sprache aber stempelt diese Construction gewissermaassen zum Verbum, da sie in derselben nur den Gebrauch des Verbalpronomens erlaubt. Sie

---

*) Ich folge nämlich der, wie es mir scheint, mit Unrecht jetzt zu oft verlassenen Theorie der Griechischen Grammatiker, nach welcher jedes Tempus aus der Verbindung einer der drei Zeiten mit einem der drei Stadien des Verlaufs der Handlung besteht, und die Harris in seinem Hermes und Reitz in, leider zu wenig bekannten akademischen Abhandlungen vortrefflich ins Licht gesetzt haben, Wolf aber durch die genaue Bestimmung der drei Aoriste erweitert hat. Das Verbum ist das Zusammenfassen eines energischen Attributivums (nicht eines bloss qualitativen) durch das Sein. Im energischen Attributivum liegen die Stadien der Handlung, im Sein die der Zeit. Dies hat Bernhardi, meiner Ueberzeugung nach, richtig begründet und erwiesen.

**) *Arte de lengua Mexicana.* Mexico. 1673. S. 6.

behandelt auch das Attributivum dadurch wie ein Verbum, dass sie demselben die von ihm regierten Wörter beigiebt: *ni-te-tla-namaca-ni*, ich (bin) ein jemandem etwas Verkaufender, d. i. ich pflege zu verkaufen, bin Kaufmann.

Die, gleichfalls Neuspanien angehörende Mixteca-Sprache unterscheidet den Fall, wo das Attributivum, als schon dem Substantivum anhängend, bezeichnet, und wo es demselben erst durch den Verbalausdruck beigelegt wird, durch die Stellung beider Redetheile. Im ersteren muss das Attributivum auf das Substantivum folgen, im letzteren demselben vorausgehen: *naha quadza*, die böse Frau, *quadza naha*, die Frau ist böse.*)

Das Unvermögen, den Ausdruck des zusammenfassenden Seins unmittelbar in die Form des Verbums zu legen, welches in den eben genannten Fällen diesen Ausdruck gänzlich fehlen lässt, kann auch im Gegentheil dahin führen, ihn ganz materiell da eintreten zu lassen, wo er auf diese Weise nicht stehen soll. Dies geschieht, wenn zu einem wahrhaft attributiven Verbum (er geht, er fliegt) das Sein in einem wirklichen Hülfsverbum herbeigezogen wird (er ist gehend, fliegend). Doch hilft dies Auskunftsmittel eigentlich der Verlegenheit des sprachbildenden Geistes nicht ab. Da dies Hülfsverbum selbst die Form eines Verbums haben muss, und wieder nur die Verbindung des Seins mit einem energischen Attributiv sein kann, so entsteht immer wieder die nämliche, und der Unterschied ist bloss der, dass, da dieselbe sonst bei jedem Verbum zurückkehrt, sie hier nur in Einem festgehalten wird. Auch zeigt das Gefühl der Nothwendigkeit eines solchen Hülfsverbums, dass der Sprachbildung, wenn sie auch nicht die Kraft besessen hat, der wahren Function des Verbums einen richtigen Ausdruck zu schaffen, dennoch der Begriff derselben gegenwärtig gewesen ist. Es würde unnütz sein, für eine in

*) *Arte Mixteca, compuesta por Fr. Antonio de los Reyes.*

den Sprachen, theils bei der ganzen Verbalbildung, theils bei der einzelner Abwandlungen häufig vorkommende Sache Beispiele anführen zu wollen. Dagegen verweile ich einige Augenblicke bei einem interessanteren und seltneren Falle, nämlich bei dem, wo die Function des Hülfsverbums (der Hinzufügung des Seins) einem andren Redetheil, als dem Verbum selbst, nämlich dem Pronomen, auf übrigens ganz gleiche Weise zugetheilt ist.

In der Sprache der Yarura, einer Völkerschaft am Casanare und unteren Orinoco, wird die ganze Conjugation auf die einfachste Weise durch die Verbindung des Pronomens mit den Partikeln der Tempora gebildet.[22]) Diese Verbindungen machen für sich das Verbum sein, und einem Worte suffigirt, die Abwandlungssylben desselben aus. Ein eigner Wurzellaut, der nicht zum Pronomen oder zu den Tempus-Partikeln gehörte, fehlt dem Verbum sein gänzlich; und da das Präsens keine eigne Partikel hat, so bestehen die Personen desselben bloss aus den Personen des Pronomens selbst, die sich nur als Abkürzungen von dem selbstständigen Pronomen unterscheiden.*) Die drei Personen des Singulars des Verbums sein heissen daher *que, mé, di***), und in buchstäb-

---

*) Zwischen dem selbstständigen Pronomen *coddé*, ich, und der entsprechenden Verbalcharakteristik *que* ist zwar der Unterschied scheinbar grösser. Das selbstständige Pronomen aber lautet im Accusativ *qua;* und aus der Vergleichung von *coddé* mit dem Demonstrativpronomen *oddé* sieht man deutlich, dass der Wurzellaut der ersten Person nur im *k*-Laut besteht, *coddé* aber eine zusammengesetzte Form ist.

**) Die Nachrichten von dieser Sprache hat uns der sorgsame Fleiss des würdigen Hervas erhalten. Er hatte den lobenswürdigen Gedanken, die aus Amerika und Spanien vertriebnen Jesuiten, welche sich in Italien niedergelassen hatten, zur Aufzeichnung ihrer Erinnerungen der Sprachen der Amerikanischen Eingebornen, bei denen sie Missionare gewesen waren, zu veranlassen. Ihre Mittheilungen

licher Uebersetzung bloss ich, du, er. Im Imperfectum wird diesen Sylben *ri* vorgesetzt, *ri-que*, ich war, und verbunden mit einem Nomen, *ui ri-di*, Wasser war (vorhanden), als wahres Verbum aber *jura-ri-di*, er ass. Hiernach also bedeutete *que* ich bin, und diese Form des Pronomens drückte eigentlich die Function des Verbums aus. Indess kann diese Verbindung des Pronomens mit den Zeitpartikeln niemals allein für sich gebraucht werden, sondern immer nur so, dass dadurch vermittelst eines andren Wortes, das aber jeder Redetheil sein kann, ein Satz gebildet wird. *Que*, *di* heissen niemals allein ich bin, er ist, wohl aber *iu di* es ist Wasser, *jura-n-di*, mit euphonischem *n*, er isset. Genau untersucht, ist daher die grammatische Form dieser Redensarten nicht das, wovon ich hier spreche, eine Einverleibung des Begriffs des Seins in das Pronomen, sondern der im Vorigen besprochene Fall einer Auslassung und Ergänzung des Verbums sein bei der Zusammenstellung des Pronomens mit einem andren Worte. Die obige Zeitpartikel *ri* ist übrigens nichts andres, als ein Entfernung anzeigendes Wort. Ihr steht gegenüber die Partikel *re*, welche als Charakteristik des Conjunctivs angegeben wird. Dies *re* ist aber bloss die Präposition in, die in mehreren Amerikanischen Sprachen eine ähnliche Anwendung findet. Sie bildet ein Analogon eines Gerundiums: *jura-re*, im Essen, *edendo*; und dies Gerundium wird dann durch Vorsetzung des selbstständigen Pronomens zum Conjunctiv oder Optativ gestempelt:

---

sammelte er und arbeitete sie, wo es nöthig war, um, so dass hieraus eine Reihe handschriftlicher Grammatiken von Sprachen entstand, über die uns zum Theil alle sonstigen Nachrichten fehlen. Ich habe diese Sammlung schon, als ich Gesandter in Rom war, für mich abschreiben, allein diese Abschriften durch die gütige Mitwirkung des jetzigen Preuss. Gesandten in Rom, Herrn Bunsen, noch einmal mit der, seit Hervas Tode im Collegio Romano niedergelegten Urschrift genau vergleichen lassen. Die Mittheilungen über die Yarura-Sprache rühren vom Ex-Jesuiten Forneri her.

wenn ich, oder dass ich ässe. Hier wird der Begriff des Seins mit der Charakteristik des Conjunctivs verbunden, und es fallen daher die, sonst unveränderlich mit ihm verknüpften, Verbalsuffixa der Personen hinweg, indem das selbstständige Pronomen vorgesetzt wird. Wirklich nimmt Forneri *re*, *ri-re* als Gerundia der Gegenwart und der Vergangenheit in sein Paradigma des Verbums sein auf, und übersetzt sie: wenn ich wäre, wenn ich gewesen wäre.

So wie hier die Sprache zwar eine eigne Form des Pronomens bestimmt, mit welcher beständig und ausschliesslich der Begriff des Seins verbunden ist, allein der Fall, von dem wir hier reden, dass nämlich dieser Begriff dem Pronomen selbst einverleibt sei, doch nicht rein vorhanden war, ebenso ist es auch, nur wieder auf verschiedene Weise in der Huasteca-Sprache, die in einem Theile von Neuspanien gesprochen wird. Auch in ihr verbinden sich die Pronomina, jedoch nur die selbstständigen, mit einer Zeitpartikel, und machen alsdann das Verbum sein aus. Sie nähern sich diesem in seinem wahren Begriffe um so mehr, als diese Verbindungen, wie in der Yarura-Sprache nicht der Fall war, auch ganz allein stehen können: *nânâ-itz*, ich war, *tâtâ-its*, du warst, u. s. w. Beim Verbum attributivum werden die Personen durch andere Pronominalformen angedeutet, welche dem Besitzpronomen sehr nahe kommen. Allein der Ursprung der mit dem Pronomen verbundenen Partikel ist zu unbekannt, als dass sich entscheiden liesse, ob nicht in derselben eine eigne Verbalwurzel enthalten ist. Jetzt dient sie zwar allerdings in der Sprache zur Charakteristik der Tempora der Vergangenheit, beim Imperfectum beständig und ausschliesslich, bei den anderen Zeiten nach besondren Regeln. Die Bergbewohner, bei welchen sich doch wohl die älteste Sprache erhalten hat, sollen aber einen allgemeineren Gebrauch von dieser Sylbe machen und sie auch dem Präsens und Futurum hinzufügen. Bisweilen wird sie auch einem Verbum angehängt, um Heftig-

keit der Handlung anzudeuten; und in diesem Sinne, als Verstärkung (wie auch in so vielen Sprachen die Reduplication das Perfectum verstärkend begleitet), könnte sie wohl nach und nach zur ausschliesslichen Charakteristik der Zeiten der Vergangenheit geworden sein.*)

In der Maya-Sprache, welche auf der Halbinsel Yucatan gesprochen wird, findet sich dagegen der Fall, von dem wir hier reden, rein und vollständig.**) Sie besitzt ein Pronomen, welches allein gebraucht, durch sich selbst das Verbum sein ausmacht, und beweist eine höchst merkwürdige Sorgfalt, die wahre Function des Verbums immer durch ein eignes, besonders dazu bestimmtes Element anzuzeigen. Das Pronomen ist nämlich zwiefach. Die eine Gattung desselben führt den Begriff des Seins mit sich, die andere besitzt diese Eigenschaft nicht, verbindet sich aber auch mit dem Verbum. Die erstere dieser Gattungen theilt sich in zwei Unterarten, von welchen die eine die Bedeutung des Seins nur in Verbindung mit einem andren Worte hinzubringt, die andre aber dieselbe unmittelbar in sich enthält. Diese letztere Unterart bildet, da sie sich auch mit den Partikeln der Tempora verbindet (die der Sprache jedoch im Präsens und Perfectum fehlen), vollkommen das Verbum sein. In den beiden ersten Personen des Singulars und Plurals lauten diese Pronomina *Pedro en*, ich bin Peter, und so analogisch fort: *ech*, *on*, *ex*;

---

*) *Noticia de la lengua Huasteca que dà Carlos de Tapia Zenteno.* Mexico. 1767. S. 18.

**) Was ich von dieser Sprache kenne, ist aus Hervas handschriftlicher Grammatik entnommen. Er hatte diese Grammatik theils aus schriftlichen Mittheilungen des Ex-Jesuiten Domingo Rodriguez, theils aus der gedruckten Grammatik des Franziscaner-Geistlichen Gabriel de S. Buenaventura (Mexico. 1684) geschöpft, welche er in der Bibliothek des Collegio Romano fand. Ich habe mich vergebens bemüht, diese Grammatik in der gedachten Bibliothek wiederzufinden. Sie scheint verloren gegangen zu sein.

dagegen *ten*, ich bin, *tech*, du bist, *toon*, wir sind, *teex*, ihr seid. Ein selbstständiges Pronomen, ausser den hier genannten drei Gattungen, giebt es nicht, sondern die zugleich als Verbum sein dienende (*ten*) wird dazu gebraucht. Die den Begriff des Seins nicht mit sich führende wird allemal affigirt, und *en* hat durchaus keinen andren, als den angeführten Gebrauch. Wo das Verbum die erste Gattung des Pronomens entbehrt, verbindet es sich regelmässig mit der zweiten. Alsdann aber findet sich in den Formen desselben ein Element (*cah* und *ah*, nach bestimmten Regeln abwechselnd), welches bei der Zergliederung desselben, wenn man alle das Verbum gewöhnlich begleitende Elemente (Personen, Zeit, Modus u. s. f.) absondert, übrig bleibt. *En*, *ten*, *cah* und *ah* erscheinen daher in allen Verbalformen, jedoch immer so, dass eine dieser Sylben die übrigen ausschliesst, woraus schon für sich hervorgeht, dass alle Ausdruck der Verbalfunction sind, so dass eine nicht fehlen kann, dagegen jede den Gebrauch der andren überflüssig macht. Ihre Anwendung unterliegt nun bestimmten Regeln. *En* wird bloss beim intransitiven Verbum, und auch bei ihm nicht im Präsens und Imperfectum, sondern nur in den übrigen Zeiten gebraucht, *ah*, mit demselben Unterschiede, bei den transitiven Verben, *cah* bei allen Verben ohne Unterschied, jedoch nur im Präsens und Imperfectum. *Ten* findet sich bloss in einer angeblich anomalen Conjugation. Untersucht man diese genauer, so führt sie die Bedeutung einer Gewohnheit oder eines bleibenden Zustandes mit sich, und die Form erhält, mit Wegwerfung von *cah* und *ah*, Endungen, die zum Theil auch die sogenannten Gerundia bilden. Es geht also hier eine Verwandlung einer Verbalform in eine Nominalform vor sich, und diese Nominalform bedarf nun des wahren Verbums sein, um wieder zum Verbum zu werden. Insofern stimmen diese Formen gänzlich mit dem oben erwähnten Mexicanischen Gewohnheits-Tempus überein. Bemerken muss ich noch, dass in dieser Vorstellungsweise der Begriff der tran-

sitiven Verba auf solche beschränkt wird, welche wirklich einen Gegenstand ausser sich regieren. Unbestimmt gebrauchte, wahre Activa, lieben, tödten, so wie diejenigen, welche, wie das Griechische *οἰκοδομέω*, den regierten Gegenstand in sich enthalten, werden als intransitiv behandelt.

Es wird schon dem Leser aufgefallen sein, dass die beiden Unterarten der Pronominalgattung sich bloss durch ein vorgesetztes *t* unterscheiden. Da sich das *t* gerade in demjenigen Pronomen findet, welches durch sich selbst Verbalbedeutung hat, so ist die natürliche Vermuthung die, dass es den Wurzellaut eines Verbums ausmacht, so dass, genauer ausgedrückt, nicht das Pronomen in der Sprache als Verbum sein, sondern umgekehrt dies Verbum als Pronomen gebraucht würde. Die unzertrennliche Verbindung der Existenz mit der Person bliebe alsdann dieselbe, die Ansicht aber wäre dennoch verschieden. Dass *ten* und die übrigen von ihm abhängigen Formen wirklich auch als bloss selbstständige Pronomina gebraucht werden, sieht man aus dem Mayischen Vaterunser*). In der That halte auch ich dies *t* für einen Stammlaut, allein nicht eines Verbums, sondern des Pronomens selbst. Hierfür spricht der für die dritte Person geltende Ausdruck. Dieser ist nämlich gänzlich von den beiden ersten verschieden, und im Singular, für beide das Verbum sein ausdrückende Gattungen *lai-lo*, im Plural für die nicht als Verbum dienende Gattung *ob*, für die andre *loob*. Wäre nun *t* Wurzellaut eines Verbums, so liesse sich dies auf keine Weise erklären. Da aber mehrere Sprachen eine Schwierigkeit finden, die dritte Person in ihrem reinen Begriffe aufzufassen und vom Demonstrativpronomen zu trennen, so kann es nicht auffallend erscheinen, dass die beiden ersten Personen einen nur ihnen eigenthüm-

*) Adelung's Mithridates. Th. III. Abth. 3. S. 20., wo nur Vater das Pronomen nicht richtig erkannt, und die Deutschen Wörter unrichtig auf die Mayischen vertheilt hat.

lichen Stammlaut haben. Wirklich wird in der Mayischen Sprache ein angebliches Pronomen relativum *lai* aufgeführt, und auch andre Amerikanische Sprachen besitzen durch mehrere oder alle Personen des Pronomens durchgehende Stammlaute. In der Sprache der Maipuren findet sich die dritte Person, nur mit verschiedenem Zusatz, in den beiden ersten wieder, gleichsam als hiessen, wenn die dritte vielleicht ursprünglich Mensch bedeutete, die beiden ersten der Ich-Mensch und der Du-Mensch. Bei den Achaguas haben alle drei Personen des Pronomens die gleiche Endsylbe. Beide dieser Völkerschaften wohnen zwischen dem Rio Negro und dem oberen Orinoco. Zwischen den beiden Hauptgattungen des Mayischen Pronomens ist nur in einigen Personen eine Verwandtschaft der Laute, in andren herrscht dagegen grosse Verschiedenheit. Das *t* findet sich in dem affigirten Pronomen nirgends. Das *ex* und *ob* der zweiten und dritten Pluralperson des mit der Bedeutung des Seins verbundenen Pronomens ist gänzlich in dieselben Personen des andren, diese Bedeutung nicht mit sich führenden Pronomens übergegangen. Da aber diese Sylben hier der zweiten und dritten Person des Singulars nur als Endungen beigefügt sind, so erkennt man, dass sie, von jenem, vielleicht älteren, Pronomen entnommen, dem andren bloss als Pluralzeichen dienen.

Cah und *ah* unterscheiden sich auch nur durch den hinzugefügten Consonanten, und dieser scheint mir ein wahrer Verbalwurzellaut, der, verbunden mit *ah*, ein Hülfsverbum sein bildet. Wo *cah* einem Verbum beständig einverleibt ist, führt es den Begriff der Heftigkeit mit sich; und dadurch mag es gekommen sein, dass die Sprache sich dessen bedient hat, alle Handlungen, da in jeder Kraft und Beweglichkeit liegt, zu bezeichnen. Mit wahrhaft feinem Tact aber ist *cah* doch nur der Lebendigkeit der währenden Handlung, also dem Präsens und Imperfectum, aufbehalten worden. Dass *cah* wirklich als ein Verbalstamm behandelt wird, beweist die Ver-

schiedenheit der Stellung des affigirten Pronomens in den Formen mit *cah* und mit *ah*. In den ersteren steht dies Pronomen immer unmittelbar vor dem *cah*, in den andren nicht vor dem *ah*, sondern vor dem attributiven Verbum. Da es sich nun immer einem Stammwort, Nomen oder Verbum, präfigirt, so beweist dies deutlich, dass *ah* in diesen Formen keines von beiden ist, dass es dagegen mit *cah* eine andere Bewandtniss hat. So ist von *canan*, bewachen, die erste Person des Singulars im Präsens *canan-in-cah*, dagegen dieselbe Person im Perfectum *in-canan-t-ah*. *In* ist Pron. 1. sing., das dazwischengeschobene *t* ein euphonischer Laut. *Ah* hat in der Sprache als Präfix einen mehrfachen Gebrauch, indem es Charakteristik des männlichen Geschlechtes, der Ortsbewohner, endlich der aus Activverben gebildeten Nomina ist. Es mag daher aus einem Substantivum zum Demonstrativpronomen und endlich zum Affixum geworden sein. Da es, seinem Ursprunge nach, weniger geeignet ist, die heftige Beweglichkeit des Verbums anzuzeigen, so bleibt es für die Bezeichnung der Tempora, welche der unmittelbaren Erscheinung ferner liegen. Dieselben Tempora intransitiver Verba verlangen noch mehr, um in das Verbum einzutreten, von dem bloss ruhenden Begriff des Seins, und begnügen sich daher mit demjenigen Pronomen, bei welchem dieser immer hinzugedacht wird. So bezeichnet die Sprache verschiedene Grade der Lebendigkeit der Erscheinungen, und bildet daraus ihre Conjugationsformen auf eine künstlichere Weise, als es selbs die hochgebildeten Sprachen thun, allein nicht auf einem s einfachen, naturgemässen, die Functionen der verschiedene Redetheile richtig abgränzenden Wege. Der Bau des Verbum ist daher immer fehlerhaft; es leuchtet doch aber sichtba das Gefühl der wahren Function des Verbums, und ein soga ängstliches Bemühen, es nicht dafür an einem Ausdruck fehle zu lassen, daraus hervor.

Das affigirte Pronomen der zweiten Hauptgattung dien

auch als Besitzpronomen bei Substantiven. Es verräth ein völliges Misskennen des Unterschiedes zwischen Nomen und Verbum, dem letzteren ein Besitzpronomen zuzutheilen, unser Essen mit wir essen zu verwechseln. Dies scheint mir jedoch in den Sprachen, welche sich dessen schuldig machen, mehr ein Mangel der gehörigen Absonderung der verschiedenen Pronominalgattungen von einander. Denn offenbar wird der Irrthum geringer, wenn der Begriff des Besitzpronomens selbst nicht in seiner eigentlichen Schärfe aufgefasst wird; und dies ist, wie ich glaube, hier der Fall. Fast in allen Amerikanischen Sprachen geht das Verständniss ihres Baues gleichsam vom Pronomen aus, und dies schlingt sich in zwei grossen Zweigen, als Besitzpronomen um das Nomen, als regierend oder regiert um das Verbum, und beide Redetheile bleiben meistentheils immer mit ihm verbunden. Gewöhnlich besitzt die Sprache hierfür auch verschiedene Pronominalformen. Wo dies aber nicht der Fall ist, verbindet sich der Begriff der Person schwankend und unbestimmt mit dem einen und dem anderen Redetheil. Der Unterschied beider Fälle wird wohl empfunden, aber nicht mit der formalen Schärfe und Bestimmtheit, welche der Uebergang in die Lautbezeichnung erfordert. Bisweilen deutet sich aber die Empfindung des Unterschiedes doch auf andre Weise, als durch die genaue Absonderung eines doppelten Pronomens, an. In der Sprache der Betoi, die auch um den Casanare und unteren Orinoco herum wohnen, hat das Pronomen, wenn es sich mit dem Verbum, als regierend, verbindet, eine von der des Besitzpronomens beim Nomen verschiedene Stellung. Das Besitzpronomen wird nämlich vorn, das die Person des Verbums begleitende hinten angehängt; die Verschiedenheit der Laute besteht nur in einer durch die Anfügung hervorgebrachten Abkürzung. So heisst *rau tucu* mein Haus, aber *humasoirrù* Mensch bin ich und *ajoi-rrù* ich bin. Im letzteren Worte ist mir die Bedeutung der Wurzelsylbe unbekannt.

Diese Suffigirung des Pronomens findet aber nur statt, wo dasselbe aoristisch ohne specielle Zeitbestimmung mit einem andren Worte verbunden wird. Das Pronomen bildet alsdann mit diesem Worte Einen Wortlaut, und es entsteht wirklich eine Verbalform. Denn der Accent geht in diesen Fällen von dem verbundenen Worte auf das Pronomen über. Dies ist also gleichsam ein symbolisches Zeichen der Beweglichkeit der Handlung, wie auch im Englischen da, wo dasselbe zweisylbige Wort als Nomen und als Verbum gebraucht werden kann, die Oxytonirung die Verbalform andeutet. Im Chinesischen findet sich zwar auch die Bezeichnung des Ueberganges vom Nomen zum Verbum, und umgekehrt durch den Accent, allein nicht in symbolischer Beziehung auf die Natur des Verbums, da derselbe Accent unverändert den doppelten Uebergang ausdrückt, und nur andeutet, dass das Wort zu dem seiner natürlichen Bedeutung und seinem gewöhnlichen Gebrauche entgegengesetzten Redetheil wird.*)

Ich habe die obige Auseinandersetzung der Mayischen Conjugation nicht durch die Erwähnung einer Ausnahme unterbrechen mögen, die ich jedoch hier kurz nachholen will. Das Futurum unterscheidet sich nämlich in seiner Bildung gänzlich von den übrigen Zeiten. Es verbindet zwar seine Kennsylben mit *ten*, führt aber niemals weder *cah*, noch *ah* mit sich, besitzt eigne Suffixa, entbehrt auch bei gewissen Veränderungen seiner Form alle; besonders steht es der Sylbe *ah* entgegen. Denn es schneidet dieselbe auch da ab, wo diese Sylbe wirkliche Endung des Stammverbums ist. Es würde hier zu weit führen, in die Untersuchung einzugehen, ob diese Abweichungen aus der Natur der eigenthümlichen Suffixa des Futurums, oder aus andren Gründen entstehen. Gegen das oben Gesagte kann aber diese Ausnahme nichts beweisen. Vielmehr bestätigt die Abneigung gegen die Par-

---

*) S. meine Schrift *Lettre à Monsieur Abel-Rémusat.* S. 23.

tikel *ah* die oben derselben beigelegte Bedeutung, da die Ungewissheit der Zukunft nicht die Lebendigkeit eines Pronomens hervorruft, und mit der einer wirklich dagewesenen Erscheinung contrastirt.

Wo die Sprachen zwar den Weg einschlagen, die Function des Verbums durch die engere Verknüpfung seiner immer wechselnden Modificationen mit der Wurzel symbolisch anzudeuten, da ist es, wenn sie auch das Ziel nicht vollkommen erreichen, ein günstiges Zeichen für ihr richtiges Gefühl derselben, wenn sie die Enge dieser Verbindung vorzugsweise mit dem Pronomen bezwecken. Sie nähern sich dann immer mehr der Verwandlung des Pronomens in die Person und somit der wahren Verbalform, in welcher die formale Andeutung der Personen (die durch die blosse Vorausschickung des selbstständigen Pronomens nicht erreicht wird) der wesentlichste Punkt ist. Alle übrigen Modificationen des Verbums (die Modi abgerechnet, die mehr der Satzbildung angehören) können auch den, mehr dem Nomen gleichenden, erst durch die Verbalfunction in Bewegung zu setzenden Theil des Verbums charakterisiren. Hierin vorzüglich liegt der Grund, dass in den Malayischen Sprachen, in gewisser Aehnlichkeit mit dem Chinesischen, die Verbalnatur so wenig sichtbar hervorspringt. Die bestimmte Neigung der Amerikanischen, das Pronomen auf irgend eine Weise zu affigiren, führt dieselben hierin auf einen richtigeren Weg, Werden alle Modificationen des Verbums wirklich mit der Wurzelsylbe verknüpft, so beruht die Vollkommenheit der Verbalformen nur auf der Enge der Verknüpfung, auf dem Umstande, ob sich die im Verbum liegende Kraft des Setzens energischer als flectirend, oder träger als agglutinirend erweist.

Gleich stark, als das Verbum, beruht in den Sprachen die richtige und genügende Bildung von Conjunctionen auf der Thätigkeit derselben Kraft des sprachbildenden Geistes, von der wir hier reden. Denn die Conjunction im eigentlichen

Sinne des Ausdrucks genommen, zeigt die Beziehungen zweier Sätze auf einander an; und es liegt daher ein doppeltes Zusammenfassen, eine verwickelte Synthesis in ihr. Jeder Satz muss als Eins genommen, diese Einheiten müssen aber wieder in eine grössere verknüpft, und der vorhergehende Satz so lange schwebend vor der Seele erhalten werden, bis der nachfolgende der ganzen Aussage die vollendete Bestimmung giebt. Die Satzbildung erweitert sich hier zur Periode, und die Conjunctionen theilen sich in die leichteren, die nur Sätze verbinden und trennen, und in die schwierigeren, welche einen Satz von dem andren abhängig machen. In diesen, gleichsam gerade fortlaufenden oder verschlungenen Gang der Periode setzen schon Griechische Grammatiker das Kennzeichen des einfacheren und des sich kunstvoll erhebenden Styls. Die bloss verbundenen Sätze laufen in unbestimmter Folge nach einander hin, und gestalten sich nicht zu einem, Anfang und Ende auf einander beziehenden Ganzen, da hingegen die wahrhaft zur Periode verknüpften sich, gleich den Steinen eines Gewölbes, gegenseitig stützen und halten.*) Die weniger gebildeten Sprachen haben gewöhnlich Mangel an Conjunctionen, oder bedienen sich dazu nur mittelbar zu diesem Gebrauch passender, ihm nicht ausschliesslich gewidmeter Wörter, und lassen sehr oft die Sätze unverbunden auf einander folgen. Auch die von einander abhängigen werden, soviel es irgend geschehen kann, in gerade fortlaufende verwandelt; und hiervon tragen selbst ausgebildete Sprachen noch die Spuren an sich. Wenn wir z. B. sagen: ich sehe, dass du fertig bist, so ist das gewiss nichts andres, als ich sehe das: du bist fertig, nur dass das richtige grammatische Gefühl in späterer Zeit die Abhängigkeit des Folgesatzes symbolisch durch die Umstellung des Verbums angedeutet hat.

Am schwierigsten für die grammatische Auffassung ist

---

*) Demetrius *de elocutione*. §. 11—13.

das in dem Pronomen relativum vorgehende synthetische Setzen. Zwei Sätze sollen dergestalt verbunden werden, dass der eine einen blossen Beschaffenheitsausdruck eines Nomens des andren ausmacht. Das Wort, durch welches dies geschieht, muss daher zugleich Pronomen und Conjunction sein, das Nomen durch Stellvertretung darstellen, und einen Satz regieren. Sein Wesen geht sogleich verloren, als man sich nicht die beiden in ihm verbundenen Redetheile, einander modificirend, als untheilbar zusammendenkt. Die Beziehung beider Sätze auf einander fordert endlich, dass das Conjunctions-Pronomen (das Relativum) in dem Casus stehe, welchen das Verbum des relativen Satzes erfordert, dennoch aber, welches dieser Casus immer sein möge, den Satz selbst, an dessen Spitze stehend, regiere. Hier häufen sich offenbar die Schwierigkeiten, und der ein Pronomen relativum mit sich führende Satz kann erst vermittelst des andren vollständig aufgefasst werden. Ganz dem Begriffe dieses Pronomens entsprechen können nur die Sprachen, in welchen das Nomen declinirbar ist. Allein auch von diesem Erforderniss abgesehen, wird es den meisten, weniger gebildeten Sprachen unmöglich, einen wahren Ausdruck dieser Satzbezeichnung zu finden, das Relativpronomen fehlt ihnen wirklich; sie umgehen, so viel als möglich den Gebrauch desselben; wo dies aber durchaus nicht geschehen kann, bedienen sie sich mehr oder weniger geschickt dessen Stelle vertretender Constructionen.

Eine solche, aber in der That sinnreiche, ist in der Quichua-Sprache, der allgemeinen Peruanischen, üblich. Die Folge der Sätze wird umgekehrt, der relative geht, als selbstständige und einfache Aussage, voran, der Hauptsatz folgt ihm nach. Im relativen aber wird das Wort, auf welches die Beziehung trifft, weggelassen, und eben dies Wort, mit ihm vorausgeschicktem Demonstrativpronomen, an die Spitze des Hauptsatzes und in den von dessen Verbum regierten Casus gestellt. Anstatt also zu sagen: der Mensch, welcher auf

Gottes Gnade vertraut, erlangt dieselbe; dasjenige, was du jetzt glaubst, wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; ich werde den Weg gehen, welchen du mich führst; sagt man: er vertraut auf Gottes Gnade, dieser Mensch erlangt dieselbe; du glaubst jetzt, dieses wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; du führst mich, diesen Weg werde ich gehen. In diesen Constructionen ist die wesentliche Bedeutung der Relativsätze, dass nämlich ein Wort nur unter der im Relativsatze enthaltenen Bestimmung gedacht werden soll, nicht nur erhalten, sondern auch gewissermassen symbolisch ausgedrückt. Der Relativsatz, auf den sich die Aufmerksamkeit zuerst sammeln soll, geht voraus, und ebenso stellt sich das durch ihn bestimmte Nomen an die Spitze des Hauptsatzes, wenn seine Construction ihm auch sonst eine andere Stelle anweisen würde. Allein alle grammatischen Schwierigkeiten der Fügung sind umgangen. Diese Abhängigkeit beider Sätze bleibt ohne Ausdruck; die künstliche Methode, den Relativsatz immer durch das Pronomen regieren zu lassen, wenn auch dasselbe eigentlich von seinem Verbum regiert wird, fällt ganz hinweg. Es giebt überhaupt gar keine Relativpronomen in diesen Fügungen. Es wird aber dem Nomen das gewöhnliche und leicht zu fassende Demonstrativpronomen beigegeben, so dass die Sprache sichtbar die Wechselbeziehung beider Pronomina auf einander dunkel gefühlt, allein dieselbe von der leichteren Seite aus angedeutet hat. Die Mexicanische Sprache verfährt kürzer in diesem Punkt, aber nicht auf eine der wahren Bedeutsamkeit des Relativsatzes so nahe kommende Weise. Sie stellt vor den Relativsatz das Wort *in*, welches zugleich die Stelle des Demonstrativpronomens und des Artikels vertritt, und knüpft ihn in dieser Gestalt an den Hauptsatz.

Wenn ein Volksstamm in seiner Sprache die Kraft des synthetischen Setzens bis zu dem Grade bewahrt, ihm in dem Baue derselben einen genügenden und gerade den geeigneten Ausdruck zu geben, so folgt daraus zunächst eine

sich in allen Theilen gleich bleibende glückliche Anordnung ihres Organismus. Wenn das Verbum richtig construirt ist, so müssen es, nach der Art, wie dasselbe den Satz beherrscht, auch die übrigen Redetheile sein. Dieselbe, Gedanken und Ausdruck in ihr richtiges und fruchtbringendstes Verhältniss setzende Kraft durchdringt sie in allen ihren Theilen; und es kann ihr in dem Leichteren nicht misslingen, wenn sie die grössere Schwierigkeit der satzbildenden Synthesis überwunden hat. Der wahre Ausdruck dieser letzteren kann daher nur ächten Flexionssprachen und unter denselben immer nur denen, die es in höherem Grade sind, eigen sein. Sachausdruck und Beziehung müssen, in richtigem Verhältniss stehenden Ausdruck finden, die Worteinheit muss, unter dem Einfluss des Rhythmus, die höchste Festigkeit besitzen, und der Satz dagegen wieder die seine Freiheit sichernde Trennung der einzelnen Worte zeigen. Diesen ganzen glücklichen Organismus bringt in der Sprache die Kraft der Synthesis als eine nothwendige Folge, hervor.

Im Innern der Seele aber führt sie das vollendete Uebereinstimmen des fortschreitenden Gedanken mit der ihn begleitenden Sprache mit sich. Da Denken und Sprechen sich immer wechselsweise vollenden, so wirkt der richtige Gang in beiden auf eine ununterbrochene Fortschritte verbürgende Weise. Die Sprache, insofern sie materiell ist, und zugleich von äusseren Einwirkungen abhängt, setzt, sich selbst überlassen, der auf sie wirkenden inneren Form Schwierigkeiten in den Weg, oder schleicht, ohne recht vorwaltendes Eingreifen jener, in ihren Bildungen nach ihr eigenthümlichen Analogieen fort. Wo sie aber, von innerer energischer Kraft durchdrungen, sich durch diese getragen fühlt, erhebt sie sich freudig, und wirkt nun durch ihre materielle Selbstständigkeit zurück. Gerade hier wird ihre bleibende und unabhängige Natur wohlthätig, wenn sie, wie es bei glücklichem Organismus sichtbar der Fall ist, immer neu aufkeimenden

Generationen zum begeisternden Werkzeuge dient. Das Gelingen geistiger Thätigkeit in Wissenschaft und Dichtung beruht, ausser den inneren nationellen Anlagen und der Beschaffenheit der Sprache, zugleich auf mannigfaltigen äusseren, bald vorhandenen, bald fehlenden Einflüssen. Da aber der Bau der Sprache, unabhängig von solchen, sich forterhält, so bedarf es nur eines glücklichen Anstosses, um das Volk, dem sie angehört, erkennen zu lassen, dass es in ihr ein zu ganz anderem Gedankenschwunge geeignetes Werkzeug besitzt. Die nationellen Anlagen erwachen, und ihrem Zusammenwirken mit der Sprache erblüht eine neue Periode. Wenn man die Geschichte der Völker vergleicht, so findet man dies zwar seltener auf die Weise, dass eine Nation zwei verschiedene und nicht mit einander zusammenhängende Blüthen ihrer Litteratur erlebte. Aber in andrer Beziehung kann man, wie es mir scheint, nicht umhin, ein solches Aufblühen der Völker zu einer höheren geistigen Thätigkeit aus einem Zustande abzuleiten, in welchem sowohl in ihren geistigen Anlagen, als in ihrer Sprache selbst, die Keime der kräftigen Entwickelung schon gleichsam schlummernd und präformirt lagen. Möge man auch ganze Zeitalter von Sängern vor Homer annehmen, so ist gewis doch die Griechische Sprache auch durch sie nur ausgebildet nicht aber ursprünglich gebildet worden. Ihr glücklicher Or ganismus, ihre ächte Flexionsnatur, ihre synthetische Kraft mit Einem Worte alles das, was die Grundlage und den Ner ihres Baues ausmacht, war ihr gewiss schon eine unbestimm bare Reihe von Jahrhunderten hindurch eigen. Auf die ent gegengesetzte Weise sehen wir auch Völker im Besitze de edelsten Sprachen, ohne dass sich, unsrer Kenntniss nacl jemals in denselben eine dem entsprechende Litteratur ent wickelt hätte. Der Grund lag also hier in mangelndem An stoss oder hemmenden Umständen. Ich erinnere hie bloss an die, dem Sanskritischen Stamm, zu dem sie gehör

viel glücklicher, als andere ihrer Schwestern getreu gebliebene Litthauische Sprache. Wenn ich die hemmenden und fördernden Einflüsse äussere und zufällige, oder besser historische nenne, so ist dieser Ausdruck wegen der wirklichen Gewalt, welche ihre Gegenwart oder Abwesenheit ausübt, vollkommen richtig. In der Sache selbst aber kann die Wirkung doch nur von innen ausgehen. Es muss ein Funke geweckt, ein Band, welches gleichsam die Federkraft der Seele sich auszudehnen hindert, gelöst werden; und dies kann urplötzlich, ohne langsame Vorbildungen geschehen. Das wahre und immer unbegreiflich bleibende Entstehen wird darum nicht erklärbarer, dass man seinen ersten Moment weiter hinaufschiebt.

Der Einklang der Sprachbildung mit der gesammten Gedankenentwicklung, von dem wir im concreten Sprachbau den geeigneten Ausdruck des synthetischen Setzens als ein glückliches Zeichen betrachtet haben, führt zunächst auf diejenige geistige Thätigkeit, welche allein aus dem Inneren heraus schöpferisch ist. Wenn wir den gelungenen Sprachbau bloss als rückwirkend betrachten, und augenblicklich vergessen, dass, was er dem Geiste ertheilt, er erst selber von ihm empfing, so gewährt er Kraft der Intellectualität, Klarheit der logischen Anordnung, Gefühl von etwas Tieferem, als sich durch blosse Gedankenzergliederung erreichen lässt, und Begierde, es zu ergründen, Ahndung einer Wechselbeziehung des Geistigen und Sinnlichen, und endlich rhythmisch melodische, auf allgemeine künstlerische Auffassung bezogene Behandlung der Töne, oder befördert alles dies, wo es schon von selbst vorhanden ist. Durch das Zusammenstreben der geistigen Kräfte in der entsprechenden Richtung entsteht daher, so wie nur ein irgend weckender Funke aufsprüht, eine Thätigkeit rein geistiger Gedankenentwicklung; und so ruft ein lebendig empfundener, glücklicher Sprachbau durch seine eigne Natur Philosophie und Dichtung hervor. Das Gedeihen beider lässt aber wieder umge-

kehrt auf die Lebendigkeit jener Einwirkung der Sprache zurückschliessen. Die sich fühlende Sprache bewegt sich am liebsten da, wo sie sich herrschend zu sein dünkt, und auch die geistige Thätigkeit äussert ihre grösste Kraftanstrengung und erreicht ihre höchste Befriedigung da, wo sie in intellectueller Betrachtung oder in selbstgeschaffener Bildung aus ihrer eignen Fülle schöpft, oder die Endfäden wissenschaftlicher Forschung zusammenknüpft. In diesem Gebiete tritt aber auch am lebendigsten die intellectuelle Individualität hervor. Indem also ein hochvollendeter, aus glücklichen Anlagen entstandener und sie fortdauernd nährender und anregender Sprachbau das Lebensprincip der Sprache sichert, veranlasst und befördert er zugleich die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die sich in der oben betrachteten Verschiedenheit der Charaktere der Sprachen desselben Sprachstammes offenbart.

Wie lässt sich aber die hier ausgeführte Behauptung, dass das fruchtbare Lebensprincip der Sprachen hauptsächlich auf ihrer Flexionsnatur beruht, mit der Thatsache vereinigen, dass der Reichthum an Flexionen immer im jugendlichsten Alter der Sprachen am grössten ist, im Laufe der Zeit aber allmälig abnimmt? Es erscheint wenigstens sonderbar, dass gerade das einbüssende Princip das erhaltende sein soll. Das Abschleifen der Flexionen ist eine unläugbare Thatsache. Der die Sprache formende Sinn lässt sie aus verschiedenen Ursachen und in verschiedenen Stadien bald gleichgültig wegfallen, bald macht er sich absichtlich von ihnen los; und es ist sogar richtiger, die Erscheinung auf diese Weise auszudrücken, als die Schuld allein und ausschliesslich der Zeit beizumessen. Schon in den Formationen der Declination und Conjugation, die gewiss mehrere Niedersetzungen erfahren haben, werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen, je mehr sich der Begriff des ganzen, jedem einzelnen Fall seine Stelle von selbst anweisenden Sche-

mas festsetzt. Man opfert kühner dem Wohllaute auf, und vermeidet die Häufung der Kennzeichen, wo die Form schon durch eines gegen die Verwechslung mit andren gesichert ist. Wenn mich meine Wahrnehmungen nicht trügen, so finden diese, gewöhnlich der Zeit zugeschriebene Lautveränderungen weniger in den angeblich roheren, als in den gebildeten Sprachen statt, und diese Erscheinung liesse sich wohl sehr natürlich erklären. Unter Allem, was auf die Sprache einwirkt, ist das Beweglichste der menschliche Geist selbst; und sie erfährt also auch die meisten Umgestaltungen von seiner lebendigsten Thätigkeit. Gerade seinem Fortschreiten aber entspricht es, in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner inneren Ansicht zu sorgfältige Modificirung der Laute für überflüssig zu erachten. Gerade aus diesem Princip droht in einer sehr viel späteren Sprachperiode den Flexionssprachen eine weit tiefer in ihr Wesen eingreifende Umänderung. Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eignen Verbindungen, und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut. Zu dieser Stimmung gesellt sich dann leicht Mangel an Gefühl des auf dem Schalle ruhenden dichterischen Reizes. Die Dichtung selbst bahnt sich dann mehr innerliche Wege, auf welchen sie jenes Vorzugs gefahrloser zu entbehren vermag. Es ist also ein Uebergang von mehr sinnlicher zu reinerer intellectueller Stimmung des Gemüths, durch welchen die Sprache hier umgestaltet wird. Doch sind die ersten Ursachen nicht immer von der edleren Natur. Rauhere Organe, weniger für die reine und feinere Lautabsonderung geeignet, ein von Natur weniger empfindliches, und musikalisch nicht geübtes Ohr legen den Grund zu der Gleichgültigkeit gegen das tönende Princip in der Sprache. Gleichergestalt kann die vorwaltende praktische Richtung der Sprache Abkürzungen, Auslassungen von Beziehungswörtern, Ellipsen aller Art aufdringen, weil man, nur das Verständniss be-

zweckend, alles dazu nicht unmittelbar Nothwendige verschmäht.

Ueberhaupt muss die Beziehung des *Volksgeistes* auf die Sprache durchaus eine andere sein, so lange sich diese noch in der Gährung ihrer *ersten Formation* befindet, und wenn die schon geformte nur zum *Gebrauche* des *Lebens* dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente, auch ihrem Ursprunge nach, noch klar vor der Seele stehen, und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit, und lässt nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des *Verständnisses* vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelnheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Sylbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichterer Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen *Hülfswörter* aber werden die Flexionen entbehrlicher, und verlieren allmälig ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes.

Welches nun immer die Ursache sein mag, so ist es sicher, dass auf diese Weise ächte Flexionssprachen ärmer an *Formen* werden, häufig grammatische Wörter an die Stelle derselben setzen, und auf diese Art sich im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern können, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz verschiedenes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Unsere heutige und die Englische Sprache ent-

halten hiervon häufige Beispiele, die letztere bei weitem mehr, woran mir aber ihre Mischung mit romanischem Stoff keine Schuld zu tragen scheint, da diese auf ihren grammatischen Bau wenig oder gar keinen Einfluss ausübt. Dass aber hieraus eine Einwendung gegen den fruchtbaren Einfluss der Flexionsnatur, auch auf die späteste Dauer der Sprachen hin, hergenommen werden könne, glaube ich dennoch nicht. Gäbe es auch eine Sanskritische Sprache, die auf dem hier beschriebenen Wege Chinesischem Entbehren der Beziehungszeichen der Redetheile nahe gekommen wäre, so bliebe der Fall dennoch immer gänzlich verschieden. Dem Chinesischen Bau liegt, wie man ihn auch erklären möge, offenbar eine Unvollkommenheit in der Sprachbildung, wahrscheinlich eine, dem Volke eigenthümliche Gewohnheit der Isolirung der Laute, zusammentreffend mit zu geringer Stärke des inneren, ihre Verbindung und Vermittlung erheischenden Sprachsinns, zum Grunde. In einer solchen Sanskritsprache dagegen hätte sich die ächteste Flexionsnatur mit allen ihren wohlthätigen Einflüssen seit einer unbestimmbaren Reihe von Generationen festgesetzt und dem Sprachsinn seine Gestalt gegeben. In ihrem wahren Wesen wäre daher solche Sprache immer Sanskritisch geblieben; ihr Unterschied läge nur in einzelnen Erscheinungen, welche das Gepräge nicht austilgen könnten, das die Flexionsnatur der ganzen übrigen Sprache aufgedrückt hätte. Die Nation trüge ausserdem, da sie zu dem gleichen Stamme gehörte, dieselben nationellen Anlagen in sich, welchen der edlere Sprachbau seinen Ursprung verdankte, und fasste mit demselben Geiste und Sinne ihre Sprache auf, wenn auch diese in einzelnen Theilen jenem Geiste äusserlich minder entsprechend wäre. Auch würden immer, wie es namentlich in der Englischen Conjugation der Fall ist, einzelne ächte Flexionen übrig geblieben sein, die den Geist an dem wahren Ursprunge und dem eigentlichen Wesen der Sprache nicht irre werden liessen. Ein auf diese Weise entstehender g e r i n g e r e r F o r m e n r e i c h -

thum und einfacherer Bau macht daher die Sprachen, wie wir eben an der Englischen und der unsrigen sehen, keinesweges hoher Vorzüge unfähig, sondern ertheilt ihnen nur einen verschiedenen Charakter. Ihre Dichtung entbehrt zwar dadurch der vollständigen Kräftigkeit eines ihrer hauptsächlichen Elemente. Wenn aber bei einer solchen Nation die Poesie wirklich sänke, oder doch in ihrer Fruchtbarkeit abnähme, so entspränge dies gewiss, ohne Schuld der Sprache, aus tieferen innern Ursachen.

Dem festen, ja man kann wohl sagen, unaustilgbaren Haften des ächten Organismus an den Sprachen, welchen er einmal eigenthümlich geworden ist, verdanken auch die Lateinischen Töchtersprachen[24]) ihren reinen grammatischen Bau. Es scheint mir ein hauptsächliches Erforderniss zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, dass auf den Wiederaufbau der zertrümmerten Römischen Sprache, wenn man allein das grammatisch Formale desselben ins Auge fasst, kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die Ursprachen der Länder, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus keinen Antheil daran gehabt zu haben. Vom Vaskischen ist dies gewiss; es gilt aber höchst wahrscheinlich ebenso von den ursprünglich in Gallien herrschenden Sprachen. Die fremden einwandernden Völkerschaften grösstentheils von Germanischem, oder den Germanen verwandtem Stamme haben der Umbildung des Römischen eine grosse Anzahl von Wörtern zugeführt; allein in dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend bedeutende Spuren ihrer Mundarten auffinden. Die Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie den Gedanken zu giessen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorging, war daher wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst. Aber die Zertrümmerung und den Verfall muss man, ihren Ursachen nach, schon viel früher,

als in der Periode, in welcher sie offenbar wurden, aufsuchen. Die Römische Sprache wurde schon, während des Bestehens der Grösse des Reichs, in den Provinzen, und nach Verschiedenheit derselben, anders, als in Latium und der Herrscherstadt, gesprochen. Selbst in diesen ursprünglichen Wohnsitzen der Nation mochte die Volkssprache Eigenthümlichkeiten an sich tragen, die erst spät nach dem Sinken der gebildeten, allgemeiner zum Vorschein kamen. Es entstanden natürlich Abweichungen der Aussprache, Solöcismen in den Constructionen, ja wahrscheinlich schon Erleichterungen der Formen durch Hülfswörter da, wo die gebildete Sprache sie gar nicht oder nur in ganz einzelnen Ausnahmen zuliess. Die Volkseigenthümlichkeiten mussten überwiegend werden, als die letztere sich, bei dem Verfalle des Gemeinwesens, nicht mehr durch Litteratur und mündlichen öffentlichen Gebrauch auf ihrer Höhe getragen fühlte*). Die provincielle Entartung ging immer weiter, je lockerer die Bande wurden, welche die Provinzen mit dem Ganzen verknüpften.

Diesen doppelten Verfall steigerten endlich die fremden Einwanderungen auf den höchsten Punkt. Es war nun nicht mehr ein blosses Ausarten der herrschend gewesenen Sprache, sondern ein Abwerfen und Zerschlagen ihrer wesentlichsten Formen, oft ein wahres Missverstehen derselben, immer aber zugleich ein Unterschieben neuer Erhaltungsmittel der Einheit der Rede, geschöpft aus dem vorhandenen Vorrathe, allein oft widersinnig verknüpft. Mitten in allen diesen Veränderungen, blieb aber in der untergehenden Sprache das wesentliche Princip ihres Baues, die reine Unterscheidung des Sach- und Beziehungsbegriffs, und das Bedürfniss, beiden den ihnen eigenthümlichen Ausdruck zu verschaffen, und im Volke

---

*) Man vergleiche hierüber, so wie bei diesem ganzen Abschnitt, Diefenbach's höchst lesenswerthe Schrift über die jetzigen Romanischen Schriftsprachen.

das durch die Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingedrungene Gefühl hiervon. An jedem Bruchstück der Sprache haftet dies Gepräge; es hätte sich nicht austilgen lassen, wenn die Völker es auch verkannt hätten. Es lag jedoch in diesen selbst, es aufzusuchen, zu enträthseln und zum Wiederaufbau anzuwenden. In dieser aus der allgemeinen Natur des Sprachsinnes selbst entspringenden, Gleichförmigkeit der neuen Umbildung, verbunden mit der Einheit der in Absicht des Grammatischen unvermischt gebliebenen Muttersprache, muss man die Erklärung der Erscheinung suchen, dass das Verfahren der Romanischen Sprachen in ganz entfernten Länderstrichen sich so gleich bleibt, und oft durch ganz einzelne Uebereinstimmungen überrascht. Es sanken Formen, nicht aber die Form, die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoss.

Denn wenn in diesen neueren Sprachen eine Präposition einen Casus ersetzt, so ist der Fall nicht dem gleich, wenn in einer nur Partikeln anfügenden ein Wort den Casus andeutet. Mag auch die ursprüngliche Sachbedeutung desselben verloren gegangen sein, so drückt es doch nicht rein eine Beziehung bloss als solche aus, weil der ganzen Sprache diese Ausdrucksweise nicht eigenthümlich ist, ihr Bau nicht aus der inneren Sprachansicht, welche rein und energisch auf scharfe Abgränzung der Redetheile dringt, herfloss, und der Geist der Nation ihre Bildungen nicht von diesem Standpunkte aus in sich aufnimmt. In der Römischen Sprache war dies Letztere genau und vollkommen der Fall. Die Präpositionen bildeten ein Ganzes solcher Beziehungen, jede forderte, nach ihrer Bedeutung, einen ihr geeigneten Casus; nur mit diesem zusammen bezeichnete sie das Verhältniss. Diese schöne Uebereinstimmung nahmen die, ihrem Ursprunge nach, entarteten Sprachen nicht in sich auf. Allein das Gefühl davon, die Anerkennung der Präposition als eines eignen Redetheils, ihre wahre Bedeutsamkeit gingen nicht mit unter; und dies is

keine bloss willkührliche Annahme. Es ist auf nicht zu verkennende Weise in der Gestaltung der ganzen Sprache sichtbar, die eine Menge von Lücken in den einzelnen Formen, aber im Ganzen Formalität an sich trägt, ihrem Principe nach, nicht weniger, als ihre Stammmutter, selbst Flexionssprache ist. Das Gleiche findet sich im Gebrauche des Verbums. Wie mangelhaft seine Formen sein mögen, so ist seine synthetisch setzende Kraft dennoch dieselbe, da die Sprache seine Scheidung vom Nomen einmal unauslöschbar in ihrem Gepräge trägt. Auch das in unzähligen Fällen, wo es die Muttersprache nicht selbstständig ausdrückt, gebrauchte Pronomen entspricht, dem Gefühl nach, dem wahren Begriff dieses Redetheils. Wenn es in Sprachen, denen die Bezeichnung der Personen am Verbum fehlt, sich, als Sachbegriff, vor das Verbum stellt, so ist es in den Lateinischen Töchtersprachen, seinem Begriffe nach, wirklich die nur abgelöste, anders gestellte Person. Denn die Unzertrennlichkeit des Verbums und der Person liegt von der Stammmutter her fest in der Sprache, und beurkundet sich sogar in der Tochter durch einzelne übrig gebliebene Endlaute. Ueberhaupt kommt in dieser, wie in allen Flexionssprachen, die stellvertretende Function des Pronomens mehr an das Licht; und da diese zur reinen Auffassung des Relativpronomens führt, so wird die Sprache auch dadurch in den richtigen Gebrauch dieses letzteren eingeführt. Ueberall kehrt daher dieselbe Erscheinung zurück. Die zertrümmerte Form ist in ganz verschiedener Weise wieder aufgebaut, aber ihr Geist schwebt noch über der neuen Bildung, und beweist die schwer zerstörbare Dauer des Lebensprincips ächt grammatisch gebildeter Sprachstämme.

Bei aller Gleichförmigkeit der Behandlung des umgebildeten Stoffes, welche die Lateinischen Töchtersprachen im Ganzen beibehalten, liegt doch einer jeden einzelnen ein besonderes Princip in der individuellen Auffassung zum Grunde. Die unzähligen Einzelnheiten, welche der Gebrauch der Sprache

nothwendig macht, müssen, wie ich im Vorigen wiederholt angedeutet habe, wo und wie immer gesprochen werden soll, in eine Einheit verknüpft werden; und diese kann, da die Sprache ihre Wurzeln in alle Fibern des menschlichen Geistes einsenkt, nur eine individuelle sein. Dadurch allein, dass ein verändertes Einheitsprincip, eine neue Auffassung von dem Geiste eines Volkes vorgenommen wird, tritt eben eine neue Sprache in die Wirklichkeit; und wo eine Nation auf ihre Sprache mächtig einwirkende Umwälzungen erfährt, muss sie die veränderten oder neuen Elemente durch neue Formung zusammenfassen. Wir haben oben von dem Momente im Leben der Nationen geredet, in welchem ihnen die Möglichkeit klar wird, die Sprache, unabhängig von äusserem Gebrauche, zum Aufbau eines Ganzen der Gedanken und der Gefühle hinzuwenden. Wenn auch das Entstehen einer Litteratur, das wir hier in seinem eigentlichen Wesen und vom Standpunkte seiner letzten Vollendung aus bezeichnet haben, in der That nur allmälig und aus dunkel empfundenem Triebe hervorgeht, so ist doch der Beginn immer ein eigenthümlicher Schwung, ein von innen heraus entstehender Drang eines Zusammenwirkens der Form der Sprache und der individuellen des Geistes, aus welchem die ächte und reine Natur beider zurückstrahlt, und das keinen andren Zweck, als eben dies Zurückstrahlen, hat. Die Entwicklungsart dieses Dranges wird die Ideenbahn, welche die Nation bis zum Verfall ihrer Sprache durchläuft. Es ist dies gleichsam eine zweite, höhere Verknüpfung der Sprache zur Einheit; und wie diese sich zur Bildung der äusseren, technischen Form verhält, ist oben bei Gelegenheit des Charakters der Sprachen näher erörtert worden.

Bei dem Uebergange der Römischen Sprachen in die neueren, aus ihr entstandenen ist diese zwiefache Behandlung der Sprache sehr deutlich zu unterscheiden. Zwei der letzteren, die Rhäto- und Dako-Romanische, sind der wissenschaftlichen nicht theilhaft geworden, ohne dass sich sagen

lässt, dass ihre technische Form hinter den übrigen zurückstände. Vielmehr hat gerade die Dako-Romanische am meisten Flexionen der Muttersprache beibehalten, und nähert sich ausserdem in der Behandlung derselben der Italienischen. Der Fehler lag also hier nur an äusseren Umständen, am Mangel von Ereignissen und Lagen, welche den Schwung veranlassten, die Sprache zu höheren Zwecken zu gebrauchen.

Dasselbe war, wenn wir zu einem Falle ähnlicher Art übergehen, unstreitig die Ursach, dass sich aus dem Verfall des Griechischen nicht eine durch neue Eigenthümlichkeit hervorstechende Sprache erzeugte. Denn sonst ist die Bildung des Neugriechischen in Vielem der der Romanischen Sprachen sehr ähnlich. Da diese Umbildungen grossentheils im natürlichen Laufe der Sprache liegen, und beide Muttersprachen den gleichen grammatischen Charakter an sich tragen, so ist diese Aehnlichkeit leicht erklärbar, macht aber die Verschiedenheit im letzten Erfolge noch auffallender. Griechenland, als Provinz eines sinkenden, oft Verheerungen durch fremde Völkerzüge ausgesetzten Reiches, konnte nicht die blühend sich emporschwingende Kraft gewinnen, welche im Abendlande die Frische und Regsamkeit neu sich bildender innerer und äusserer Verhältnisse erzeugte. Mit den neuen gesellschaftlichen Einrichtungen, dem gänzlichen Aufhören des Zusammenhanges mit einem in sich zerfallnen Staatskörper, und verstärkt durch die Hinzukunft kräftiger und muthvoller Völkerstämme, mussten die abendländischen Nationen in allen Thätigkeiten des Geistes und des Charakters neue Bahnen betreten. Die sich hieraus hervorbildende neue Gestaltung führte zugleich eine Verbindung religiösen, kriegerischen und dichterischen Sinnes mit sich, welche auf die Sprache den glücklichsten und entschiedensten Einfluss ausübte. Es blühte diesen Nationen eine neue poetische schöpferische Jugend auf, und ihr Zustand hierin wurde gewissermassen dem ähnlich, der sonst durch das Dunkel der Vorzeit von uns getrennt ist.

So gewiss man aber auch diesem äusseren historischen Umschwunge das Aufblühen der neueren abendländischen Sprachen und Litteraturen zu einer Eigenthümlichkeit, in der sie mit der Stammmutter zu wetteifern vermögen, zuschreiben muss, so wirkte doch, wie es mir scheint, ganz wesentlich noch eine andere, schon weiter oben (S. 298) im Vorbeigehn berührte Ursache mit, deren Erwägung, da sie besonders die Sprache angeht, ganz eigentlich in die Reihe dieser Betrachtungen gehört. Die Umänderung, welche die Römische Sprache erlitt, war, ohne allen Vergleich, tiefer eingreifend, gewaltiger und plötzlicher, als die, welche die Griechische erfuhr. Sie glich einer wahren Zertrümmerung, da die des Griechischen sich mehr in den Schranken bloss einzelner Verstümmelungen und Formenauflösungen erhielt. Man erkennt an diesem Beispiele eine, auch durch andere in der Sprachgeschichte bestätigte, doppelte Möglichkeit des Ueberganges einer formenreichen Sprache in eine formlosere. In der einen zerfällt der kunstvolle Bau, und wird, nur weniger vollkommen, wiedergeschaffen. In den anderen werden der sinkenden Sprache nur einzelne, wieder vernarbende, Wunden geschlagen; es entsteht keine reine neue Schöpfung, die veraltete Sprache dauert, nur in beklagenswerther Entstellung, fort. Da das Griechische Kaiserthum, seiner Hinfälligkeit und Schwäche ungeachtet, noch lange bestand, so dauerte auch die alte Sprache länger fort, und stand, wie ein Schatz, aus dem sich immer schöpfen, ein Kanon, auf den sich immer zurückkommen liess, noch lange da. Nichts beweist so überzeugend den Unterschied zwischen der Neugriechischen und den Romanischen Sprachen in diesem Punkte, als der Umstand, dass der Weg, auf welchem man die erstere in der neuesten Zeit zu heben und zu läutern versucht hat, immer der der möglichsten Annäherung an das Altgriechische gewesen ist. Selbst einem Spanier oder Italiener konnte der Gedanke einer solchen Möglichkeit nicht beikommen. Die Romani-

schen Nationen sahen sich wirklich auf neue Bahnen hingeschleudert, und das Gefühl des unabweislichen Bedürfnisses beseelte sie mit dem Muthe, sie zu ebnen und in den ihrem individuellen Geiste angemessenen Richtungen zum Ziele zu führen, da eine Rückkehr unmöglich war. Von einer andren Seite aus betrachtet, befindet sich aber gerade durch diese Verschiedenheit die Neugriechische Sprache in einer günstigeren Lage. Es besteht ein mächtiger Unterschied zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwickelung aus einander fortspriessen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äusserer Umstände, erheben. In den ersteren, durch gewaltsame Revolutionen und bedeutende Mischungen mit fremden ungetrübten, lässt sich, mehr oder weniger, von jedem Ausdrucke, Worte oder Form aus in eine unabsehbare Tiefe zurückgehen. Denn sie bewahren grösstentheils die Gründe derselben in sich; und nur sie können sich rühmen, sich selbst zu genügen und innerhalb ihrer Gränzen nachzuweisende Consequenz zu besitzen. In dieser Lage befinden sich Töchtersprachen in dem Sinne, wie es die Romanischen sind, offenbar nicht. Sie ruhen gänzlich auf der einen Seite auf einer nicht mehr lebenden, auf der anderen auf fremden Sprachen. Alle Ausdrücke führen daher, wie man ihrem Ursprunge nachgeht, meistentheils durch eine ganz kurze Reihe vermittelnder Gestaltungen, auf ein fremdes, dem Volke unbekanntes Gebiet. Selbst in dem, wenig oder gar nicht mit fremden Elementen vermischten, grammatischen Theil lässt sich die Consequenz der Bildung, auch insofern sie wirklich vorhanden ist, immer nur mit Bezugnahme auf die fremde Muttersprache darthun. Das tiefere Verständniss dieser Sprachen, ja selbst der Eindruck, welchen in jeder Sprache der innere harmonische Zusammenhang aller Elemente bewirkt, ist daher durch sie selbst immer nur zur Hälfte möglich, und bedarf zu seiner Vervollständigung eines dem Volke,

das sie spricht, unzugänglichen Stoffes. In beiden Gattungen von Sprachen kann man genöthigt werden, auf die frühere zurückzugehen. Man fühlt aber in der Art, wie dies geschieht, den Unterschied genau, wenn man vergleicht, wie die Unzulänglichkeit der eigenen Erklärung im Römischen auf Sanskritischen Grund und Boden, und im Französischen auf Römischen führt. Offenbar mischt sich der Umgestaltung in dem letzteren Falle mehr durch äusssre Einwirkung entstandene Willkühr bei, und selbst der natürliche, analogische Gang, der sich allerdings auch hier wieder bildet, hängt an der Voraussetzung jener äusseren Einwirkung. In dieser, hier von den Romanischen Sprachen geschilderten Lage befindet sich nun das Neugriechische, eben weil es nicht wirklich zu einer eigentlich neuen Sprache geworden ist, gar nicht, oder doch unendlich weniger. Von der Mischung mit fremden Wörtern kann es sich im Verlaufe der Zeit befreien, da dieselben, mit gewiss wenig zahlreichen Ausnahmen, nicht so tief, als in den Romanischen Sprachen, in sein wahres Leben eingedrungen sind. Sein wirklicher Stamm aber, das Altgriechische, kann auch dem Volke nicht als fremd erscheinen. Wenn sich das Volk auch nicht mehr in das Ganze seines kunstvollen Baues hineinzudenken vermag, so muss es doch die Elemente zum grössten Theil als auch seiner Sprache angehörend erkennen.

In Absicht auf die Natur der Sprache selbst ist der hier erwähnte Unterschied gewiss bemerkenswerth. Ob er auch auf den Geist und den Charakter der Nation einen bedeutenden Einfluss ausübt? kann eher zweifelhaft scheinen. Man kann mit Recht dagegen einwenden, dass jede über den jedesmal gegenwärtigen Zustand der Sprache hinausgehende Betrachtung dem Volke fremd ist, dass daher die auf sich selbst ruhende Erklärbarkeit der rein organisch in sich geschlossenen Sprachen für dasselbe unfruchtbar bleibt, und dass jede aus einer andren, auf welchem Wege es immer sei,

entstandene, aber schon Jahrhunderte hindurch fortgebildete Sprache eben dadurch eine vollkommen hinlängliche, auf die Nation wirkende Consequenz gewinnt. Es lässt sich in der That denken, dass es unter den früheren, uns als Muttersprachen erscheinenden Sprachen auf ähnliche Art, als es die Romanischen sind, entstandene geben könne, obgleich eine sorgfältige und genaue Zergliederung uns wohl bald ihre Unerklärbarkeit aus ihrem eignen Gebiete verrathen dürfte. Unläugbar aber liegt in dem geheimen Dunkel der Seelenbildung und des Forterbens, geistiger Individualität ein unendlich mächtiger Zusammenhang zwischen dem Tongewebe der Sprache und dem Ganzen der Gedanken und Gefühle. Unmöglich kann es daher gleichgültig sein, ob in ununterbrochener Kette die Empfindung und die Gesinnung sich an denselben Lauten hingeschlungen, und sie mit ihrem Gehalte und ihrer Wärme durchdrungen haben, oder ob diese auf sich selbst ruhende Reihe von Wirkungen und Ursachen gewaltsame Störungen erfährt. Eine neue Consequenz bildet sich auch hier allerdings, und die Zeit hat in den Sprachen mehr, als sonst im menschlichen Gemüthe, eine Wunden heilende Kraft. Man darf aber auch nicht vergessen, dass diese Consequenz nur allmälig wieder entsteht, und dass die, ehe sie zur Festigkeit gelangt, lebenden Generationen auch schon, als Ursachen wirkend, in die Reihe treten. Es erscheint mir daher durchaus nicht als einflusslos auf die Tiefe der Geistigkeit, die Innigkeit der Empfindung und die Kraft der Gesinnung, ob ein Volk eine ganz auf sich selbst ruhende, oder doch eine aus rein organischer Fortentwicklung hervorgegangene Sprache redet, oder nicht? Es sollte daher bei der Schilderung von Nationen, welche sich im letzteren Falle befinden, nicht unerforscht bleiben, ob und inwiefern das durch den Einfluss ihrer Sprache gleichsam gestörte Gleichgewicht in ihnen auf andere Weise wiederhergestellt, ja ob und wie vielleicht aus der nicht abzuläugnenden Unvollkommenheit ein neuer Vorzug gewonnen worden ist?

§. 22.

Wir haben jetzt einen der Endpunkte erreicht, auf welche die gegenwärtige Untersuchung zu führen bestimmt ist.

Die ganze hier von der Sprache gegebene Ansicht beruht, um das bis hierher Erörterte, so weit es die Anknüpfung des Folgenden erfordert, kurz ins Gedächtniss zurückzurufen, wesentlich darauf, dass dieselbe zugleich die nothwendige Vollendung des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden Anlage ist. Diese Entwicklung ist aber nicht die eines Instincts, der bloss physiologisch erklärt werden könnte. Ohne ein Act des unmittelbaren Bewusstseins, ja selbst der augenblicklichen Spontaneität und der Freiheit zu sein, kann sie doch nur einem mit Bewusstsein und Freiheit begabten Wesen angehören, und geht in diesem aus der ihm selbst unergründlichen Tiefe seiner Individualität und aus der Thätigkeit der in ihm liegenden Kräfte hervor. Denn sie hängt durchaus von der Energie und der Form ab, mit und in welcher der Mensch seiner gesammten geistigen Individualität, ihm selbst unbewusst, den treibenden Anstoss ertheilt.*) Durch diesen Zusammenhang mit einer individuellen Wirklichkeit, so wie aus anderen, hinzukommenden Ursachen, ist sie aber zugleich den den Menschen in der Welt umgebenden, sogar auf die Acte seiner Freiheit Einfluss ausübenden Bedingungen unterworfen. In der Sprache nun, insofern sie am Menschen wirklich erscheint, unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsinn (unter welchem ich nicht eine besondere Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und

*) S. oben S. 19, 20, 49, 51—53.

der Laut, insofern er von der Beschaffenheit der Organe abhängt, und auf schon Ueberkommenem beruht. Der innere Sprachsinn ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein, vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in articulirten umgewandelt, und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung, zugleich eine intellectuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisirender Thätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbstständig, schaffenden Princip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, dass er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinnes. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an. Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und Alle den Schlüssel zum Verständniss aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, dass die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein, und immer den allgemeinen Zweck erreichen muss. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln, und nur innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet. Sie ist aber mannigfaltig in den Sprachen vorhanden, und nicht allein in den blossen Lauten, so dass dieselben Dinge nur anders bezeichnet würden, sondern auch in dem Gebrauche, welchen der Sprachsinn in Absicht der Form der Sprache von den Lauten macht, ja in seiner eignen Ansicht dieser Form. Durch ihn allein sollte zwar, so weit die Sprachen bloss formal sind, nur Gleichförmigkeit in ihnen entstehen können.

Denn er muss in allen den richtigen und gesetzmässigen Bau verlangen, der nur Einer und ebenderselbe sein kann. In der Wirklichkeit aber verhält es sich anders, theils wegen der Rückwirkung des Lautes, theils wegen der Individualität des inneren Sinnes in der Erscheinung. Es kommt nämlich auf die Energie der Kraft an, mit welcher er auf den Laut einwirkt, und denselben in allen, auch den feinsten Schattirungen zum lebendigen Ausdruck des Gedanken macht. Diese Energie kann aber nicht überall gleich sein, nicht überall gleiche Intensität, Lebendigkeit und Gesetzmässigkeit offenbaren. Sie wird auch nicht immer durch gleiches Hinneigen zur symbolischen Behandlung des Gedanken und durch gleiches ästhetisches Gefallen an Lautreichthum und Einklang unterstützt. Dennoch bleibt das Streben des inneren Sprachsinns immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet, und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip. Denn er hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das, wie eine gehörig angestellte Zergliederung beweist, die Grundlage jeder Sprache ist. Gerade der articulirte hat ferner seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden. Er muss sich endlich, da wir es nirgends mit einer isolirt, rein von neuem anfangenden Sprache zu thun haben, immer an Vorhergegangenes, oder Fremdes anschliessen. In diesem allem zusammengenommen liegen die Gründe der nothwendigen Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Die Sprachen können nicht den nämlichen an sich tragen, weil

die Nationen, die sie reden, verschieden sind, und eine durch verschiedene Lagen bedingte Existenz haben.

In der Betrachtung der Sprache an sich muss sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt, und man muss die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurtheilen können, in welchem sie sich dieser einen Form nähern. Diesen Weg verfolgend, haben wir gefunden, dass diese Form nothwendig diejenige ist, welche dem allgemeinen Gange des menschlichen Geistes am meisten zusagt, sein Wachsthum durch die am meisten geregelte Thätigkeit befördert, und das verhältnissmässige Zusammenstimmen aller seiner Richtungen nicht bloss erleichtert, sondern durch zurückwirkenden Reiz lebendiger hervorruft. Die geistige Thätigkeit hat aber nicht bloss den Zweck ihrer inneren Erhöhung. Sie wird auf der Verfolgung dieser Bahn auch nothwendig zu dem äusseren hingetrieben, ein wissenschaftliches Gebäude der Weltauffassung aufzuführen, und von diesem Standpunkte aus wieder schaffend zu wirken. Auch dies haben wir in Betrachtung gezogen, und es hat sich unverkennbar gezeigt, dass diese Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises am besten oder vielmehr allein an dem Leitfaden der vollkommensten Sprachform gedeiht. Wir sind daher in diese genauer eingegangen, und ich habe versucht, die Beschaffenheit dieser Form in den Punkten nachzuweisen, in welchen das Verfahren der Sprache sich zur unmittelbaren Erreichung ihrer letzten Zwecke zusammenschliesst. Die Frage, wie die Sprache es macht, um den Gedanken im einfachen Satze und in der, viele Sätze in sich verflechtenden Periode darzustellen, schien hier die einfachste Lösung der Aufgabe ihrer Würdigung, zugleich nach ihren inneren und äusseren Zwecken hin, darzubieten. Von diesem Verfahren liess sich aber zugleich auf die nothwendige Beschaffenheit der einzelnen Elemente zurückgehn. Dass ein vorhande-

ner Sprachstamm oder auch nur eine einzelne Sprache eines solchen durchaus und in allen Punkten mit der vollkommenen Sprachform übereinstimme, lässt sich nicht erwarten, und findet sich wenigstens nicht in dem Kreise unserer Erfahrung. Die Sanskritischen Sprachen aber nähern sich dieser Form am meisten, und sind zugleich die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der Fortschritte am glücklichsten entwickelt hat. Wir können sie mithin als einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten.

Diese letzteren lassen sich nicht gleich einfach darstellen. Da sie nach denselben Endpunkten, als die rein gesetzmässigen, hinstreben, dies Ziel aber nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege erreichen, so kann in ihrem Baue keine so klar hervorleuchtende Consequenz herrschen. Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung, ausser der, aller grammatischen Formen entrathenden, Chinesischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt, die flectirende, agglutinirende und die einverleibende. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist? Diese Unterscheidung der abstracten möglichen Sprachformen in den concreten wirklich vorhandenen wird, wie ich mir schmeichle, schon dazu beitragen, den befremdenden Eindruck des Heraushebens einiger Sprachen, als der allein berechtigten, welches die andren ebendadurch zu unvollkommneren stempelt, zu vermindern. Denn dass unter den abstracten die flectirenden die allein richtigen genannt werden können, dürfte nicht leicht bestritten werden. Das hierdurch über die andren gefällte Urtheil trifft aber nicht in gleichem Maasse auch die concreten vorhandenen Sprachen, in welchen nicht aus-

schliesslich Eine jener Formen herrschend, dagegen immer ein sichtbares Streben nach der richtigen lebendig ist. Dennoch bedarf dieser Punkt noch einer genaueren rechtfertigenden Erörterung.

Wohl sehr allgemein dürfte bei denen, die sich im Besitz der Kenntniss mehrerer Sprachen befinden, die Empfindung die sein, dass, insofern diese letzteren auf gleichem Grade der Cultur stehen, jeder ihr eigenthümliche Vorzüge gebühren, ohne dass einer der entschiedene Vorzug über die andren eingeräumt werden könne. Hiermit nun steht die in den gegenwärtigen Betrachtungen aufgestellte Ansicht in directem Gegensatze; sie dürfte aber Vielen um so zurückstossender erscheinen, als das Bemühen eben dieser Betrachtungen vorzugsweise dahin geht, den regen und untrennbaren Zusammenhang zwischen den Sprachen und dem geistigen Vermögen der Nationen zu beweisen. Dasselbe zurückweisende Urtheil über die Sprachen scheint daher auch die Völker zu treffen. Hier bedarf es jedoch einer genaueren Unterscheidung. Wir haben im Vorigen schon bemerkt, dass die Vorzüge der Sprachen zwar allgemein von der Energie der geistigen Thätigkeit abhängen, indess doch noch ganz besonders von der eigenthümlichen Hinneigung dieser zur Ausbildung des Gedanken durch den Laut. Eine unvollkommnere Sprache beweist daher zunächst nur den geringeren auf sie gerichteten Trieb der Nation, ohne darum über andere intellectuelle Vorzüge derselben zu entscheiden. Ueberall sind wir zuerst rein von dem Baue der Sprachen ausgegangen, und zur Bildung eines Urtheils über ihn auch nur bei ihm selbst stehen geblieben. Dass nun dieser Bau, dem Grade nach, vorzüglicher in der einen, als in der andren, sei, im Sanskrit mehr, als im Chinesischen, im Griechischen mehr, als im Arabischen, dürfte von unparteiischen Forschern schwerlich geläugnet werden. Wie man es auch versuchen möchte, Vorzüge gegen Vorzüge abzuwägen, so

würde man doch immer gestehen müssen, dass ein fruchtbareres Princip der Geistesentwickelung die einen, als die anderen dieser Sprachen, beseelt. Nun aber müsste man alle Beziehungen des Geistes und der Sprache zu einander verkennen, wenn man nicht die verschiedenartigen Folgerungen hieraus auf die Rückwirkung dieser Sprachen und auf die Intellectualität der Völker ausdehnen wollte, welche sie (so viel dies überhaupt innerhalb des menschlichen Vermögens liegt) gebildet haben. Von dieser Seite rechtfertigt sich daher die aufgestellte Ansicht vollkommen. Es lässt sich jedoch hiergegen noch der Einwand erheben, dass einzelne Vorzüge der Sprache auch einzelne intellectuelle Seiten vorzugsweise auszubilden im Stande sind, und dass die geistigen Anlagen der Nationen selbst weit mehr nach ihrer Mischung und Beschaffenheit verschieden sind, als sie nach Graden abgemessen werden können. Beides ist unläugbar richtig. Allein der wahre Vorzug der Sprachen muss doch in ihrer allseitig und harmonisch einwirkenden Kraft gesucht werden. Sie sind Werkzeuge, deren die geistige Thätigkeit bedarf, Bahnen, in welchen sie fortrollt. Sie sind daher nur dann wahrhaft wohlthätig, wenn sie dieselbe nach jeder Richtung hin erleichternd und begeisternd begleiten, sie in den Mittelpunkt versetzen, aus welchem sich jede ihrer einzelnen Gattungen harmonisch entfaltet. Wenn man daher auch gern zugesteht, dass die Form der Chinesischen Sprache mehr, als vielleicht irgend eine andere, die Kraft des reinen Gedanken heraussteIlt, und die Seele, gerade weil sie alle kleinen, störenden Verbindungslaute abschneidet, ausschliesslicher und gespannter auf denselben hinrichtet, wenn die Lesung auch nur weniger Chinesischer Texte diese Ueberzeugung bis zur Bewunderung steigert, so dürften doch auch die entschiedensten Vertheidiger dieser Sprache schwerlich behaupten, dass sie die geistige Thätigkeit zu dem wahren Mittelpunkt hinlenkt, aus dem Dichtung und Philosophie, wis-

senschaftliche Forschung und beredter Vortrag gleich willig emporblühen.

Von welcher Seite der Betrachtung ich daher ausgehen mag, kann ich immer nicht umhin den entschiedenen Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmässiger und einer von jener reinen Gesetzmässigkeit abweichenden Form deutlich und unverholen aufzustellen. Meiner innigsten Ueberzeugung nach, wird dadurch bloss eine unläugbare Thatsache ausgedrückt. Die einzelne Vortheile gewährende Trefflichkeit auch jener abweichenden Sprachen, die Künstlichkeit ihres technischen Baues wird nicht verkannt, noch geringgeschätzt, man spricht ihnen nur die Fähigkeit ab, gleich geordnet, gleich allseitig und harmonisch durch sich selbst auf den Geist einzuwirken. Ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter sein, als ich. Ich würde ein solches nicht bloss als die Menschheit in ihren eigenthümlichsten Anlagen entwürdigend ansehen, sondern auch als unverträglich mit jeder durch Nachdenken und Erfahrung von der Sprache gegebenen richtigen Ansicht. Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt; und um zur Erreichung der einfachsten Zwecke, zu welchen jede Sprache nothwendig gelangen muss, fähig zu sein, wird immer ein so künstlicher Bau erfordert, dass sein Studium nothwendig die Forschung an sich zieht, ohne noch zu gedenken, dass jede Sprache, ausser ihrem schon entwickelten Theil, eine unbestimmbare Fähigkeit sowohl der eignen Biegsamkeit, als der Hineinbildung immer reicherer und höherer Ideen besitzt. Bei allem hier Gesagten habe ich die Nationen nur auf sich selbst beschränkt vorausgesetzt. Sie ziehen aber auch fremde Bildung an sich, und ihre geistige Thätigkeit erhält dadurch einen Zuwachs, den sie nicht ihrer Sprache verdanken, der dagegen dieser zu einer Erweiterung ihres eigenthümlichen Umfanges dient. Denn jede Sprache besitzt

die Geschmeidigkeit, Alles in sich aufnehmen und Allem wieder Ausdruck aus sich verleihen zu können. Sie kann dem Menschen niemals, und unter keiner Bedingung, zur absoluten Schranke werden. Der Unterschied ist nur, ob der Ausgangspunkt der Krafterhöhung und Ideenerweiterung in ihr selbst liegt, oder ihr fremd ist, mit anderen Worten, ob sie dazu begeistert, oder sich nur gleichsam passiv und mitwirkend hingiebt?

Wenn nun ein solcher Unterschied zwischen den Sprachen vorhanden ist, so fragt es sich, an welchen Zeichen er sich erkennen lässt? und es kann einseitig und der Fülle des Begriffs unangemessen erscheinen, dass ich ihn gerade in der grammatischen Methode der Satzbildung aufgesucht habe. Es ist darum keinesweges meine Absicht gewesen, ihn darauf zu beschränken, da er gewiss gleich lebendig in jedem Elemente und in jeder Fügung enthalten ist. Ich bin aber vorsätzlich auf dasjenige zurückgegangen, was gleichsam die Grundvesten der Sprache ausmacht und gleich von ganz entschiedener Wirkung auf die Entfaltung der Begriffe ist. Ihre logische Anordnung, ihr klares Auseinandertreten, die bestimmte Darlegung ihrer Verhältnisse zu einander macht die unentbehrliche Grundlage aller, auch der höchsten Aeusserungen der geistigen Thätigkeit aus, hängt aber, wie jedem einleuchten muss, wesentlich von jenen verschiedenen Sprachmethoden ab. Mit der richtigen geht auch das richtige Denken leicht und natürlich von statten, bei den andren findet es Schwierigkeiten zu überwinden, oder erfreut sich wenigstens nicht einer gleichen Hülfe der Sprache. Dieselbe Geistesstimmung, aus welcher jene drei verschiedenen Verfahrungsarten entspringen, erstreckt sich auch von selbst über die Formung aller übrigen Sprachelemente, und wird nur an der Satzbildung vorzugsweise erkannt. Zugleich endlich eigneten sich gerade diese Eigenthümlichkeiten besonders, factisch an dem Sprachbau dargelegt zu werden, ein Umstand, der bei einer Untersuchung

vornehmlich wichtig ist, die ganz eigentlich darauf hinausgeht, an dem *Thatsächlichen, historisch Erkennbaren* in den Sprachen die Form aufzufinden, welche sie dem Geiste ertheilen, oder in der sie sich ihm innerlich darstellen.

§. 23.

Die von der durch die rein *gesetzmässige* Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn *abweichenden* Wege können von unendlicher *Mannigfaltigkeit* sein. Die in diesem Gebiete befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus *Principien* erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach *Aehnlichkeiten* in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen. Wenn es aber richtig ist, dass der *naturgemässe* Bau auf der einen Seite von fester *Worteinheit*, auf der andren von gehöriger *Trennung* der den *Satz* bildenden *Glieder* abhängt, so müssen alle Sprachen, von denen wir hier reden, entweder die *Worteinheit* oder die *Freiheit der Gedankenverbindung* schmälern, oder endlich diese beiden Nachtheile in sich vereinigen. Hierin wird sich immer bei der Vergleichung auch der verschiedenartigsten ein allgemeiner Maassstab ihres Verhältnisses zur Geistesentwickelung finden lassen. Mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist die Aufsuchung der *Gründe* solcher *Abweichungen von der naturgemässen Bahn*. Dieser lässt sich auf dem Wege der *Begriffe* nachgehen, die *Abirrung* aber beruht auf *Individualitäten*, die bei dem Dunkel, in welches sich die frühere Geschichte jeder Sprache zurückzieht, nur vermuthet und erahndet werden können. Wo der unvollkommene Organismus bloss darin liegt, dass der innere Sprachsinn sich nicht überall in dem *Laute* hat *sinnlichen Ausdruck* verschaffen können, und daher die *Formen bildende Kraft* dieses letzteren vor Erreichung vollendeter Formalität ermattet ist, tritt allerdings diese Schwierig-

keit weniger ein, da der Grund der Unvollkommenheit alsdann in dieser Schwäche selbst liegt. Allein auch solche Fälle stellen sich selten so einfach dar, und es giebt andere, und gerade die merkwürdigsten, welche sich durchaus nicht bloss auf diese Weise erklären lassen. Dennoch muss man die Untersuchung unermüdlich bis zu diesem Punkte verfolgen, wenn man es nicht aufgeben will, den *Sprachbau* in seinen *ersten Gründen* gleichsam da, wo er in den Organen und dem Geiste Wurzel schlägt, zu enthüllen. Es würde unmöglich sein, in diese Materie hier irgend erschöpfend einzugehen. Ich begnüge mich daher, nur einige Augenblicke bei zwei Beispielen stehen zu bleiben, und wähle zu dem ersten derselben die *Semitischen Sprachen*, vorzüglich aber wieder unter diesen die *Hebräische*.

Dieser Sprachstamm gehört zwar offenbar zu den *flectirenden*, ja es ist schon oben bemerkt worden, dass die *eigentlichste Flexion*, im Gegensatz bedeutsamer Anfügung, gerade in ihm wahrhaft einheimisch ist. Die Hebräische und Arabische Sprache beurkunden auch die innere *Trefflichkeit ihres Baues*, die erstere durch Werke des höchster dichterischen Schwunges, die letztere noch durch eine reiche vielumfassende wissenschaftliche Litteratur, neben der poetischen. Auch an sich, bloss technisch betrachtet, steht de *Organismus* dieser Sprachen an Strenge der Consequenz kunstvoller Einfachheit, und sinnreicher Anpassung des Laute an den Gedanken nicht nur keinem anderen nach, sonder übertrifft vielleicht hierin alle. Dennoch tragen diese Spra chen *zwei Eigenthümlichkeiten* an sich, welche nich in den natürlichen Forderungen, ja man kann mit Sicherhei hinzusetzen, kaum den Zulassungen der Sprache überhaup liegen. Sie verlangen nämlich, wenigstens in ihrer jetzige Gestaltung, durchaus *drei Consonanten* in jedem Wort stamm, und *Consonant* und *Vocal* enthalten nicht zu sammen die Bedeutung der Wörter, sondern *Bedeutun*

und Beziehung sind ausschliesslich, jene den Consonanten, diese den Vocalen zugetheilt. Aus der ersteren dieser Eigenthümlichkeiten entsteht ein Zwang für die Wortform, welchem man billig die Freiheit anderer Sprachen, namentlich des Sanskritischen Stammes, vorzieht. Auch bei der zweiten jener Eigenthümlichkeiten finden sich Nachtheile gegen die Flexion durch Anfügung gehörig untergeordneter Laute. Man muss also doch, meiner Ueberzeugung nach, von diesen Seiten aus, die Semitischen Sprachen zu den von der angemessensten Bahn der Geistesentwickelung abweichenden rechnen. Wenn man aber nun versucht, den Gründen dieser Erscheinung und ihrem Zusammenhange mit den nationellen Sprachanlagen nachzuspüren, so dürfte man schwerlich zu einem vollkommen befriedigenden Resultate gelangen. Es erscheint gleich zuerst zweifelhaft, welche von jenen beiden Eigenthümlichkeiten man als den Bestimmungsgrund der andren ansehen soll? Offenbar stehen beide in dem innigsten Zusammenhange. Der bei drei Consonanten mögliche Sylbenumfang lud gleichsam dazu ein, die mannigfaltigen Beziehungen der Wörter durch Vocalwechsel anzudeuten; und wenn man die Vocale ausschliesslich hierzu bestimmen wollte, so konnte man den nothwendigen Reichthum an Bedeutungen nur durch mehrere Consonanten in demselben Worte erreichen. Die hier geschilderte Wechselwirkung aber ist mehr geeignet, den inneren Zusammenhang der Sprache in ihrer heutigen Formung zu erläutern, als zum Entstehungsgrunde eines solchen Baues zu dienen. Die Andeutung der grammatischen Beziehungen durch die blossen Vocale lässt sich nicht füglich als erster Bestimmungsgrund annehmen, da überall in den Sprachen natürlich die Bedeutung vorausgeht, und daher schon die Ausschliessung der Vocale von derselben erklärt werden müsste. Die Vocale müssen zwar in einer zwiefachen Beziehung betrachtet werden. Sie dienen zunächst nur als Laut, ohne welchen der Consonant nicht ausgesprochen werden könnte;

weiter aber tritt uns die Verschiedenheit des Lautes, den sie in der Vocalreihe annehmen, entgegen. In der ersten Beziehung giebt es nicht Vocale, sondern nur Einen, als zunächst stehenden, allgemeinen Vocallaut, oder, wenn man will, eigentlich noch gar keinen wahren Vokal, sondern einen unklaren, noch im Einzelnen unentwickelten Schwa-Laut. Etwas Aehnliches findet sich bei den Consonanten in ihrer Verbindung mit Vocalen. Auch der Vocal bedarf, um hörbar zu werden, des consonantischen Hauches; und insofern dieser nur die zu dieser Bestimmung erforderliche Beschaffenheit an sich trägt, ist er von den in der Consonantenreihe sich durch verschiedenen Klang gegenüberstehenden Tönen verschieden*). Hieraus folgt schon von selbst, dass sich die Vocale in dem Ausdruck der Begriffe nur den Consonanten beigesellen, und, wie schon von den tiefsten Sprachforschern**) anerkannt worden ist, hauptsächlich zur näheren Bestimmung des durch die Consonanten gestalteten Wortes dienen. Es liegt auch in der phonetischen Natur der Vocale, dass sie etwas Feineres, mehr Eindringendes und Innerliches, als die Consonanten, andeuten,

---

*) Diese Sätze hat Lepsius in seiner Paläographie auf das klarste und befriedigendste dargestellt, und den Unterschied zwischen dem Anfangs-*a* und dem *h* in der Sanskritschrift gezeigt. Ich hatte im Bugis und in einigen andren, verwandten Alphabeten erkannt, dass das Zeichen, welches von allen Bearbeitungen der Sprachen, denen diese Alphabete angehören, ein Anfangs-*a* genannt wird, eigentlich gar kein Vocal ist, sondern einen schwachen, dem Spiritus lenis der Griechen ähnlichen, consonantischen Hauch andeutet. Alle von mir dort (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 489 — 494) nachgewiesene Erscheinungen lassen sich aber durch das von Lepsius über denselben Punkt im Sanskrit-Alphabet Entwickelte besser und richtiger erklären.

**) Grimm drückt dies in seiner glücklich sinnvollen Sprache folgendergestalt aus: die Consonanz gestaltet, der Vokal bestimmt und beleuchtet das Wort. (Deutsche Gramm. II. S. 1).

und gleichsam körperloser und seelenvoller sind. Dadurch passen sie mehr zur grammatischen Andeutung, wozu die Leichtigkeit ihres Schalles und ihre Fähigkeit, sich anzuschliessen, hinzutritt. Indess ist von diesem allem doch ihr ausschliesslich grammatischer Gebrauch in den Semitischen Sprachen noch sehr verschieden, steht, wie ich glaube, als eine einzige Erscheinung in der Sprachgeschichte da, und erfordert daher einen eignen Erklärungsgrund. Will man, um diesen zu finden, auf der andren Seite von dem zweisylbigen Wurzelbau ausgehen, so stellt sich diesem Versuche der Umstand entgegen, dass dieser Wurzelbau, wenn auch für den uns bekannten Zustand dieser Sprachen der constitutive, dennoch vermuthlich nicht der wirklich ursprüngliche war. Vielmehr lag ihm, wie ich weiter unten näher ausführen werde, wahrscheinlich in grösserem Umfange, als man es jetzt anzunehmen pflegt, ein einsylbiger zum Grunde. Vielleicht aber lässt sich die Eigenthümlichkeit von der wir hier reden, dennoch gerade hieraus und aus dem Uebergange zu den zweisylbigen Formen, auf die wir durch die Vergleichung der zweisylbigen unter einander geführt werden, herleiten. Diese einsylbigen Formen hatten zwei Consonanten, welche einen Vocal zwischen sich einschlossen. Vielleicht verlor der so eingeschlossene und vom Consonantenklange übertönte Vocal die Fähigkeit gehörig selbstständiger Entwicklung, und nahm desshalb keinen Theil an dem Ausdrucke der Bedeutung. Die sich später offenbarende Nothwendigkeit grammatischer Bezeichnung rief erst vielleicht jene Entwickelung hervor, und bewirkte dann, um den grammatischen Flexionen einen grösseren Spielraum zu geben, die Hinzufügung einer zweiten Sylbe. Immer aber muss doch irgend noch ein anderer Grund vorhanden gewesen sein, die Vocale nicht frei auslauten zu lassen; und dieser ist wohl eher in der Beschaffenheit der Organe und in der Eigenthümlichkeit der Aussprache, als in der inneren Sprachansicht, zu suchen.

Gewisser, als das bis hierher Besprochene, scheint es mir dagegen, und wichtiger zur Bestimmung des Verhältnisses der Semitischen Sprachen zur Geistesentwickelung ist es, dass es dem inneren Sprachsinn dennoch bei diesen Völkern an der nothwendigen Schärfe und Klarheit der Unterscheidung der materiellen Bedeutung und der Beziehungen der Wörter theils zu den allgemeinen Formen des Sprechens und Denkens, theils zur Satzbildung mangelte, so dass dadurch selbst die Reinheit der Unterscheidung der Consonanten- und Vocalbestimmung zu leiden Gefahr läuft. Zuerst muss ich hier auf die besondere Natur derjenigen Laute aufmerksam machen, die man in den Semitischen Sprachen Wurzeln nennt, die sich aber wesentlich von den Wurzellauten anderer Sprachen unterscheiden. Da die Vokale von der materiellen Bedeutsamkeit ausgeschlossen sind, so müssen die drei Consonanten der Wurzel, streng genommen, vocallos, d. h. bloss von dem zu ihrer Herausstossung erforderlichen Laute begleitet sein. In diesem Zustande aber fehlt ihnen die zum Erscheinen in der Rede nothwendige Lautform, da auch die Semitischen Sprachen nicht mehrere unmittelbar auf einander folgende, mit blossem Schwa verbundene Consonanten dulden. Mit hinzugefügten Vocalen drücken sie diese oder jene bestimmte Beziehung aus, und hören auf, beziehungslose Wurzeln zu sein. Wo daher die Wurzeln wirklich in der Sprache erscheinen, sind sie schon wahre Wortformen; in ihrer eigentlichen Wurzelgestalt mangelt ihnen noch ein wichtiger Theil zur Vollendung ihrer Lautform in der Rede. Hierdurch erhält selbst die Flexion in den Semitischen Sprachen einen anderen Sinn, als welchen dieser Begriff in den übrigen Sprachen hat, wo die Wurzel, frei von aller Beziehung, wirklich dem Ohre vernehmbar, wenigstens als Theil eines Wortes in der Rede erscheint. Flectirte Wörter enthalten in den Semitischen Sprachen nicht Umbeugungen ursprünglicher Töne, sondern Vervollständigungen zur wahren Lautform. Da nun der

ursprüngliche Wurzellaut nicht neben dem flectirten dem Ohre im Zusammenhange der Rede vernehmbar werden kann, so leidet dadurch die lebendige Unterscheidung des Bedeutungs- und Beziehungsausdrucks. Allerdings wird zwar dadurch selbst die Verbindung beider noch inniger, und die Anwendung der Laute, nach Ewald's geistvoller und richtiger Bemerkung, passender, als in irgend einer andren Sprache, da den leicht beweglichen Vocalen das mehr Geistige, den Consonanten das mehr Materielle zugetheilt ist. Aber das Gefühl der nothwendigen Einheit des, zugleich Bedeutung und Beziehung in sich fassenden Worts ist grösser und energischer, wenn die verschmolzenen Elemente in reiner Selbstständigkeit geschieden werden können; und dies ist dem Zweck der Sprache, die ewig trennt und verbindet, und der Natur des Denkens selbst angemessen. Allein auch bei der Untersuchung der einzelnen Arten des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks findet man die Sprache nicht von einer gewissen Vermischung beider frei. Durch den Mangel untrennbarer Präpositionen entgeht ihr eine ganze Classe von Beziehungsbezeichnungen, die ein systematisches Ganzes bilden und sich in einem vollständigen Schema[25]) darstellen lassen. In den Semitischen Sprachen wird dieser Mangel zum Theil dadurch ersetzt, dass für diese, durch Präpositionen modificirten Verbalbegriffe eigene Wörter bestimmt sind. Dies kann aber keine Vollständigkeit gewähren, und noch weniger vermag dieser scheinbare Reichthum für den Nachtheil zu entschädigen, dass, da sich nun der Gegensatz weniger fühlbar darstellt, auch die Totalität nicht übersichtlich ins Auge fällt, und die Redenden die Möglichkeit einer leichten und sicheren Spracherweiterung durch einzelne, bis dahin unversucht gebliebene, Anwendungen verlieren.

Auch einen mir wichtig scheinenden Unterschied in der Bezeichnung verschiedener Arten von Beziehungen kann ich hier nicht übergehen. Die Andeutung der Casus des Nomens,

insofern sie einen Ausdruck zulassen, und nicht bloss durch die Stellung unterschieden werden, geschieht durch Hinzufügung von Präpositionen, die der Personen des Verbums durch Hinzufügung der Pronomina. Durch diese beiden Beziehungen wird die Bedeutung der Wörter auf keinerlei Weise afficirt. Es sind Ausdrücke reiner allgemein anwendbarer Verhältnisse. Das grammatische Mittel aber ist Anfügung, und zwar solcher Buchstaben oder Sylben, welche die Sprache als für sich bestehend anerkennt, die sie auch nur bis auf einen gewissen Grad der Festigkeit mit den Wörtern verbindet. Insofern auch Vocalwechsel dabei eintritt, ist er eine Folge jener Zuwächse, deren Anfügung nicht ohne Wirkung auf die Wortform in einer Sprache bleiben kann, welche so fest bestimmte Regeln für den Bau der Wörter besitzt. Die übrigen Beziehungsausdrücke, sie mögen nun in einem Vocalwechsel, oder zugleich in Hinzufügung consonantischer Laute, wie im Hifil, Nifal u. s. f., oder in Verdoppelung eines der Consonanten des Wortes selbst, wie bei den mehrsten Steigerungsformen, bestehen, haben eine nähere Verwandtschaft mit der materiellen Bedeutung des Worts, afficiren dieselbe mehr oder weniger, ändern sie wohl auch gewissermassen ganz ab, wie wenn aus dem Stamm gross gerade durch eine solche Form das Verbum erziehen hervorgebracht wird. Ursprünglich und hauptsächlich bezeichnen sie zwar wirkliche grammatische Beziehungen, den Unterschied des Nomens und Verbums, die transitiven oder intransitiven, reflexiven und causativen Verba u. s. w. Die Aenderung der ursprünglichen Bedeutung, durch welche aus den Stämmen abgeleitete Begriffe entstehen, ist eine natürliche Folge dieser Formen selbst, ohne dass darin eine Vermischung des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks zu liegen braucht. Dies beweist auch die gleiche Erscheinung in den Sanskritischen Sprachen. Allein der ganze Unterschied jener zwei Classen (auf der einen Seite der Casus- und Pronominalaffixa, auf der andren der inneren Verbalflexionen

und ihre verschiedene Bezeichnung ist in sich selbst auffallend. Zwar liegt in demselben eine gewisse Angemessenheit mit der Verschiedenheit der Fälle. Da, wo der Begriff keine Änderung erleidet, wird die Beziehung nur äusserlich, dagegen innerlich, am Stamme selbst, da bezeichnet, wo die grammatische Form, sich bloss auf das einzelne Wort erstreckend, die Bedeutung afficirt. Der Vocal erhält an derselben den feinen ausmalenden, näher modificirenden Antheil, von dem weiter oben die Rede war. In der That sind alle Fälle der zweiten Classe von dieser Art, und können, wenn wir beim Verbum stehen bleiben, schon auf die blossen Participien angewendet werden, ohne die actuale Verbalkraft selbst anzugehen. In der Barmanischen Sprache geschieht dies wirklich, und auch die Verbalvorschläge der Malayischen Sprachen beschreiben ungefähr denselben Kreis, als die Semitischen in dieser Bezeichnungsart. Denn in der That lassen sich alle Fälle derselben auf etwas den Begriff selbst Abänderndes zurückführen. Dies gilt sogar von der Andeutung der Tempora, insofern sie durch Beugung und nicht syntaktisch geschieht. Denn auf jene Weise unterscheidet sie bloss die Wirklichkeit und die noch nicht mit Sicherheit zu bestimmende Ungewissheit. Dagegen erscheint es sonderbar, dass gerade diejenigen Beziehungen, die am meisten den unveränderten Begriff nur in eine andere Beziehung stellen, wie die Casus, und diejenigen, welche am wesentlichsten die Verbalnatur bilden, wie die Personen, weniger formal bezeichnet werden, ja sich fast, gegen den Begriff der Flexion, zur Agglutination hinneigen, und dagegen die den Begriff selbst modificirenden den am meisten formalen Ausdruck annehmen. Der Gang des Sprachsinnes der Nation scheint hier nicht sowohl der gewesen zu sein, Beziehung und Bedeutung scharf von einander zu trennen, als vielmehr der, die aus der ursprünglichen Bedeutung fliessenden Begriffe, nach systematischer Abtheilung grammatischer Form, in den verschiedenen Nüancen derselben,

regelmässig geordnet, abzuleiten. Man würde sonst nicht die gemeinsame Natur aller grammatischen Beziehungen durch Behandlung in zwiefachem Ausdruck gewissermassen verwischt haben. Wenn dies Räsonnement richtig und mit den Thatsachen übereinstimmend erscheint, so beweist dieser Fall, wie ein Volk seine Sprache mit bewundrungswürdigem Scharfsinn und gleich seltnem Gefühl der gegenseitigen Forderungen des Begriffs und des Lautes behandeln, und doch die Bahn verfehlen kann, welche in der Sprache überhaupt die naturgemässeste ist. Die Abneigung der Semitischen Sprachen gegen Zusammensetzung ist aus ihrer ganzen, hier nach ihren Hauptzügen geschilderten Form leicht erklärlich. Wenn auch die Schwierigkeit, vielsylbigen Wörtern die einmal fest in die Sprache eingewachsene Wortform zu geben, wie es die zusammengesetzten Eigennamen beweisen, überwunden werden konnte, so mussten sie doch bei der Gewöhnung des Volks an eine kürzere, einen streng gegliederten und leicht übersehbaren inneren Bau erlaubende Wortform lieber vermieden werden. Es boten sich aber auch weniger Veranlassungen zu ihrer Bildung dar, da der Reichthum an Stämmen sie entbehrlicher machte.

In der Delaware-Sprache in Nord-Amerika herrscht mehr, als vielleicht in irgend einer andren, die Gewohnheit, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden. Die Elemente dieser Composita enthalten aber selten das ganze ursprüngliche Wort, sondern es gehen von diesem nur Theile, ja selbst nur einzelne Laute in die Zusammensetzung über. Aus einem von Du Ponceau*) gegebenen Beispiel muss man sogar schliessen, dass es von dem Redenden abhängt, solche Wörter oder vielmehr ganze zu Wörtern gestempelte Phrasen gleichsam aus Bruchstücken einfacher Wörter zusammenzu-

---

*) Vorrede zu Zeisberger's Delaware-Grammatik. (Philadelphia. 1827. 4. S. 20.)

fügen. Aus *ki*, du, *wulit*, gut, schön, niedlich, *wichgat*, Pfote, und *schis*, einem als Endung im Sinne der Kleinheit gebrauchten Worte, wird, in der Anrede an eine kleine Katze, *k-uli-gat-schis*, deine niedliche kleine Pfote, gebildet. Auf gleiche Weise gehen Redensarten in Verba über, und werden alsdann vollständig conjugirt. *Nad-hol-ineen*, von, *naten*, holen, *amochol*, Boot, und dem schliessenden regierten Pronomen der ersten Person des Plurals, heist: hole uns mit dem Boote! nämlich: über den Fluss. Man sieht schon aus diesen Beispielen, dass die Veränderungen, der diese Composita bildenden Wörter sehr bedeutend sind. So wird aus *wulit* in dem obigen Beispiel *uli*, in anderen Fällen, wo im Compositum kein Consonant vorausgeht, *wul*, allein auch mit vorausgehendem Consonanten *ola**). Auch die Abkürzungen sind bisweilen sehr gewaltsam. Von *awesis*, Thier, wird, um das Wort Pferd zu bilden, bloss die Sylbe *es* in die Zusammensetzung aufgenommen. Zugleich gehen, da die Bruchstücke der Wörter nun in Verbindung mit anderen Lauten treten, Wohllautsveränderungen vor, welche dieselben noch weniger kenntlich machen. Dem eben erwähnten Worte für Pferd, *nanayung-es*, liegt, ausser der Endung *es*, nur *nayundam*, eine Last auf dem Rücken tragen, zum Grunde. Das *g* scheint eingeschoben, und die Verstärkung durch die Verdoppelung der ersten Sylbe nur auf das Compositum angewandt. Ein blosses Anfangs-*m* von *machit*, schlecht. oder von *medhick*, übel, giebt dem Worte einen bösen und verächtlichen Sinn**). Man hat daher diese Wortverstümmlungen

---

*) *Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philosophical Society*. Philadelphia. 1819. Vol. 1. S. 405 u. flgd.

**) Zeisberger (a. a. O.) bemerkt, dass *mannitto* hiervon eine Ausnahme bilde, da man darunter Gott selbst, den grossen und guten Geist, verstehe. Es ist aber sehr gewöhnlich, die religiösen Ideen ungebildeter Völker von der Furcht vor bösen Geistern ausgehen zu sehen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes könnte daher doch

verschiedentlich, als barbarische Rohheit, sehr hart getadelt, man müsste aber eine tiefere Kenntniss der Delaware-Sprache und der Verwandtschaft ihrer Wörter besitzen, um zu entscheiden, ob wirklich in den abgekürzten Wörtern die Stammsylben vernichtet, oder nicht vielmehr gerade erhalten werden. Dass dies letztere in einigen Fällen sich wirklich so verhält, sieht man an einem merkwürdigen Beispiel. *Lenape* bedeutet Mensch; *lenni*, welches mit dem vorigen Worte zusammen (Lenni Lenape) den Namen des Hauptstammes der Delawaren ausmacht, hat die Bedeutung von etwas Ursprünglichem, Unvermischtem, dem Lande von jeher Angehörigem, und bedeutet daher auch gemein, gewöhnlich. In diesem letzteren Sinne dient der Ausdruck zur Bezeichnung alles Einheimischen, von dem grossen und guten Geiste dem Lande Gegebenen, im Gegensatz mit dem aus der Fremde erst durch die weissen Menschen Gekommenen. *Ape* heisst aufrecht gehen*). In *lenape* sind also ganz richtig die charakteristischen Kennzeichen des aufrecht wandelnden Eingebornen enthalten. Dass hernach das Wort allgemein für Mensch gilt, und, um zum Eigennamen zu werden, noch einmal den Begriff des Ursprünglichen mit sich verbindet, sind leicht erklärliche Erscheinungen. In *pilape*, Jüngling, ist das Wort *pilsit*, keusch, unschuldig, mit demjenigen Theil von *lenape* zusammengesetzt, welcher die den Menschen charakterisirende Eigenschaft bezeichnet. Da die in der Zusammensetzung verbundenen Wörter grossentheils mehrsylbig und schon selbst wieder zusammengesetzt

sehr leicht eine solche gewesen sein. Ueber den Rest des Wortes finde ich, bei dem Mangel eines Delaware-Wörterbuchs, keine Auskunft. Auffallend, obgleich vielleicht bloss zufällig, ist die Uebereinstimmung dieses Ueberrestes mit dem Tagalischen *anito*, Götzenbild. (s. unt. 1. Buch. S. 75.)

*) So verstehe ich nämlich Heckewelder. (*Transactions.* I. 411.) Auf jeden Fall ist *ape* bloss Endung für aufrecht gehende Wesen, wie *chum* für vierfüssige Thiere.

sind, so kommt alles darauf an, welcher ihrer Theile zum Element des neuen Compositums gebraucht wird, worüber nur die aus einem vollständigen Wörterbuche zu schöpfende genauere Kenntniss der Sprache Aufklärung geben könnte. Auch versteht es sich wohl von selbst, dass der Sprachgebrauch diese Abkürzungen in bestimmte Regeln eingeschlossen haben wird. Dies sieht man schon daraus, dass das modificirte Wort in den gegebenen Beispielen immer im Compositum, als das letzte Element, dem modificirenden nachsteht. Das Verfahren dieser scheinbaren Verstümmlung der Wörter dürfte daher wohl ein milderes Urtheil verdienen, und nicht so zerstörend für die Etymologie sein, als es der oberflächliche Anblick befürchten lässt. Es hängt genau mit der, oben schon als die Amerikanischen Sprachen auszeichnend angeführten Tendenz, das Pronomen in abgekürzter oder noch mehr abweichender Gestalt mit dem Verbum und dem Nomen zu verbinden, zusammen. Das eben von der Delawarischen Gesagte beweist ein noch allgemeineres Streben nach Verbindung mehrerer Begriffe in demselben Worte. Wenn man mehrere der Sprachen mit einander vergleicht, welche die grammatischen Beziehungen, ohne Flexion, durch Partikeln andeuten, so halten einige derselben, wie die Barmanische, die meisten der Südsee-Inseln und selbst die Mandschuische und die Mongolische, die Partikeln und die durch sie bestimmten Wörter eher aus einander, da hingegen die Amerikanischen eine Neigung, sie zu verknüpfen, verrathen. Die letztere fliesst natürlich schon aus dem oben (§. 17.) geschilderten einverleibenden Verfahren. Dieses habe ich im Vorigen als eine Beschränktheit der Satzbildung dargestellt, und durch die Aengstlichkeit des Sprachsinns erklärt, die Theile des Satzes für das Verständniss recht enge zusammenzufassen.

Dem hier betrachteten Verfahren der Delawarischen Wortbildung lässt sich aber zugleich noch eine andere Seite abgewinnen. Es liegt in demselben sichtbar die Neigung, der

Seele die im Gedanken verbundenen Begriffe, statt ihr dieselben einzeln zuzuzählen, auf einmal, und auch durch den Laut verbunden, vorzulegen. Es ist eine malerische Behandlung der Sprache, genau zusammenhängend mit der übrigen aus allen ihren Bezeichnungen hervorblickenden bildlichen Behandlung der Begriffe. Die Eichel heisst *wu-nach-quim*, die Nuss der Blatt-Hand (von *wumpach*, Blatt, *nach*, Hand, und *quim*, die Nuss), weil die lebendige Einbildungskraft des Volkes die eingeschnittenen Blätter der Eiche mit einer Hand vergleicht. Auch hier bemerke man die doppelte Befolgung des oben erwähnten Gesetzes in der Stellung der Elemente, erst in dem letzten, dann in den beiden ersten, wo wieder die Hand, gleichsam aus einem Blatte gebildet, diesem letzteren Worte, nicht umgekehrt, nachsteht. Es ist offenbar von grosser Wichtigkeit, wie viel eine Sprache in Ein Wort einschliesst, statt sich der Umschreibung durch mehrere zu bedienen. Auch der gute Schriftsteller übt hierin sorgfältige Unterscheidung, wo ihm die Sprache die Wahl frei lässt. Das richtige Gleichgewicht, welches die Griechische Sprache hierin beobachtet, gehört gewiss zu ihren grössten Schönheiten. Das in Einem Worte Verbundene stellt sich auch der Seele mehr als Eins dar, da die Wörter in der Sprache das sind, was die Individuen in der Wirklichkeit. Es erregt lebendiger die Einbildungskraft, als was dieser einzeln zugezählt wird. Daher ist das Einschliessen in Ein Wort mehr Sache der Einbildungskraft, die Trennung mehr die des Verstandes. Beide können sich sogar hierin entgegenstehen, und verfahren wenigstens dabei nach ihren eignen Gesetzen, deren Verschiedenheit sich hier in einem deutlichen Beispiel in der Sprache verräth. Der Verstand fordert vom Worte, dass es den Begriff vollständig und rein bestimmt hervorrufe, aber auch zugleich in ihm die logische Beziehung anzeige, in welcher es in der Sprache und in der Rede erscheint. Diesen Verstandesforderungen genügt die Delaware-Sprache nur auf ihre, den höheren Sprachsinn

nicht befriedigende, Weise. Dagegen wird sie zum lebendigen Symbol der Bilder an einander reihenden Einbildungskraft, und bewahrt hierin eine sehr eigenthümliche Schönheit. Auch im Sanskrit tragen die sogenannten undeclinirbaren Participien, die so oft zum Ausdruck von Zwischensätzen dienen, zur lebendigen Darstellung des Gedanken, dessen Theile sie mehr gleichzeitig vor die Seele bringen, wesentlich bei. In ihnen vereinigt sich aber, da sie grammatische Bezeichnung haben, die Strenge der Verstandesforderung mit dem freien Erguss der Einbildungskraft. Dies ist ihre beifallswürdige Seite. Denn allerdings haben sie auch eine entgegengesetzte, wenn sie durch Schwerfälligkeit der Freiheit der Satzbildung Fesseln anlegen, und ihre einverleibende Methode an mangelnde Mannigfaltigkeit von Mitteln erinnert, dem Satze gehörige Erweiterung zu geben.

Es scheint mir nicht unmerkwürdig, dass diese kühn bildliche Zusammenfügung der Wörter gerade einer Nord-Amerikanischen Sprache angehört, ohne dass ich jedoch hieraus mit Sicherheit Folgerungen auf den Charakter dieser Völker, im Gegensatz mit den südlichen, ziehen möchte, da man hierzu mehr Data über beide und ihre frühere Geschichte besitzen müsste. Gewiss aber ist es, dass wir in den Reden und Verhandlungen dieser Nord-Amerikanischen Stämme eine grössere Erhebung des Gemüths und einen kühneren Flug der Einbildungskraft erkennen, als von dem wir im südlichen Amerika Kunde haben. Natur, Klima und das den Völkern dieses Theils von Amerika mehr eigenthümliche Jägerleben, welches weite Streifzüge durch die einsamsten Wälder mit sich bringt, mögen zugleich dazu beitragen. Wenn aber die Thatsache in sich richtig ist, so übten unstreitig die grossen despotischen Regierungen besonders die zugleich priesterlich die freie Entwickelung der Individualität niederdrückende Peruanische, einen sehr verderblichen Einfluss aus, da jene Jägerstämme, wenigstens soviel wir wissen, immer

nur in freien Verbindungen lebten. Auch seit der Eroberung durch die Europäer erfuhren beide Theile ein verschiedenes, gerade in der Hinsicht, von welcher wir hier reden, sehr wesentlich entscheidendes Schicksal. Die fremden Anwohner in dem Nord-Amerikanischen Küstenstrich drängten die Eingebornen zurück, und beraubten sie wohl auch ungerechter Weise ihres Eigenthums, unterwarfen sie aber nicht, indem auch ihre Missionare, von dem freieren und milderen Geiste des Protestantismus beseelt, einem drückenden mönchischen Regimente, wie es die Spanier und Portugiesen systematisch einführten, fremd waren.

Ob übrigens in der reichen Einbildungskraft, von welcher Sprachen, wie die Delawarische, das sichtbare Gepräge tragen, auch ein Zeichen liegt, dass wir in ihnen eine jugendlichere Gestalt der Sprache aufbewahrt finden? ist eine schwer zu beantwortende Frage, da man zu wenig abzusondern vermag, was hierin der Zeit, und was der Geistesrichtung der Nation angehört. Ich bemerke in dieser Rücksicht hier nur, dass diese Zusammensetzung von Wörtern, von welchen in unsren heutigen oft auch nur einzelne Buchstaben übrig geblieben sein mögen, sich leicht auch in den schönsten und gebildetsten Sprachen finden mag, da es in der Natur der Dinge liegt, vom Einfachen an aufzusteigen, und im Verlaufe so vieler Jahrtausende, in welchen sich die Sprache im Munde der Völker fortgepflanzt hat, die Bedeutungen der Urlaute natürlich verloren gegangen sind.

§. 24.

In dem entschiedensten Gegensatze befinden sich unter allen bekannten Sprachen die Chinesische und das Sanskrit, da die erstere alle grammatische Form der Sprache in die Arbeit des Geistes zurückweist, das letztere sie bis in die feinsten Schattirungen dem Laute einzuverleiben strebt

Denn offenbar liegt in der mangelnden und sichtbarlich vorleuchtenden Bezeichnung der Unterschied beider Sprachen. Den Gebrauch einiger Partikeln ausgenommen, deren sie, wie wir weiter unten sehen werden, auch wieder bis auf einen hohen Grad zu entbehren versteht, deutet die Chinesische alle Form der Grammatik im weitesten Sinne durch Stellung, den einmal nur in einer gewissen Form festgestellten Gebrauch der Wörter, und den Zusammenhang des Sinnes an, also bloss durch Mittel, deren Anwendung innere Anstrengung erheischt. Das Sanskrit dagegen legt in die Laute selbst nicht bloss den Sinn der grammatischen Form, sondern auch ihre geistigere Gestalt, ihr Verhältniss zur materiellen Bedeutung.

Hiernach sollte man auf den ersten Anblick die Chinesische Sprache für die von der naturgemässen Forderung der Sprache am meisten abweichende, für die unvollkommenste unter allen halten. Diese Ansicht verschwindet aber vor der genaueren Betrachtung. Sie besitzt im Gegentheil einen hohen Grad der Trefflichkeit, und übt eine, wenn gleich einseitige, doch mächtige Einwirkung auf das geistige Vermögen aus. Man könnte zwar den Grund hiervon in ihrer frühen wissenschaftlichen Bearbeitung und reichen Litteratur suchen. Offenbar hat aber vielmehr die Sprache selbst, als Aufforderung und Hülfsmittel, zu diesen Fortschritten der Bildung wesentlich mitgewirkt. Zuerst kann ihr die grosse Consequenz ihres Baues nicht bestritten werden. Alle andren flexionslosen Sprachen, wenn sie auch noch so grosses Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen. Die Chinesische führt, indem sie gänzlich diesen Weg verlässt, ihren Grundsatz bis zum Ende durch. Dann trieb gerade die Natur der in ihr zum Verständniss alles Formalen angewandten Mittel, ohne Unterstützung bedeutsamer Laute, darauf hin, die verschiedenen formalen Verhältnisse strenger zu beachten, und syste-

matisch zu ordnen. Endlich wird der Unterschied zwischen materieller Bedeutung und formeller Beziehung dem Geiste dadurch von selbst um so mehr klar, als die Sprache, wie sie das Ohr vernimmt, bloss die materiell bedeutsamen Laute enthält, der Ausdruck der formellen Beziehungen aber an den Lauten nur wieder als Verhältniss, in Stellung und Unterordnung, hängt. Durch diese fast durchgängige lautlose Bezeichnung der formellen Beziehungen unterscheidet sich die Chinesische Sprache, soweit die allgemeine Uebereinkunft aller Sprachen in Einer inneren Form Verschiedenheit zulässt, von allen andren bekannten. Man erkennt dies am deutlichsten, wenn man irgend einen ihrer Theile in die Form der letzteren zu zwängen versucht, wie einer ihrer grössten Kenner, Abel-Rémusat, eine vollständige Chinesische Declination aufgestellt hat*). Sehr begreiflicher Weise muss es in jeder Sprache Unterscheidungsmittel der verschiedenen Beziehungen des Nomens geben. Diese aber kann man bei weitem nicht immer darum als Casus im wahren Sinne dieses Wortes betrachten. Die Chinesische Sprache gewinnt durchaus nicht bei einer solchen Ansicht. Ihr charakteristischer Vorzug liegt im Gegentheil, wie auch Rémusat an derselben Stelle sehr treffend bemerkt, in ihrem, von den andren Sprachen abweichenden, Systeme, wenn sie gleich eben durch dasselbe auch mannigfaltiger Vorzüge entbehrt, und allerdings, als Sprache und Werkzeug des Geistes, den Sanskritischen und Semitischen Sprachen nachsteht. Der Mangel einer Lautbezeichnung der formalen Beziehungen darf aber nicht in ihr allein genommen werden. Man muss zugleich, und sogar hauptsächlich, die Rückwirkung ins Auge fassen, welche dieser Mangel nothwendig auf den Geist ausübt, indem er ihn zwingt diese Beziehungen auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden, und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern

*) Fundgruben des Orients. III. 283.

wahrhaft in ihnen zu entdecken. Wie paradox es daher klingt, so halte ich es dennoch für ausgemacht, dass im Chinesischen gerade die scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegentheil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelingender Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist vielmehr einschläfern, und den grammatischen Sinn durch Vermischung des materiell und formal Bedeutsamen eher verdunkeln.

Dieser eigenthümliche *Chinesische Bau* rührt wohl unstreitig von der *Lauteigenthümlichkeit* des Volkes in den frühesten Zeiten her, von der Sitte, die Sylben stark in der Aussprache aus einander zu halten, und von einem Mangel an der Beweglichkeit, mit welcher ein Ton auf den andren umändernd einwirkt. Denn diese sinnliche Eigenthümlichkeit muss, wenn die geistige der inneren Sprachform erklärt werden soll, zum Grunde gelegt werden, da jede Sprache nur von der ungebildeten Volkssprache ausgehen kann. Entstand nun durch den grübelnden und erfindsamen Sinn der Nation, durch ihren scharfen und regen und vor der Phantasie vorwaltenden Verstand eine philosophische und wissenschaftliche *Bearbeitung der Sprache*, so konnte sie nur den sich wirklich in dem *älteren Style* verrathenden Weg nehmen, die Absonderung der Töne, wie sie im Munde des Volkes bestand, beibehalten, aber alles das feststellen und genau unterscheiden, was im höheren Gebrauch der Sprache, entblösst von der, dem Verständniss zu Hülfe kommenden Betonung und Geberde, zur lichtvollen Darstellung des Gedanken erfordert wurde. Dass aber eine solche Bearbeitung schon *sehr früh* eintrat, ist geschichtlich erwiesen, und zeigt sich auch in den unverkennbaren, aber geringen Spuren bildlicher Darstellung in der *Chinesischen Schrift*.

Es lässt sich wohl allgemein behaupten, dass, wenn der Geist anfängt, sich zu *wissenschaftlichem Denken* zu

erheben, und eine solche Richtung in die Bearbeitung der Sprache kommt, überhaupt Bilderschrift sich nicht lange erhalten kann. Bei den Chinesen muss dies doppelt der Fall gewesen sein. Auf eine alphabetische Schrift würden sie, wie alle andere Völker, durch die Unterscheidung der Articulation des Lautes geführt worden sein. Es ist aber erklärlich, dass die Schrifterfindung bei ihnen diesen Weg nicht verfolgte. Da die geredete Sprache die Töne nie in einander verschlang, so war ihre einzelne Bezeichnung minder erfordert. Wie das Ohr Monogramme des Lautes vernahm, so wurden diesen Monogramme der Schrift nachgebildet. Von der Bilderschrift abgehend, ohne sich der alphabetischen zu nähern bildete man ein kunstvolles willkührlich erzeugtes Systen von Zeichen, nicht ohne Zusammenhang der einzelnen unte einander, aber immer nur in einem idealen, niemals in einen phonetischen. Denn weil die Verstandesrichtung vor dem Ge fallen an Lautwechsel in der Nation und der Sprache vor herrschte, so wurden diese Zeichen mehr Andeutungen vo Begriffen, als von Lauten, nur dass jedem derselben doc immer ein bestimmtes Wort entspricht, da der Begriff ers im Worte seine Vollendung erhält.

Auf diese Weise bilden die Chinesische und die Sans krit-Sprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiet zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenhe zur Geistesentwickelung, allein allerdings an innerer Consequer und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich. Die Se mitischen Sprachen lassen sich nicht als zwischen ihne liegend ansehen. Sie gehören, ihrer entschiedenen Richtur zur Flexion nach, in Eine Classe mit den Sanskritischen. Da gegen kann man alle übrigen Sprachen als in der Mitt jener beiden Endpunkte befindlich betrachten, da alle sic entweder der Chinesischen Entblössung der Wörter von ihre grammatischen Beziehungen, oder der festen Anschliessur der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen. Selb

einverleibende Sprachen, wie die Mexicanische, sind in diesem Falle, da die Einverleibung nicht alle Verhältnisse andeuten kann, und sie, wo diese nicht ausreicht, Partikeln gebrauchen müssen, die angefügt werden, oder getrennt bleiben können. Weiter aber, als diese negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren, und keine Flexion zu besitzen, haben diese mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen nichts mit einander gemein, und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise in Eine Classe geworfen werden.

Hiernach fragt es sich, ob es nicht in der Sprachbildung (nicht in demselben Sprachstamm, aber überhaupt) stufenartige Erhebungen zu immer vollkommnerer geben sollte? Man kann diese Frage von der wirklichen Sprachentstehung thatsächlich so nehmen, als habe es in verschiedenen Epochen des Menschengeschlechts nur successive Sprachbildungen verschiedener einander in ihrer Entstehung voraussetzender und bedingender Grade gegeben. Alsdann wäre das Chinesische die älteste, das Sanskrit die jüngste Sprache. Denn die Zeit könnte uns Formen aus verschiedenen Epochen aufbewahrt haben. Ich habe schon weiter oben genügend ausgeführt, und es macht dies einen Hauptpunkt meiner Sprachansichten aus, dass die vollkommnere, die Frage bloss aus Begriffen betrachtet, nicht auch die spätere zu sein braucht. Historisch lässt sich nichts darüber entscheiden; doch werde ich in einem der folgenden Abschnitte dieser Betrachtungen bei Gelegenheit der factischen Entstehung und Vermischung der Sprachen diesen Punkt noch genauer zu bestimmen suchen. Man kann aber auch ohne Rücksicht auf dasjenige, was wirklich bestanden hat, fragen, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen, bloss ihrem Baue nach, zu einander wie solche stufenartige Erhebungen verhalten, oder ob ihre Verschiedenheit nicht erlaubt, einen so einfachen Maassstab an sie zu legen? Auf der einen Seite scheint nun wirklich das Erstere der Fall. Wenn z. B. die Barmanische Sprache für die mei-

sten grammatischen Beziehungen wirkliche Lautbezeichnungen in Partikeln besitzt, aber diese weder unter einander, noch mit den Hauptwörtern, durch Lautveränderungen verschlingt, dagegen, wie ich gezeigt habe, Amerikanische Sprachen abgekürzte Elemente verbinden, und dem daraus entstehenden Worte eine gewisse phonetische Einheit geben, so scheint das letztere Verfahren der wirklichen Flexion näher zu stehen. Sieht man aber wieder bei der Vergleichung des Barmanischen mit dem eigentlich Malayischen, dass jenes zwar viel mehr Beziehungen bezeichnet, da wo dieses die Chinesische Bezeichungslosigkeit beibehält, dagegen das Malayische die vorhandenen Anfügungssylben in sorgfältiger Beachtnng sowohl ihrer eignen, als der Laute des Hauptworts behandelt, so wird man verlegen, welcher beider Sprachen man den Vorzug ertheilen soll, obgleich, bei Beurtheilung auf anderem Wege, derselbe unzweifelhaft der Malayischen Sprache gebührt.

Man sieht also, dass es einseitig sein würde, auf diese Weise und nach solchen Kriterien Stufen der Sprachen zu bestimmen. Es ist dies auch vollkommen begreiflich. Wenn die bisherigen Betrachtungen mit Recht Eine Sprachform als die einzig gesetzmässige anerkannt haben, so beruht dieser Vorzug nur darauf, dass durch ein glückliches Zusammentreffen eines reichen und feinen Organes mit lebendiger Stärke des Sprachsinnes die ganze Anlage, welche der Mensch physisch und geistig zur Sprache in sich trägt, sich vollständig und unverfälscht im Laute entwickelt. Ein unter so begünstigenden Umständen sich bildender Sprachbau erscheint dann als aus einer richtigen und energischen Intuition des Verhältnisses des Sprechens zum Denken und aller Theile der Sprache zu einander hervorgesprungen. In der That ist der wahrhaft gesetzmässige Sprachbau nur da möglich, wo eine solche, gleich einer belebenden Flamme, die Bildung leuchtend durchdringt. Ohne ein von innen heraus arbeitendes Princip, auf mechanisch allmälig einwirkenden Wegen, bleibt er unerreichbar. Treffen

aber auch nicht überall so befördernde Umstände zusammen, so haben doch alle Völker bei ihrer Sprachbildung nur immer eine und dieselbe Tendenz. Alle wollen das Richtige, Naturgemässe und daher Höchste. Dies bewirkt die sich an und in ihnen entfaltende Sprache von selbst und ohne ihr Zuthun, und es ist nicht denkbar, dass eine Nation gleichsam absichtlich z. B. nur die materielle Bedeutung bezeichnete, die grammatischen Beziehungen aber der Lautbezeichnung entzöge. Da indess die Sprache, die, um hier einen schon im Vorigen gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, der Mensch nicht sowohl bildet, als vielmehr in ihren, wie von selbst hervorgehenden, Entwicklungen mit einer Art freudigen Erstaunens an sich entdeckt, durch die Umstände, in welchen sie in die Erscheinung tritt, in ihrem Schaffen bedingt wird, so erreicht sie nicht überall das gleiche Ziel, sondern fühlt sich, nicht ausreichend, an einer, nicht in ihr selbst liegenden Schranke. Die Nothwendigkeit aber demungeachtet, immer ihrem allgemeinen Zwecke zu genügen, treibt sie, wie es auch sein möge, von jener Schranke aus nach einer hierzu tauglichen Gestaltung. So entsteht die concrete Form der verschiedenen menschlichen Sprachen, und enthält, insofern sie vom gesetzmässigen Baue abweicht, daher immer zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden, und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführenden Theil. In dem negativen liesse sich nun wohl eine stufenartige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht immer so einfache Bestimmungen. Indem hier mehr oder weniger Uebereinstimmung und Entfernung vom gesetzmässigen Baue zugleich vorhanden ist, muss man sich oft nur bei einem Abwägen der Vorzüge und Mängel begnügen. Bei dieser, wenn der Ausdruck erlaubt ist, anomalen Art der Sprach-

erzeugung wird oft ein einzelner *Sprachtheil* mit einer gewissen Vorliebe vor andren ausgebildet, und es liegt hierin häufig gerade der charakteristische Zug einzelner Sprachen. Natürlich aber kann sich alsdann die wahre Reinheit des richtigen Princips in keinem Theile aussprechen. Denn dieses fordert gleichmässige Behandlung aller, und würde, könnte es einen Theil wahrhaft durchdringen, sich von selbst auch über die anderen ergiessen. Mangel an wahrer innerer *Consequenz* ist daher ein gemeinsamer Charakter aller dieser Sprachen. Selbst die Chinesische kann eine solche doch nicht vollkommen erreichen, da auch sie in einigen, allerdings nicht zahlreichen Fällen dem Principe der Wortfolge mit Partikeln zu Hülfe kommen muss.

Wenn den unvollkommneren Sprachen die wahre *Einheit* eines, sie von innen aus gleichmässig durchstrahlenden *Principes* mangelt, so liegt es doch in dem hier geschilderten Verfahren, dass jede demungeachtet einen festen *Zusammenhang* und eine, nicht zwar immer aus der Natu der Sprache überhaupt, aber doch aus ihrer besonderen Individualität hervorgehende *Einheit* besitzt. Ohne Einhei der Form wäre überhaupt keine Sprache denkbar: und so wi die Menschen sprechen, fassen sie nothwendig ihr Spreche in eine solche Einheit zusammen. Dies geschieht bei jede inneren und äusseren Zuwachs, welchen die Sprache erhäl Denn ihrer innersten Natur nach, macht sie ein zusamme hängendes Gewebe von Analogieen aus, in dem sich das frem Element nur durch eigene Anknüpfung festhalten kann.

Die hier gemachten Betrachtungen zeigen zugleich, welc *Mannigfaltigkeit* verschiedenen *Baues* die menschlich Spracherzeugung in sich zu fassen vermag, und lassen fol lich an der Möglichkeit einer erschöpfenden *Classificati* der Sprachen verzweifeln. Eine solche ist wohl zu bestim ten *Zwecken*, und wenn man einzelne Erscheinungen ihnen zum Eintheilungsgrunde annimmt, ausführbar, verwick

dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn, bei tiefer eindringendem Forschen, die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll. Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems ihres Zusammenhanges und ihrer Verschiedenheiten wäre, ständen derselben auch nicht die so eben angegebenen allgemeinen Schwierigkeiten im Wege, doch bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmöglich. Eine nicht unbedeutende Anzahl noch gar nicht unternommener Forschungen müsste einer solchen Arbeit nothwendig vorausgehen. Denn die richtige Einsicht in die Natur einer Sprache erfordert viel anhaltendere und tiefere Untersuchungen, als bisher noch den meisten Sprachen gewidmet worden sind.

Dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen. Ich habe weiter oben (§. 21.) von der Wichtigkeit gesprochen, dem Verbum eine, seine wahre Function formal charakterisirende Bezeichnung zu geben. In dieser Eigenthümlichkeit nun unterscheiden sich Sprachen, welche sonst, dem Ganzen ihrer Bildung nach, auf gleicher Stufe zu stehen scheinen. Es ist natürlich, dass die Partikel-Sprachen, wie man diejenigen nennen könnte, welche die grammatischen Beziehungen zwar durch Sylben oder Wörter bezeichnen, allein diese gar nicht, oder nur locker und verschiebbar anfügen, keinen ursprünglichen Unterschied zwischen Nomen und Verbum feststellen. Bezeichnen sie auch einige einzelne Gattungen des ersteren, so geschieht dies nur in Beziehung auf bestimmte Begriffe und in bestimmten Fällen, nicht im Sinne grammatischer Absonderung durchgängig. Es ist daher in ihnen nicht selten, das jedes Wort, ohne Unterschied, zum Verbum gestempelt werden, dagegen auch wohl jede Verbalflexion zu-

gleich als Participium gelten kann. Sprachen nun, die hierin einander gleich sind, unterscheiden sich dennoch wieder dadurch, dass die einen das Verbum mit gar keinem, seine eigenthümliche Function der Satzverknüpfung charakterisirenden Ausdruck ausstatten, die anderen dies wenigstens durch die ihm in Abkürzungen oder Umänderungen angefügten Pronomina thun, den schon im Obigen öfters berührten Unterschied zwischen Pronomen und Verbalperson festhaltend. Das erstere Verfahren beobachtet z. B. die Barmanische Sprache, soweit ich sie genauer beurtheilen kann, auch die Siamesische, die Mandschurische und Mongolische, insofern sie die Pronomina nicht zu Affixen abkürzen, die Sprachen der Südsee-Inseln, und grossentheils auch die übrigen Malayischen des westlichen Archipelagus, das letztere die Mexicanische, die Delaware-Sprache und andere Amerikanische. Indem die Mexicanische dem Verbum das regierende und regierte Pronomen, bald in concreter, bald in allgemeiner Bedeutung, beigiebt, drückt sie wirklich auf eine geistigere Weise seine nur ihm angehörende Function durch die Richtung auf die übrigen Haupttheile des Satzes aus. Bei dem ersteren dieser beiden Verfahren können Subject und Prädicat nur so verknüpft werden, dass man die Verbalkraft durch Hinzufügung des Verbums sein andeutet. Meistentheils aber wird dasselbe bloss hinzugedacht; was in Sprachen dieses Verfahrens Verbum heisst, ist nur Participium oder Verbalnomen, und kann, wenn auch Genus des Verbums, Tempus und Modus daran ausgedrückt sind, vollkommen so gebraucht werden. Unter Modus verstehen aber diese Sprachen nur die Fälle, wo die Begriffe des Wünschens, Befürchtens, des Könnens, Müssens u. s. f. Anwendung finden. Der reine Conjunctivus ist ihnen in der Regel fremd. Das durch ihn, ohne Hinzukommen eines materiellen Nebenbegriffs, ausgedrückte ungewisse und abhängige Setzen kann in Sprachen nicht angemessen bezeichnet werden, in welchen das einfache actuale Setzen keinen for

malen Ausdruck findet. Dieser Theil des angeblichen Verbums ist alsdann mehr oder weniger sorgfältig behandelt und zu Worteinheit verschmolzen. Der hier geschilderte Unterschied ist aber genau derselbe, als wenn man das Verbum in seine Umschreibung auflöst, oder es in seiner lebendigen Einheit gebraucht. Das erstere ist mehr ein logisch geordnetes, das letztere ein sinnlich bildendes Verfahren; und man glaubt, wenn man sich in die Eigenthümlichkeit dieser Sprachen versetzt, zu sehen, was in dem Geiste der Völker, welchen nur das auflösende eigenthümlich ist, vorgehen muss. Die andren, so wie die Sprachen gesetzmässiger Bildung, bedienen sich beider nach Verschiedenheit der Umstände. Die Sprache kann, ihrer Natur nach, den sinnlich bildenden Ausdruck der Verbalfunction nicht ohne grosse Nachtheile aufgeben. Auch wird in der That, selbst bei den Sprachen, welche, wie man offenherzig gestehen muss, an wirklicher Abwesenheit des wahren Verbums leiden, der Nachtheil dadurch verringert, dass bei einem grossen Theile von Verben die Verbalnatur in der Bedeutung selbst liegt, und daher der formale Mangel materiell ersetzt wird. Kommt nun noch, wie im Chinesischen, hinzu, dass Wörter, welche beide Functionen, des Nomens und des Verbums, übernehmen könnten, durch den Gebrauch nur zu Einem gestempelt sind, oder dass sie ihre Geltung durch die Betonung anzeigen können, so hat sich die Sprache auf einem andren Wege noch mehr wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Unter allen, mir genauer bekannten Sprachen mangelt keiner so sehr die formale Bezeichnung der Verbalfunction, als der Barmanischen*). Carey bemerkt ausdrücklich in

---

*) Der Name, den die Barmanen sich selbst geben, ist Mranmâ.[27]) Das Wort wird aber gewöhnlich Mrammâ geschrieben, und Byammâ ausgesprochen. (Judson. *h. v.*) Wenn es erlaubt ist, diesen Namen geradezu aus der Bedeutung seiner Elemente zu erklären, so

seiner Grammatik, dass in der Barmanischen Sprache Verba kaum anders, als in Participialformen, gebraucht werden, indem, setzt er hinzu, dies hinreichend sei, jeden durch ein Verbum auszudrückenden Begriff anzudeuten. An einer andren Stelle spricht er dem Barmanischen alle Verba ganz und gar ab*). Diese Eigenthümlichkeit wird aber erst ganz verständlich, wenn man sie im Zusammenhange mit dem übrigen Bau der Sprache betrachtet.

Die Barmanischen Stammwörter erfahren keine Veränderung durch die Anfügung grammatischer Sylben. Die einzigen Buchstabenveränderungen in der Sprache sind die Verwandlung des ersten aspirirten Buchstaben in einen unaspirirten, da wo ein aspirirter verdoppelt wird; und bei der Verbindung von zwei einsylbigen Stammwörtern zu Einem Worte, oder der Wiederholung des nämlichen, der Uebergang des dumpfen Anfangsconsonanten des zweiten

---

bezeichnet er einen kräftigen, starken Menschenschlag. Denn *mran* heisst schnell, und *mâ* hart, wohl, gesund sein. Von diesem einheimischen Worte sind ohne Zweifel die verschiedenen für das Volk und das Land üblichen Schreibungen entstanden, unter welchen Barma und Barmanen die richtige ist. Wenn Carey und Judson Burma und Burmanen schreiben, so meinen sie denselben, dem Consonanten inhärirenden Laut, und bezeichnen diesen nur durch eine falsche, jetzt allgemein aufgegebene Weise. Man vergleiche auch Berghaus. Asia. Gotha. 1832. I. Lieferung. Nr. 8. Hinterindien. S. 77 und Leyden. (*Asiat. res.* X. 232.)

*) *A Grammar of the Burman language.* Serampore. 1814. S. 79. §. 1. S. 181. Vorzüglich auch in der Vorrede S. 8. 9. Diese Grammatik hat Felix Carey, den ältesten Sohn des William Carey, des Lehrers mehrerer Indischen Sprachen am Collegium in Fort William, dem wir eine Reihe von Grammatiken Asiatischer Sprachen verdanken, zum Verfasser. Felix Carey starb leider schon im Jahre 1822. (*Journ. Asiat.* III. 59.) Sein Vater ist ihm im Jahre 1834 gefolgt.

in den unaspirirten tönenden. Auch im Tamulischen*) werden *k*, *t* (sowohl das linguale als dentale) und *p* in der Mitte der Wörter zu *g*, *d* und *b*. Der Unterschied ist nur, dass im Tamulischen der Consonant dumpf bleibt, wenn er sich doppelt in der Wortmitte befindet, da hingegen im Barmanischen die Umwandlung auch dann statt findet, wenn das erste beider Stammwörter mit einem Consonannten schliesst. Das Barmanische erhält daher in jedem Falle die grössere Einheit des Wortes durch die grössere Flüssigkeit des hinzutretenden Consonanten**).

---

*) Anderson's Grammatik in der Tafel des Alphabets.

**) In beiden Sprachen ändert sich wegen dieses Wechsels der Aussprache der Buchstabe in der Schrift nicht, obgleich die Barmanische, was der Fall der Tamulischen nicht ist, Zeichen für alle tönenden Buchstaben besitzt. Der Fall, dass die Aussprache sich von der Schrift entfernt, ist im Barmanischen haüfig. Ich habe über die hauptsächlichste dieser Abweichungen in den einsylbigen Stammwörtern, wo z. B. das geschriebene *kak* in der Aussprache *ket* lautet, in meinem Briefe an Herrn Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500) über die Polynesischen Alphabete die Vermuthung gewagt, dass die Beibehaltung der von der Aussprache verschiedenen Schrift einen etymologischen Grund habe, und bin auch noch jetzt dieser Meinung. Die Sache scheint mir nämlich die, dass die Aussprache nach und nach von der Schrift abgewichen ist, dass man aber, um die ursprüngliche Gestalt des Wortes kenntlich zu erhalten, diesen Abweichungen in der Schrift nicht gefolgt ist. Leyden scheint dieselbe Ansicht über diesen Punkt gehabt zu haben, da er (*Asiat. res.* X. 237) den Barmanen eine weichlichere, minder articulirte und mit der gegenwärtigen Rechtschreibung der Sprache weniger übereinkommende Aussprache, als den Rukhéng, den Bewohnern von Aracan (bei Judson: Rariñ), zuschreibt. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, dass es nicht füglich anders damit sein kann. Wäre in dem oben angeführten Beispiele nicht früher wirklich *kak* gesprochen worden, so würde sich auch diese Endung nicht in der Schrift befinden. Denn es ist ein gewisser, und auch neuerlich von

Der Barmanische Wortbau beruht (mit Ausnahme der Pronomina und der grammatischen Partikeln) auf einsylbigen Stammwörtern und aus denselben gebildeten Zusammensetzungen. Von den Stammwörtern lassen sich zwei Classen unterscheiden. Die einen deuten Handlungen und Eigenschaften an, und beziehen sich daher auf mehrere Gegenstände. Die andren sind Benennungen einzelner Gegenstände, lebendige Geschöpfe oder leblose Dinge. So

---

Hrn. Lepsius in seiner an scharfsinnigen Bemerkungen und feinen Beobachtungen reichen Schrift über die Paläographie als Mittel für die Sprachforschung S. 6, 7, 89 genügend ausgeführter Grundsatz, dass nichts in der Schrift dargestellt wird, was sich nicht in irgend einer Zeit in der Aussprache gefunden hat. Nur die Umkehrung dieses Satzes halte ich für mehr als zweifelhaft, da es nicht leicht zu widerlegende Beispiele giebt, dass die Schrift, wie auch sehr begreiflich ist, nicht immer die ganze Aussprache darstellt. Dass im Barmanischen diese Lautveränderungen nur durch flüchtiger werdende Aussprache entstanden sind, beweist Carey's ausdrückliche Bemerkung, dass die von der Schrift abweichenden Endungen der einsylbigen Wörter durchaus nicht rein, sondern sehr dunkel und kaum dem Ohre recht unterscheidbar ausgesprochen werden. Der palatale Nasallaut wird sogar nicht ungewöhnlich in der Aussprache in diesen Fällen am Ende der Wörter ganz weggelassen. Daher kommt es, dass die in mehreren grammatischen Beziehungen gebrauchte geschriebene Sylbe *thang* in der Aussprache bei Carey bald *theen* (nämlich so, dass *ee* für ein langes *i* gilt. Tabelle nach S. 20), bald *thee* (S. 36 §. 105), bei Hough, in seinem Englisch-Barmanischen Wörterbuche, gewöhnlich *the* (S. 14) lautet, so dass die Verkürzung bald stärker, bald geringer zu sein scheint. In einem andren Punkte lässt sich historisch beweisen, dass die Schrift die Aussprache eines andren Dialekts, und vermuthlich eines älteren, bewahrt. Das Verbum sein wird *hri* geschrieben und bei den Barmanen *shi* ausgesprochen. In Aracan dagegen lautet es *hi*; und der Volksstamm dieser Provinz wird für älter und früher civilisirt, als der der Barmanen, gehalten. (Leyden. *Asiat. res.* X. 222, 237.)

liegt also hier Verbum, Adjectivum und Substantivum in der Bedeutung der Stammwörter. Auch besteht der eben angegebene Unterschied dieser Wörter nur in ihrer Bedeutung, nicht in ihrer Form; *ê*, kühl sein, erkalten, *kû*, umgeben, verbinden, helfen, *mâ*, hart, stark, gesund sein, sind nicht anders geformt, als *lê*, der Wind, *rê* (ausgesprochen *yê**)), das Wasser, *lû*, der Mensch. Carey hat die Beschaffenheit und Handlung andeutenden Stammwörter in ein besonderes alphabetisches Verzeichniss gebracht, welches seiner Grammatik angehängt ist, und hat sie ganz wie die Wurzeln des Sanskrit behandelt. Auf der einen Seite lassen sie sich in der That damit vergleichen. Denn sie gehören in ihrer ursprünglichen Gestalt keinem einzelnen Redetheile an, und erscheinen auch in der Rede nur mit den grammatischen Partikeln, welche ihnen ihre Bestimmung in derselben geben. Es wird auch eine grosse Zahl von Wörtern von ihnen abgeleitet, was schon aus der Art der durch sie bezeichneten

---

*) Nämlich nach Hough; das *r* wird bald wie *r*, bald wie *y* ausgesprochen, und es scheint hierüber keine sichere Regel zu geben. Klaproth (*Asia polyglotta*. S. 369) schreibt das Wort *jî*, nach Französischer Aussprache, giebt aber nicht an, woher er seine Barmanischen Wörter genommen hat. Da die Aussprache oft von der Schreibung abweicht, so schreibe ich die Barmanischen Wörter genau nach der letzteren, so dass man nach der, im Anfange dieser Schrift gegebenen Erläuterung über die Umschreibung des Barmanischen Alphabets jedes von mir angeführte Wort genau in die Barmanischen Schriftzeichen zurückübertragen kann. In Parenthese gebe ich alsdann die Aussprache da, wo sie abweicht und mir mit Sicherheit bekannt ist. Ein H. an dieser Stelle deutet an, dass Hough die Aussprache angiebt. Ob Klaproth in der *Asia polyglotta* der Schrift oder der Aussprache folgt, ist nicht deutlich zu sehen. So schreibt er S. 375 für Zunge *la* und für Hand *lek*. Das erstere Wort ist aber in der Schrift *hlyâ*, in der Aussprache *shyâ*, das letztere in der Schrift *lak*, in der Aussprache *let*. Das bei ihm für Zunge angegebene *ma* finde ich in meinen Wörterbüchern gar nicht.

Begriffe natürlich herfliesst. Allein genau erwogen, haben sie durchaus eine andere Natur, als die Sanskritischen Wurzeln, da die grammatische Behandlung der ganzen Sprache nur Stammwörter und grammatische Partikeln an einander reiht, und keine verschmolzenen Wortganze bildet, ebendarum auch nicht blosse Ableitungssylben mit Stammlauten verbindet, Auf diese Weise erscheinen die Stammwörter in der Rede nicht als untrennbare Theile verbundener Wortformen, sondern wirklich in ihrer ganzen unveränderten Gestalt und es bedarf keiner künstlichen Abtrennung derselben aus grösseren, in sich verschmolzenen Formen. Die Ableitung aus ihnen ist auch keine wahre Ableitung, sondern blosse Zusammensetzung. Die Substantiva endlich haben zum grössten Theil nichts, was sie von ihnen unterscheidet, und lassen sich meistens nicht von ihnen ableiten. Im Sanskrit ist wenigstens, seltene Fälle ausgenommen, die Form der Nomina von der Wurzelform verschieden, wenn es auch mit Recht unstatthaft genannt werden mag, alle Nomina durch Unâdi-Suffixa von den Wurzeln abzuleiten. Die angeblichen Barmanischen Wurzeln verhalten sich daher eigentlich wie die Chinesischen Wörter, verrathen aber allerdings, mit dem übrigen Baue der Sprache zusammengenommen, eine gewisse Annäherung zu den Sanskritischen Wurzeln. Sehr häufig hat die angebliche Wurzel, ohne alle Veränderung, auch daneben die Bedeutung eines Substantivums, in welchem ihre eigenthümliche Verbalbedeutung mehr oder weniger klar hervortritt. So heisst *mai* schwarz sein, drohen, schrecken, und die Indigopflanze, *nê* bleiben, fortwähren, und die Sonne, *pauñ*, zur Verstärkung, hinzufügen, daher verpfänden, und die Lende, Hinterkeule bei Thieren. Dass bloss die grammatische Kategorie durch eine Ableitungssylbe aus der Wurzel verändert und bezeichnet werde, finde ich nur in einem einzigen Falle; wenigstens unterscheidet sich nur dieser, dem Anblicke nach, von der sonst gewöhnlichen Zusammensetzung

Es werden nämlich durch Präfigirung eines *a* aus Wurzeln Substantiva, nach Hough (*Voc.* S. 20) auch Adjectiva, gebildet: *a-châ*, Speise, Nahrungsmittel, von *châ*, essen; *a-myak* (*amyet* H.), Aerger, von *myak*, ärgerlich sein, sich ärgern; *a-pan:*, ein abmattendes Geschäft, von *pan:*, mit Mühe athmen; *chang* (*chî*), in eine ununterbrochene Reihe stellen, und *a-chang*, Ordnung, Methode. Dies vorschlagende *a* wird aber wieder abgeworfen, wenn das Substantivum als eines der letzten Glieder in ein Compositum tritt. Diese Abwerfung findet aber auch, wie wir weiter unten bei *ama* sehen werden, in Fällen statt, wo das *a* gewiss keine Ableitungssylbe aus einer Wurzel ist. Es giebt auch Substantiva, welche ohne Aenderung der Bedeutung diesen Vorschlag bald haben, bald entbehren. So lautet das oben angeführte *pauñ*, Lende, auch bisweilen *apauñ*. Man kann daher doch dies *a* keiner wahren Ableitungssylbe gleichstellen.

In Zusammensetzungen sind theils zwei Beschaffenheits- oder Handlungswörter (Carey's Wurzeln), theils zwei Nomina, theils endlich ein Nomen mit einer solchen Wurzel verbunden. Der erste Fall wird oft an der Stelle eines Modus des Verbums, z. B. des Optativs, durch die Verbindung irgend eines Verbalbegriffs mit wünschen, angewandt. Es werden jedoch auch zwei Wurzeln bloss zur Modificirung des Sinnes zusammengesetzt, und alsdann fügt die letzte demselben bisweilen kaum eine kleine Nüance hinzu; ja die Ursach der Zusammensetzung lässt sich bisweilen aus dem Sinne der einzelnen Wurzeln nicht errathen. So heissen *pan*, *pan-krâ:* und *pan-kwâ* Erlaubniss fordern, bitten; *krâ:* (*kyâ:*) heisst Nachricht empfangen und geben, dann aber auch getrennt sein, *kwâ* sich trennen, nach vorheriger Verbindung geschieden werden. In andren Compositis ist die Zusammensetzung erklärlicher; so heisst *prach-hmâ:* gegen etwas sündigen, übertreten und *prach* (*prîch*) allein nach etwas hinwerfen, *hmâ:* irren, auf falschem Wege

sein, daher auch für sich allein sündigen. Es wird also hier durch die Zusammensetzung eine Verstärkung des Begriffs erreicht. Aehnliche Fälle finden sich in der Sprache häufiger, und zeigen deutlich, dass dieselbe die Eigenthümlichkeit besitzt, sehr oft neben einer einfachen und daher einsylbigen Wurzel ein aus zweien zusammengesetztes und also zweisylbiges Verbum ohne alle irgend wesentliche Veränderung der Bedeutung, und so zu bilden, dass die hinzutretende Wurzel den Begriff der anderen entweder bloss auf etwas verschiedene Weise wiedergiebt, oder ihn auch ganz einfach wiederholt, oder endlich einen ganz allgemeinen Begriff hinzufügt*). Ich werde auf diese für den Sprachbau

---

*) Carey's Grammatik hebt diese Art der Composita nicht heraus, und erwähnt derselben nicht besonders. Sie ergiebt sich aber von selbst, wenn man das Barmanische Wörterbuch prüfend durchgeht. Auch scheint Judson auf diese Gattung der Zusammensetzung hinzudeuten, wenn er *v. pañ* bemerkt, dass dies Wort nur in Zusammensetzungen mit Wörtern ähnlicher Bedeutung gebraucht wird. Ich lasse, um die Thatsache genau festzustellen, hier noch einige Beispiele solcher Wörter folgen:

chî: und *chî:-nañ,:* auf etwas reiten oder fahren, *nañ:* (*neñ:* H.) für sich: auf etwas treten;

tup (*tôk.* Nach Carey wird *o* wie im Englischen *yoke*, nach Hough wie im Englischen *go* ausgesprochen) und *tup-kwa*, knieen, *kwa* für sich: niedrig sein;

nâ und *nâ-hkaṅ* (*nâ-gaṅ*), horchen, aufmerken, *hkaṅ* für sich: nehmen, empfangen;

pañ (*peñ* H.) und *pañ-pan:*, ermüdet, erschöpft sein, *pan:* für sich dasselbe. Den gleichen Sinn hat *pañ-hrâ:*; *hrâ:* (*shâ:*) für sich heisst: zurückweichen, aber auch: in geringer Menge vorhanden sein;

rang (*yî*), sich erinnern, auf etwas sammeln, beobachten, über etwas nachdenken, *rang-hchauñ*, dasselbe mit noch bestimmterer Bedeutung des Zielens auf etwas, des Heraushebens einer

überhaupt wichtige Erscheinung weiter unten wieder zurückkommen. Einige solcher Wurzeln werden, auch wenn sie erste Glieder eines Compositums sind, niemals einzeln gebraucht. Von dieser Art ist *tuṅ·*, das immer nur zusammen mit *wap* (*wet*) vorkommt, obgleich beide Wurzeln die Bedeutung des Compositums, sich aus Verehrung verneigen, an sich tragen. Man sagt auch umgekehrt *wap-tuṅ.*, allein in verstärktem Sinn: auf der Erde kriechen, vor Vornehmen liegen. Bisweilen dienen auch Wurzeln dergestalt zu Zusammensetzungen, dass nur ein Theil ihrer Bedeutung in das Compositum übergeht, und nicht darauf geachtet wird, dass der Ueberrest derselben mit dem andren Gliede der Zusammen-

---

Sache, *hchauñ* für sich: tragen, halten, vollenden, *rang-pê* dasselbe als das Vorige, *pê*: für sich: geben;

hrâ (*shâ*), suchen, nach etwas sehen, *hrâ-kraṅ* (*shâ-gyaṅ*) dasselbe, *kraṅ* für sich: denken, überlegen, nachsehen, beabsichtigen;

kan und *kan-kwak*, hindern, verstopfen, vereiteln, *kwak* (*kwet*) für sich: in einen Kreis einschliessen, Gränzen festsetzen;

chang (*chî*) und *chang-kâ*: zahlreich, in Ueberfluss vorhanden sein, *kâ*: für sich: ausbreiten, erweitern, zerstreuen;

ram: (*ran*, der Vocal wie im Englischen *pan*) und *ram:-hcha*, auf etwas rathen, versuchen, forschen, *hcha* für sich: überlegen, zweifelhaft sein. *Taû* heisst auch für sich, und mit *hcha* verbunden, rathen, wird aber nicht allein gebraucht.

pa und *pa-tha*, einem bösen Geiste darbieten, opfern, *tha* für sich: neu machen, herstellen, aber auch: mitbringen, darbieten.

Ich habe in den obigen Beispielen Sorge getragen, immer nur mit gleichem Accent versehene Wörter mit einander zu vergleichen Wenn aber vielleicht, worüber meine Hülfsmittel schweigen, auch Wörter verschiedenen Accentes in etymologischer Verbindung stehen können, so würden sich viel mehr Fälle dieser Zusammensetzung aufweisen, auch würde sich bisweilen die Herleitung von Wurzeln machen lassen, deren Bedeutungen dem Compositum noch besser entsprechen.

setzung in Widerspruch steht. So wird *hchwat*, sehr weiss sein, nach Judson's ausdrücklicher Bemerkung, auch als Verstärkung mit Wörtern andrer Farben gebraucht. Wie mächtig die Zusammensetzung auf das einzelne Wort wirkt, sieht man endlich auch daraus, dass Judson bei dem oben dagewesenen Worte *hchauñ* bemerkt, dass dasselbe bisweilen durch die Verbindung, in welcher es steht, eine besondere Bedeutung (*a specific meaning*) erhält.

Wo Nomina mit Wurzeln verbunden sind, stehen die letzteren gewöhnlich hinter den ersteren: *lak-tat* (*let-tat* H.), ein Künstler, Verfertiger, von *lak* (*let* H.), die Hand, und *tat*, in etwas geschickt sein, etwas verstehen. Diese Zusammensetzungen kommen alsdann mit den Sanskritischen überein, wo, wie in धर्मविद्, *dharmawid*, eine Wurzel als letztes Glied an ein Nomen gefügt ist. Oft aber wird in diesen Zusammensetzungen auch bloss die Wurzel im Sinne eines Adjectivums genommen, und dann entsteht nur insofern ein Compositum, als die Barmanische Sprache ein mit seinem Substantivum verbundenes Adjectivum immer als ein solches betrachtet: *nwâ:-kauñ*, Kuh gute (genau: gut sein). Ein Compositum dieser Art im eigentlicheren Sinne des Worts ist *lû-chu*, Menschenmenge, von *lû* Mensch, und *chu*, sich versammeln. Bei der Zusammensetzung der Nomina unter einander finden sich Fälle, wo dasjenige, welches das letzte Glied ausmacht, sich so von seiner ursprünglichen Bedeutung entfernt, dass es zu einem Suffix allgemeiner Bedeutung wird. So wird *ama*, Weib, Mutter*), mit Wegwerfung des *a*, zu *ma* abgekürzt, und fügt dann dem ersten Gliede des Compositums die Bedeutung des Grossen, Vornehmsten, Hauptsäch-

---

*) So erklärt Judson (*v. ma*) das Wort *ama*. Bei diesem Wort selbst aber giebt er nur die Bedeutung Weib, ältere Schwester oder Schwester überhaupt; Mutter lautet bei ihm eigentlich *am*

lichen hinzu: *tak (tet)*, das Ruder, aber *tak-ma*, das hauptsächliche Ruder, das Steuerruder.

Zwischen dem Nomen und dem Verbum giebt es in der Sprache keinen ursprünglichen Unterschied. Erst in der Rede wird derselbe durch die an das Wort geknüpften Partikeln bestimmt; man kann aber nicht, wie im Sanskrit, das Nomen an bestimmten Ableitungssylben erkennen, und der Begriff einer zwischen der Wurzel und dem flectirten Nomen stehenden Grundform fällt im Barmanischen gänzlich hinweg. Höchstens machen hiervon die durch Präfigirung eines *a* gebildeten, weiter oben erwähnten, Substantiva eine Ausnahme. Alle grammatische Bildung von Substantiven und Adjectiven besteht in deutlicher Zusammensetzung, wo das letzte Glied dem Begriff des ersten einen allgemeineren hinzufügt, es sei nun, dass das erste eine Wurzel, oder ein Nomen ist. Im ersteren Fall entstehen aus den Wurzeln Nomina, im letzteren werden mehrere Nomina unter Einen Begriff, gleichsam unter eine Classe, zusammengestellt. Es fällt in die Augen, dass das letzte Glied dieser Zusammensetzungen nicht eigentlich ein Affixum genannt werden könne, obgleich es in der Barmanischen Grammatik immer diesen Namen trägt. Das wahre Affixum zeigt durch die Lautbehandlung in der Worteinheit an, dass es den bedeutsamen Theil des Wortes, ohne ihm etwas materielles hinzuzufügen, in eine bestimmte Kategorie versetzt. Wo, wie hier, eine solche Lautbehandlung fehlt, ist diese Versetzung nicht symbolisch in den Laut übergegangen, sondern der Sprechende muss sie aus der Bedeutung des angeblichen Affixes oder aus dem angenommenen Sprachgebrauch erst hineinlegen. Diesen Unterschied muss man bei Beurtheilung der ganzen Barmanischen Sprache wohl im Auge behalten. Sie drückt Alles, oder doch das Meiste von dem aus, was durch Flexion angedeutet werden kann, überall aber fehlt ihr der wahre symbolische Ausdruck, durch welchen die Form in die Sprache übergeht,

und wieder aus ihr in die Seele zurückkehrt. Daher findet man in Carey's Grammatik unter dem Titel der Bildung der Nomina die verschiedensten Fälle neben einander gestellt, abgeleitete Nomina, rein zusammengesetzte Gerundia, Participia u. s. f., und kann diese Zusammenstellung nicht einmal wahrhaft tadeln, da in allen diesen Fällen Wörter durch ein angebliches Affixum unter Einen Begriff und, soviel die Sprache Worteinheit besitzt, auch in Ein Wort zusammengefasst werden. Es ist auch nicht zu läugnen, dass der beständig wiederkehrende Gebrauch dieser Zusammensetzungen im Geiste der Sprechenden die letzten Glieder derselben den wahren Affixen näher bringt, besonders wenn, wie im Barmanischen wirklich bisweilen der Fall ist, die sogenannten Affixa gar keine für sich anzugebende Bedeutung, oder in ihrer Selbstständigkeit eine solche haben, die sich in ihrer Affigirung gar nicht, oder nur sehr entfernt, wiederfinden lässt. Beide Fälle, von denen sich aber der letztere, da die Ideenverbindungen so mannigfaltig sein können, nicht immer mit völliger Bestimmtheit beurtheilen lässt, kommen in der Sprache, wie man bei der Durchgehung des Wörterbuchs sieht, nicht selten vor, ob sie gleich auch nicht die häufigeren sind. Diese Neigung zur Zusammensetzung der [oder?] Affigirung beweist sich auch dadurch, dass, wie wir schon oben sahen, eine bedeutende Anzahl der Wurzeln und Nomina niemals ausser dem Zustande der Zusammensetzung selbstständig gebraucht wird, ein Fall, der sich auch in andren Sprachen, namentlich im Sanskrit, wiederfindet. Ein vielfältig gebrauchtes, und allemal die Verwandlung einer Wurzel, mithin eines Verbums, in ein Nomen mit sich führendes Affix ist *hkyañ:**). Es bringt den abstracten Begriff des Zustandes, welchen das Verbum enthält hervor, die als Sache gedachte Handlung: *chê*, senden, *chê-*

*) Carey. S. 144 §. 8 schreibt *hkrañ*, und giebt dem Wort keinen Accent. Ich bin Judson's Schreibung gefolgt.

hkyañ: (*chê-gyeñ:*), Sendung. Als für sich stehendes Verbum heisst *hkyañ:* bohren, durchstechen, durchdringen, wozwischen und seinem Sinne als Affixum gar kein Zusammenhang zu entdecken ist. Unstreitig liegen aber diesen heutigen concreten Bedeutungen verloren gegangene allgemeine zum Grunde. Alle übrigen, Nomina bildenden Affixa sind, soviel ich sie übersehen kann, mehr particulärer Natur.

Die Behandlung des Adjectivums ist allein aus der Zusammansetzung zu erklären, und beweist recht augenscheinlich, wie die Sprache immer dies Mittel bei der grammatischen Bildung vor Augen hat. An und für sich kann das Adjectivum nichts, als die Wurzel selbst, sein. Seine grammatische Beschaffenheit erlangt es erst in der Zusammensetzung mit einem Substantivum, oder wenn es absolut hingestellt wird, wo es, wie die Nomina, ein präfigirtes *a* annimmt. Bei der Verbindung mit einem Substantivum kann es vor demselben vorausgehen, oder ihm nachfolgen, muss sich aber in dem ersteren Fall durch eine Verbindungspartikel (*thang* oder *thau*) demselben anschliessen. Den Grund dieses Unterschiedes glaube ich in der Natur der Zusammensetzung zu finden. Bei dieser muss das letzte Glied allgemeinerer Natur sein, und das erste in seinen grösseren Umfang aufnehmen können. Bei der Verknüpfung eines Adjectivums mit einem Substantivum hat aber jenes den grösseren Umfang, und bedarf daher eines seiner Natur angemessenen Zusatzes, um sich an das Substantivum anzufügen. Jene Verbindungspartikeln, von denen ich weiter unten ausführlicher reden werde, erfüllen diesen Zweck; und die Verbindung heisst nun nicht sowohl z. B. ein guter Mann, als: ein gut seiender, oder ein Mann, der gut ist, nur dass im Barmanischen diese Begriffe umgekehrt (gut, welcher, Mann) auf einander folgen. Das angebliche Adjectivum wird auf diese Weise ganz als Verbum behandelt; denn wenn auf der einen Seite *auñ:-thang-lû* der gute Mensch heisst, so würden, für

sich stehend, die beiden ersten Elemente des Compositums er ist gut heissen. Noch deutlicher erscheint dies dadurch, dass man ganz auf dieselbe Weise einem Substantivum, statt eines blossen Adjectivums, ein vollkommenes, sogar mit dem von ihm regierten Worte versehenes, Verbum vorausschicken kann; der in der Luft fliegende Vogel lautet in Barmanischer Wortfolge: Luftraum in fliegen (Verbindungspartikel) Vogel. Bei dem nachstehenden Adjectivum kommt die Stellung der Begriffe mit den Zusammensetzungen überein, wo eine als letztes Glied stehende Wurzel, wie besitzen, wägen, würdig sein, mit andren Wörtern, durch ihre Bedeutung modificirte Nomina bildet.

In der Verbindung der Rede werden die Beziehungen der Wörter auf einander durch Partikeln angezeigt. Es ist daher begreiflich, dass diese beim Nomen und Verbum verschieden sind. Indess ist dies nicht einmal immer der Fall und Nomen und Verbum fallen dadurch noch mehr in ein[e] und dieselbe Kategorie. Die Verbindungspartikel *thang* is[t] zugleich das wahre Nominativzeichen, und bildet auch de[n] Indicativ des Verbums. In diesen beiden Functionen finde[t] sie sich in der kurzen Redensart ich thue, *ñâ-thang pr[u]-thang*, dicht neben einander. Hier liegt offenbar dem Ge[-]brauche des Wortes eine andere Ansicht, als die gewöhnlich[e] Bedeutung der grammatischen Formen, zum Grunde, und w[ir] werden diese weiter unten aufsuchen. Dieselbe Partikel wi[rd] aber als Endung des Instrumentalis aufgeführt, und ste[ht] auf diese Weise in folgender Redensart: *lû-tat-thang hchau-thang-im*, das durch einen geschickten Mann gebaute Hau[s]. Das erste dieser beiden Wörter enthält das Compositum a[us] Mann und geschickt, welchem darauf das angebliche Ze[i-]chen des Instrumentalis folgt. Im zweiten findet sich d[ie] Wurzel bauen, hier im Sinne von gebaut sein, auf d[ie] im Vorigen angegebene Weise als Adjectivum vermittelst d[er] Verbindungspartikel *thang* dem Substantivum *im* (*ieng* H[aus]),

Haus, vorn angefügt. Es wird mir nun sehr zweifelhaft, ob der Begriff des Instrumentalis wirklich ursprünglich in der Partikel *thang* liegt, oder ob erst später grammatische Ansicht ihn hineintrug, da ursprünglich im ersten jener Worte bloss der Begriff des geschickten Mannes lag, und es dem Hörer überlassen blieb, die Beziehung hinzuzudenken, in welcher derselbe hier vor das zweite Wort gestellt wurde. Auf ähnliche Art giebt man *thang* auch als Genitivzeichen an. Wenn man die grosse Zahl von Partikeln, welche angeblich als Casus die Beziehungen des Nomens ausdrücken, zusammennimmt, so sieht man deutlich, dass Pali-Grammatiker, welchen überhaupt die Barmanische Sprache ihre wissenschaftliche Anordnung und Terminologie verdankt, bemüht gewesen sind, sie unter die acht Casus des Sanskrit und ihrer Sprache zu vertheilen, und eine Declination zu bilden. Genau genommen, ist aber eine solche der Sprache fremd, die bloss in Rücksicht auf die Bedeutung der Partikeln, durchaus nicht auf den Laut des Nomens die angeblichen Casusendungen gebraucht. Jedem Casus werden mehrere zugetheilt, die aber wieder jede eigne Nüancen des Beziehungsbegriffes ausdrücken. Einige bringt Carey auch noch, nach Aufstellung seiner Declination, abgesondert nach. Zu einigen dieser Casuszeichen gesellen sich auch, bald vorn, bald hinten, andere, den Sinn der Beziehung genauer bestimmende. Uebrigens folgen dieselben allemal dem Nomen nach; und zwischen diesem und ihnen stehen, wenn sie vorhanden sind, die Bezeichnung des Geschlechts und die des Plurals. Die letztere dient, so wie alle Casuszeichen, auch bei dem Pronomen, und es giebt keine eigne Pronomina für wir, ihr, sie. Die Sprache scheidet also Alles nach der Bedeutsamkeit, verbindet nichts durch den Laut, und stösst dadurch sichtbar das natürliche und ursprüngliche Streben des inneren Sprachsinns, aus Genus, Numerus und Casus vereinte Lautmodificationen des materiell

bedeutsamen Wortes zu machen, zurück. Die ursprüngliche Bedeutung der Casuszeichen lässt sich indess nur bei wenigen nachweisen, selbst bei dem Pluralzeichen *tô·* (*do* H.) nur dann, wenn man bei Nichtbeachtung der Accente es von *tô*:, vermehren, hinzufügen, abzuleiten unternimmt. Die persönlichen Pronomina erscheinen immer nur in selbstständiger Form, und dienen niemals, abgekürzt oder verändert, als Affixe.

Das Verbum ist, wenn man das blosse Stammwort betrachtet, allein durch seine materielle Bedeutung kenntlich. Das regierende Pronomen steht allemal vor demselben, und deutet schon dadurch an, dass es nicht zur Form des Verbums gehört, indem es sich gänzlich von den, immer auf das Stammwort folgenden, Verbalpartikeln absondert. Was die Sprache von Verbalformen besitzt, beruht ausschliesslich auf den letzteren, welche den Plural, wenn er vorhanden ist, den Modus und das Tempus angeben. Eine solche Verbalform ist dieselbe für alle drei Personen; und die einfache Ansicht des ganzen Verbums oder vielmehr der Satzbildung ist daher die, dass das Stammwort mit seiner Verbalform ein Participium ausmacht, welches sich mit dem von ihm unabhängig stehenden Subject durch ein hinzugedachtes Verbum sein verbindet. Das letztere ist zwar auch in der Sprache ausdrücklich vorhanden, wird aber, wie es scheint, zu dem gewöhnlichen Verbalausdruck selten zu Hülfe genommen.

Kehren wir nun zu der Verbalform zurück, so hängt sich der Pluralausdruck unmittelbar an das Stammwort, oder an den Theil an, der mit diesem als ein und ebendasselbe Ganze angesehen wird. Es ist aber merkwürdig, und hierin liegt ein Erkennungsmittel des Verbums, dass das Pluralzeichen der Conjugation gänzlich von dem der Declination verschieden ist. Das niemals fehlende einsylbige Pluralzeichen *kra* (*kya*) nimmt gewöhnlich, obgleich nicht immer, noch ein zweites,

kun, verwandt mit *akun*, völlig, vollständig*), unmittelbar nach sich; und die Sprache beweist auch hierin ihre doppelte Eigenthümlichkeit, die grammatische Beziehung durch Zusammensetzung zu bezeichnen, und in dieser den Ausdruck, auch wo Ein Wort schon hinreichen würde, noch durch Hinzufügung eines andren zu verstärken. Doch tritt hier der nicht unmerkwürdige Fall ein, dass einem mit verloren gegangener ursprünglicher Bedeutung zum Affixum gewordenen Worte eines von bekannter Bedeutung beigegeben wird.

Die Modi beruhen, wie schon oben erwähnt worden ist, grösstentheils auf der Verbindung von Wurzeln allgemeinerer Bedeutung mit den concreten. Auf diese Weise sich bloss nach der materiellen Bedeutsamkait richtend, gehen sie ganz über den logischen Umfang dieser Verbalform hinaus, und ihre Zahl wird gewissermassen unbestimmbar. Die Tempuszeichen folgen ihnen, bis auf wenige Ausnahmen, in der Anfügung an das eigentliche Verbum nach; das Pluralzeichen aber richtet sich nach der Festigkeit, mit welcher die den Modus anzeigende Wurzel mit der concreten als verbunden betrachtet wird, worüber eine doppelte Ansicht in dem Sprachsinne des Volks zu herrschen scheint. In einigen wenigen Fällen tritt dasselbe zwischen beide Wurzeln, in den meisten aber folgt es der letzten. Es ist offenbar, dass die den Modus anzeigenden Wurzeln im ersteren Fall mehr von einem dunklen Gefühl der grammatischen Form begleitet sind, da hingegen im letzteren beide Wurzeln in der Vereinigung ihrer Bedeutungen gleichsam als ein und dasselbe Stammwort gelten. Unter dem, was hier Modus durch Verbindung von Wurzeln genannt wird, kommen Formen ganz verschiedener grammatischer Bedeutung vor, z. B. die Causalverba, welche

*) Hough schreibt *a-kun*:. Die Bedeutung dieses Worts kommt von der im Verbum *kun* liegenden: zum Ende kommen, welche aber von Erschöpfung gebraucht wird.

durch Hinzufügung der Wurzel schicken, auftragen, befehlen gebildet werden, und Verba, deren Bedeutung andere Sprachen durch untrennbare Präpositionen modificiren.

Von Tempuspartikeln führt Carey fünf des Präsens, drei zugleich des Präsens und Präteritums, und zwei ausschliesslich dem letzteren angehörende, dann einige des Futurums auf. Er nennt die damit gebildeten Verbalbeugungen Formen des Verbums, ohne jedoch den Unterschied des Gebrauchs der die gleiche Zeit bezeichnenden anzugeben. Dass jedoch unter ihnen ein Unterschied gemacht wird, zeigt sich durch eine gelegentliche Aeusserung, dass zwei, von denen er gerade spricht, wenig in der Bedeutung von einander abweichen. Von *thê*: merkt Judson an, dass es anzeigt, dass die Handlung noch im gegenwärtigen Augenblicke nicht fortzudauern aufgehört hat. Ausser den so aufgeführten kommen aber auch noch andere, namentlich eine für die ganz vollendete Vergangenheit, vor. Eigentlich gehören nun diese Tempuszeichen insofern dem Indicativus an, als sie an und für sich keinen anderen Modus andeuten; einige derselben dienen aber auch in der That zur Bezeichnung des Imperativus, der jedoch auch seine ganz eigenen Partikeln hat, oder durch die nackte Wurzel angedeutet wird. Judson nennt einige dieser Partikeln bloss euphonische, oder ausfüllende. Verfolgt man sie im Wörterbuche, so sind die meisten zugleich, wenn auch in einer gar nicht, oder nur entfernt verwandten Bedeutung, wirkliche Wurzeln; und das Verfahren der Sprache ist also auch hier bedeutsame Zusammensetzung. Diese Partikeln machen, der Absicht der Sprache nach, offenbar Ein Wort mit der Wurzel aus, und man muss die ganze Form als ein Compositum ansehen. Durch Buchstabenveränderung aber ist diese Einheit nicht angedeutet, ausgenommen darin, dass in den oben angegebenen Fällen die Aussprache die dumpfen Buchstaben in ihre unaspirirten tönenden verwandelt. Auch dies wird von Carey nicht ausdrücklich be-

merkt; es scheint aber aus der Allgemeinheit seiner Regel und der Schreibung bei Hough zu folgen, der diese Umwandlung bei allen auf diese Weise als Partikeln gebrauchten Wörtern anwendet, und z. B. das Zeichen vollendeter Vergangenheit *prî*: in der Angabe der Aussprache *byî*: schreibt. Auch eine wirklich in der geschriebenen Sprache vorkommende Zusammenziehung der Vocale zweier solcher einsylbiger Wörter finde ich in dem Futurum der Causalverba. Das Causalzeichen *chê* (die Wurzel befehlen) und die Partikel *aṅ·* des Futurums werden zu *chim·* *). Der gleiche Fall scheint mit der zusammengesetzten Partikel des Futurums *lim·-mang* statt zu finden, wo nämlich die Partikel *lê* mit *aṅ·* zu *lim·* zusammengezogen und dann eine andere Partikel des Futurums, *mang*, hinzugesetzt wird. Aehnliche Fälle mag zwar die Sprache noch aufweisen, doch können sie, da man ihnen sonst nothwendig öfters begegnen müsste, unmöglich häufig sein. Die hier geschilderten Verbalformen lassen sich wieder durch Anfügung von Casuszeichen decliniren, dergestalt, dass das Casuszeichen entweder unmittelbar an die Wurzel, oder an die sie begleitenden Partikeln geheftet wird. Wenn dies zwar mit der Natur der Gerundien und Participien anderer Sprachen übereinkommt, so werden wir doch weiter unten sehen, dass die Barmanische auch noch in einer ganz eigenthümlichen Art Verba und Verbalsätze als Nomina behandelt.

Von den hier erwähnten Partikeln der Modi und Tempora muss man eine andere absondern, welche auf die Bildung der Verbalformen den wesentlichsten Einfluss ausübt, aber auch dem Nomen angehört, und in der Grammatik der ganzen Sprache eine wichtige Rolle spielt. Man erräth schon aus dem Vorigen, dass ich hier das, als Nominativzeichen weiter oben erwähnte *thang* meine. Auch Carey hat diesen Unterschied gefühlt. Denn ob er gleich *thang* als die erste der

---

*) Carey. S. 116. §. 112. Judson. *v. chim.*

Präsensformen des Verbums bildend aufführt, so behandelt er es doch unter dem Namen einer Verbindungspartikel (*connective increment*) immer ganz abgesondert. *Thang* fügt dem Verbum nicht, wie die übrigen Partikeln, eine Modification hinzu*), ist vielmehr für seine Bedeutung unwesentlich; es zeigt aber an, in welchem grammatischen Sinne das Wort, dem es sich anschliesst, genommen werden soll, und begränzt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine grammatischen Formen. Es gehört daher beim Verbum nicht zu den bedeutsamen, sondern zu den bei der Zusammenfügung der Elemente der Rede das Verständniss leitenden Wörtern, und kommt ganz mit dem Begriff der im Chinesischen hohl oder leer genannten Wörter überein. Wo *thang* das Verbum begleitet, stellt es sich entweder, wenn keine andere Partikel vorhanden ist, unmittelbar hinten an die Wurzel, oder folgt den andren vorhandenen Partikeln nach. In beiden Stellungen kann es durch Anheftung von Casuszeichen flectirt werden. Es zeigt sich aber hier der merkwürdige Unterschied, dass, bei der Declination des Nomens, *thang* bloss das Nominativzeichen ist, und bei der Anfügung der übrigen Casus nicht weiter erscheint, bei der des Participiums (denn für ein solches kann man doch hier nur das Verbum nehmen) hingegen seine Stelle behält. Dies scheint zu beweisen, dass seine Bestimmung im letzteren Fall die ist, das Zusammengehören der Partikeln mit der Wurzel, folglich die Begränzung der Participialform anzuzeigen. Seinen regelmässigen Gebrauch findet es nur im Indicativus. Vom Subjunctivus ist es gänzlich ausgeschlossen, ebenso vom Imperativus; und auch noch in einigen einzelnen andren Fügungen fällt es hinweg. Nach Carey, dient es, die

*) Dies sagt Carey ausdrücklich an mehreren Stellen seiner Grammatik. S. 96 §. 34. S. 110 §. 92, 93. Inwiefern aber seine noch weiter gehende Behauptung: das Wort besässe gar keine Bedeutung für sich, gegründet ist, werden wir gleich sehen.

Participialformen mit einem folgenden Worte zu verbinden, was insofern mit meiner Behauptung übereinkommt, dass es eine Abgränzung jener Formen von der auf sie folgenden ausmacht. Wenn man das hier Gesagte zusammennimmt und mit dem Gebrauche des Wortes beim Nomen verbindet, so fühlt man bald, dass dasselbe nicht nach der Theorie der Redetheile erklärt werden kann, sondern dass man, wie bei den Chinesischen Partikeln, zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgehen muss. In dieser drückt es nun den Begriff: dieses, also, aus, und wird in der That von Carey und Judson (welche nur diese Bedeutung nicht mit dem Gebrauche des Worts als Partikel in Verbindung bringen) ein Demonstrativpronomen und Adverbium genannt. In beiden Functionen bildet es, als erstes Glied, mehrere Composita. Sogar bei der Verbindung von Verbalwurzeln, wo eine von allgemeinerer Bedeutung den Sinn der andren modificirt, führt Carey *thang* in einem seiner Adverbialbedeutung verwandten Sinne: entsprechen, übereinkommen (also: ebenso sein), an, hat es jedoch nicht in sein Wurzelverzeichniss aufgenommen, und giebt leider auch kein Beispiel dieser Bedeutung*). In demselben Sinne scheint es mir nun als Leitungsmittel des Verständnisses gebraucht zu werden. Indem der Redende einige Worte, die er genau zusammengenommen wissen will, oder die Substantiva und Verba besonders heraushebt, lässt er auf sie: dies! also! folgen, und wendet die Aufmerksamkeit des Hörers auf das Gesagte, um es nun weiter mit dem Folgenden zu verbinden, oder auch, wenn *thang* das letzte Wort des Satzes ist, die vollendete Rede zu beschliessen. Auf diesen Fall passt Carey's Erklärung von *thang*, als einer Vorhergehendes und Nachfolgendes mit einander verbindenden Partikel, nicht, und daher mag seine Aeusserung kommen, dass die

*) S. 115. §. 110. Die andren zu vergleichenden Stellen sind S. 67, 74, §. 75, S. 162, §. 4, S. 169, §. 24, S. 170. §. 25. S. 173.

mit *thang* verbundene Wurzel oder Verbalform die Kraft eines Verbums hat, wenn sie sich am Schluss eines Satzes befindet*). In der Mitte der Rede ist die mit *thang* verbundene Verbalform nach ihm ein Participium, oder wenigstens eine Fügung, in der man nur mit Mühe das wahre Verbum erkennt, am Schluss eines Satzes aber ein wirklich flectirtes Verbum. Mir scheint dieser Unterschied ungegründet. Auch am Schluss eines Satzes ist die hier besprochene Form nur Participium, oder genauer zu reden, nur eine nach Aehnlichkeit eines Participiums modificirte. Die eigentliche Verbalkraft muss in beiden Stellungen immer hinzugedacht werden.

Dieselbe wirklich auszudrücken, besitzt jedoch die Sprache noch ein anderes Mittel, über dessen wahre Beschaffenheit zwar weder Carey, noch Judson, vollkommene Aufklärung gewähren, das aber mit der Kraft eines hinzugefügten Hülfsverbums grosse Aehnlichkeit hat. Wenn man nämlich einen Satz durch ein wirklich flectirtes Verbum wahrhaft beschliessen und alle Verbindung mit dem Folgenden aufheben will, so setzt man der Wurzel oder der Verbalform *êng* (*î* H.) an der Stelle von *thang* nach. Es wird hierdurch allem Missverständniss vorgebeugt, das aus der verbindenden Natur von *thang* entspringen könnte und die Reihe an einander hängender Participien wirklich zum Schluss gebracht; *pru-êng* heisst nun wirklich (ich u. s. w.) thue, nicht mehr: ich bin thuend; *pru-prî:-êng* ich habe gethan, nicht: ich bin thuend gewesen. Die eigentliche Bedeutung dieses Wörtchens giebt weder Carey, noch Judson, an. Der Letztere sagt bloss, dass dasselbe mit *hri* (*shi*), sein, gleichgeltend (*equivalent*) sei. Dabei erscheint es aber sonderbar, dass es zur Conjugation dieses Verbums selbst gebraucht wird**). Nach Carey und Hough

*) S. 96 §. 34.

**) S. im Evangelium Johannis. 21, 2. *hri-kra-êng* (*si-gya-î*), sie sind oder waren.

ist es auch Casuszeichen des Genitivs: *lû-êng*, des Menschen. Judson hat diese Bedeutung nicht*). Dieses Schlusszeichen wird aber, wie Carey versichert, im Gespräch selten gebraucht, und auch in Schriften findet es sich hauptsächlich in Uebersetzungen aus dem Pali; ein Unterschied, der sich aus der Neigung des Barmanischen, die Sätze der Rede an einander zu hängen, und dem regelmässigen Periodenbau einer Tochtersprache des Sanskrit erklärt. Einen näheren Grund, warum gerade Uebersetzungen aus dem Pali dies Hülfswort lieben, glaube ich auch noch darin zu finden, dass die Pali-Sprache Participien mit dem Verbum sein zur Andeutung mehrerer Tempora verbindet, und alsdann immer das Hülfsverbum mit einiger Lautveränderung nachfolgen lässt**). Die Barmanischen Uebersetzer konnten, sich genau an die Worte haltend, ein Aequivalent dieses Hülfsverbums suchen, und dazu *êng* wählen. Deshalb ist aber dies Wort nicht weniger ein ächt Barmanisches, kein dem Pali abgeborgtes. Eine treue Uebertragung der Hülfsform des Pali war schon darum unmöglich, weil das Barmanische Verbum nicht die Bezeichnung der Personen in sich aufnimmt. Eine Eigenheit der Sprache ist es, dass dieses Schlusswort zwar hinter allen andren Verbalformen, nicht aber hinter denen des Futurums gebraucht werden kann. Die erwähnte Pali-Construction scheint sich vorzugsweise bei Zeiten der Vergangenheit zu finden. Der Grund kann aber schwerlich in der Natur der Partikeln des Futurums liegen, da diese *thang* ohne Schwierigkeit zulassen. Carey, der eine lobenswürdige Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung der Participialformen und des flectirten Verbums wendet, bemerkt, dass die befehlende und fragende Form des Verbums die einzigen in der Sprache sind, welche einigen

---

*) Carey. S. 79 §. 1, S. 96 §. 37, S. 44, 46. Hough. S. 14. Judson. *v. êng.*

**) Burnouf und Lassen. *Essai sur le Pali.* S. 136, 137.

Anschein dieses letzteren Redetheiles haben*). Diese scheinbare Ausnahme liegt aber auch nur darin, dass die genannten Formen nicht mit Casuszeichen verbunden werden können, mit welchen sich die ihnen eigenthümlichen Partikeln nicht verbinden würden. Denn diese Partikeln schliessen die Form, und das verbindende *thang* steht bei den fragenden Verben vor denselben, um sie selbst an die Tempuspartikeln anzuknüpfen.

Sehr ähnliche Beschaffenheit mit dem oben betrachteten *thang* hat die Verbindungspartikel *thau*. Da es mir aber hier nur darauf ankommt, den Charakter der Sprache im Ganzen anzugeben, so übergehe ich die einzelnen Punkte ihrer Uebereinstimmung und Verschiedenheit. Es giebt noch andere Verbindungspartikeln, welche gleichfalls, ohne dem Sinn etwas hinzuzufügen, an die Verbalform geheftet werden, und alsdann *thang* und *thau* von ihrer Stelle verdrängen. Einige von diesen werden aber auch bei andren Gelegenheiten, als Bezeichnungen des Conjunctivus, gebraucht, und nur der Zusammenhang der Rede verräth ihre jedesmalige Bestimmung.

Die Folge der Theile des Satzes ist so, dass zuerst das Subject, dann das Object, zuletzt aber das Verbum steht: Gott die Erde schuf, der König zu seinem General sprach, er mir gab. Die Stelle des Verbums in dieser Construction ist offenbar nicht die natürliche, da dieser Redetheil sich in der Folge der Ideen zwischen Subject und Object stellt. Im Barmanischen aber erklärt sie sich dadurch, dass das Verbum eigentlich nur ein Participium ist, das erst später seiner Schlusssatz erwartet, und auch eine Partikel in sich trägt deren Bestimmung Verbindung mit etwas Folgendem ist. Diese Verbalform nimmt nun, ohne als wirkliches Verbum den Satz zu bilden, alles Vorhergehende in sich auf, und trägt es in das Nachfolgende über. Carey bemerkt, dass die Sprache ver

*) S. 109 §. 88.

möge dieser Formen, soweit als es ihr gefällt, Sätze in einander verweben kann, ohne zu einem Schlusse zu gelangen, und setzt hinzu, dass dies in allen rein Barmanischen Werken in hohem Grade der Fall sei. Je mehr nun der Schlussstein eines ganzen in an einander gehängten Sätzen fortlaufenden Räsonnements hinausgerückt wird, desto sorgfältiger muss die Sprache sein, die einzelnen Sätze immer mit jedem untergeordneten Endwort abzuschliessen. Dieser Form bleibt sie nun auch durchaus getreu, und lässt immer die Bestimmung dem zu Bestimmenden vorausgehen. Sie sagt daher nicht: der Fisch ist im Wasser, der Hirt geht mit den Kühen, ich esse Reiss mit Butter gekocht, sondern: im Wasser der Fisch ist, mit den Kühen der Hirt geht, ich mit Reiss gekocht Butter esse. Auf diese Weise stellt sich an das Ende jedes Zwischensatzes immer ein Wort, welches keine Bestimmung mehr nach sich zu erwarten hat. Vielmehr geht regelmässig die weitere Bestimmung immer der engeren voraus. Dies wird besonders deutlich in Uebersetzungen aus andren Sprachen. Wenn es in der Englischen Bibel im Evangelium Johannis 21, 2 heisst: *and Nathanael of Cana in Galilee*, so dreht die Barmanische Uebersetzung den Satz um, und sagt: Galiläa des Distrikts Cana der Stadt Abkömmling Nathanael.

Ein anderes Mittel, viele Sätze mit einander zu verknüpfen, ist die Verwandlung derselben in Theile eines Compositums, wo jeder einzelne Satz ein dem Substantivum vorausgehendes Adjectivum bildet. In der Redensart: ich preise Gott, welcher alle Dinge geschaffen hat, welcher frei von Sünde ist u. s. f., wird jeder dieser, noch so zahlreichen Sätze durch das oben schon in dieser Function betrachtete *thau* mit dem Substantivum, dass aber erst dem letzten von ihnen nachfolgt, verbunden. Diese einzelnen Relativsätze gehen also voran, und werden mit dem auf sie folgenden Substantivum als ein zusammengesetztes Wort angesehen; das Verbum (ich preise)

beschliesst den Satz. Zur Erleichterung des Verständnisses sondert aber die Barmanische Schrift jedes einzelne Element des langen Compositums durch ihr Interpunctionszeichen ab. Die Regelmässigkeit dieser Stellung macht es eigentlich leicht, dem Periodenbaue nachzugehen, wobei man nur, in Sätzen der beschriebenen Art, vom Ende gegen den Anfang vorschreiten muss. Nur beim Hören muss die Aufmerksamkeit schwierig angespannt werden, ehe sie erfährt, wem die endlos vorangeschickten Prädicate gelten sollen. Vermuthlich aber vermeidet die Umgangssprache so zahlreich an einander gereihte Redensarten.

Es ist der Barmanischen Construction durchaus nicht eigen, die einzelnen Theile der Perioden in gehöriger Absonderung dergestalt zu ordnen, dass der regierte Satz dem regierenden nachfolgte. Sie sucht vielmehr immer den ersteren in den letzteren aufzunehmen, wo er ihm dann natürlich vorausgehen muss. Auf diese Weise werden in ihr ganze Sätze wie einzelne Nomina behandelt. Um z. B. zu sagen: ich habe gehört, dass du deine Bücher verkauft hast, dreht sie die Redensart um, lässt in derselben deine Bücher vorangehen, hierauf das Perfectum des Verbums verkaufen folgen und fügt nun diesem das Accusativzeichen bei, an das sich wieder zuletzt: ich habe gehört, schliesst.

Wenn es der hier versuchten Zergliederung gelungen ist, die Bahn richtig herauszufinden, auf welcher die Barmanische Sprache den Gedanken in der Rede zusammenzufassen strebt, so sieht man, dass sie sich zwar auf der einen Seite von dem gänzlichen Mangel grammatischer Formen entfernt, allein auf der andren auch die Bildung derselben nicht erreicht. Sie befindet sich insofern wahrhaft in der Mitte zwischen beiden Gattungen des Sprachbaues. Zu wahrhaft grammatischen Formen zu gelangen, verhindert sie schon ihr ursprünglicher Wortbau, da sie zu den einsylbigen Sprachen der zwischen China und Indien wohnenden Volksstämme gehört.

Zwar wirkt diese Eigenthümlichkeit der Wortbildung nicht gerade dadurch auf den tieferen Bau dieser Sprachen ein, dass jeder Begriff in einzelne eng verbundene Laute eingeschlossen wird. Da aber in diesen Sprachen die Einsylbigkeit nicht zufällig entsteht, sondern die Organe sie absichtlich und vermöge ihrer individuellen Richtung festhalten, so ist mit ihr das einzelne Herausstossen jeder Sylbe verbunden, was dann natürlich durch die Unmöglichkeit, mit den materiell bedeutsamen Wörtern Beziehungsbegriffe anzeigende Suffixa zu verschmelzen, in die innersten Tiefen des Sprachbaues eingreift. Die Indo-Chinesischen Nationen, sagt Leyden*), haben eine Menge von Pali-Wörtern in sich aufgenommen, sie passen sie aber alle ihrer eigenthümlichen Aussprache an, indem sie jede einzelne Sylbe als ein besonderes Wort hervorstossen. Diese Eigenschaft also muss man als die charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Sprachen, so wie der Chinesischen, ansehen und bei den Untersuchungen über ihren Bau fest im Auge behalten, wenn nicht sogar, da alle Sprache vom Laute ausgeht, demselben zum Grunde legen. Mit ihr ist eine zweite, andren Sprachen in viel geringerem Grade angehörende, verbunden, die Vermannigfaltigung und Vermehrung des Wortreichthums durch die den Wörtern beigegebenen verschiedenen Accente. Die Chinesischen sind bekannt; einige Indo-Chinesische Sprachen aber, namentlich die Siamesische und Anam-Sprache[28]), besitzen eine so grosse Menge derselben, dass es unsrem Ohre fast unmöglich ist, sie richtig zu unterscheiden. Die Rede wird dadurch zu einer Art Gesang, oder Recitativ, und Low vergleicht die Siamesischen vollkommen mit einer musikalischen Tonleiter**). Diese Accente geben zugleich zu noch grösseren und zahlreicheren Dialectverschiedenheiten, als die wahren Buchstaben, Veranlassung; und man

---

*) *Asiat. res.* X. 222.

**) *A Grammar of the Thai or Siamese Language.* S. 12—19.

versichert, dass in Anam jede irgend bedeutende Ortschaft ihren eignen Dialekt hat, und dass benachbarte, um sich zu verständigen, bisweilen zu der geschriebenen Sprache ihre Zuflucht nehmen müssen*). Die Barmanische Sprache besitzt zwei solcher Accente, den in der Barmanischen Schrift mit zwei am Ende des Worts über einander stehenden Punkten bezeichneten langen und sanften, und den durch einen unter das Wort gesetzten Punkt angedeuteten kurzen und abgebrochnen. Rechnet man hierzu die accentlose Aussprache, so lässt sich dasselbe Wort, mit mehr oder minder verschiedener Bedeutung, in dreifacher Gestalt in der Sprache auffinden: *pô*, aufhalten, aufschütten, überfüllen, ein langer ovaler Korb, *pô:*, an einander heften oder binden, aufhängen, ein Insect, Wurm, *pô·*, tragen, herbeibringen, lehren, unterrichten, darbringen (wie einen Wunsch, oder Segen), in oder auf etwas geworfen werden; *ñâ*, ich, *ñâ:*, fünf, ein Fisch. Nicht jedes Wort aber ist dieser verschiedenen Accentuation fähig. Einige Endvocale nehmen keinen beider Accente, andere nur einen derselben an, und immer können sie nur sich an Wörter heften, die mit einem Vocal oder nasalen Consonanten endigen. Dies letztere beweist deutlich, dass sie Modificationen der Vocale sind, und untrennbar mit ihnen zusammenhängen. Wenn zwei Barmanische einsylbige Wörter als ein Compositum zusammentreten, so verliert darum das erste seinen Accent nicht, woraus sich wohl schliessen lässt, dass die Aussprache auch in Zusammensetzungen die Sylben, gleich besonderen Wörtern, aus einander hält. Man pflegt diese Accente dem Bedürfniss der einsylbigen Sprachen zuzuschreiben, die Anzahl der möglichen Lautverbindungen zu vermehren. Ein so absichtliches Verfahren ist aber kaum denkbar. Es scheint umgekehrt viel natürlicher, dass diese mannigfaltigen Modificationen der Aussprache zuerst und ursprünglich in den

*) *Asiat. res.* X. 270.

Organen und den Lautgewohnheiten der Völker lagen, dass, um sie deutlich austönen zu lassen, die Sylben einzeln und mit kleinen Pausen dem Ohre zugezählt wurden, und dass eben diese Gewohnheit nicht zu der Bildung mehrsylbiger Wörter einlud.

Die einsylbigen Indo-Chinesischen Sprachen haben daher auch, ohne irgend eine historische Verwandtschaft unter ihnen vorauszusetzen, mehrere Eigenschaften durch ihre Natur selbst sowohl mit einander, als mit dem Chinesischen gemein. Ich bleibe jedoch hier nur bei der Barmanischen stehen, da mir von den übrigen keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, welche hinreichende Data zu Untersuchungen, wie die gegenwärtigen sind, darböten*). Von der Barmanischen Sprache muss man zuerst zugestehen, dass sie niemals den Laut der Stammwörter zum Ausdruck ihrer Beziehungen modificirt, und die grammatischen Kategorieen nicht zur Grundlage ihrer Redefügung macht. Denn wir haben oben gesehen, dass sie dieselben nicht ursprünglich an den Wörtern unterscheidet, dasselbe Wort mehreren zutheilt, die Natur des Verbums verkennt, und sogar eine Partikel dergestalt zugleich beim Verbum und beim Nomen gebraucht, dass nur die Bedeutung des Worts, und wo auch diese nicht ausreicht, der Zusammenhang der Rede schliessen lässt, welche beider Kategorieen gemeint ist. Das Princip ihrer Redefügung ist, anzudeuten, welches Wort in der Rede das andere bestimmt. Hierin

*) Ueber die Siamesische Sprache giebt zwar Low höchst wichtige Aufschlüsse, die noch ungleich belehrender werden, wenn man damit Burnouf's vortreffliche Beurtheilung seiner Schrift im *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 210 vergleicht. Allein über die meisten Theile der Grammatik ist er zu kurz, und begnügt sich zu sehr, statt der Regeln bloss Beispiele zu geben, ohne diese einmal gehörig zu zergliedern. Ueber die Anamitische Sprache habe ich bloss Leyden's schätzbare, aber für den jetzigen Standpunkt der Sprachkunde wenig genügende Abhandlung (*Asiat. res.* X. 158) vor mir.

kommt sie völlig mit der Chinesischen überein*) Sie hat, um nur dies anzuführen, wie diese, unter ihren Partikeln eine nur zur Anordnung der Construction bestimmte, zugleich und zu demselben Zwecke trennende und verbindende, denn die Aehnlichkeit zwischen *thang* und dem Chinesischen *tchî* in diesem Gebrauche der Construction ist zu auffallend, als dass sie verkannt werden könnte**). Dagegen weicht die Barmanische Sprache wieder sehr bedeutend von der Chinesischen, sowohl in dem Sinne, in welchem sie das Bestimmen nimmt, als in den Mitteln der Andeutung, ab. Das Bestimmen, von welchem hier die Rede ist, begreift nämlich zwei Fälle unter sich, die es sehr wesentlich ist sorgfältig von einander zu unterscheiden: das Regiert-werden eines Wortes durch das andere, und die Vervollständigung eines von gewissen Seiten unbestimmt gebliebenen Begriffs. Das Wort muss qualitativ, seinem Umfang und seiner Beschaffenheit nach, und relativ, seiner Causalität nach, als von andrem abhängig, oder selbst andres leitend, begränzt werden***). Die Chinesische Sprache unterscheidet in ihrer Construction beide Fälle genau, und wendet jeden da an, wo er wahrhaft hingehört. Sie lässt das regierende Wort dem regierten vorangehen, das Subject dem

*) Mein Brief an Abel-Rémusat. S. 31.

**) *l. c.* S. 31—34.

***) In meinem Briefe an Abel-Rémusat (S. 41. 42) habe ich den Fall der Vervollständigung als die Beschränkung eines Begriff von weiterem Umfange auf einen von kleinerem bezeichnet. Beid Ausdrücke laufen aber hier auf dasselbe hinaus. Denn das Adjectivum vervollständigt den Begriff des Substantivums, und wird i seinem jedesmaligen Gebrauch von seiner weiten Bedeutung auf eine einzelnen Fall beschränkt. Ebenso ist es mit dem Adverbium un Verbum. Weniger deutlich erscheint das Verhältniss beim Geniti Doch auch hier werden die in dieser Relation gegen einander stehe den Worte als von vielen bei ihnen möglichen Beziehungen auf Eir bestimmte beschränkt betrachtet.

Verbum, dieses seinem directen Objecte, dies letztere endlich seinem indirecten, wenn ein solches vorhanden ist. Hier lässt sich nicht eigentlich sagen, dass das vorangehende Wort die Vervollständigung des Begriffs enthalte; vielmehr wird das Verbum sowohl durch das Subject, als durch das Object, in deren Mitte es steht, in seinem Begriffe vervollständigt, und ebenso das directe Object durch das indirecte. Auf der andren Seite lässt sie das vervollständigende Wort immer dem von der Seite des Begriffs desselben noch unbestimmten vorausgehen, das Adjectivum dem Substantivum, das Adverbium dem Verbum, den Genitiv dem Nominativ, und beobachtet hierdurch wieder gewissermassen ein dem im Vorigen entgegengesetztes Verfahren. Denn gerade dies noch unbestimmte hier nachstehende Wort ist das regierende, und müsste nach der Analogie des vorigen Falles, als solches, vorausgehen. Die Chinesische Construction beruht also auf zwei grossen allgemeinen aber in sich verschiedenen Gesetzen, und thut sichtbar wohl daran, die Beziehung des Verbums auf sein Object durch eine besondere Stellung entschieden herauszuheben, da das Verbum in einem viel gewichtigeren Sinne, als jedes andere Wort im Satze, regierend ist. Das erstere wendet sie auf die Hauptgliederung des Satzes, das letztere auf seine Nebentheile an. Hätte sie dieses dem ersteren nachgebildet, so dass sie Adjectivum, Adverbium und Genitiv dem Substantivum, Verbum und Nominativ nachfolgen liesse, so würde zwar die, gerade aus dem hier entwickelten Gegensatz entspringende, Concinnität der Satzbildung dadurch leiden, auch die Stellung des Adverbiums nach dem Verbum dasselbe nicht deutlich vom Objecte zu unterscheiden erlauben; allein der blossen Anordnung des Satzes selbst, der Uebereinstimmung zwischen seinem Gange und dem inneren des Sprachsinnes geschähe dadurch kein Eintrag. Das Wesentliche war, den Begriff des Regierens richtig festzustellen; und an ihm hält die Chinesische Construction mit den wenigen Ausnahmen fest,

welche in allen Sprachen, mehr oder weniger, Abweichungen von der gewöhnlichen Regel der Wortstellung rechtfertigen. Die *Barmanische* Sprache unterscheidet jene zwei Fälle so gut als gar nicht, bewahrt eigentlich nur Ein *Constructionsgesetz*, und vernachlässigt gerade das wichtigere von beiden. Sie lässt bloss das Subject dem Object und Verbum voran-, das letztere aber dem Objecte nachgehen. Durch diese Verkehrung macht sie es mehr als zweifelhaft, ob sie im Voranschicken des Subjects den Zweck hat, es wirklich als regierend darzustellen, und nicht vielmehr dasselbe als eine Vervollständigung der nachfolgenden Satztheile ansieht. Das regierte Object wird offenbar als eine vervollständigende Bestimmung des Verbums betrachtet, welches, als an sich selbst unbestimmt, auf die vollständige Aufzählung aller Bestimmungen durch sein Subject und Object folgt, und den Satz beschliesst. Dass Subject und Object wieder, jedes für sich, die sie vervollständigenden Nebenbestimmungen vorn an sich anfügen, versteht sich von selbst, und ist aus den im Vorigen angeführten Beispielen klar.

Dieser Unterschied der *Barmanischen* und *Chinesischen Construction* entspringt sichtbar aus der im Chinesischen liegenden richtigen Ansicht des *Verbums* und der mangelhaften der Barmanischen Sprache. Die *Chinesische* Construction verräth das Gefühl der wahren und eigenthümlichen Function des Verbums. Sie drückt dadurch, dass sie dasselbe in die Mitte des Satzes zwischen Subject und Object stellt, aus, dass es ihn beherrscht, und die Seele der ganzen Redefügung ist. Auch von Lautmodificationen an demselben entblösst, giesst sie durch die blosse Stellung über den Satz das Leben und die Bewegung aus, welche vom Verbum ausgehen, und stellt das actuale Setzen des Sprachsinnes dar oder verräth wenigstens das innere Gefühl desselben. Im *Barmanischen* verhält sich dies alles durchaus auf andere

Weise. Die Verbalformen schwanken zwischen flectirtem Verbum und Participium, sind dem materiellen Sinne nach eigentlich das letztere, und können den formalen nicht erreichen, da die Sprache für das Verbum selbst keine Form besitzt. Denn seine wesentliche Function findet nicht allein keinen Ausdruck in der Sprache, sondern die eigenthümliche Bildung der angeblichen Verbalformen und ihr sichtbarer Anklang an das Nomen beweisen, dass in den Sprechenden selbst alles lebendige Durchdringen des Gefühls der wahren Kraft des Verbums mangelt. Bedenkt man auf der andren Seite, dass die Barmanische Sprache das Verbum so ungleich mehr, als die Chinesische, durch Partikeln charakterisirt, und vom Nomen unterscheidet, so erscheint es um so wunderbarer, dass sie dasselbe dennoch aus seiner wahren Kategorie herausrückt. Unlängbar aber ist es nicht bloss so, sondern die Erscheinung wird auch dadurch erklärlicher, dass die Sprache das Verbum bloss nach Modificationen, die auch materiell genommen werden können, bezeichnet, ohne nur eine Ahndung des in ihm lediglich Formalen zu verrathen. Die Chinesische Sprache bedient sich dieser materiellen Andeutung selten, enthält sich derselben oft gänzlich, erkennt aber in der richtigen Stellung der Wörter eine unsichtbar an der Rede hängende Form an. Man könnte sagen, dass, je weniger sie äussere Grammatik besitzt, desto mehr ihr innere beiwohne. Wo grammatische Ansicht in ihr durchdringt, ist es die logisch richtige. Diese trug ihre erste Anordnung in sie hinein, und sie musste sich durch den Gebrauch des so richtig gestimmten Instrumentes im Geiste des Volks fortbilden. Man kann gegen das so eben hier Vorgetragene einwenden, dass auch die Flexionssprachen gar nicht ungewöhnlich das Verbum seinem Objecte nachsetzen, und dass die Barmanische die Casus des Nomens durch eigne Partikeln, wie jene, kenntlich erhält. Da aber die Sprache in vielen andren Punkten deutlich zeigt, dass ihr keine klare Vorstellung der Redetheile zum Grunde liegt, son-

dern dass sie in ihren Fügungen nur die Modificirung der Wörter durch einander verfolgt, so ist sie in der That von jener, das wahre Wesen der Satzbildung verkennenden Ansicht nicht freizusprechen. Sie beweist dies auch durch die Unverbrüchlichkeit, mit der sie ihr angebliches Verbum immer an das Ende des Satzes verweist. Dies springt um so deutlicher in die Augen, als auch aus dem zweiten, schon oben angegebnen, Grunde dieser Stellung, an die Verbalform wieder einen neuen Satz anknüpfen zu können, klar wird, dass sie weder von der eigentlichen Natur des Periodenbaues, noch von der darin geschäftigen Kraft des Verbums durchdrungen ist. Sie hat einen sichtbaren Mangel an Partikeln, die, gleich unsren Conjunctionen, durch die Verschlingung der Sätze den Perioden Leben und Mannigfaltigkeit ertheilen. Die Chinesische, welche auch hier das allgemeine Gesetz ihrer Wortstellung beobachtet, indem sie, wie den Genitiv dem Nominativ, so den näher bestimmenden und vervollständigenden Satz dem durch ihn modificirten vorausgehen lässt, ist ihr hierin weit überlegen. In der Barmanischen laufen die Sätze gleichsam in gerader Linie an einander fort. Allein selbst so sind sie selten durch solche verbindenden Conjunctionen an einander gereiht, welche, wie unser und, jedem seine Selbstständigkeit erhalten. Sie verbinden sich auf eine den materiellen Inhalt mehr in einander verwebende Weise. Dies liegt schon in der, gewöhnlich am Ende jedes solcher fortlaufenden Sätze gebrauchten Partikel *thang*, die, indem sie das Vorhergehende zusammennimmt, es immer zugleich zum Verständniss des zunächst Folgenden anwendet. Dass hieraus eine gewisse Schwerfälligkeit, bei welcher ausserdem ermüdende Gleichförmigkeit unvermeidlich scheint, entstehen muss, fällt in die Augen.

In den Mitteln zur Andeutung der Wortfolge stimmen beide Sprachen insofern überein, als sie sich zugleich der Stellung und besonderer Partikeln bedienen. Die Bar-

manische bedürfte eigentlich nicht so strenge Gesetze der ersteren, da eine grosse Anzahl, die Beziehung andeutender Partikeln das Verständniss hinreichend sichert. Sie bewahrt aber zugleich noch gewissenhafter die einmal übliche Stellung, und ist nur in der Anordnung derselben in Einem Punkte nicht gleich consequent, da sie das Adjectivum vor und hinter das Substantivum zu setzen erlaubt. Indem aber die erstere dieser Stellungen immer der Hinzukunft einer der zur Bestimmung der Wortfolge nöthigen Partikeln bedarf, so sieht man hieraus, dass die zweite als die eigentlich natürliche betrachtet wird; und dies muss man wohl als eine Folge des Umstandes ansehen, dass Adjectiv und Substantiv ein Compositum zusammen ausmachen, in welchem man die, wenn das Adjectivum vorausgeht, ihm nie beigegebene, Casusbeugung auch nur als dem in seiner Bedeutung durch das Adjectivum modificirten Substantivum angehörig betrachten muss. In ihren Compositis nun, sowohl der Nomina, als der Verba, lässt die Sprache gewöhnlich das ihr jedesmal als Gattungsbegriff geltende Wort im ersten Gliede vorangehen, und das specificirende (insofern, als es auf mehrere Gattungen Anwendung finden kann) allgemeinere im zweiten nachfolgen. So bildet sie Modi der Verba, mit vorausgehendem Worte Fisch eine grosse Anzahl von Fischnamen u. s. w. Wenn sie in andren Fällen den entgegengesetzten Weg zu nehmen scheint, Wörter von Handwerkern durch das allgemeine verfertigen, das, als zweites Glied hinter den Namen ihrer Werkzeuge steht, bildet, bleibt man zweifelhaft, ob sie wirklich hierin einer anderen Methode, oder nur einer andren Ansicht von dem, was ihr jedesmal als Gattungsbegriff gilt, folgt. Ebenso nun behandelt sie in der Verbindung des nachfolgenden Adjectivums dieses als einen Gattungsbegriff specificirend. Die Chinesische Sprache bleibt auch hier ihrem allgemeinen Gesetze treu; das Wort, dem eine speciellere Bestimmung zugehen soll, macht auch im Compositum das letzte Glied aus.

Wenn auf eine an sich allerdings wenig natürliche Weise das Verbum sehen zur Bildung oder vielmehr an der Stelle des Passivums gebraucht wird, so geht es dem Hauptbegriffe vorauf: sehen tödten, d. i. getödtet werden. Da so viele Dinge gesehen werden können, so müsste eigentlich tödten vorausgehen. Die umgekehrte Stellung zeigt aber, dass hier sehen als eine Modification des folgenden Wortes, mithin als ein Zustand des Tödtens, gedacht werden soll; und dadurch wird in der, auf den ersten Anblick befremdenden Redensart auf eine sinnreich feine Weise das grammatische Verhältniss angedeutet. Auf ähnliche Art werden Ackersmann, Bücherhaus u. s. f. gebildet.

In Uebereinstimmung mit einander, kommen die Barmanische und Chinesische Sprache in der Redefügung der Wortstellung durch Partikeln zu Hülfe. Beide gleichen einander auch darin, dass sie einige dieser Partikeln dergestalt bloss zur Andeutung der Construction bestimmen, dass dieselben der materiellen Bedeutung nichts hinzufügen. Doch liegt gerade in diesen Partikeln der Wendepunkt, in welchem die Barmanische Sprache den Charakter der Chinesischen verlässt, und einen eignen annimmt. Die Sorgfalt, die Beziehung, in der ein Wort mit dem andren zusammengedacht werden soll, durch vermittelnde Begriffe zu bezeichnen, vermehrt die Zahl dieser Partikeln, und bringt in ihnen eine gewisse, wenn auch allerdings nicht ganz systematische, Vollständigkeit hervor. Die Sprache zeigt aber auch ein Bestreben, diese Partikeln in grössere Nähe mit dem Stammworte, als mit den übrigen Wörtern des Satzes, zu bringen, Wahre Worteinheit kann allerdings bei der sylbentrennenden Aussprache, und nach dem ganzen Geiste der Sprache, nicht statt finden. Wir haben aber doch gesehen, dass in einigen Fällen die Einwirkung eines Wortes eine Consonantenveränderung in dem unmittelbar daran gehängten hervorbringt; und bei den Verbalformen schliessen die endenden Partikeln

thang und *êng* die Verbalpartikeln mit dem Stammwort in ein Ganzes zusammen. In einem einzelnen Falle entsteht sogar eine Zusammenziehung zweier Sylben in Eine, was schon in Chinesischer Schrift nur phonetisch, also fremdartig, dargestellt werden könnte. Ein Gefühl der wahren Natur der Suffixa liegt auch darin, dass selbst diejenigen unter diesen Partikeln, welche als bestimmende Adjectiva angesehen werden könnten, wie die Pluralzeichen, nie dem Stammworte vorausgehen, sondern immer nachfolgen. Im Chinesischen ist, nach Verschiedenheit der Pluralpartikeln, bald die eine, bald die andere Stellung üblich.

In dem Grade, in welchem sich die Barmanische Sprache von dem Chinesischen Baue entfernt, nähert sie sich dem Sanskritischen. Es würde aber überflüssig sein, noch im speciellen zu schildern, welche wahre Kluft sie wieder von diesem trennt. Der Unterschied liegt hierbei nicht bloss in der mehr oder weniger engen Anschliessung der Partikeln an das Hauptwort. Er geht ganz besonders aus der Vergleichung derselben mit den Suffixen der Indischen Sprache hervor. Jene sind ebenso bedeutsame Wörter, als alle andren der Sprache, wenn auch die Bedeutung allerdings meistentheils schon in der Erinnerung des Volkes erloschen ist. Diese sind grösstentheils subjective Laute, geeignet zu, auch nur inneren, Beziehungen. Ueberhaupt kann man die Barmanische Sprache, wenn sie auch in der Mitte zwischen den beiden andren zu stehen scheint, doch niemals als einen Uebergangspunkt von der einen zur andren ansehen. Das Leben jeder Sprache beruht auf der inneren Anschauung des Volkes von der Art, den Gedanken in Laute zu hüllen. Diese aber ist in den drei hier verglichenen Sprachstämmen durchaus eine verschiedene. Wenn auch die Zahl der Partikeln und die Häufigkeit ihres Gebrauchs eine stufenweis gesteigerte Annäherung zur grammatischen Andeutung vom alten Styl des Chinesischen durch den neueren hindurch

bis zum Barmanischen verräth, so ist doch die letztere dieser Sprachen von der ersteren gänzlich durch ihre Grundanschauung, die auch im neueren Styl der Chinesischen wesentlich dieselbe bleibt, verschieden. Die Chinesische stützt sich allein auf die Wortstellung und auf das Gepräge der grammatischen Form im Inneren des Geistes. Die Barmanische beruht in ihrer Redefügung nicht auf der Wortstellung, obgleich sie mit noch grösserer Festigkeit an der ihrer Vorstellungsweise gemässen hängt. Sie vermittelt die Begriffe durch neue hinzugefügte, und wird hierauf selbst durch die ihr eigne, ohne dies Hülfsmittel der Zweideutigkeit ausgesetzte, Stellung nothwendig geführt. Da die vermittelnden Begriffe Ausdrücke der grammatischen Formen sein müssen, so stellen sich allerdings auch die letzteren in der Sprache heraus. Die Anschauung derselben ist aber nicht gleich klar und bestimmt, als im Chinesischen und im Sanskrit; nicht wie im ersteren, weil sie eben jene Stütze vermittelnder Begriffe besitzt, welche die Nothwendigkeit der wahren Concentration des Sprachsinnes vermindert; nicht wie im Sanskrit, weil sie nicht die Laute der Sprache beherrscht, nicht bis zur Bildung wirklicher Worteinheit und ächter Formen durchdringt. Auf der andren Seite kann man das Barmanische auch nicht zu den agglutinirenden Sprachen rechnen, da es in der Aussprache die Sylben im Gegentheil geflissentlich aus einander hält. Es ist reiner und consequenter in seinem Systeme, als jene Sprachen, wenn es sich auch eben dadurch noch mehr von aller Flexion entfernt, die doch in den agglutinirenden Sprachen auch nicht aus den eigentlichen Quellen fliesst, sondern nur eine zufällige Erscheinung ist.

Das Sanskrit oder von ihm herstammende Dialekte haben sich, mehr oder weniger, den Sprachen aller Indien umgebenden Völker beigesellt; und es ist anziehend, zu sehen, wie sich durch diese, mehr vom Geiste der Religion und der

Wissenschaft, als von politischen und Lebensverhältnissen, ausgehenden Verbindungen die verschiedenen Sprachen gegen einander stellen. In Hinter-Indien ist nun das Pali, also eine um viele Lautunterscheidungen der Formen gekommene Flexionssprache, zu Sprachen hinzugetreten, die in wesentlichen Punkten mit der Chinesischen übereinstimmen, gerade also da und dahin, wo der Gegensatz reicher grammatischer Andeutung mit fast gänzlichem Mangel derselben am grössten ist. Ich kann nicht der Ansicht beistimmen, dass die Barmanische Sprache in ihrer ächten Gestalt, und soweit sie der Nation selbst angehört, irgend wesentlich durch das Pali anders gemodelt worden ist. Die mehrsylbigen Wörter sind in ihr aus dem eigenthümlichen Hange zur Zusammensetzung entstanden, ohne des Vorbildes des Pali bedurft zu haben; und ebenso gehört ihr allein der sich den Formen nähernde Partikelgebrauch an. Die Pali-Kundigen haben die Sprache nur mit ihrem grammatischen Gewande äusserlich umkleidet. Dies sieht man an der Vielfachheit der Casuszeichen und an den Classen der zusammengesetzten Wörter. Was sie hier den Sanskritischen *Karmadhâraya* gleichstellen, ist gänzlich davon verschieden, da das Barmanische vorausgehende Adjectivum immer einer anknüpfenden Partikel bedarf. An das Verbum scheinen sie, nach Carey's Grammatik zu urtheilen, ihre Terminologie nicht einmal anzulegen gewagt zu haben. Dennoch ist nicht die Möglichkeit zu läugnen, dass durch fortgesetztes Studium des Pali der Styl und insofern auch der Charakter der Sprache zur Annäherung an das Pali verändert sein kann und immer mehr verändert werden könnte. Die wahrhaft körperliche, auf den Lauten beruhende Form der Sprachen gestattet eine solche Einwirkung nur innerhalb sehr gemessener Gränzen. Dagegen ist einer solchen die innere Anschauung der Form sehr zugänglich; und die grammatischen Ansichten, ja selbst die Stärke und Lebendigkeit des Sprachsinnes, werden durch die Vertraulichkeit mit voll-

kommneren Sprachen berichtigt und erhöht. Dies wirkt alsdann auf die Sprache insoweit zurück, als sie dem Gebrauche Herrschaft über sich verstattet. Im Barmanischen nun würde diese Rückwirkung vorzugsweise stark sein, da Haupttheile des Baues desselben sich schon dem Sanskritischen nähern, und ihnen nur vorzüglich fehlt, in dem rechten Sinne genommen zu werden, zu dem die Sprache an sich nicht zu führen vermag, da sie nicht aus diesem Sinne entstanden ist. Hierin nun käme ihr die fremde Ansicht zu Hülfe. Man dürfte zu diesem Behufe nur allmälig die gehäuften Partikeln, mit Wegwerfung mehrerer, bestimmten grammatischen Formen aneignen, in der Construction häufiger das vorhandene Hülfsverbum gebrauchen u. s. w. Allein bei dem sorgfältigsten Bemühen dieser Art wird es nie gelingen, zu verwischen, dass der Sprache doch eine ganz verschiedene Form eigenthümlich ist; und die Erzeugnisse eines solchen Verfahrens würden immer Un-Barmanisch klingen, da, um nur diesen einen Punkt herauszuheben, die mehreren für eine und dieselbe Form vorhandnen Partikeln nicht gleichgültig, sondern nach feinen, im Sprachgebrauch liegenden Nüancen Anwendung finden. Immer also würde man erkennen, dass der Sprache etwas ihr Fremdartiges eingeimpft worden sei.

Historische Verwandtschaft scheint, nach allen Zeugnissen, zwischen dem Barmanischen und Chinesischen nicht vorhanden zu sein. Beide Sprachen sollen nur wenige Wörter mit einander gemein haben. Dennoch weiss ich nicht, ob dieser Punkt nicht einer mehr sorgfältigen Prüfung bedürfte. Auffallend ist die grosse Lautähnlichkeit einiger, gerade aus der Classe der grammatischen genommener Wörter. Ich setze diese für tiefere Kenner beider Sprachen hier her. Die Barmanischen Pluralzeichen der Nomina und Verba lauten *tô* und *kra* (gesprochen *kya*), und *toû* und *kiâi* sind Chinesische Pluralzeichen im alten und neuen Styl; *thang* (gesprochen *thi* H.) entspricht, wie wir schon

oben gesehen, dem *ti* des neuen und dem *tchî* des älteren Styls; *hri* (gesprochen *shi*) ist das Verbum sein, und ebenso im Chinesischen, bei Rémusat, *chi.* Morrison und Hough schreiben beide Wörter nach Englischer Weise ganz gleichförmig *she.* Das Chinesische Wort ist allerdings zugleich ein Pronomen und seine Bejahungspartikel, so dass seine Verbalbedeutung wohl nur daher entnommen ist. Dieser Ursprung würde aber der Verwandtschaft beider Wörter keinen Eintrag thun. Endlich lautet der in beiden Sprachen bei der Angabe gezählter Gegenstände gebrauchte allgemeine, hierin unserm Worte Stück ähnliche, Gattungsausdruck im Barmanischen *hku* und im Chinesischen *ko**). Ist die Zahl dieser Wörter auch gering, so gehören sie gerade zu den am meisten die Verwandtschaft beider Sprachen verrathenden Theilen des Baues derselben; und auch die Verschiedenheiten zwischen der Chinesischen und Barmanischen Grammatik sind, wenn auch gross und tief in den Sprachbau eingreifend, doch nicht von der Art, dass sie, wie z. B. zwischen dem Barmanischen und Tagalischen, Verwandtschaft unmöglich machen sollten.

§. 25.

Ganz nahe an die so eben angestellten Untersuchungen schliesst sich die Frage an: ob der Unterschied zwischen ein- und mehrsylbigen Sprachen ein absoluter oder nur ein, dem Grade nach, relativer ist, und ob diese Form der Wörter wesentlich den Charakter der Sprachen bildet, oder die Einsylbigkeit nur ein Uebergangszustand ist, aus welchem sich die mehrsylbigen Sprachen nach nnd nach herausgebildet haben?

In früheren Zeiten der Sprachkunde erklärte man die Chinesische und mehrere südöstliche Asiatische Sprachen gerade-

---

*) S. weiter unten 1. Buch. S. 253. Anm. 3.

hin für einsylbig. Späterhin wurde man hierüber zweifelhaft; und Abel-Rémusat bestritt diese Behauptung ausdrücklich vom Chinesischen*). Diese Ansicht scheint aber doch zu sehr gegen die vor Augen liegende Thatsache zu streiten; und man kann wohl mit Grunde behaupten, dass man jetzt, und nicht mit Unrecht, zur früheren Annahme zurückgekehrt ist. Dem ganzen Streite liegen indess mehrere Missverständnisse zum Grunde; und es bedarf daher zuerst einer gehörigen Bestimmung desjenigen, was man einsylbige Wortform nennt, und des Sinnes, in welchem man ein- und mehrsylbige Sprachen unterscheidet. Alle von Rémusat angeführten Beispiele der Mehrsylbigkeit des Chinesischen laufen auf Zusammensetzungen hinaus; und es kann wohl kein Zweifel sein, dass Zusammensetzung ganz etwas anderes, als ursprüngliche Mehrsylbigkeit ist. In der Zusammensetzung entsteht, auch der durchaus als einfach betrachtete Begriff doch aus zwei oder mehreren mit einander verbundenen. Das sich hieraus ergebende Wort ist also nie ein einfaches; und eine Sprache hört darum nicht auf, eine einsylbige zu sein, weil sie zusammengesetzte Wörter besitzt. Es kommt offenbar auf solche einfache an, in welchen sich keine, den Begriff bildenden Elementarbegriffe unterscheiden lassen, sondern wo die Laute zweier oder mehrerer, an sich bedeutungsloser, Sylben das Begriffszeichen ausmachen. Selbst wenn man Wörter findet, bei welchen dies scheinbar der Fall ist, erfordert es immer genauere Untersuchung, ob nicht doch jede einzelne Sylbe ursprünglich eine, nur in ihr verloren gegangene eigenthümliche Bedeutung besass. Ein richtiges Beispiel gegen die Einsylbigkeit einer Sprache müsste den Beweis in sich tragen, dass alle Laute des Wortes nur gemeinschaftlich und zusammen, nicht abgesondert für sich bedeutsam sind. Dies hat Abel-Rémusat allerdings nicht klar genug

*) Fundgruben des Orients. III. S. 279.

vor Augen gehabt, und darum in der That die originelle Gestaltung des Chinesischen in der oben angeführten Abhandlung verkannt*). Von einer andren Seite her aber gründete sich

*) Hr. Ampère (*de la Chine et des travaux de M. Abel-Rémusat*, in der *Revue des deux mondes*. T. 8. 1832. p. 373-405) hat dies richtig gefühlt. Er erinnert aber zugleich daran, dass jene Abhandlung in die ersten Jahre der Chinesischen Studien Abel-Rémusat's fällt, bemerkt jedoch dabei, dass er auch später diese Ansicht nie ganz verliess. In der That neigte sich Rémusat wohl zu sehr dahin, den Chinesischen Sprachbau für weniger abweichend von dem andrer Sprachen zu halten, als er wirklich ist. Hierauf mochten ihn zuerst die abentheuerlichen Ideen geführt haben, die zu der Zeit des Beginnens seiner Studien noch vom Chinesischen und von der Schwierigkeit, dasselbe zu erlernen, herrschend waren. Er fühlte aber auch nicht genug, dass der Mangel gewisser feinerer grammatischer Bezeichnungen zwar wohl im Einzelnen bisweilen für den Sinn überhaupt, nie aber für die bestimmtere Nüancirung der Gedanken im Ganzen unschädlich ist. Sonst aber hat er sichtbar zuerst das wahre Wesen des Chinesischen dargestellt; und man lernt erst jetzt den grossen Werth seiner Grammatik wahrhaft kennen, da die, in ihrer Art auch sehr schätzungswürdige, des Vaters Prémare (*Notitia linguae Sinicae auctore P. Premare. Malaccae.* 1831) im Druck erschienen ist. Die Vergleichung beider Arbeiten zeigt unverkennbar, welchen grossen Dienst die Rémusatsche dem Studium geleistet hat. Ueberall strahlt dem Leser aus ihr die Eigenthümlichkeit der behandelten Sprache in leichter Anordnung und lichtvoller Klarheit entgegen. Die seines Vorgängers bietet ein unendlich schätzbares Material dar, und fasst gewiss alle Eigenheiten der Sprache einzeln in sich; allein vom Ganzen schwebte ihrem Verfasser schwerlich ein gleich deutliches Bild vor, und wenigstens gelang es ihm nicht, seinen Lesern ein solches mitzutheilen. Tiefere Kenner der Sprache mögen auch manche Lücken in Rémusat's Grammatik ausgefüllt wünschen; aber das grosse Verdienst, sich zuerst wahrhaft in den Mittelpunkt der richtigen Ansicht der Sprache versetzt, und ausserdem das Studium derselben allgemein zugänglich gemacht und dadurch erst eigentlich begründet zu haben, wird dem trefflichen Manne dauernd bleiben.

Rémusat's Meinung doch auf etwas Wahres und richtig Gesehenes. Er blieb nämlich bei der Eintheilung der Sprachen in ein- und mehrsylbige stehen, und es entging seinem Scharfblicke nicht, dass diese, wie sie gewöhnlich verstanden wird, allerdings nicht genau zu nehmen ist. Ich habe schon im Vorigen bemerkt, dass eine solche Eintheilung nicht auf der blossen Thatsache des Vorherrschens ein- und mehrsylbiger Wörter beruhen kann, sondern dass ihr etwas viel Wesentlicheres zum Grunde liegt, nämlich der doppelte Umstand des Mangels der Affixa, und die Eigenthümlichkeit der Aussprache, auch da, wo der Geist die Begriffe verbindet, dennoch die Sylbenlaute getrennt zu erhalten. Die Ursache des Mangels der Affixa liegt tiefer, und wirklich im Geiste. Denn wenn dieser lebendig das Abhängigkeitsverhältniss des Affixums zum Hauptbegriff empfindet, so kann die Zunge unmöglich dem ersteren gleiche Lautgeltung in einem eigenen Worte geben. Verschmelzung zweier verschiedener Elemente zur Einheit des Wortes ist eine nothwendige und unmittelbare Folge jener Empfindung. Rémusat scheint mir daher nur darin gefehlt zu haben, dass er, anstatt die Einsylbigkeit des Chinesischen anzugreifen, nicht vielmehr zu zeigen versuchte, dass auch die übrigen Sprachen von einsylbigem Wurzelbau ausgehen, und nur, theils auf dem ihnen eigenthümlichen Wege der Affigirung, theils auf dem, auch dem Chinesischen nicht fremden, der Zusammensetzung, zur Mehrsylbigkeit gelangen, dies Ziel aber, da ihnen nicht, wie im Chinesischen, die oben genannten Hindernisse im Wege standen, wirklich erreichen. Diese Bahn nun will ich hier einschlagen, und an dem Faden thatsächlicher Untersuchung einiger hier vorzüglich in Betrachtung zu ziehender Sprachen verfolgen.

So schwer und zum Theil unmöglich es auch ist, die Wörter bis zu ihrem wahren Ursprunge zurückzuführen, so leitet uns doch sorgfältig angestellte Zergliederung in der

meisten Sprachen auf einsylbige Stämme hin; und die einzelnen Fälle des Gegentheils können nicht als Beweise auch ursprünglich mehrsylbiger gelten, da die Ursach der Erscheinung mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit in nicht weit genug fortgesetzter Zergliederung gesucht werden kann. Man geht aber auch, wenn man die Frage bloss aus Ideen betrachtet, wohl nicht zu weit, indem man allgemein annimmt, dass ursprünglich jeder Begriff nur durch Eine Sylbe bezeichnet wurde. Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äusseres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entständen, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke, und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne dass dadurch der Grundsatz der Einsylbigkeit beeinträchtigt würde. Dies ist in der That bei der, in allen Sprachen, vorzugsweise aber in den ungebildeten, sich findenden Verdoppelung der Fall. Jeder der wiederholten Laute spricht das ganze Object aus; durch die Wiederholung aber tritt dem Ausdrucke eine Nüance mehr hinzu, entweder blosse Verstärkung, als Zeichen der höheren Lebendigkeit des erfahrnen Eindrucks, oder Anzeichen des sich wiederholenden Objects, weshalb die Verdoppelung vorzüglich bei Adjectiven statt findet, da bei der Eigenschaft das besonders auffällt, dass sie nicht als einzelner Körper, sondern, gleichsam als Fläche überall in demselben Raume erscheint. Wirklich gehört in mehreren Sprachen, von denen ich hier nur die der Südsee-Inseln anführen will, die Verdoppelung vorzugsweise, ja fast ausschliesslich, den Adjectiven und den aus ihnen gebildeten, also ursprünglich adjectivisch empfundenen Substantiven an. Denkt man sich freilich die ursprüngliche Sprachbezeichnung als ein absicht-

liches *Vertheilen* der *Laute* unter die *Gegenstände*, so erscheint allerdings die Sache bei weitem anders. Die Sorgfalt, verschiedenen Begriffen nicht ganz gleiche Zeichen zu geben, könnte dann die wahrscheinlichste Ursache sein, dass man einer Sylbe, durchaus unabhängig von einer neuen Bedeutsamkeit, eine zweite und dritte hinzugefügt hätte. Allein diese Vorstellungsart, bei der man gänzlich vergisst, dass die Sprache kein todtes Uhrwerk, sondern eine lebendige Schöpfung aus sich selbst ist, und dass die ersten sprechenden Menschen bei weitem sinnlicher erregbar waren, als wir, abgestumpft durch Cultur und auf fremder Erfahrung beruhende Kenntniss, ist offenbar eine falsche. Alle Sprachen enthalten wohl Wörter, die durch ganz verschiedene Bedeutung, bei ganz gleichem Laute, Zweideutigkeit zu erregen im Stande sind. Dass dies aber selten ist, und in der Regel jedem Begriff ein anders nüancirter Laut entspricht, entstand gewiss nicht aus absichtlicher Vergleichung der schon vorhandenen Wörter, welche dem Sprechenden nicht einmal gegenwärtig sein konnten, sondern daraus, dass sowohl der *Eindruck* des Objects, als de[illegible] durch ihn hervorgelockte *Laut*, immer *individuell* war und keine Individualität vollständig mit der andren überein-kommt. Von einer andren Seite aus wurde allerdings de[illegible] Wortvorrath auch durch *Erweiterung* der einzelnen vor-*handenen Bezeichnungen* vermehrt. Wie der Mensc[illegible] mehr Gegenstände und die einzelnen genauer kennen lernt[illegible] bot sich ihm bei vielen *besondere Verschiedenheit* be[illegible] *allgemeiner Aehnlichkeit* dar; und dieser neue Eindruc[illegible] bewirkte natürlich einen neuen Laut, der, an den vorige[illegible] geknüpft, zum *mehrsylbigen Worte* wurde. Aber auc[illegible] hier sind verbundene Begriffe mit verbundenen Lauten a[illegible] Bezeichnungen eines und ebendesselben Objects. Aufs höchs[illegible] könnte man, was die ursprüngliche Bezeichnung anbetrifft, [illegible] für möglich halten, dass die Stimme bloss aus sinnlichem G[illegible] fallen am Rauschen der Töne ganz *bedeutungslose* hinzu[illegible]

gefügt hätte, oder dass bloss auslautende Hauche bei mehr geregelter Aussprache zu wahren Sylben geworden wären. Dass Laute in der That ohne alle Bedeutsamkeit sich in Sprachen bloss sinnlich erhalten, möchte ich nicht in Abrede stellen; allein dies ist nur darum der Fall, weil ihre Bedeutsamkeit verloren gegangen ist. Ursprünglich stösst die Brust keinen articulirten Laut aus, den nicht eine Empfindung geweckt hat.

Im Verlaufe der Zeit verhält es sich überhaupt auch anders mit der Mehrsylbigkeit. Man kann sie, als Thatsache, in den ausgebildeten Sprachen nicht abläugnen, man bestreitet sie nur bei den Wurzeln, und, ausserhalb dieses Kreises, beruht sie durch ihren im Ganzen anzunehmenden und sehr häufig im Einzelnen nachzuweisenden Ursprung auf Zusammensetzung, und verliert dadurch ihre eigenthümliche Natur. Denn nicht bloss weil uns die Bedeutung der einzelnen Wortelemente fehlt, erscheinen sie uns als bedeutungslose, sondern es liegt der Erscheinung auch oft etwas positives zum Grunde. Die Sprache verbindet zuerst einander wirklich modificirende Begriffe. Dann knüpft sie an einen Hauptbegriff einen andren, nur metaphorisch oder nur einem Theile seiner Bedeutung geltenden, wie wenn die Chinesische, um bei Verwandtschaften den Unterschied des Aelteren oder Jüngeren anzudeuten, das Wort Sohn in zusammengesetzten Verwandtschaftsnamen da braucht, wo weder die directe Abstammung, noch das Geschlecht, sondern einzig das Nachstehen im Alter passt. Waren nun einige solcher Begriffe wegen der, durch ihre grössere Allgemeinheit gegebenen Möglichkeit dazu häufig Wortelemente zur Specificirung von Begriffen geworden, so gewöhnt sich die Sprache auch wohl, sie da anzuwenden, wo ihre Beziehung nur eine ganz entfernte, kaum nachzuspürende, ist, oder wo man frei gestehen muss, dass gar keine wirkliche Beziehung vorliegt, und daher die Bedeutsamkeit in der That in Nichts

aufgeht. Diese Erscheinung, dass die Sprache, einer allgemeinen Analogie folgend, Laute von Fällen, wo sie wahrhaft hingehören, auf andere, denen sie fremd sind, anwendet, findet sich auch in anderen Theilen ihres Verfahrens. So ist nicht zu läugnen, dass in mehreren Flexionen der Sanskrit-Declination Pronominalstämme verborgen sind, dass aber in einigen dieser Fälle sich wirklich kein Grund auffinden lässt, warum gerade dieser und kein anderer Stamm diesem oder jenem Casus beigegeben ist, ja nicht einmal sagen, wie überhaupt ein Pronominalstamm den Ausdruck dieses bestimmten Casusverhältnisses ausmachen kann. Es mag allerdings auch in denjenigen solcher Fälle, die uns die schlagendsten zu sein scheinen, noch ganz individuelle, fein aufgefasste *Verbindungen zwischen dem Begriffe und dem Laute* geben. Diese sind aber alsdann so von allgemeiner Nothwendigkeit entblösst, und so sehr, wenn auch nicht zufällig, doch nur historisch erkennbar, dass, für uns, selbst ihr Dasein verloren geht. Der Einverleibung *fremder mehrsylbiger Wörter* aus einer Sprache in die andere erwähne ich hier mit Absicht nicht, da, wenn die hier aufgestellte Behauptung ihre Richtigkeit hat, die Mehrsylbigkeit solcher Wörter niemals ursprünglich ist, und die Bedeutungslosigkeit ihrer einzelnen Elemente für die Sprache, welcher sie zuwachsen, blos eine relative bleibt.

Es giebt aber in den nicht einsylbigen Sprachen, nur allerdings in sehr verschiedenem Grade, auch ein, aus zusammentreffenden inneren und äusseren Ursachen entspringendes, *Streben nach reiner Mehrsylbigkeit*, ohne Rücksich auf den noch bekannten oder in Dunkel verschwundenen Ursprung derselben aus Zusammensetzung. Die Sprache ver langt alsdann Lautumfang als Ausdruck *einfacher Begriffe* und lässt in diesen die in ihnen verbundenen Elementarbe griffe aufgehen. Auf diesem zwiefachen Wege entsteht dan die Bezeichnung Eines Begriffs durch mehrere Sylben. Den

wie die Chinesische Sprache der Mehrsylbigkeit widerstrebt, und wie ihre, sichtbar aus diesem Widerstreben hervorgegangene Schrift sie in demselben bestätigt, so haben andere Sprachen die entgegengesetzte Neigung. Durch Gefallen an Wohllaut und durch Streben nach rhythmischen Verhältnissen gehen sie auf Bildung grösserer Wortganzen hin, und unterscheiden weiter, ein inneres Gefühl hinzunehmend, die blosse, lediglich durch die Rede entstehende, Zusammansetzung von derjenigen, die mit dem Ausdruck eines einfachen Begriffs durch mehrere Sylben, deren einzelne Bedeutung nicht mehr bekannt ist, oder nicht mehr beachtet wird, verwechselt werden kann. Wie aber Alles in der Sprache immer innig verbunden ist, so ruht auch dies, zuerst bloss sinnlich scheinende, Streben auf einer breiteren und festeren Basis. Denn die Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen, wirkt offenbar dazu mit, die Sprache mag nun, als wahrhaft flectirende, dies Ziel wirklich erreichen, oder, als agglutinirende, auf halbem Wege stehen bleiben. Die schöpferische Kraft, mit welcher die Sprache selbst, um mich eines figürlichen Ausdrucks zu bedienen, aus der Wurzel alles das hervortreibt, was zur inneren und äusseren Bildung der Wortform gehört, ist hier das ursprünglich Wirkende. Je weiter sich diese Schöpfung erstreckt, desto grösser, je früher sie ermattet, desto geringer ist der Grad jenes Strebens. In dem aus demselben entspringenden Lautumfang des Wortes bestimmt aber die vollendete Abrundung dieses Strebens nach Wohllautsgesetzen die nothwendige Gränze. Gerade die in der Verschmelzung der Sylben zur Einheit minder glücklichen Sprachen reihen eine grössere Anzahl derselben unrhythmisch an einander, da das vollendete Einheitsstreben wenigere harmonisch zusammenschliesst. So eng und genau mit einander übereinstimmend ist auch hier das innere und äussere Gelingen. Durch die Begriffe selbst aber wird in vielen Fällen ein Bemühen veranlasst, einige

bloss in der Absicht zu verknüpfen, einem einfachen ein angemessenes Zeichen zu geben, und ohne gerade die Erinnerung an die einzelnen verknüpften erhalten zu wollen. Hieraus entsteht alsdann natürlich um so mehr wahre Mehrsylbigkeit als der so zusammengesetzte Begriff bloss seine Einfachheit geltend macht.

Unter den Fällen, von welchen wir hier reden, zeichnen sich hauptsächlich zwei verschiedene Classen aus. Bei der einen soll der durch einen Laut schon gegebne Begriff durch Anknüpfung eines zweiten nur bestimmter festgestellt, oder mehr erläutert, also im Ganzen Ungewissheit und Undeutlichkeit vermieden werden. Auf diese Weise verbinden Sprachen oft ganz gleichbedeutende, oder doch durch sehr kleine Nüancen verschiedene Begriffe mit einander, auch allgemeine, speciellen angefügt, und zu solchen allgemeinen oft erst aus speciellen durch diesen Gebrauch gestempelt, wie im Chinesischen der Begriff des Schlagens fast in den des Machens überhaupt in diesen Zusammensetzungen übergeht. In die andere Classe gehören die Fälle, wo wirklich aus zwei verschiedenen Begriffen ein dritter gebildet wird, wie z. B. die Sonne das Auge des Tages, die Milch das Wasser der Brust u. s. f. heisst. Der ersten Classe von Verbindungen liegt ein Misstrauen in die Deutlichkeit des gebrauchten Ausdrucks, oder eine lebhafte Hast nach Vermehrung derselben zum Grunde. Sie dürfte in sehr ausgebildeten Sprachen selten gefunden werden, ist aber in einigen, die sich, ihrem Baue nach, einer gewissen Unbestimmtheit bewusst sind, sehr häufig. In den Fällen der zweiten Classe sind die beiden zu verbindenden Begriffe die unmittelbare Schilderung des empfangenen Eindrucks, also in ihrer speciellen Bedeutung das eigentliche Wort. An und für sich würden sie zwei bilden. Da sie aber doch nur Eine Sache bezeichnen, so dringt der Verstand auf ihre engste Verbindung in der Sprachform; und wie seine Macht über die Sprache wächst, und die

ursprüngliche Auffassung in dieser untergeht, so verlieren die sinnreichsten und lieblichsten Metaphern dieser Art ihren rückwirkenden Einfluss, und entschwinden, wie deutlich sie auch noch nachzuweisen sein mögen, der Beachtung der Redenden. Beide Classen finden sich auch in den einsylbigen Sprachen, nur dass in ihnen das innere Bedürfniss nach der Verbindung der Begriffe nicht das Hangen an der Trennung der Sylben zu überwinden vermag.

Auf diese Weise, glaube ich, muss in den Sprachen die Erscheinung der Ein- und Mehrsylbigkeit aufgefasst und beurtheilt werden. Ich will jetzt versuchen, dies allgemeine Räsonnement, das ich nicht habe durch Aufzählung von Thatsachen unterbrechen mögen, mit einigen Beispielen zu belegen.

Schon der neuere Styl des Chinesischen besitzt eine nicht unbedeutende Anzahl von Wörtern, die dergestalt aus zwei Elementen zusammengesetzt sind, dass ihre Zusammensetzung nur die Bildung eines dritten, einfachen Begriffes zum Zweck hat. Bei einigen derselben ist es sogar offenbar, dass die Hinzufügung des einen Elements, ohne dem Sinne etwas beizugeben, nur von wirklich bedeutsamen Fällen aus zur Gewohnheit geworden ist. Die Erweiterung der Begriffe und der Sprachen muss darauf leiten, neue Gegenstände durch Vergleichung mit andren, schon bekannten, zu bezeichnen, und das Verfahren des Geistes bei der Bildung ihrer Begriffe in die Sprachen überzuführen. Diese Methode muss allmälig an die Stelle der früheren treten, den Eindruck durch die in den articulirten Tönen liegende Analogie symbolisirend wiederzugeben. Aber auch die spätere Methode tritt bei Völkern von grosser Lebendigkeit der Einbildungskraft und Schärfe der sinnlichen Auffassung in ein sehr hohes Alter zurück, und daher besitzen vorzugsweise die am meisten noch vom Jugendalter ihrer Bildung zeugenden Sprachen eine grosse Anzahl solcher malerisch die Natur der Gegenstände

darlegenden Wörter. Im Neu-Chinesischen zeigt sich aber hierin sogar eine, erst späterer Cultur angehörende, Verbildung. Mehr spielend witzige, als wahrhaft dichterische Umschreibungen der Gegenstände, in welchen diese oft, gleich Räthseln, verhüllt liegen, bilden häufig solche aus zwei Elementen bestehende Wörter*). Eine andere Classe dieser letztren erscheint auf den ersten Anblick sehr wunderbar, nämlich die, wo zwei einander entgegengesetzte Begriffe durch ihre Vereinigung den allgemeinen, beide unter sich befassenden, Begriff ausdrücken, wie wenn die jüngeren und älteren Brüder, die hohen und niedrigen Berge für die Brüder und die Berge überhaupt gesagt wird. Die in solchen Fällen in dem bestimmten Artikel liegende Universalität wird hier anschaulicher durch die entgegengesetzten Extreme auf eine keine Ausnahme erlaubende Weise angedeutet. Eigentlich ist auch diese Wortgattung mehr eine rednerische Figur, als eine Bildungsmethode der Sprachen. In einer Sprache aber, wo der, sonst bloss grammatische, Ausdruck so häufig materiell in den Inhalt der Rede gelegt werden muss, wird sie nicht mit Unrecht den letzteren beigezählt. Einzeln finden sich übrigens solche Zusammensetzungen in allen Sprachen; im Sanskrit erinnern sie an das in philosophischen Gedichten häufig vorkommende स्थावरजङ्गमम्. *sthâwara-jangamam.* Im Chinesischen aber kommt noch der Umstand hinzu, dass die Sprache in einigen dieser Fälle für den einfach allgemeinen Begriff gar kein Wort besitzt, und sich also nothwendig dieser Umschreibungen bedienen muss. Die Bedingung des Alters z. B. lässt sich von dem Worte Bruder nicht abtrennen und man kann nur ältere

*) St. Julien zu Paris hat zuerst auf diese Terminologie des poetischen Styls, wie man sie nennen könnte, die ein eignes, weitläuftiges Studium erfordert, und ohne ein solches zu den grössten Missverständnissen führt, aufmerksam gemacht.

und jüngere Brüder, nicht Brüder allgemein, sagen. Dies mag noch aus dem Zustande früher Uncultur herstammen. Die Begierde, den Gegenstand anschaulich mit seinen Eigenschaften im Worte darzustellen, und der Mangel an Abstraction lassen den allgemeinen, mehrere Verschiedenheiten unter sich befassenden, Ausdruck vernachlässigen; die individuelle sinnliche Auffassung greift der allgemeinen des Verstandes vor. Auch in den Amerikanischen Sprachen ist diese Erscheinung häufig. Von einer ganz entgegensetzten Seite aus und gerade durch ein künstlich gesuchtes Verstandesverfahren hebt sich diese Art der Wortzusammenfügung im Chinesischen auch dadurch mehr hervor, dass die symmetrische Anordnung der in bestimmten Verhältnissen gegen einander stehenden Begriffe als ein Vorzug und eine Zierlichkeit des Styls betrachtet wird, worauf auch die Natur der, jeden Begriff in Ein Zeichen einschliessenden, Schrift Einfluss hat. Man sucht also solche Begriffe absichtlich in die Rede zu verflechten, und die Chinesische Rhetorik hat sich ein eignes Geschäft daraus gemacht, da kein Verhältniss so bestimmt als das des reinen Gegensatzes, ist, die contrastirenden Begriffe in der Sprache aufzuzählen*). Der ältere Chinesische Styl macht keinen Gebrauch von zusammengesetzten Wörtern, es sei nun, dass man in früheren Zeiten, wie bei einigen Classen derselben sehr begreiflich ist, noch nicht auf dies Verfahren gekommen war, oder dass dieser strengere Styl, welcher überhaupt der Anstrengung des Verstandes durch die Sprache zu Hülfe zu kommen gewissermassen verschmähte, dasselbe aus seinem Kreise ausschloss.

---

*) Ein solches, aber gegen die bis dahin in Europa bekannt gewesenen sehr ansehnlich vermehrtes, Verzeichniss hat Klaproth in den Supplementen zu Basile's grossem Wörterbuche gegeben. Es zeichnet sich auch vor dem in Prémare's Grammatik befindlichen durch höchst schätzbare, über die Chinesischen philosophischen Systeme Licht verbreitende Bemerkungen aus.

Die Barmanische Sprache kann ich hier übergehen, da ich schon oben bei der allgemeinen Schilderung ihres Baues gezeigt habe, wie sie durch Aneinanderheftung gleichbedeutender oder modificirender Stämme aus einsylbigen mehrsylbige bildet.

In den Malayischen Sprachen bleibt, nach Ablösung der Affixa, sehr häufig, ja man kann wohl sagen meistentheils, ein zweisylbiger, in grammatischer Beziehung auf die Redefügung nicht weiter theilbarer Stamm übrig. Auch da, wo derselbe einsylbig ist, wird er häufig, im Tagalischen sogar gewöhnlich, verdoppelt. Man findet daher öfter des zweisylbigen Baues dieser Sprachen erwähnt. Eine Zergliederung dieser Wortstämme ist indess bis jetzt, soviel ich weiss, nirgends vorgenommen worden. Ich habe sie versucht; und wenn ich auch noch nicht dahin gelangt bin, vollkommene Rechenschaft über die Natur der Elemente aller dieser Wörter zu geben, so habe ich mich dennoch überzeugt, dass in sehr vielen Fällen jede der beiden vereinigten Sylben als ein einsylbiger Stamm in der Sprache nachgewiesen werden kann, und dass die Ursache der Verbindung begreiflich wird. Wenn dies nun bei unsren unvollständigen Hülfsmitteln und unsrer mangelhaften Kenntniss der Fall ist, so lässt sich wohl auf eine grössere Ausdehnung dieses Princips und auf die ursprüngliche Einsylbigkeit auch dieser Sprachen schliessen. Mehr Schwierigkeit erregen zwar die Wörter, welche, wie z. B. die Tagalischen *lisà* und *lisày*, von der Wurzel *lis* (s. unten), in blosse Vocallaute ausgehen; doch auch diese werden vermuthlich bei künftiger Untersuchung erklärlich werden. So viel ist schon jetzt offenbar, dass man, der Mehrzahl der Fälle nach, die letzten Sylben der Malayischen zweisylbigen Stämme nicht als an bedeutsame Wörter gefügte Suffixa betrachten darf, sondern dass sich in ihnen wirkliche Wurzeln, ganz den die erste Sylbe bildenden gleich, erkennen lassen. Denn sie finden sich auch

theils als erste Sylben jener Composita, theils ganz abgesondert in der Sprache. Die einsylbigen Stämme muss man aber meistentheils in ihren Verdopplungen aufsuchen.

Aus dieser Beschaffenheit der, auf den ersten Anblick einfach scheinenden, und doch auf Einsylbigkeit zurückführenden zweisylbigen Wörter geht eine Richtung der Sprache auf Mehrsylbigkeit hervor, die, wie man aus der Häufigkeit der Verdoppelung sieht, zum Theil auch phonetisch, nicht bloss intellectuell, ist. Die zusammentretenden Sylben werden aber auch mehr, als im Barmanischen, wirklich zu Einem Worte, indem sie der Accent mit einander verbindet. Im Barmanischen trägt jedes einsylbige Wort den seinigen an sich und bringt ihn in das Compositum. Dass das ganze, nun entstehende Wort einen, seine Sylben zusammenhaltenden besässe, wird nicht nur nicht gesagt, sondern ist bei der Aussprache mit hörbarer Sylbentrennung unmöglich. Im Tagalischen hat das mehrsylbige Wort allemal einen, die vorletzte Sylbe heraushebenden, oder fallen lassenden Accent. Buchstabenveränderung ist jedoch mit der Zusammensetzung nicht verbunden.

Ich habe meine hierher gehörenden Forschungen vorzüglich bei der Tagalischen und Neu-Seeländischen Sprache angestellt. Die erstere zeigt, meinem Urtheile nach, den Malayischen Sprachbau in seinem grössten Umfange und seiner reinen Consequenz. Die Südsee-Sprachen war es wichtig in die Untersuchung einzuschliessen, weil ihr Bau noch uranfänglicher zu sein, oder wenigstens noch mehr solche Elemente zu enthalten scheint. Ich habe mich bei den hier folgenden, aus dem Tagalischen entlehnten Beispielen fast ausschliesslich an diejenigen Fälle gehalten, wo der einsylbige Stamm, wenigstens noch in der Verdoppelung, auch als solcher der Sprache angehört. Weit grösser ist natürlich die Zahl solcher zweisylbigen Wörter, deren einsylbige Stämme

bloss in Zusammensetzungen erscheinen, aber in diesen an ihrer immer gleichen Bedeutung kennbar sind. Diese Fälle sind aber nicht so beweisend, indem gewöhnlich alsdann auch Wörter vorkommen, in welchen diese Gleichheit weniger oder gar nicht vorhanden zu sein scheint, obgleich solche scheinbare Ausnahmen sehr leicht nur daher entstehen können, dass man eine entfernter liegende Ideenverknüpfung nicht erräth. Dass ich immer auf die Nachweisung beider Sylben gegangen bin, versteht sich von selbst, da das entgegengesetzte Verfahren die Natur dieser Wortbildungen nur zweifelhaft andeuten könnte. Auch auf Wörter, welche ihren ursprünglichen Stamm nicht in der nämlichen, sondern in einer andren Sprache haben, wie es im Tagalischen mit einigen aus dem Sanskrit, oder auch mit aus den Südsee-Sprachen übergegangenen Wörtern der Fall ist, muss natürlich Bedacht genommen werden.

Beispiele aus der Tagalischen Sprache:

bag-sàc, etwas mit Gewalt auf die Erde werfen, oder gegen etwas andrängen; *bag-bàg*, auf den Strand gerathen, ein Saatfeld aufbrechen (also von gewaltsamem Stossen oder Werfen gebraucht); *sac-sàc*, etwas fest einlegen, eindrängen, hineinstopfen, in etwas werfen (*apretar embutiendo algo*, *atestar*, *hincar*). *lab-sàc*, etwas in den Koth, Abtritt werfen, vom eben angeführten Wort, und *lab-làb*, Sumpf, Kothhaufen, Abtritt. Von diesem Wort und dem gleich weiter unten vorkommenden *as-às* ist zusammengesetzt *lab-às*, *semen suis ipsius manibus elicere.* Wahrscheinlich gehört auch hierher *sac-àl*, jemanden den Nacken, die Hand oder den Fuss drücken, obgleich die Bedeutung des zweiten Elements *al-àl*, die Zähne mit einem Steinchen abfeilen, wenig hierher passt, und ebenso *sac-yòr*, Heuschrecken fangen, wo ich aber das zweite Element nicht zu erklären weiss. Dagegen kann man *sacsì*, Zeuge, bezeugen, nicht hierher rechnen, da das Wort

wohl unbezweifelt das Sanskritische साक्षिन्, *sâkshin*, ist, und, als ein gerichtliches, mit Indischer Cultur in die Sprache gekommen sein kann. Dasselbe Wort findet sich auch in der gleichen Bedeutung in der eigentlich Malayischen Sprache.

bac-às, Fussstapfen, Spur von Menschen und Thieren, übrig bleibendes Zeichen eines körperlichen Eindrucks von Thränen, Schlägen u. s. w.; *bac-bàc*, die Rinde abnehmen, oder verlieren; *ás-as* sich abreiben, von Kleidern und andren Dingen gebraucht.

bac-làs, Wunde, und zwar solche, die vom Kratzen herkommt; das eben angeführte *bac-bàc*, und *las-làs*, Blätter oder Dachziegel abnehmen, auch vom Zerstören der Zweige und Dächer durch den Wind gebraucht. Das Wort heisst auch *bac-lìs*, von *lis-lìs*, jäten, Gras ausreissen (s. unten).

ás-al, eingeführter Gebrauch, angenommene Gewohnheit, von dem oben angeführten *ás-as* und *al-àl*, also von der Verbindung der Begriffe des Abnutzens und des Abfeilens.

it-ìt, einsaugen, und *im-ìm*, verschliessen, vom Munde gebraucht. Aus diesen beiden ist vermuthlich *it-ìm*, schwarz (Malayisch *ĕtam*), entstanden, da diese Farbe sehr gut mit etwas Eingesogenem und Verschlossnem zu vergleichen ist.

tac-lìs, wetzen, schärfen, und zwar ein Messer mit dem andren; *tac* bedeutet die Entleerung des Leibes, die Verrichtung der Nothdurft, das verdoppelte *tac-tàc* einen grossen Spaten, eine Haue (*azadon*), und zum Verbum gemacht, mit diesem Werkzeuge arbeiten, aushöhlen. Hieraus wird klar, dass dieser letzte Begriff eigentlich die Grundbedeutung auch der einfachen Wurzel ist. *lis-lìs* wird noch weiter unten vorkommen, vereinigt aber die Begriffe des Zerstörens und des Kleinen, Kleinmachens in sich. Beides passt sehr gut auf das abreibende Wetzen.

lis-pìs, mit dem Präfix *pa*, das Korn zur Saat reinigen, stammt vom oft erwähnten *lis-lìs*, und von *pis-pìs*, abkeh-

ren, abfegen, besonders von den Brotkrumen mit einer Bürste gebraucht.

lá-bay, ein Bündel Seide, Zwirn oder Baumwolle (*madeja*), und davon als Verbum, haspeln; *lá-la*, Teppiche weben; *bay-bày*, gehen, und zwar an der Küste des Meeres hin, also in einer bestimmten Richtung, was zu der Bewegung des Haspelns gut passt.

tú-lis, Spitze, zuspitzen, namentlich von grossen hölzernen Nägeln (*estacas*), gebraucht, und im Javanischen und Malayischen auf den Begriff des Schreibens angewandt*). *lis-lìs*, schlechte, unnütze Gewächse zerstören, ausreissen, ist schon oben da gewesen. Der Begriff ist eigentlich kleinmachen, und daher passend auf das Abschaben, um eine Spitze hervorzubringen; *lisà* sind die kleinen Nisse der Läuse, und aus dem Begriff des Kleinen, des Staubes, kommt auch die Anwendung des Wortes auf das Ausfegen, Auskehren, wie in *ua-lìs*, dem allgemeinen Worte für diese Arbeit. Das erste Element von *tú-lis* finde ich weder einfach, noch verdoppelt im Tagalischen, dagegen wohl in den Südsee-Sprachen, in dem Tongischen *tu* (bei Mariner *too* geschrieben), schneiden, sich erheben, aufrecht stehen; im Neu-Seeländischen hat es diese letztere Bedeutung neben der von schlagen.

tó-bo, hervorkommen, spriessen, von Pflanzen (*nacer*),

---

*) Siehe meinen Brief an Hrn. Jacquet. *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 496. Das Tahitische Wort für schreiben ist *papai* (Apostelgeschichte 15, 20), und auf den Sandwich-Inseln *palapala* (Marcus 10, 4.) Im Neu-Seeländischen heisst *tui:* schreiben, nähen, bezeichnen. Jacquet hat, wie ich aus brieflichen Mittheilungen weiss, den glücklichen Gedanken gefasst, dass bei diesen Völkern die Begriffe des Schreibens und Tattuirens in enger Verbindung stehen. Dies bestätigt die Neu-Seeländische Sprache. Denn statt *tuinga*, Handlung des Schreibens sagt man auch *tiwinga;* und *tiwana* ist der Theil der durch Tattuiren eingeätzten Zeichen, welcher sich vom Auge nach der Seite des Kopfes hin erstreckt.

bo-bò, etwas ausleeren; *tó-to* hat im Tagalischen bloss metaphorische Bedeutungen: Freundschaft knüpfen, einträchtig sein, seine Absicht im Reden oder Handeln erreichen. Aber im Neu-Seeländischen ist *to* Leben, Belebung, und davon *toto* Blut. Im Tongischen hat *tubu* (Mariner: *tooboo*) dieselbe Bedeutung des Spriessens, als das Tagalische *tóbo*, bedeutet aber auch aufspringen. *bu* findet sich im Tongischen als *bubula*, schwellen; *tu* heisst: schneiden, trennen, und stehen. Dem Tongischen *tubu* entspricht das Neu-Seeländische *tupu*, sowohl in der Bedeutung, als der Ableitung. Denn *tu* ist stehen, aufstehen, und in *pu* liegt der Begriff eines durch Schwellen rund gewordenen Körpers, da es eine schwangere Frau bedeutet. Die Bedeutungen: Cylinder, Flinte, Röhre, welche Lee zuerst setzt, sind nur abgeleitete. Das in *pu* auch schon der Begriff des Aufbrechens durch Anschwellung liegt, beweist das Compositum *pu-ao*, Tagesanbruch.

Beispiele aus der Neu-Seeländischen Sprache.

De los Santos Tagalisches Wörterbuch ist, wie die meisten, besonders älteren, Missionarien-Arbeiten dieser Art, bloss zur Anleitung, in der Sprache zu schreiben und zu predigen, bestimmt. Es giebt daher von den Wörtern immer die concretesten Bedeutungen, zu welchen sie durch den Sprachgebrauch gelangt sind, und geht selten auf die ursprünglichen, allgemeinen zurück. Auch ganz einfache, in der That zu den Wurzeln der Sprache gehörende Laute tragen also sehr häufig Bedeutungen bestimmter Gegenstände an sich, so *pay-pày* die von Schulterblatt, Fächer, Sonnenschirm, in welchen allen der Begriff des Ausdehnens liegt. Dies sieht man aus *sam-pày*, Wäsche oder Zeug an der Luft auf ein Seil, eine Stange u. s. w. aufhängen (*tender*), *cá-pay*, mit den Armen, in Ermanglung der Ruder, rudern, beim Rufen mit den Händen winken, und andren Zusammensetzungen. In dem

vom Professor Lee in Cambridge nach den schon an Ort und Stelle aufgesetzten Materialien Thomas Kendall's, mit Zuziehung zweier Eingebornen, sehr einsichtsvoll zusammengetragenen Neu-Seeländischen Wörterbuche ist es durchaus anders. Die einfachsten Laute haben höchst allgemeine Bedeutungen von Bewegung, Raum u. s. f., wie man sich aus der Vergleichung der Artikel der Vocallaute überzeugen kann.*) Mau geräth dadurch bisweilen über die specielle Anwendung in Verlegenheit, und ist auch wohl versucht, zu bezweifeln, ob diese Begriffsweite in der That in der geredeten Sprache liegt, oder nicht vielleicht erst hinzugeschlossen ist. Indess hat Lee dieselbe doch gewiss aus den Angaben der Eingebornen geschöpft; und es ist nicht zu läugnen, dass man in der Herleitung der Neu-Seeländischen Wörter bedeutend dadurch gefördert wird.

ora, Gesundheit, Zunahme, Herstellung derselben; *o*, Bewegung, und auch gauz besonders: Erfrischung; *ra*, Stärke, Gesundheit, dann auch: die Sonne; *ka-ha*, Stärke, eine aufsteigende Flamme, brennen, Belebung als der Act derselben und als kräftige Wirksamkeit; *ha*, das Ausathmen.

mara, ein der Sonnenwärme ausgesetzter Platz, dann eine dem Redenden gegenüberstehende Person, wohl vom Leuchten des Antlitzes, daher als Anrede gebraucht; *ma*, klar, wie weisse Farbe; *ra* das eben erwähnte Wort für Sonne, *marama* ist das Licht und der Mond.

pono, wahr, Wahrheit, *po*, Nacht, die Region der Finsterniss, *noa*, frei, ungebunden. Wenn diese Ableitung wirklich richtig ist, so ist die Zusammensetzung der Begriffe merkwürdig sinnvoll.

---

*) So beginnt z. B. der Artikel über *a* folgendergestalt: *A signifies universal existence, animation, action, power, light, possession cet., also the present existence, animation, power, light, cet. of a being, or thing.*

mutu, das Ende, endigen, *mu*, als Partikel gebraucht, das Letzte, zuletzt, *tu*, stehen.

Tongische Sprache:

fachi, brechen, ausrenken; *fa*, fähig, etwas zu sein oder zu thun; *chi*, klein, das Neu-Seeländische *iti*.

loto bedeutet die Mitte, den Mittelpunkt, das innerlich Eingeschlossene, unstreitig davon metaphorisch Gemüth, Gesinnung, Temperament, Gedanke, Meinung. Das Wort ist dasselbe mit dem Neu-Seeländischen *roto*, das jedoch nur die körperliche, nicht die figürliche Bedeutung hat, also nur das Innere und, als Präposition, in heisst. Ich glaube beide Wörter richtig aus beiden Sprachen ableiten zu können. Das erste Element scheint mir das Neu-Seeländische *roro*, Gehirn. Das einfache *ro* wird in Lee's Wörterbuch bloss durch das vieldeutige *matter*, Materie, übersetzt, das man aber wohl hier als Eiter, Materie eines Geschwüres nehmen muss, und das vielleicht allgemeiner jeden eingeschlossnen klebrigten Stoff bedeutet. Von dem zweiten Element, *to*, ist, als Neu-Seeländischem Worte, schon bei *tóbo*, gesprochen worden, und ich bemerke nur noch hier, dass es auch von Schwangerschaft, also von dem innerlich, lebendig Eingeschlossenen, gebraucht wird. Im Tongischen ist es mir bis jetzt nur als Name eines Baumes bekannt, dessen Beeren ein klebrigtes Fleisch haben, welches man zum Zusammenkleben verschiedener Dinge braucht. Es liegt also auch in dieser Bedeutung der Begriff, sich an etwas anderes anzuhängen. Im Tongischen liegt aber der Ausdruck für Gehirn nur zum Theil in diesem Wörterkreis. Das Gehirn heisst nämlich *uto* (Mariner: *ooto*). Das letzte Glied des Wortes halte ich für das so eben betrachtete *to*, da die Klebrigkeit sehr gut auf die Masse des Gehirnes passt. Die erste Sylbe ist nicht weniger ausdrucksvoll zur Beschreibung des Gehirns, da *u* ein Bündel (*a bundle*), Paket ist. Dieses Wort glaube ich auch in dem Tagalischen *ótac* und

dem Malayischen *ūtak* wiederzufinden, deren Wurzeln ich also nicht in diesen Sprachen selbst suche. Das End-*k* kann sehr leicht, wie in andren Malayischen Wörtern, nicht wurzelhaft sein. Beide Wörter bedeuten zugleich, offenbar von der Gleichheit der Materie, Mark und Gehirn, und werden daher oft, oder sogar gewöhnlich, durch Hinzufügung von Kopf oder Knochen unterschieden. Im Madecassischen lautet dasselbe Wort bei Flacourt *oteche* als Mark, und als Gehirn *otechendoha*, Mark des Kopfes, indem er das Wort *loha*, Kopf, nach einer ganz gewöhnlichen Buchstabenvertauschung *doha*, schreibt, und dasselbe durch einen Nasenlaut mit dem andren Worte verknüpft. Ein anders lautender Ausdruck für Gehirn ist bei Challan *tso ondola*, und auf ähnliche Weise für Mark *tsoc*, *tsoco*. Ob *ondola* nothwendig zu *tso* gehören soll, ist schwer zu entscheiden. Vermuthlich ist aber nur das Unterscheidungszeichen weggelassen; denn im Madecassisch-Französischen Theile findet sich das, mir übrigens bis jetzt unerklärliche *ondola* allein für Gehirn. In dem handschriftlichen von Jacquet herausgegebenen Wortverzeichniss heisst Gehirn *tsokou loha*, und Jacquet bemerkt dabei, dass er kein entsprechendes Wort in den andren Dialekten findet*). Ich halte aber *tsokou* und die Varianten bei Challan bloss für eine Entstellung des Malayischen *ūtak* durch Wegwerfung des Anfangsvocals und zischende Aussprache des *t*, und folglich gleichbedeutend mit Flacourt's *oteche*, das noch mehr an das Tagalische *ótac* erinnert. Chapelier's handschriftliches Wörterbuch, welches ich der Güte des Herrn Lesson verdanke, hat für Gehirn *tsoudoa*, worin wieder das endende *doa*, Kopf, für *loa* steht. Sehr bedaure ich, das Wort nicht in der Gestalt zu kennen, wie es nach den Englischen Missionaren heut zu Tage lautet. Allein das Gehirn kommt in der Bibel nur in zwei Stellen des Buchs der

*) *Nouv. Journ. Asiat.* XI. S. 198 No. 13 u. S. 126 No. 13.

Richter in der Lateinischen Vulgata vor, und die Englische Bibel, nach welcher die Missionare übersetzen, hat dafür Schädel.

Die Zweisylbigkeit der Semitischen Stämme (um hier die geringe Zahl der weniger oder mehr Sylben enthaltenden zu übergehn) ist von durchaus anderer Art, als die bis hierher betrachtete, da sie untrennbarer in den lexikalischen und grammatischen Bau verwachsen ist. Sie bildet einen wesentlichen Theil des Charakters dieser Sprachen, und kann, so oft von dem Ursprunge, dem Bildungsgange und dem Einfluss derselben die Rede ist, nicht ausser Betrachtung gelassen werden. Dennoch kann man es als ausgemacht annehmen, dass auch dieses mehrsylbige System sich auf ein ursprünglich einsylbiges, noch in der jetzigen Sprache an deutlichen Spuren erkennbares, gründet. Dies ist von mehreren Bearbeitern der Semitischen Sprachen, namentlich von Michaelis, allein auch schon vor ihm, anerkannt, und von Gesenius und Ewald näher entwickelt und beschränkt worden*). Es giebt, sagt Gesenius, ganze Reihen von Stammverben, welche nur die zwei ersten Stammconsonanten gemein, zum dritten aber ganz verschiedene haben, und doch in der Bedeutung, wenigstens im Hauptbegriffe, übereinstimmen. Er nennt es nur übertrieben, wenn der, im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Breslau verstorbene Caspar Neumann alle zweisylbigen Wurzeln auf einsylbige zurückführen wollte. In den hier genannten Fällen liegen also den heutigen zweisylbigen Stammwörtern einsylbige, aus zwei, einen Vocal einschliessenden Consonanten be-

*) Gesenius hebräisches Handwörterbuch. I. S. 132. II. Vorrede. S. xiv., desselben Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift. S. 125., ganz vorzüglich aber in dessen ausführlichem Lehrgebäude der hebräischen Sprache. S. 183. u. flgd. Ewald's kritische Grammatik der hebräischen Sprache. S. 166. 167.

stehende Wurzeln zum Grunde, welchen in einer späteren Niedersetzung der Sprache durch einen zweiten Vocal ein dritter Consonant angehängt worden ist. Klaproth hat dies gleichfalls erkannt, und in einer eignen Abhandlung eine Anzahl solcher, von Gesenius angedeuteter Reihen aufgestellt*). Er zeigt darin zugleich auf merkwürdige und scharfsinnige Weise, wie die, von ihrem dritten Consonanten befreiten, einsylbigen Wurzeln sehr häufig in Laut und Bedeutung ganz oder grösstentheils mit Sanskritischen übereinkommen. Ewald bemerkt, dass eine solche, mit Vorsicht angestellte Vergleichung der Stämme zu manchen neuen Resultaten führen würde, setzt aber hinzu, dass man sich durch solche Etymologie über das Zeitalter der eigentlich Semitischen Sprache und Form erhebt. In dem Letzteren stimme ich ihm durchaus bei, da, gerade meiner Ueberzeugung nach, mit jeder wesentlich neuen Form, welche die Mundart auch des nämlichen Volksstammes im Laufe der Zeit gewinnt, in der That eine neue Sprache angeht.

Bei der Frage über den Umfang dieses Ursprungs zweisylbiger Wurzeln aus einsylbigen, müsste zuerst factisch genau festgestellt werden, wie weit wirklich hierin die etymologische Zergliederung zu gehen vermag. Blieben nun, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, nicht zurückzuführende Fälle übrig, so könnte allerdings die Schuld hiervon doch am Mangel der Glieder liegen, welche die Reihen vollständig zeigen würden. Allein auch aus allgemeinen Gründen scheint

*) *Observations sur les racines des langues Sémitiques.* Diese Abhandlung macht eine Zugabe zu Merian's unmittelbar nach seinem Tode (er starb am 25. April 1828) erschienenen *Principes de l'étude comparative des langues* aus. Durch einen unglücklichen Zufall ist die Merianische Schrift, bald nach ihrem Erscheinen, aus dem Buchhandel verschwunden. Daher ist auch die Klaprothsche Abhandlung in weniger Leser Hände gekommen, und erforderte einen neuen Abdruck.

es mir sogar nothwendig, anzunehmen, dass dem Systeme der Ausdehnung aller Wurzeln zu zwei Sylben nicht ein durchaus einsylbiges, sondern eine Mischung ein- und zweisylbiger Wortstämme unmittelbar vorausgegangen sei. Man darf sich die Veränderungen in den Sprachen nie so gewaltsam und am wenigsten so theoretisch denken, dass ein neuer Bildungsgrundsatz, für den es bisher an Beispielen fehle, dem Volke (denn das heisst doch der Sprache) aufgedrängt werden könnte. Es müssen schon Fälle, und in ziemlicher Anzahl, vorhanden sein, wenn gewisse Lautbeschaffenheiten durch grammatische Gesetzgebung, die überhaupt gewiss im Ausmerzen vorhandener Formen mächtiger, als in der Einführung neuer, ist, allgemein gemacht werden sollen. Bloss des allgemeinen Satzes wegen, dass eine Wurzel immer einsylbig sein muss, möchte ich auf keine Weise auch ursprünglich zweisylbige läugnen. Ich habe mich hierüber im Vorigen deutlich erklärt. Wenn ich hiernach aber selbst die Zweisylbigkeit auf Zusammensetzung zurückführe, so dass zwei Sylben auch die vereinte Darstellung zweier Eindrücke sind, so kann die Zusammensetzung schon im Geiste desjenigen liegen, der das Wort zum erstenmal ausspricht. Dies ist hier um so mehr möglich, als von einem mit Flexionssinn begabten Volksstamme die Rede ist. Ja es kommt bei den Semitischen Sprachen noch ein zweiter wichtiger Umstand hinzu. Versetzt uns auch die Vernichtung des Gesetzes der Zweisylbigkeit in eine über den jetzigen Sprachbau hinausgehende Zeit, so bleiben in dieser doch zwei andere charakteristische Kennzeichen übrig, dass nämlich die Wurzelsylbe, auf welche die Zergliederuug der heutigen Stämme führt, immer eine durch einen Consonanten geschlossene war, und dass man den Vocal als gleichgültig für die Begriffsbedeutsamkeit ansah. Denn hätten die Mittelvocale wirklich Begriffsbedeutsamkeit besessen, so wäre es unmöglich gewesen, ihnen diese wiederum zu entreissen. Ueber das Verhältniss der Vocale zu

den Consonanten in jenen einsylbigen Wurzeln habe ich mich schon oben*) geäussert. Auf der andren Seite könnte aber auch schon die frühere Sprachbildung auf den Ausdruck einer doppelten Empfindung in zwei verknüpften Sylben geleitet worden sein. Der Flexionssinn lässt das Wort als ein Ganzes ansehen, das Verschiedenes in sich begreift; und der Hang, die grammatische Andeutung in den Schooss des Wortes selbst zu legen, musste dahin bringen, ihm mehr Umfang zu verleihen. Mit den hier entwickelten Gründen, die mir keinesweges gezwungen erscheinen, liesse sich sogar die Ansicht auch ursprünglich grösstentheils zweisylbiger Wurzeln vertheidigen. Die gleichförmige Bedeutung der ersten Sylbe von mehreren bewiese nur die Gleichheit des Haupteindrucks verschiedener Gegenstände. Mir aber kommt es natürlicher vor, das Dasein einsylbiger Wurzeln anzunehmen, aber darum nicht, auch schon neben ihnen, zweisylbige anzuschliessen. Zu bedauern ist es, dass die mir bekannten Untersuchungen sich nicht auf die Erforschung der Bedeutung des, zwei gleichen vorausgehenden Consonanten hinzugefügten dritten einlassen. Erst diese, freilich gewiss höchst schwierige Arbeit würde vollkommnes Licht über diese Materie verbreiten. Betrachtet man aber auch alle zweisylbige Semitische Wortstämme als zusammengesetzte, so sieht man doch auf den ersten Anblick, dass diese Zusammensetzung von ganz anderer Art, als die in den hier durchgegangenen Sprachen, ist. In diesen macht jedes Glied der Zusammensetzung ein eignes Wort aus. Wenn auch, wenigstens im Barmanischen und Malayischen, die Fälle sogar häufig sind, dass Wörter gar nicht mehr für sich allein, sondern bloss in solchen Zusammensetzungen erscheinen, so ist dies doch nur eine Folge des Sprachgebrauchs. An sich wider-

*) Man vergleiche überhaupt mit dieser Stelle §. 23 bis S. 321 dieser Einleitung.

spricht in ihnen nichts ihrer Selbstständigkeit; sie sind sogar gewiss früher eigne Wörter gewesen, und nur darum, als solche, ausser Gewohnheit gekommen, weil ihre Bedeutung vorzüglich passend war, Modificationen in Zusammensetzungen zu bezeichnen. Die den Semitischen Wortstämmen auf diese Weise hinzugefügte zweite Sylbe könnte aber nicht allein und für sich bestehen, da sie, bei vorausgehendem Vocal und nachfolgendem Consonanten, gar nicht die legitime Form der Nomina und Verba an sich trägt. Man sieht hieraus deutlich, dass dieser Bildung zweisylbiger Wortstämme ein ganz anderes Verfahren im Geiste des Volkes zum Grunde liegt, als im Chinesischen und in den demselben in diesem Theile seines Baues ähnlichen Sprachen. Es werden nicht zwei Wörter zusammengesetzt, sondern mit unverkennbarer Hinsicht auf Worteinheit, Eines erweiternd gebildet. Auch in diesem Punkte bewährt der Semitische Sprachstamm seine edlere, den Forderungen des Sprachsinnes mehr entsprechende, die Fortschritte des Denkens sicherer und freier befördernde Form.

Die wenigen mehrsylbigen Wurzeln der Sanskritsprache lassen sich auf einsylbige zurückführen, und alle übrigen Wörter der Sprache entstehen, nach der Theorie der Indischen Grammatiker, aus diesen. Die Sanskritsprache kennt daher hiernach keine andere Mehrsylbigkeit, als die durch grammatische Anheftung oder offenbare Zusammensetzung hervorgebrachte. Es ist aber schon oben (S. 130) erwähnt worden, dass die Grammatiker hierin vielleicht zu weit gehen, so dass unter den nicht auf natürliche Weise aus den Wurzeln abzuleitenden Wörtern ungewissen Ursprungs auch zweisylbige sind, deren Entstehung insofern zweifelhaft bleibt, als weder Ableitung, noch Zusammensetzung an ihnen sichtbar ist. Wahrscheinlich aber tragen sie doch die letztere an sich, nur dass sich nicht allein die ursprüngliche Bedeutung der einzelnen Elemente im Gedächtniss des Volks verloren,

sondern auch ihr Laut nach und nach eine, sie blossen Suffixen ähnlich machende Abschleifung erfahren hat. Zu Beidem musste selbst nach und nach der von den Grammatikern aufgestellte Grundsatz durchgängiger Ableitung führen.

In einigen ist aber die Zusammensetzung wirklich erkennbar. So hat schon Bopp शरद्, *s'arad*, Herbst, Regenjahreszeit, als ein Compositum aus शर, *s'ara*, Wasser, und द, *da*, gebend, und andere *Unâdi*-Wörter als ähnliche Zusammensetzungen angesehen*). Die Bedeutung der in ein Unâdi-Wort übergegangenen Wörter mag auch in der Anwendung, wenn einmal diese Form eingeführt war, so verändert worden sein, dass die ursprüngliche darin nicht mehr zu erkennen ist. Der allgemein in der Sprache herrschende Geist der Bildung durch Affixa mochte zur gleichen Behandlung dieser Formen hinleiten. In einigen Fällen tragen Unâdi-Suffixa durchaus die Gestalt auch in der Sprache selbstständig vorhandener Substantiva an sich. Von dieser Art sind अण्ड, *aṇḍa* und अङ्ग *aṅga*. Substantiva würden sich nun zwar, den Gesetzen der Sprache nach, nicht als Endglieder eines Compositums mit einer Wurzel vereinigen lassen, und insofern bleibt die Natur dieser Bildung immer räthselhaft. Allein bei genauer Durchgehung aller einzelnen Fälle müsste sich die Sache doch wohl vollkommen erledigen. Da, wo das Wort weder der angegebenen, noch einer andren Wurzel, nach natürlicher Herleitung, beigelegt werden kann, löst sich die Schwierigkeit von selbst, da alsdann keine Wurzel in dem Worte vorhanden ist. In andren Fällen kann man annehmen, dass die Wurzel erst durch das Krit-Suffix *a* in ein Nomen verwandelt ist. Endlich aber scheint es unter den Unâdi-Suffixen mehrere zu geben, welche man mit grösse-

*) Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache. r. 646. S. 296.

rem Rechte den Krit-Suffixen beizählen würde. In der That ist der Unterschied beider Gattungen schwer zu bestimmen; und ich wüsste keinen andren, als den, in der einzelnen Anwendung gewiss oft schwankend bleibenden, anzugeben, dass die Krit-Suffixa durch einen sich in ihnen deutlich aussprechenden allgemeinen Begriff auf ganze Gattungen von Wörtern anwendbar sind, dagegen die Unâdi-Suffixa nur einzelne Wörter, und ohne dass sich diese Bildung aus Begriffen erklären liesse, erzeugen. Im Grunde gesagt, sind die Unâdi-Wörter nichts andres, als solche, die man, da sie nicht die Anwendung der gewöhnlichen Suffixa der Sprache erlaubten, auf anomale Weise auf Wurzeln zurückzuführen versuchte. Ueberall, wo diese Zurückführung natürlich von statten geht, und die Häufigkeit des erscheinenden Suffixes dazu veranlasst, scheint mir kaum ein Grund vorhanden zu sein, sie nicht den Krit-Suffixen beizufügen. Daher hat auch Bopp in seiner Lateinischen Grammatik, so wie in der abgekürzten Deutschen, die Methode befolgt, die üblichsten und sich am meisten als Suffixa bewährenden Unâdi-Suffixa in alphabetischer Ordnung, vermischt mit den Krit-Suffixen, aufzustellen.

अण्ड, *aṇḍa*[30]), Ei, selbst ein Unâdi-Wort, aus der Wurzel अण्, *aṇ*, athmen, und dem Suffix ड, *ḍa*, ist wohl wenigstens ursprünglich ein und dasselbe Wort mit dem gleichlautenden Unâdi-Suffix gewesen. Der aus dem Begriff des Eies hergenommene der Ernährung, oder der runden Gestalt passt mehr oder weniger da, wo nicht an das Ei selbst zu denken ist, auf die mit diesem Suffix gebildeten Wörter. In वरण्ड, *waraṇḍa*, in der Bedeutung eines offenen Laubenganges (*open portico*), liegt derselbe Begriff vielleicht in einem Theile der Gestaltung oder Verzierung dieser Gebäude. Am deutlichsten zeigen sich die durch die beiden Elemente des Worts

gegebenen Begriffe des Runden und des Bedeckens in der Bedeutung einer in einem Gesichtsausschlage (*pimples in the face*) bestehenden Hautkrankheit, welche es gleichfalls hat. In die andren Bedeutungen, der Menge, und des oben bedeckten, zu den Seiten offenen Laubenganges, sind sie theils einzeln, theils vereint übergegangen*). Das Unâdi-Suffix अण्ड, *aṇḍa*, verbindet sich, nach den mir bekannten Beispielen, bloss mit Wurzeln, deren Endlaut das Vocal-*r* ist und nimmt alsdann immer Guna an. Man könnte also die erste Sylbe (*war*) für ein aus der Wurzel gebildetes Nomen ansehen. Dass nun das End-*a* von diesem nicht mit dem Anfangs-*a* von *aṇḍa* in ein langes *a* übergeht, widerspricht allerdings dieser Erklärung. Es erscheint jedoch natürlich, da man

---

*) Man vergleiche Carey's Sanskrit-Gramm. S. 613 nr. 168. Wilkins Sanskrit-Gramm. S. 487 nr. 863. A. W. v. Schlegel nennt (Berl. Kalender für 1831 S. 65) *waranda* einen Portugiesischen Namen für die in Indien üblichen offenen Vorhallen, welchen die Engländer in ihre Sprache aufgenommen. Auch Marsden giebt in seinem Wörterbuche dem gleichbedeutenden Malayischen Worte *barāndah* einen Portugiesischen Ursprung. Sollte dies aber wohl richtig sein? Nicht abzuläugnen ist, dass *waranda* ein ächtes Sanskritwort ist. Es kommt schon im Amara Kôsha (Cap. 6 Abtheil. 2. S. 381) vor. Das Wort hat mehrere Bedeutungen, und der Zweifel könnte also darüber obwalten, ob die eines Säulenganges ächt Sanskritisch sei. Wilson und Colebrooke, letzterer in den Noten zum Amara Kôsha, haben sie dafür gehalten. Auch wäre der Fall zu sonderbar, dass ein so langes Wort in verschiedener Bedeutung mit völliger Gleichheit der Laute in Portugal und Indien üblich gewesen sein sollte. Das Wort scheint mir daher aus Indien nach Portugal gekommen und in die Sprache übergegangen zu sein. Im Hindostanischen lautet es nach Gilchrist (*Hindoostanee philology. Vol. I. v. Balcony. Gallery. Portico*) *burandu* und *buramudu*. Die Engländer können allerdings die Benennung dieser Gebäude von den Portugiesen entlehnt haben. Doch nennt Johnson's Wörterbuch (*Ed.* Todd.) dasselbe *a word adopted from the East.*

diese Formation, wenn dies auch ursprünglich wahr gewesen sein mag, doch in der späteren Sprache nicht als Zusammensetzung, sondern als Ableitung behandelte; und immer lässt sich schwer annehmen, dass die gleichlautenden Wörter Ei und dies Unâdi-Suffix völlig verschiedne sein sollten, weit eher begreifen, wie aus dem Substantivum nach und nach in Bedeutung und grammatischer Behandlung ein Suffix gemacht worden sei.

Von dem Unâdi-Suffix अङ्ग, *aṅga*, liesse sich ungefähr dasselbe, als von *aṇḍa*, sagen, ja vielleicht noch mit grösserem Rechte, da das Substantivum अङ्ग, *aṅga*, als Körper, Gehen, Bewegen u. s. f., eine noch weitere, sich zur Bildung eines Suffixes mehr eignende, Bedeutung hat. Ein solches Suffix könnte nicht unrichtig mit unsrem Deutschen thum, heit u. s. f. verglichen werden. Bopp hat indess auf eine so scharfsinnige und so trefflich auf alle mir bekannte Wörter dieser Art anwendbare Weise dies Suffixum, indem er die erste Sylbe zur Accusativendung des Hauptwortes macht, und die letzte von गा, *gâ*, ableitet, zerstört, dass ich nicht, im Widerspruche mit ihm, auf dessen Wiederherstellung bestehen möchte. Dennoch findet sich *aṅga*, auf ähnliche Weise, als, der gewöhnlichen Vorstellungsart nach, im Sanskrit, gebraucht, in der Kawi Sprache und auch in einigen heutigen Malayischen Sprachen so auffallend, dass ich die Erwähnung hier nicht umgehen zu können glaube. Im Brata Yuddha, dem Kawi-Gedichte, von welchem die Folge dieser Schrift ausführlich handeln wird, kommen Sanskrit-Substantiva der ersten Declination mit der hinzugegebenen Endung *anga* und *angana* vor: neben *sura* (1, *a.*) Held (शूर, *s'ûra*), auch *suranga* (97, *a.*), neben *rana* (82, *d.*), Kampf (रण, *raṇa*), auch *rananga* (83, *d.*), *ranangana* (86, *b.*). Auf die Bedeutung scheinen diese Zusätze gar keinen Einfluss zu haben, da die

handschriftliche Paraphrase sowohl die einfachen, als verlängerten Wörter durch dasselbe heutige Javanische Wort erklärt. Die Kawi-Sprache soll zwar, als eine dichterische, sich sowohl Abkürzungen, als Hinzufügungen völlig bedeutungsloser Sylben erlauben. Die Uebereinstimmung dieser Zusätze mit den Sanskrit-Substantiven अङ्ग, *aṅga*, und अङ्गन, *aṅgaṇa*, welches letztere auch eine sehr allgemeine Bedeutung hat, ist aber zu auffallend, als dass man nicht genöthigt würde, in einer Sprache, die ganz eigentlich aus dem Sanskrit zu schöpfen bestimmt war, hierbei an dieselben zu denken. Diese Substantiva und das mit ihnen gleichlautende Unâdi-Suffix konnten solche, dem Sylbenklange willkommene Endungen hervorbringen. In der heutigen gewöhnlichen Javanischen Sprache wüsste ich sie nicht aufzuweisen. Dagegen findet sich in ihr, nur mit kleiner Veränderung, als Substantivum, und in der Neu-Seeländischen und Tongischen ganz unverändert, und zugleich als Substantivum und als Endung, *anga* auf eine Weise, welche wohl die Vermuthung geben kann, dass auch hier an einen Sanskritischen Ursprung zu denken sei. Javanisch ist *hanggê*: die Art und Weise, wie etwas geschieht; und der Umstand, dass dies Wort der vornehmen Sprache angehört, weist von selbst bei seiner Ableitung auf Indien hin. Im Tongischen ist *anga*: Stimmung des Gemüths, Gewohnheit, Gebrauch, der Platz, wo etwas vorgeht; im Neu-Seeländischen hat das Wort, wie man aus den Zusammensetzungen sieht, auch diese letzte Bedeutung, allein hauptsächlich die des Machens, besonders des gemeinschaftlichen Arbeitens. Diese Bedeutungen kommen allerdings nur mit der allgemeinen des Bewegens in dem Sanskritwort überein; doch hat auch dieses die Bedeutung von S e e l e und G e m ü t h. Die wahre Aehnlichkeit scheint mir aber in der Weite des Begriffs zu liegen, der dann auf verschiedene Weise aufgefasst werden konnte. Im Neu-Seeländischen ist der Gebrauch von *anga* als letztem

Gliede einer Zusammensetzung so häufig, dass es dadurch fast zur grammatischen Endung abstracter Substantiva wird: *udi*, sich herumdrehen, herumwälzen, auch vom Jahre gebraucht, *udinga*, eine Umwälzung; *rongo*, hören, *rongonga*, die Handlung oder Zeit des Hörens; *tono*, befehlen, *tononga*, Befehl; *tao*, ein langer Speer, *taonga*, mit dem Speer erworbenes Eigenthum; *toa*, ein herzhafter, kühner Mann, *toanga*, das Erzwingen, Ueberwältigen; *tui*, nähen, bezeichnen, schreiben, *tuinga*, das Schreiben, die Tafel, auf die man schreibt; *tu*, stehen, *tunga*, der Platz, wo man steht, der Ankerplatz eines Schiffes; *toi*, im Wasser tauchen, *toinga*, das Eintauchen; *tupu*, ein Sprössling, hervorspriessen, *tupunga*, die Voreltern, der Platz, an dem irgend etwas gewachsen ist; *ngaki*, das Feld bebauen, *ngakinga*, ein Meierhof. Nach diesen Beispielen könnte man glauben, dass *nga*, und nicht *anga*, die Endung wäre. Das Anfangs-*a* ist aber bloss, des vorhergehenden Vocals wegen, abgeworfen. Denn man sagt auch, nach Lee's ausdrücklicher Bemerkung, statt *udinga*, *udi anga*, und die Tongische Sprache lässt das *a* auch nach Vocalen bestehen, wie die Wörter *maanga*, ein Bissen, von *ma*, kauen, *taanga* das Niederhauen von Bäumen, aber auch (vermuthlich figürlich vom schlagenden Ton des Taktes): Gesang, Vers, Dichtung, von *ta*, schlagen (in Laut und Bedeutung übereinstimmend mit dem Chinesischen Worte), und *nofoanga*, Wohnung, von *nofo*, wohnen, beweisen. Inwiefern das Madecassische *manghe*, machen, mit diesen Wörtern zusammenhängt, erfordert zwar noch eigne Untersuchung. Doch dürfte diese wohl auf Verwandtschaft führen, da das Anfangs-*m* in diesem, selbst als Auxiliare und Präfix gebrauchten Worte sehr leicht ein davon abzulösendes Verbalpräfix sein kann. Froberville*) leitet *magne*, wie

*) Er ist der Verfasser der von Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* XI. 102 Anmerk.) erwähnten Sammlungen über die Madecassische

er schreibt, von *maha aigne*, oder von *maha angam* ab, und führt mehrere Lautveränderungen dieses Wortes an. Da unter diesen Formen auch *manganou* ist, so gehört wohl auch das Javanische *mangun*, bauen, bewirken, hierher*).

Wenn man also die Frage aufwirft, ob es nach Ablösung aller Affixe, im Sanskrit zwei- oder mehrsylbige einfache Wörter giebt? so muss man sie, da allerdings solche Wörter vorkommen, in welchen das letzte Glied nicht mit Sicherheit als ein, einer Wurzel angehängtes Suffix angesehen werden kann, nothwendig bejahen. Indess ist die Einfachheit dieser Wörter gewiss nur scheinbar. Sie sind unstreitig Composita, in welchen sich die Bedeutung des einen Elementes verloren hat.

Abgesehen von der sichtbaren Mehrsylbigkeit, fragt es sich, ob nicht im Sanskrit eine andere verdeckte vorhanden ist? Es kann nämlich zweifelhaft scheinen, ob die mit doppelten Consonanten beginnenden, besonders aber die in Consonanten auslautenden Wurzeln die ersteren durch Zusammenziehung, die letzteren durch Abwerfung des Endvocals, nicht von ursprünglich zweisylbigen zu einsylbigen geworden sind. Ich habe in einer früheren Schrift**), bei Gelegenheit der Barmanischen Sprache, diesen Gedanken geäussert. Der einfache Sylbenbau mit auslautendem Vocal, dem mehrere Sprachen des östlichen Asiens noch grossentheils treu geblieben sind, scheint in der That der natürlichste; und so könnten leicht die uns jetzt einsylbig scheinenden Wurzeln eigentlich zweisylbige einer früheren, der uns jetzt bekannten zum Grunde liegenden Sprache, oder eines primitiveren Zu-

---

Sprache, welche sich jetzt in London in den Händen des Bruders des verstorbenen Gouverneurs Farquhar befinden.

*) Gericke's Wörterbuch. In Crawfurd's handschriftlichem wird es durch *to adjust*, *to put right* übersetzt.

**) *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500—506.

standes der nämlichen sein. Der auslautende Endconsonant wäre alsdann der Anfangsconsonant einer neuen Sylbe, oder eines neuen Wortes. Denn dies letzte Glied der heutigen Wurzeln wäre dann, nach dem verschiedenen Genius der Sprachen, entweder eine bestimmtere Ausbildung des Hauptbegriffes durch eine nähere Modification, oder eine wirkliche Zusammensetzung von zwei selbstständigen Wörtern. In der Barmanischen Sprache z. B. erhöbe sich also eine sichtbare Zusammensetzung auf dem Grunde einer jetzt nicht mehr erkannten. Am nächsten führten hierauf die mit dazwischen liegendem einfachen Vocale mit dem gleichen Consonanten an- und auslautenden Wurzeln. Im Sanskrit haben diese, wenn man etwa दद्, *dad*, ausnimmt, mit welchem es überhaupt leicht eine verschiedene Bewandtniss haben kann, eine zum Ausdruck durch Reduplication passende Bedeutung indem sie, wie कक्, जज्, शश् (*kak*, *jaj*, *sas*), heftige Bewegung, wie लल्, *lal*, Wunsch, Begierde, oder wie सस्, *sas*, schlafen, einen sich gleichmässig verlängernden Zustand bezeichnen. Die den Ton des Lachens nachahmenden, कक्क्, खक्ख्, घग्घ् (*kakk*, *khakkh*, *ghaggh*), kann man sich ursprünglich kaum anders, als mit Wiederholung der vollen Sylbe denken. Ob man aber durch Zergliederung auf diesem Wege viel weiter kommen könnte, möchte ich bezweifeln; und sehr leicht kann ein solcher auslautender Consonant auch wirklich ursprünglich bloss auslautend gewesen sein. Selbst im Chinesischen, das keine wahrhaften Consonanten, als auslautend, in der Mandarinen- und Büchersprache kennt, fügen die Provinzial-Dialekte den vocalisch endenden Wörtern sehr häufig solche hinzu.

In anderer Beziehung, und wahrscheinlich auch in andrem Sinne, ist ganz neuerlich die Zweisylbigkeit aller consonantisch auslautenden Sanskritwurzeln von Lep-

sius*) behauptet worden. Die Nothwendigkeit hiervon wird in dem in dieser Schrift aufgestellten consequenten und scharfsinnigen Systeme daraus abgeleitet, dass im Sanskrit überhaupt nur Sylbenabtheilung herrscht, und die untheilbare Sylbe in der Weiterbildung der Wurzel nicht einen einzelnen Buchstaben, sondern nur wieder eine untheilbare Sylbe in sich erzeugen kann. Der Verfasser dringt nämlich auf die Nothwendigkeit, die Flexionslaute nur als organische Entwickelungen der Wurzel, nicht aber als, gleichsam willkührliche, Einschiebungen oder Anfügungen von Buchstaben anzusehen; und die Frage läuft also darauf hinaus, ob man z. B. in बोधामि, *bôdhâmi*, das *â* als den Endvocal von बुध, *budha*, oder als einen der Wurzel बुध्, *budh*, nur in der Conjugation äusserlich hinzutretenden Vocal betrachten soll? Für den von uns hier behandelten Gegenstand kommt es vorzugsweise auf die Bedeutung des scheinbaren oder wirklichen Endconsonanten an. Da aber der Verfasser sich in diesem ersten Theile seiner Schrift nur über den Vocalismus verbreitet, so äussert er sich in ihr auch gar noch nicht über diesen Punkt. Ich bemerke daher nur, dass, wenn man sich auch nicht des, doch nur bildlich scheinenden Ausdrucks einer eignen Weiterbildung der Wurzel bedient, sondern von Anfügung und Einschiebung spricht, darum bei richtiger Ansicht, doch alle und jede Willkühr ausgeschlossen bleibt, indem auch die Anfügung oder Einschiebung immer nur organischen Gesetzen gemäss und vermöge derselben geschieht.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, dass in Sprachen bisweilen dem concreten Begriffe sein generischer hinzugefügt wird; und da dies einer der hauptsächlichsten Wege ist, auf welchen in einsylbigen Sprachen zweisylbige

*) Paläographie. S. 61—74. § 47—52. S. 91—93. nr. 25—30. und besonders S. 83. Anm. 1.

Wörter entstehen können, so muss ich hier noch einmal darauf zurückkommen. Bei Naturgegenständen, die, wie Pflanzen, Thiere u. s. w., sehr sichtbar in abgesonderte Classen fallen, finden sich hiervon in allen Sprachen häufige Beispiele. In einigen aber treffen wir diese Verbindung zweier Begriffe auf eine uns fremde Weise an; und dies ist es, wovon ich hier zu reden beabsichtige. Es ist nämlich nicht immer gerade der wirkliche Gattungsbegriff des concreten Gegenstandes, sondern der Ausdruck einer denselben in irgend einer allgemeinen Aehnlichkeit unter sich begreifenden Sache, wie, wenn der Begriff einer ausgedehnten Länge mit den Wörtern: Messer, Schwerdt, Lanze, Brot, Zeile, Strick u. s. f., verbunden wird, so dass die verschiedenartigsten Gegenstände, bloss insofern sie irgend eine Eigenschaft mit einander gemein haben, in dieselben Classen gesetzt werden. Wenn also diese Wortverbindungen auf der einen Seite für einen Sinn logischer Anordnung zeugen, so spricht aus ihnen noch häufiger die Geschäftigkeit lebendiger Einbildungskraft; so, wenn im Barmanischen die Hand zum generischen Begriff aller Arten von Werkzeugen, des Feuergewehrs so gut, als des Meissels dient. Im Ganzen besteht diese Art des Ausdrucks in einem bald das Verständniss erleichternden, bald die Anschaulichkeit vermehrenden Ausmalen der Gegenstände. In einzelnen Fällen aber mag ihr eine wirkliche Nothwendigkeit der Verdeutlichung zum Grunde liegen, wenn sie auch uns nicht mehr fühlbar ist. Wir stehen überall den Grundbedeutungen der Wörter fern. Was in allen Sprachen Luft, Feuer, Wasser, Mensch u. s. f. heisst, ist für uns, bis auf wenige Ausnahmen, bloss ein conventioneller Schall. Was diesen begründete, die Uransicht der Völker von den Gegenständen nach ihren, das Wortzeichen bestimmenden Eigenschaften, bleibt uns fremd. Gerade hierin aber kann die Nothwendigkeit einer Verdeutlichung durch Hinzufügung eines generischen Begriffes liegen. Gesetzt z. B. das Chinesi-

sche *ji*, Sonne und Tag, habe ursprünglich das Erwärmende, Erleuchtende, bedeutet, so war es nothwendig, ihm *tseoû*, als Wort für ein materielles, kugelförmiges Object, hinzuzufügen, um begreiflich zu machen, dass man nicht die in der Luft verbreitete Wärme oder Helligkeit, sondern den wärmenden und erleuchtenden Himmelskörper meint. Aus ähnlicher Ursach konnte dann der Tag, mit Hinzufügung von *tseù*, durch eine andere Metapher der Sohn der Wärme und des Lichts genannt werden. Sehr merkwürdig ist es, dass die eben genannten Ausdrücke nur dem neueren, nicht dem alten Chinesischen Style angehören, da die in ihnen, nach dieser Erklärungsart, enthaltene Vorstellungsweise eher die ursprünglichere scheint. Dies begünstigt die Meinung, dass diese in der Absicht gebildet worden sind, Missverständnissen, die aus dem Gebrauche desselben Wortes für mehrere Begriffe oder für mehrere Schriftzeichen entstehen konnten, vorzubeugen. Sollte aber die Sprache noch, gerade in späterer Zeit, auf diese Weise metaphorisch nachbildend sein, und sollte sie nicht vielmehr zur Erreichung eines blossen Verstandeszweckes auch ähnliche Mittel angewandt, und daher den Tag anders, als durch einen Verwandtschaftsbegriff unterschieden haben?

Ich kann hierbei einen Zweifel nicht unterdrücken, den ich schon sehr oft bei Vergleichung des alten und neuen Styls gehegt habe. Wir kennen den alten bloss aus Schrif ten, und grossentheils nur aus philosophischen. Von der ge redeten Sprache jener Zeit wissen wir nichts. Sollte nu nicht manches, ja vielleicht Vieles, was wir jetzt dem neuere Styl zuschreiben, schon im alten, als geredete Sprache, in Schwange gewesen sein? Eine Thatsache scheint hierfür wirk lich zu sprechen. Der ältere Styl des *koù wên* enthält, wen man die Zusammenfügungen mehrerer abrechnet, eine mässig Anzahl von Partikeln, der neuere, *kouân hoá*, eine vi grössere, besonders solcher, welche grammatische Verhältniss

näher bestimmen. Gleichsam als einen dritten, sich von beiden wesentlich unterscheidenden, muss man den historischen, *wên tchang*, ansehen; und dieser macht von den Partikeln einen sehr sparsamen Gebrauch, ja enthält sich derselben fast gänzlich. Dennoch beginnt der historische Styl, zwar später, als der ältere, aber doch schon etwa zweihundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Nach dem gewöhnlichen Bildungsgange der Sprachen, ist diese verschiedenartige Behandlung eines, im Chinesischen doppelt wichtigen Redetheils, wie die Partikeln sind, unerklärbar. Nimmt man hingegen an, dass die drei Style nur drei Bearbeitungen derselben geredeten Sprache zu verschiedenen Zwecken sind, so wird dieselbe begreiflich. Die grössere Häufigkeit der Partikeln gehörte natürlich der geredeten Sprache an, welche immer begierig ist, sich durch neue Zusätze verständlicher zu machen, und in dieser Hinsicht auch das wirklich unnütz Scheinende nicht zurückstösst. Der ältere Styl, schon durch die von ihm behandelte Materie Anstrengung voraussetzend, schmälerte den Gebrauch der Partikeln in Absicht der Verdeutlichung, fand aber in ihnen ein treffliches Mittel, durch Unterscheidung der Begriffe und Sätze dem Vortrage eine, der inneren logischen Anordnung der Gedanken entsprechende, symmetrische Stellung des Ausdrucks zu geben. Der historische hat denselben Grund, die Häufigkeit der Partikeln zu verwerfen, als jener, nicht aber den nämlichen Beruf, sie doch wieder zu anderem Zwecke in seinen Kreis zu ziehen. Er schrieb für ernste Leser, aber in einfacherer Erzählung über leicht verständliche Gegenstände. Von diesem Unterschiede mag es herstammen, dass historische Schriften sich sogar des Gebrauchs der gewöhnlichen Schlusspartikel (*yè*) bei Uebergängen von einer Materie zur andern überheben. Der neuere Styl des Theaters, der Romane und der leichteren Dichtungsarten musste, da er die Gesellschaft und ihre Verhältnisse selbst darstellte und redend

einführte, auch das ganze Gewand ihrer Sprache und daher ihren ganzen Partikelvorrath annehmen*)

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu den vermittelst Hinzusetzung eines generischen Ausdrucks stehenden scheinbar zweisylbigen Wörtern in einsylbigen Sprachen zurück. Sie können, insofern man darunter Ausdrücke für einfache Begriffe, an deren Bezeichnung die einzelnen Sylben, nicht als solche, sondern nur verbunden Theil haben, auf zwiefachem Wege entstehen, nämlich relativ für das spätere Verständniss, oder wirklich absolut an und für sich. Der Ursprung des generischen Ausdrucks kann aus dem Gedächtniss der Nation entschwinden, und der Ausdruck selbst dadurch zum bedeutungslosen Zusatz werden. Dann ruht der Begriff des ganzen Wortes zwar wirklich auf beiden Sylben desselben; es ist aber nur relativ für uns, dass er sich nicht mehr aus den Bedeutungen der einzelnen zusammensetzen lässt. Der Zusatz selbst aber kann auch bei bekannter Bedeutung und Häufigkeit der Anwendung, durch gleichsam gedankenlosen Gebrauch zu Gegenständen hinzutreten, mit welchen er in gar keiner Beziehung steht, so dass er in der Verbindung wieder bedeutungslos wird. Dann liegt der Begriff des ganzen Wortes wirklich in der Vereinigung beider Sylben, es ist aber eine absolute Eigenschaft des-

*) Ich freue mich, hier hinzufügen zu können, dass Hr. Professor Klaproth, welchem ich die in dem Obigen enthaltenen Data verdanke, dem von mir geäusserten Zweifel über das Verhältniss der verschiedenen Chinesischen Style beistimmt. Nach seiner ausgebreiteten Belesenheit im Chinesischen, namentlich in historischen Schriften, muss er einen reichen Schatz von Bemerkungen über die Sprache gesammelt haben, von dem hoffentlich ein grosser Theil in das neue Chinesische Wörterbuch überfliessen wird, dessen Herausgabe er beabsichtigt. Sehr wünschenswürdig wäre aber alsdann die Zusammenstellung auch seiner allgemeinen Bemerkungen über den Chinesischen Sprachbau in einer besonderen Einleitung.

selben, dass die Bedeutung nicht aus der Vereinigung des Sinnes der einzelnen hervorgeht. Dass beide Arten dieser Zweisylbigkeit leicht durch den Uebergang der Wörter von einer Sprache in eine andere entstehen können, ergiebt sich von selbst. Eine besondere Gattung solcher theils noch erklärlicher, theils unerklärlicher Zusammenfügungen legt der Sprachgebrauch einiger Sprachen der Rede als nothwendig auf, wenn Zahlen mit concreten Gegenständen verbunden werden. Vier Sprachen sind mir bekannt, in welchen dies Gesetz in merkwürdiger Ausdehnung gilt: die Chinesische, Barmanische, Siamesische und Mexikanische. Gewiss giebt es aber deren mehrere, und einzelne Beispiele finden sich wohl in allen, namentlich auch in der unsrigen. Es vereinigen sich, wie es mir scheint, zwei Ursachen in diesem Gebrauche: einmal die allgemeine Hinzufügung eines generischen Begriffs, von der ich eben gesprochen habe, dann aber auch die besondre Natur gewisser, unter eine Zahl gebrachter Gegenstände, wo, wenn man nicht ein wirkliches Maass angiebt, die zu zählenden Individuen erst künstlich geschaffen werden müssen, wie, wenn man vier Köpfe Kohl zu ein Bund Heu u. s. f. sagt, oder wo man durch die allgemeine Zahl die Verschiedenheiten der gezählten Gegenstände gleichsam vertilgen will, wie in dem Ausdruck: vier Häupter Rinder, Kühe und Stiere einbegriffen sind. Von den vier genannten Sprachen hat nun keine diesen Gebrauch so weit, als die Barmanische, ausgedehnt. Ausser einer grossen Zahl für bestimmte Classen wirklich festgesetzter Ausdrücke, kann noch der Redende immer jedes Wort der Sprache, welches eine, mehrere Gegenstände unter sich befassende Aehnlichkeit andeutet, zu diesem Zwecke gebrauchen; und endlich giebt es noch ein allgemeines, auf alle Gegenstände jeglicher Art anwendbares Wort (*hku*). Das Compositum wird übrigens so gebildet, dass, von der Grösse der Zahl abhängende Unterschiede abgerechnet, das concrete Wort das Anfangs-, die Zahl das Mittel-, und der generische Ausdruck das Endglied

ausmacht. Wenn der concrete Gegenstand auf irgend eine Weise dem Hörenden bekannt sein muss, wird der generische allein gebraucht. Bei dieser Ausdehnung müssen solche Composita, da schon der blosse Gebrauch der Einheit, als unbestimmten Artikels, sie hervorruft, besonders im Gespräche sehr häufig vorkommen*). Indem mehrere der generischen Begriffe durch Wörter ausgedrückt werden, bei welchen man gar keine Beziehung auf die concreten Gegenstände errathen kann, oder die auch wohl, ausser diesem Gebrauche, ganz bedeutungslos geworden sind, so werden diese Zahlwörter in den Grammatiken auch wohl Partikeln genannt. Ursprünglich aber sind sie allemal Substantiva.

Aus dem hier Entwickelten ergiebt sich für die Andeutung grammatischer Verhältnisse durch besondere Laute, so wie für den Sylbenumfang der Wörter, dass, wenn man die Chinesische und Sanskritsprache als die äussersten Punkte betrachtet, in den dazwischen liegenden Sprachen, sowohl den die Sylben aus einander haltenden, als den nach ihrer Verbindung unvollkommen strebenden, ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu sichtbarerer grammatischer Andeutung und zu freierem Sylbenumfange obwaltet. Ohne nun hieraus Folgerungen über ein solches geschichtliches Fortschreiten zu ziehen, begnüge ich mich, hier dies Verhältniss im Ganzen angezeigt und einzelne Arten desselben dargelegt zu haben.

---

*) Man vergleiche über diese ganze Materie Burnouf. *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 221. Low's Siamesische Gramm. S. 21. 66—70. Carey's Barmanische Gramm. S. 120—141. §. 10—56. Rémusat's Chinesische Gramm. S. 50 nr. 113—115. S. 116 nr. 309. 310. *Asiat. res.* X. 245. Wenn Rémusat diese Zahlwörter bei dem alten Style abhandelt, so hat er sie wohl nur aus andren Gründen dahin gezogen. Denn eigentlich gehören sie dem neueren an.

Zusätze.

1. (S. 17) »Somit verspricht uns Humboldt die Grundsätze einer Geschichte des menschlichen Geistes von Seiten der Sprache.« Ich bediene mich hier der Worte Steinthal's: Die Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldt's und die Hegelsche Philosophie. Berl. 1848, S. 35. Dieser glaubt andere Bestimmungen über Philologie, Sprachwissenschaft und Philosophie geben zu müssen als Humboldt, erörtert aber a. a. O. namentlich die in unserem Werke besprochene Kette nicht immer geradlinig fortlaufender geistiger Entwickelung nach den zwei Momenten: 1. in dem ruhigen allgemeinen Fortgange letzterer, und 2. in den, abseiten urkräftiger Individuen von Zeit zu Zeit unberechenbar ausgehenden Eingriffen, durch welche jener Fortgang zwar unterbrochen, aber von neuen Seiten aus und machtvoll weiter gefördert wird. Wer denkt hiebei nicht, wird von Eroberern und Staatumbildnern, wie Alexander, Julius Cäsar, Karl und Friedrich der Grosse, Napoleon I. abgesehen, an Religionsstifter und Reformatoren, an grosse Erfinder, wie Guttenberg, an Männer des Gedankens Plato und Aristoteles, Leibnitz, Kant; wer nicht an Dante, Shakespeare, Lessing, Herder, Schiller, Göthe; wer nicht an die beiden Humboldte selbst?

2. (S. 33) Eine Verkehrtheit, welche G. L. Staedler, in seinem Buche mit hochtönendem Titel: Wissenschaft der Grammatik. Berlin 1833. zu seiner, die Sprachen in ihrem Grundwesen durchaus nicht treffenden Eintheilung verleitete. Die beliebte Hegel'sche Dreitheilung bekommt er in 1. die Völkersprachen 2. der Dialekt oder die Mundart und 3. noch weiter herab: das Idiom oder die Aussprache, glücklich heraus. Jeder Kundige aber weiss, wie schwer zwischen solchen Bestimmungen sowohl nach eigenschaftlichem Charakter als Grad die Grenze zu ziehen. Und wiederum dies je nach verschiedenem Gesichtspunkte. Im gewöhnlichen Leben wird keiner beanstanden, dem Dänen und

Schweden, jedem eine besondere, »Sprache« ohne Weiteres einzuräumen. Für den Sprachforscher sind beide ziemlich eng verschwisterte »Mundarten.« Und z. B. von Polnisch und Böhmisch gölte dasselbe; allein mit weitaus minderm Rechte von Polnisch und Russisch, welches Sprachidiom denen der Südslaven um Vieles näher steht. Rücksichtlich der Völkersprachen gelingt Staedler aber nur, zu einer Zweiheit, nämlich A. natürliche, B. gebildete Sprachen es zu bringen. Jene gehören § 14, wie man begreift, »denjenigen Völkern an, welche sich noch in dem Zustande der blossen Natürlichkeit befinden. Es sind dies die Völker der dunkeln oder farbigen Menschengattung in Mittel- und Süd-Afrika, in Mittel- und Nord-Asien, auf den Inseln der Süd-See und in denjenigcn Gegenden von Nord-Amerika, wo die ursprüngliche Bevölkerung noch nicht von den eingedrungenen Weissen verdrängt oder verschlungen worden.« Wird man nicht durch diesen lehrreichen Bericht über das, was »natürliche« Sprachen sind, neugierig gemacht, zu erfahren, was nun zum Unterschiede davon die, nicht: unnatürlichen oder künstlichen, nein: aber doch gebildeten? Antwort: »Es sind an dem sich entwickelnden Kunstwerk der Sprachen oder, wie man auch sagen kann, an der Grammatik drei Bildungsperioden zu unterscheiden. In der ersten vollendet die Sprache ihr Material, in der zweiten ihre Form, in der dritten ihren idealen Inhalt selbst.« Das klingt fast so, wie das doch etwas anders gemeinte, und überdies höchstens bei den Arischen Sprachen anwendbare Wort Jacob Grimm's (Ursprung der Sprache 1851. S. 24.): »Nothwendig demnach sind drei, nicht bloss zwei Staffeln der Entwickelung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte des Triebs zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend wieder [gleichsam mit Rückauflösung »analytisch; vgl. Humb. Versch. S. 294] fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und Gedanken abermals mit hellerem Bewustsein bewerkstelligt wird. Es sind Laub, Blüthe und reifende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge

neben und hintereinander eintreten.« Und wie bei Sprachen, die, was z. B. vom Chinesischen doch fest genug steht, in *keiner* Periode wahrhafte *Flexion* besassen? — — In Gemässheit aber nun mit *seinen* drei Perioden gewinnt Staedler auch mit unfehlbarer Sicherheit eine Dreiheit von Sprachen. Nämlich

a. »die Sprachen in der ersten Bildungsperiode sind die so genannten *orientalischen*, nämlich Sanskrit der Inder und die Sprachen der semitischen Völker in Süd- und Vorderasien, in Nord-Afrika und in der europäischen Türkei.“ Der Orient — ein sehr weiter Begriff, und desshalb in seiner früheren Beschränkung von orientalischen Sprachen nicht mehr zu gebrauchen. Sollte Staedler zufällig nur von Sanskrit und von, seit Eichhorn nach Sem genannten Sprachen gehört haben? Berufung auf besondere *Religionsformen*, welche aus dem Schoosse der Arier (Brahmanenthum, Buddhismus; Zoroastrismus) und Semiten (Mosaismus, Christenthum, Islam) hervorgingen, wollen wir als hohes Verdienst derselben nicht in Abrede stellen. Gehören aber etwa die Osmanen auch sprachlich mit den Arabern zusammen; oder sprechen die Berbern das Arabische als Muttersprache? Und wo bleiben denn die einsylbigen Chinesen, und Japans jetzt so neuerungssüchtige Bewohner mit ihrem mehrsylbigen Idiome? Oder nun gar Aegypten!

b. »Die Sprachen der zweiten Bildungsperiode sind die *antiken*, Griechisch und Latein.« Weil die Griechen der *Kunst* huldigten, vor Allem die *Plastik* zu einem hohen Maasse der Vollendung brachten, wird diesen beiden Sprachen nachgerühmt: »Diese Formbildung oder, wie es in der Grammatik heisst, die *Formlehre* macht das Wesen der hieher gehörigen Sprachen aus.« Schade um den allerliebsten Gegensatz von *Form* und *Materie*, der freilich ins Wasser fällt für den, welcher nicht etwa geneigt ist, das Sanskrit »*formlosen*« Sprachen beizuzählen. Aber nun kommt

c. »Das Zeitalter, welches aus dem Grabe des römischen Reiches und ganzen Alterthums seine Auferstehung feierte, das *christliche*, dessen Völker sich ihre Sitze in Europa und Amerika erkämpft und bereitet haben. Die Sprachen derselben pflegt man die *modernen* zu nennen. Des Geistes Streben ist nunmehr die Erkenntniss des Wahren, sein Charakter das Gewissen und die *Wissenschaft*.« Um die Dreiheit nicht zu verlieren, auch hier

wieder nur die *romanischen*, *germanischen* und *slavischen* Sprachen. Welch eine Menge von Schiefheiten und höchstens Halbwahrheiten blossem Schematismus zu Liebe!

Auch ist, wie ich schon zum Ueberdruss wiederholt habe, eine *dreistufige* Spracheintheilung nach *Familien-* (Chinesisch), *Nomaden-* oder Turanischen, und *Staaten-Sprachen* (State languages), wie sie *Max Müller*, Letter to Chevalier Bunsen on the Classification of the Turanian Languages p. 24. ff. aufstellt, vom sprachwissenschaftlichen Standpuncte, durchaus ungerechtfertigt. Sie entnimmt nicht den Sprachen ein *ihnen selbst innewohnendes Eintheilungsprincip*, sondern (das ihr Fehler) bringt an sie eine reine Aeusserlichkeit heran, die, ohne allen Einfluss auf jene läugnen zu wollen, doch nur von vergleichsweise untergeordneter Bedeutung sein konnte bei *Entstehung* der Sprachen und *Grundlegung* ihres mannigfaltigen und principiell nichts weniger als auf jene dreifache *gesellschafliche* Beziehung rückführbaren *Urbaues*. Zu geschweigen der *Jäger-* wie *Bergmannssprache*, giebt es denn nicht auch Sprachen der *Jägervölker* Amerika's und sind die etwa, und wenn, wodurch von den sesshaften Bewohnern des alten Mexikanischen Staates und Peruanischen Inka-Reiches unterschieden? Fingen denn alle in geordnete Staaten vertheilte Völker mit dem Staate an, und, wofern glaubhafter Weise nicht, waren ihre Sprachen vorher »nomadischer« Art, und hat diesen erst der Staat, in welchem jene zusammenleben, nicht bloss ihre höhere Bildung ververschafft, sondern sogar erst ihr *Grundgesetz* mit vielen daraus fliessenden Einzel-Bestimmungen gegeben und zu allgemeiner Nachachtung vorgeschrieben? Und vergass denn Müller das *Hindustani*, was, sich selbst als *Urdu*, d. h. Horden- oder Lagersprache bezeichnend, wenigstens Vieles von seinem Charakter nach Indien eingefallenen *Kriegern* verdankt, wie die *romanischen* Sprachen Europas ein gut Theil dem rohen Haufen römischer Legionen? — Wie Eintheilungen von Sprachen nach solcherlei Gesichtspunkten deren Wesen so wenig treffen, dass sie kaum ihre Oberfläche ritzen, wird alsbald Jedem einleuchten, der einmal aufmerksam *Humboldt* Versch. §21. und 22. (namentlich die *vierfache* Sprachform S. CCCXVII, bei mir S. 310) sich ansieht. Denn der unbegreif-

lichen Meinung, welche hierüber Friedr. Müller vorbringt (siehe Anm. 7. und den Schluss meiner Einleitung) wird wohl nicht leicht jemand Beifall schenken.

3. (S. 43) Sicherlich, weil von uns nach Zeit und Raum Fernstehenden mit zu idealem Maassstabe gemessen.

4. (S. 47) Das Kapitel über die Sprachschöpfung mit ihren »Widersprüchen« hat Steinthal in der 2. Ausg. seiner Schrift: Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Berl. 1858. in dem »Wilh. v. Humboldt« gewidmeten Abschnitte S. 61—84 commentirt. Beurtheilt sind in dem Buche ausserdem die mit der gleichen heikelen Frage sich beschäftigenden Schriften von Herder, Hamann, Schelling, (Fichte im VIII. Bde. der Gesammelten Schriften bleibt unbesprochen), Heyse, Jacob Grimm und Renan. S. 78. und Classif. der Sprachen S.20 ff. wird Humboldt ein Widerspruch zwischen Theorie und Historie, d. h. zwischen seiner speculativen Betrachtung des allgemeinen Wesens der Sprache überhaupt und seiner historischen Erforschung der besonderen Sprachen, Schuld gegeben. S 68 aber knüpft Steinthal zuerst an den Humboldtischen Satz an Versch. §. 2.: »Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt.« »Wie wird,« fragt dagegen der Kritiker, »das göttlich Freie gebunden von den Nationen? und wie kann, was der Mensch zu binden im Stande ist, göttlich frei sein? Ist sie nicht ein Werk der Völker, sondern, wie Humboldt selbst sagt, eine ihnen zugefallene Gabe, wie kann man da noch behaupten, sie gehöre der Menschheit an!« Natürlich wäre es Unrecht, bei Humboldt's Worten ausser Acht zu lassen, dass er zuerst von der Sprache in der Einzahl, also von ihr im Allgemeinen, dann aber von den Sprachen, mithin den gesonderten Einzelsprachen, redet. Nun ich frage, gehört die Sprache der gesammten Menschheit an, oder nicht? Und, wenn die Sprachschöpfung, namentlich in ihrer, der einheitlichen Vernunft widerstrebenden Vielheit und Buntheit als Folge unmittelbarer göttlicher Offenbarung nicht zu begreifen ist: wie können wir da die innerlich durch den Geist, wie äusserlich

durch die Sprachwerkzeuge, dem Menschen anerschaffene Sprachfähigkeit, trotz innerer Nöthigung, überhaupt, je nach Umständen so und nicht anders, zu sprechen, wie doch ohne frei wirkende Thätigkeit schon in den ersten Sprachanfängen uns denken? Woher sonst, ohne Freiheit, die Menge vorhandener Sprachen? Und, wenn anders die Vernunft eine Gottesgabe ist, empfing der Mensch nicht zugleich mit dieser Gabe die Fähigkeit und das Recht, sie mit Freiheit, d. h. also nicht stets und immer gleich, auch bei der Sprachschöpfung, zu gebrauchen, obwohl, oder nicht vielmehr weil, eine Gabe Gottes? Gewiss aber sind die Nationen, welchen, ausser ihren besondern Anlagen auch noch verschiedene örtliche oder geschichtliche Umstände als ihr, nicht selbsterworbenes Loos zufielen, mehr oder minder an ihre nunmehrige Sprache und deren Gesetze, ohne sich selbst zu verlieren, auch bei dem genialst freien Gebrauche und mancherlei unausbleiblichem geschichtlichen Wandel derselben sonst, mit einem nicht zu beseitigenden Zwange wahrhaft gebunden. Die Freiheit übrigens ist, wie allerdings auch von vornherein die Endlichkeit und Verschiedenartigkeit menschlichen Geistes, — überdies, Gunst oder Ungunst sonstiger Umstände der Sprachschöpfung gewisse unüberspringbare Schranken schon bei der Urschöpfung jeder Einzelsprache nothwendiger Weise setzten, — natürlich auch fernerhin, nachdem diese ein fertiges, freilich anders als stillgewordene todte Sprachen, ein ruhendes Dasein gewannen, in Betreff ihrer keine schlechthin schrankenlose. Sprachen sind das Ergebniss von zwei entgegengesetzten Kräften, Freiheit und Naturnothwendigkeit, und folgen gleichsam deren Diagonale. Wenn übrigens die Einzelsprache Humboldt nicht als Werk einer Nation, (vielmehr als lebendige Thätigkeit), bezeichnet wissen möchte: nun wohl, sie ist das nicht, sobald man unter Werk ein mit Bewusstsein und zwecklicher Absicht vollbrachtes versteht. Humboldt selbst betrachtet § 7. die Sprache überhaupt »als etwas Höheres, als dass sie für ein menschliches Werk, gleich anderen Geisteserzeugnissen gelten könnte.« Und ausserdem entstehen, zwar nicht immer Staaten, wohl aber Völker erst durch die Sondersprache. Denn Sprachen bilden die grossen Völkerscheiden, die sich in, je tiefer hinab, desto kleineren

Grenzen abschliessen. Schon in diesem Betracht wird man jede Sprache, welche ein Volk spricht, mit Recht auch eine ihm zu Theil gewordene Gabe heissen dürfen, von bald höherer bald geringerer Rangstufe, und mit unter sich ungleicher Bestimmtheit und Schönheit, etwa wie Menschenrassen und Einzelmenschen nach Körperbeschaffenheit überhaupt und Gesichtsbildung im Besonderen. — So glaube ich in der Hauptsache richtig die von Steinthal hervorgesuchten »Widersprüche« lösen zu müssen.

5. (S. 52) Besprochen von K. E. A. Schmidt, Beitr. zur Gesch. der Gramm. S. 15.

6. (S. 53) Siehe hierüber Humboldt's zwei, nach verschiedenen Zwecken gemodelte Abhandlungen, welche in meiner Einleitung S. CCXL. ff. besprochen werden.

7. (S. 59) Vgl. Steinthal, Sprachw. Humboldts S. 92 ff. Whitney, On Material and Form in Language. From the Transactions of the American Philological Association 1872. Letzterer hat hiebei vorzüglich die grammatischen Formen vor Augen, in so fern dem Englischen verblieben, die aber, den grossen Verlusten zum Trotz, welche sie gleich den romanischen Sprachen erlitten, und des mannichfachen durch Gleichlaut entstandenen Synkretismus ungeachtet, dennoch nicht aufhören, in dieser, von Grimm gerade ihrer ausdruckvollen Kürze wegen hochgepriesenen Sprache das nicht zugleich mit eingebüsste Gefühl wahrhafter und ächter Flexion, d. h. auch Form, lebendig und wach zu erhalten mit gleichsam unverlorner Nachwirkung. Vgl. Versch. § 21. z. B. S. 294. Wie anders steht es um Sprachen, welche keine grammatische Formen verloren haben; — einfach weil sie deren nie besassen! Whitney nimmt in seiner Abhandlung auch Bezug auf Friedr. Müller's Beitr. zur Morphologie und Entwickelungsgesch. der Sprachen. I. Wien 1871. Müller bespricht hier die aufsteigende und absteigende Entwickelungsrichtung von Sprachen, in deren letzterer wir schon z. B. die Indogermanischen, Semitischen Sprachen, auch selbst das Chinesische begriffen vor uns erblickten, und bringt manches Anerkennungswerthe hierüber bei. Was aber Whitney und, ich glaube mit Recht, tadelt, besteht darin, dass Müller die von Humboldt herrührende und von Schleicher angenommene Dreitheilung von Sprachen in

isolirende, agglutinirende und flectirende S. 20 als »eine rein äusserliche und oberflächliche« verwirft, »indem sie nicht auf das der Form der Sprache zu Grunde liegende Princip, sondern lediglich auf die äusseren Mittel Rücksicht nehme, mit welchen die Sprachen die Form zu erreichen streben.« Einmal erwiedert Whitney p. 14. ganz treffend: Since »form« is an **essentially** external characteristic, it is hard to see why a classification by form is to be reproached for dealing with externals. Und anderseits ist jener, allerdings nicht, wie Schleicher und v. A. verlangen, auch nothwendig immer in historischer Folge zur Wirklichkeit gelangte, das wäre also: aus- und nacheinander sich bildende Stufengang nichts weniger als ein »schlechthin äusserlicher.« In Wahrheit muss, wer Humboldt genauer liest, finden: 1. einfache Setzung (Isolirung; zwar mit Form, allein ohne alle grammatische Formen), 2. die losere Anfügung (Agglutination) und 3. Abwandlung (Flexion) sind nur die Folge und das äussere Kennzeichen einer von Grund aus und somit innerlichen Verschiedenheit, die, wenn auch vielleicht nicht überall mit schärfsten Linien abgeschnitten und, es mag zuweilen vorkommen, schwer unterscheidbar zusammenrinnt, doch im grossen Ganzen äusserst empfindliche Seiten der menschlichen Rede berührt und für deren verschiedenen Bau von wesentlichstem Einflusse ist. Uebrigens kommt man mit derlei Allgemeinheiten bei Classification oder physiologischer Eintheilung von Sprachen (es giebt auch genealogische) noch nicht sehr weit, wenn nicht andere charakteristische Näherbestimmungen hinzukommen. Humboldt beginnt § mit dem Satze, dass der Unterschied der Sprachen auf ihrer Form beruht; und, wenn dem so (und wer kann daran zweifeln?) ist nicht die Bildung des Satzes, und die verschiedene Art, wie er (d. h. eben mit Hülfe jener drei vorhin erwähnten Hauptmethoden), ermöglicht wird, der springende Punkt, auf den bei Entstehung jener »Form« der Sprache es vor Allem ankommt? — Die Wahl des Lautes für die Wurzeln und für die aus ihnen entspringenden Wörter, trotzdem dass schwerlich von reiner Willkür ausgehend, sondern durch treibende, wennschon schwer oder gar nicht mehr, errathbare, und, weil zu subjectiv, auch begrifflicher Fassung sich entziehende Gründe und Eingebung

herbeigeführt, wird dem Sprachforscher wohl so ziemlich für immer ein unaufgedecktes Geheimniss bleiben; und eben desshalb knüpft sich an den blossen Laut, wie bedeutsam an sich, und mit Bezug auf Verwandtschaft, doch ein untergeordnetes Interesse für ihn im Vergleich zu der um Vieles entscheidenderen Form und der Gebrauchsweise, durch welche beide erst der Laut, auch von begrifflicher Seite, Gestaltung und seinen wahren Platz und Werth im Sprachganzen erhält.

8. (S. 60) Dabei kommt I. positiver Weise in Betracht: Zahl und Art der in einer Sprache vorhandenen Einzel-Laute und Gruppen, wohin auch Duldung derselben je nach dem Orte (z. B. die ,Schnalz-Laute, oder clicks in Südafrika nur, wie es scheint, zu Anfange von Wörtern sprechbar), Anfang, Mitte und Ende, gehört. Sprachphysiologen wie Johannes Müller, Brücke, Alex. J. Ellis, Merckel u. A. haben sich um Erörterung der Frage, wie die verschiedenen Sprach-Laute durch die Organe hervorgebracht werden, besondere Verdienste erworben. Bei Max Müller finden sich in seinen Lectures of the Science of Lang. Second series 1864. Holzschnitte, durch welche er das Verhalten der Sprachorgane beim Hervorbringen verschiedener Laute zu versinnlichen sucht. Lepsius hat sich die verschiedensten Sprachen auf das Inventar ihrer Laute angesehen insbesondere zum Behufe einheitlicher Transcription in einem, auch schon vielfach von Missionären angewendeten Musteralphabete. — II. Ist oft von kaum minderer Wichtigkeit das Fehlen gewisser, oft sonst weithin verbreiteter Buchstaben in dieser oder jener Sprache entweder schlechthin oder nur an bestimmten Stellen. — Natürlich stehen mit beiderlei Umständen und mit der Lautverwandschaft in enger Verbindung die Lautgesetze, welche nicht gerade immer dem Wohllaute dienen, sondern oft von einer, unter gewissen Bedingungen sich fühlbar machenden Ermüdung der Sprachwerkzeuge herrühren, und so vielmehr Folge sind von Bequemlichkeit, oder sonst von physiologischen Bedingungen, als, wie man vormals sich thörichter Weise einbildete, von abenteuerlicher und gesetzloser Willkür. Es übt aber auf den Wechsel der Laute mit seltenen Ausnahmen ihre Verwandtschaft Einfluss; und hat der Forscher daher die

zwingendste Ursache, sich vor allen Dingen die nach irgend welchem Eintheilungsgrunde (z. B. Gleichheit des bei deren Hervorbringung besonders thätigen Organes; Nasale als stets zweien Organen angehörend; auch verschiedenen Stufen, wie Tenues, Media, Aspirata, Hauche, Zischer) zusammengehörigen Lautclassen (im Sskr. zählt man 7 solcher vargâs, oder Consonantenreihen) festzustellen, und danach ihr Verhalten beim Umtausch zu beurtheilen. Dieser, also von Homorganität oder Homogeneität abhängige Lautwechsel, macht sich vorzüglich in doppelter Gestalt geltend: 1. als historischer oder mundartlicher, welcher mehr in dem freien Belieben der Völker in so fern liegt, als er sich mit keinerlei Unverträglichkeit von Lauten entschuldigen kann, und 2. als grammatischer, welcher zwischen widerspenstigen Lauten Versöhnung stiftet, d. h. sie leichter in ihrer Verbundenheit aussprechbar macht, oder auch einander zu nahe stehende, z. B. Aspirata, durch Verunähnlichung des einen Parths, sich in angemessener Weise entfremdet. (Assimilation — Dissimilation). Dazu auch oft Umstellung z. B. gern des Hauches. — Uebrigens begreift sich, dass von Vorwiegen oder Zurücktreten ganzer Lautclassen noch mehr als einzelner Buchstaben der Lautcharakter mancher Sprachen nicht unwesentlich mit bestimmt erscheint. So z. B., dass im Latein die Aspiraten und die früherhin noch zum Theil vorhandenen Diphthongen fast ganz eingeschwunden sind. Die Semitischen Sprachen sind reich an Kehl- und Gurgel-Lauten. Der Slave liebt Zisch- und Palatal-Laute in, für uns Deutsche nicht gerade angenehmster Weise, ist hingegen den Aspiraten abhold, und bekleidet den vokalischen Wortanfang, statt des einfachen Lenis, gern mit den Halbvokalen W und Jot. Sprachen aber, denen sonst gemeinübliche Laute, also z. B. entweder r oder l, gänzlich abgehen, sind in gewissem Betracht Unglücklichen zu vergleichen, welchen Gebrauch einer der Sinne versagt ist. — Unläugbar aber richtet sich auch der Laut vielfach nach dem verschiedenen Naturell der Völker und Völkerschaften. Man entsinne sich nur des Plateiasmos, und Festhaltens am alterthümlichen langen *a*, was sich besser mit dem Ernste des Dorer und seinem am Altväterischen klebenden Sinn verträgt, als dem neuerungssüch-

tigeren Ionier genehm wäre, welcher η vorzieht und Hiaten in Menge zulässt, während diese dem Inder bis zum Aeussersten, selbst in die Räume zwischen den Wörtern hinein, verhasst sind. Italien, das neuere, als Land der Kunst, huldigt auch, wie kein anderes, dem Wohllaute in seiner Sprache. Der sich gern dem leichten Umgange hingebende, und gesprächige Franzose aber hat das Latein durch oft sehr weit gehende Zusammenziehungen und Kürzungen auch von Seiten des Lautes flüchtiger gemacht und minder schwerfällig, als es das mütterliche Latein war. — Noch sei erinnert, dass die rein mechanischen, nicht wie bei den dynamischen der Fall, dem Sinne geltenden Laut-Umänderungen immer der etymologischen Durchsichtigkeit derjenigen Sprachgebilde Abbruch thun müssen, welche durch sie ein anderes Aussehen bekommen. Die Macht durchgreifender Analogien jedoch hindert daran, dass dergleichen zu störend wirke, indem die Gewöhnung an sie dem Volke, in dessen Sprache sie um sich griffen, gemeiniglich dennoch das Gefühl der einheitlichen Zusammengehörigkeit verwandten Sprachstoffes wohl verdunkelt, aber nicht gänzlich raubt. Man vgl. nur in *τρίβω*, *ἐτρίφθην*, *τρίψις* und *τριπτός*, endlich *τρίμμα* die ganze Reihe von Labialen durch. Wo aber durch Zusammentreffen mehr als eines Lautgesetzes unangenehmer, weil sinnstörender, Gleichlaut bei völlig verschiedener Herkunft entstände: da sucht man ihn öfters durch andere Mittel, z. B. *μαθήσομαι* und *μάσομαι* (von *μαίομαι*, Etym. Forsch. I. S. 38. Ausg. 1.), zu umgehen. Doch gelang das nicht immer. Z. B. *πεῖσις* von *πείθω* und als *πάθος* (aus *πενθ-τι*) lauten überein. Ferner *πῶμα* Trank, und der schützende Deckel, jenes von Sskr. pâ trinken (viell. st. pâi), dieses vom wurzelhaft gleichlautenden pâ, schützen, bewahren. Aber *πᾶμα* Besitzthum, Eigenthum, wahrsch. von der gleichen Wurzel mit anderer Wendung des Sinnes WWB. Nr. 47. — Bei Abglättung der scharfkantigeren Wörter actus nach Decl. IV. und aptus als Adj. zu dem scheingleichen atto im Italiänischen gewann der Wohllaut, aber was der wichtigere Sinn — verlor.

9. (S. 66) Alle Bennungen (*ὄνοματα*) sind synekdochisch, d. h. Ausdrücke, welche nur einen Theil vom Ganzen eines Objects bezeichnen, weil sie aus der Fülle der letzterem zukommenden

Merkmale Eines, und, je nach der Wahl, bloss das eine oder andere, welches den Namengeber am bezeichnendsten bedünkte, herauszunehmen (ἐκδέχεσθαι) vermögend nun doch verlangen, es solle bei der gewählten Bezeichnung das Object selbst in seiner vollen ungeschmälerten Ganzheit verstanden werden. Also unter Einbegriff und stillschweigendem Mitverstehen aller, den Einen Bruchtheil abgerechnet, lautlich unbezeichnet gebliebenen Merkmale. Das allgemeinere Merkmal wird durch Anwendung auf einen bestimmten Gegenstand gleichsam zu diesem verengert oder verdichtet. Daher übrigens die Möglichkeit, ja zum Theil unausweichliche Nothwendigkeit, von Synonymen. Ich will nur an die Ausdrücke für Erde erinnern, deren das Sanskrit (Hêmachandra's Synon. Lex. von Böthlingk und Rieu S. 174) nicht weniger als 43 zählt. Also nun z. B. erstens von ihrer Weite: prthivî, prthvî die Weite (πλατεῖα), urvî (εὐρεῖα; bei Hom., als Epitheton von γῆ, εὐρυόδεια). Auch mahî und vipulâ, die grosse. Anantâ die endlose, unermessliche (ἀπείρων γαῖα von Flächen). Dann, wie bei Lucrez alma mater terra und nährende Allmutter, παμμήτωρ, viçvambharâ (Alles tragend, erhaltend). Und ist auch dshyâ, Erde; Mutter, unstr. wie dshâyâ Eheweib, eig. genetrix, und daher γαῖα, γέα, γῆ, wogegen δᾶ (α aus οα): Geberin, wie πανδώρα. Als Wohnsitz kshiti, d. i. κτίσις. Schön gedacht kshamâ, kshmâ die Dulderin, wie sarvañsahâ, Alles geduldig ertragend. Vasumatî mit Gütern versehen, und vasundharâ, Schätze bergend, wesshalb dann auch vasudâ Güter gebend und vasudhâ Güter schaffend, — freigebig. Auch bhûtadhâtrî, Erhalterin der Geschöpfe, und dhâtrî, eig. Amme, wie auch die Diana multimammia eine Allernährerin (vielleicht die Natur) wird vorstellen sollen. Als Edelsteine zeugend oder bergend ratnasû und ratnagarbhâ. Allein auch bîdshasû Samenerzeugerin. Gô als Milchkuh, auch gôtrâ (sonst Kuhherde), bildlich. Vgl. Petersb. W. B. unter îd'â. Sthirâ die feste, wohl als »unbeweglich« gedacht, und nicht als das Festland, im Gegensatze zum Meer. Denn atshala, unbeweglich, bedeutet als m. Berg, als f. Erde. Avani von der Erde, vermuthlich als das Untere gegen den Himmel, während im Sinne von Flussbett; Strom, als abwärts (ava) gehend. Vgl. humilis von

humus. Mêdinî doch wohl als Genossin, Verbündete (der Menschen) und nicht als fette, worauf mêdas allenfalls rathen liesse. Haltend, tragend, erhaltend: dharâ. Dharitrî, die Erde, parox.; aber als Trägerin proparox. Auch dharan'î, woher dharan'îdhara, die Erde tragend, Beiwort mythischer Elephanten; sowie dharâdhara, Berg, während umgekehrt wieder die Erde parvatâdhâra Stütze (âdhâra) der Berge heisst. Mahî sâgaramêkhalî, meerumgürtet, wie auch samudranêmi, vom Meere rund umgrenzt. Kâçyapî mythisch mit dem Kaçyapa in Verbindung gebracht. Bhû und bhûmi ohne Zweifel zu Sskr. bhû; allein fraglich, in welchem Sinne. Dürfte man Griech. *φύω* zum Grunde legen, da wäre es: wachsen lassend, die Hervorbringerin. Nach Sskr. bhavana müsste es: Ort des Seins, Wohnort bedeuten. Aber bh.uvana Wesen, belebtes Wesen, existirendes Ding; Welt und bhûman Erde, Welt sprechen eher dafür, dass bhû Erde, vorzugsweise ein Existirendes bezeichnen solle.

10. (S. 68) Verstehen in Bezug auf das uns von einem Andern Vorgesprochene oder sonstwie Mitgetheilte, verlangt unsererseits Wiedererzeugung des in diesem gegebenen gedanklichen Inhalts in unserem Geiste, mithin ein Wiederdenken (wie *ἀνάγνωσις* das Wiedererkennen von Geschriebenem durch Lesen), oder stilles Nachsprechen; und sonach ist es bloss scheinbar, als verhielten wir uns hiebei lediglich aufnehmend und passiv. Das Verstehen, auch wenn von einem Sprechenden bedingt, ist eine Selbstthätigkeit. Ist aber anders das Verständniss erreicht, da muss zwischen Sprecher und Hörer, zwischen Ich und Du die Einheit des Verständnisses, das Einverständniss, der Consensus, wenn auch nicht mit Bezug auf die Wahrheit des Mitgetheilten, oder eine Zustimmung, doch in so fern vollständig sein, dass wir des Mittheilenden Meinung seinem ganzen Umfange nach gleichsam entgegenkommend richtig auffassen. Vgl. S. CCCXXIX. Vorbedingung hiezu ist Gemeinsamkeit der Sprache, und, wie man schon Mhd. sagte: die rede verstân, auch abhängig von dem Verstehen oder Können irgendwelcher Sprache. Die kriechisch kunnen verstân. Verstât ir franzeis. Dies Verbum, was seinem Ursprunge nach dem Griech. *παρίστημι* am

ächsten kommt, hat verschiedene Bedeutungen, wie z. B. tadelnd: durch Stehen versäumen. Allein das Benecke'sche Wörterb. II. 2. S. 587. geht für Verstehen im jetzigen Sinnne richtig aus von dem Tropus: sich vor (eig. neben, *παρά*) oder gegen etwas stellen, um es genauer zu sehen, es kennen zu lernen; und scheint mir dieser am natürlichsten von der Anschauung des Zusammenstehens sich Unterhaltender hergenommen. So sagte man z. B. swer pfant wert oder vorstêt (sich in den Weg stellend hindert) frônboten, gleichwie im Sanskrit antar (dazwischen) oder api (hinzu) mit sthâ Jemand (Acc.) den Weg vertreten (vorstellen), aufhalten. *Παρίστημι* wird im Griech. auch gesagt für vorstellen (vor die Augen), darstellen (eig. dahin), darlegen (mit: legen), zeigen, beweisen. Also einem Andern das Verständniss nahe bringen. Und *τὸ τῇ ψυχῇ παραστάμενον* ist, was die Seele schlafend oder wachend sich vorstellt. So zeige ich denn auch Wurzel-Wb. I. 341., dass *ἐπίσταμαι*, als nicht reduplicirtes Verbum (wie Lat. stare neben sistere) zu betrachten sei im Sinne von *ἐφίστημι νοῦν*, nur dass es der medialen Form wegen: ich stelle mich zu (*ἐπί*, Sskr. api) etwas hin, mit der Absicht — es genauer zu sehen, oder, handelt es sich um Hörbares, zu hören. Denn verstehen wird schon rein sinnlich angewendet auf richtiges Vernehmen oder Aufnehmen mit dem Ohre. Z. B. Ich konnte den Redner nicht verstehen, »weil ich nicht nahe genug stand.« Der Verstand ist hienach die Fähigkeit begrifflichen Verstehens, das wäre also eigentlich: Dabeistehens. Wie die Vernunft: geistigen Vernehmens, Fassens, Begreifens (capere, frz. comprendre), — sämmtlich Ausdrücke, wie desgleichen handgreiflich, hergenommen von dem Ergreifen mit den Händen. *Ἐπιστήμη* aber bezeichnet zunächst die auf etwas gerichtete Aufmerksamkeit, das Studium (vgl. seinen Sinn auf etwas stellen, auf etwas bestehen, dabei bleiben — vom Willen gesagt) und dann 2. als Folge hievon: das Verstehen oder Wissen (aus videre), Einsicht (gls. ein Sehen in das Innere wovon hinein) u. s. w. Intellectus, intelligentia aber sind vom Zwischenherauslesen des Richtigen benannt.

11. (S. 75) Vermöge kaum absehbarer Combinationsfähigkeit. Die Sprache bildet aber stets nur beziehungsweise ein.

abgeschlossenes Ganzes, indem in ihr, ausser dem schon wirklich vorhandenen Sprachschatze, noch die Möglichkeit zu Neubildungen, oder zu Verwendung des Alten in neuer Weise, liegt; und ist es ein grosser Vorzug eines Sprachidioms vor anderen, wenn sie sich in solcher Beziehung nicht zu starr und ungeschickt, sondern recht bildsam und tüchtig erweist. Ohnehin stände es übel um eine Sprache, welche nur von Gegenwart und Vergangenheit leben wollte, und nicht die Fähigkeit besässe, durch Neuerwerb sich auch die Zukunft zu sichern. Bloss von fremdher jedoch erborgen, was ihr nicht gehört, nicht mit eigenen Kräften und Mitteln gewonnen, wäre nicht nur als Zeugniss geistiger Armuth oder doch unehrenhafter Trägheit und Ungeschicktheit verwerflich, sondern muss auch bei Uebermass eine Sprache schmälich verunstalten, etwa wie allerhand andersfarbige und ungleichförmige Lappen nach Zufall und Willkür auf ein schönes und geschmackvolles Kleid geheftet es verunzieren, dessen Harmonie stören würden. Alles Endliche aber kann nicht anders, als sich der Veränderung (selbst derjenigen, welche zum Absterben und schliesslich zum Tode führt) zu fügen; und ohne Fortdauer dieser erlitte sie bald völligen Stillstand, wäre aus dem Leben geschieden. So kommt es, dass auch die Sprache sich in dem Heraklitischen Flusse beständigen Werdens befindet, und eine Welle die andere verdrängt, oder doch verschiebt, — schon mit dem Wechsel vielfach nicht mehr ganz so, wie die Vorzeit, empfindender und denkender Generationen', die einander ablösen. Daher, was ja auch in anderen Kreisen der Fall, häufiger Kampf zwischen Vor- und Rückwärts, von Altem und Neuem, zuweilen auch in dem Stil gewisser Schriftsteller sich spiegelnd, welche die Einen diese, die Anderen jene Richtung bevorzugen. Oft wird dann das hervorgesuchte Alte durch Erneuung und Verjüngung wieder neu. Sonst aber sind verschiedene Ersatzmittel vonnöthen, theils um den Verlust an verschollenen oder doch veralteten Wörtern oder an Bedeutungen derselben und Redewendungen, die in Vergessenheit geriethen und ausser Gebrauch gekommen, wieder zu decken, theils um weitaus schwerer empfundene Einbussen an mitunter nichts weniger als leicht entbehrlichen Wortformen ergänzungsweise auf frisch angebrochenem Wege

einzubringen. — Von entsprechen sagt noch Jenisch, Vierzehn Sprachen 1796. S. 45: »Dass es immer noch von einem grossen Theil der gemeinen Leser nicht verstanden wird, und daher von keinem populären Redner oder Schrifsteller, und unter anderem auch von keinem Prediger gebraucht werden sollte.« Man gebrauchte dazumal antworten, dessen wir uns jetzt entschlagen haben. Beide Ausdrücke, worüber s. das Grimm'sche Wörterbuch, sind dem Lat. respondere nachgebildet, und ist darin das Wechselverhältniss von der Antwort zur Frage in zutreffender Weise zum Vorbilde genommen. — Heutzutage liest man z. B. von: Rechnung tragen, Logik der Thatsachen dgl., die, vermuthe ich, erst seit unlängst üblich geworden.

12. (S. 97) Von hier bis zum nächsten Absatze wird, gewiss nicht abseiten des Stils nachahmenswerth, allein auch nicht gerade dem Verständniss zuträglich, von dem Fürwort »dieser« nicht weniger als siebenmal Gebrauch gemacht.

13. (S. 107) Gegen eine solche Stellvertretung, oder Enallage, von der man vielfach fabelt, verhalte ich mich im Ganzen etwas misstrauisch, indem dergleichen meistens auf einer Verschiedenheit der Auffassung, auf anders eingeschlagenem grammatischen Wege zu objectiv logisch, übrigens auch nur ungefähr, sinngleichem Ziele, beruht. Allerdings trägt oft Formmangel die Schuld an solcher Unterschiebung. So ist z. B. im Latein, gleich dem Dual, auch der Vokativ gewaltig zusammengeschmolzen. In so arger Weise, dass er überhaupt nur noch im Masc. Sg. der 2. Decl. (und auch nicht in: o Deus, ὦ θεός; so wie synkretistisch puer dgl.) als wirklich vom Nominativ unterschiedene Form vorkommt. Syntaktisch muss er sich nöthigen Falls überall sonst durch den Nominativ vertreten lassen. In den beiden Mehrheitszahlen finden wir (sieht man von der freilich symbolisch tiefbedeutsamen Veränderung des Accents im Sanskr. ab), nirgends innerhalb des Indogermanismns eigene Vokativ-Formen entwickelt, und hat dies, vermuthe ich, seinen guten Grund darin, weil die angeredete Person, als Individuum, sich in der Menge verliert, das Du aber mit dem Ich das Grundverhältniss der menschlichen Rede, den Dialog, herleiht. Auch verstehe ich, warum dem Neutrum als Unpersönlichem, Sächlichem, einige Bei-

spiele im Sanskrit abgerechnet, der Ruffall gleichfalls völlig abgeht. Das erklärt sich also daraus: der Vokativ ist ein Casus rectus, wie der Nominativ auch, und kann desshalb letzterer, gleichsam interjectionell vor- oder eingeschoben, zur Anrede ebensogut und ungefähr mit dem nämlichen Rechte dienen, wie *ὦ οὗτος* (o der da!), *οὗτος σύ*, Du da, heus tu! Sskr. sa (der) tv-am (du da). Und haben wir Deutsche ja pedantischer Weise sogar Er, Sie (fem.) und im Plur. Sie gleichsam aus einer indirekten in eine unmittelbare Anrede verkehrt. Näheres Eingehen auf Benfey's zum Theil abweichende Ansichten: Ueber die Entstehung des Vokativs 1872 liegt ausser unserem Wege. — Unrecht thäte man ferner, Sprachen z. B. einen Ablativ anzudichten, ohne dass sie diesem, in seinem Grundbegriffe (Woher) entsprechende Formen besitzen. Allein auch, wo sich syntaktisch an seiner Stelle andere Casus vorfinden, sollten wir uns nicht für letztere den gleichen Namen erlauben. Gehen wir (und das wäre auch unsere Schuldigkeit) von dem Vorhandensein wirklicher Ablativ-Formen aus: da müssen wir bekennen, er kommt bei den Indoeuropäern »in eigenthümlicher Gestalt,« wie Delbrück, Ablativ, Localis, Instrumentalis 1867. S. 2. sich ausdrückt, »nur im Singular« vor, und fehlt demnach überall in den beiden mehrheitlichen Numeri. Während er aber im Latein und merkwürdiger Weise auch im Zend im Singular der verschiedenen Deklinationen blüht: weiss das Sanskrit von ihm nur und allein bei den männlichen und neutralen Themen auf a (Abl. ât; im Pali â, wie Lat. ô st. ôd); und hat der Grieche seinen Gebrauch sogar auf Adverbien, jedoch nicht bloss mit modalem, sondern auch zufolge Buttm. Ausf. Gramm. §. 116. Anm. 23. *ὧδε*, Curtius Stud. II. 447 örtlichem Sinne (*ὅπω*, *τῶ*, lokrisch: woher, *ὁπόθεν*), eingeschränkt. So wenig aber Lat. primo, perpetuo, continuo, vero, tuto, oder primum, perpetuum, verum, Griech. *πρώτως* (eig. Abl.) und *πρῶτον*, *ταπρῶτα* u. s. w., trotz ihrer syntaktischen Verwendung als adverbiale Bestimmungen eines Attributes, zumal des Verbums, aus ihrem Charakter als Casus, und zwar die einen als Ablative (wie hoc tempore, hoc modo), die anderen als neutrale Accusative (wie tertium jam annum, mit Anzeige linearer Ausbreitung), d. h. ohne gegenseitige Vermengung, heraustreten:

mit gleich wenig Rechte würde man dem Genitiv im Sg. und dem Dativ in Dual und Plur. den Namen von Ablativ zugestehen dürfen, auch da wo sie im Sskr. das sonst von dem formal ächten Ablativ ausgeübte Amt stellvertretend übernehmen. Was hülfe es uns z. B. in der Verbindung mahatô yatnât, mit grosser Anstrengung, worin das Adj. im Gen. mit dem Subst. im Abl. verbunden ist, ersteres um des letzteren willen mit dem Titel eines Abl. zu beehren? Das ist ein blosser Selbstbetrug. Ungleichartig und ohne die sonst geforderte Uebereinstimmung bleiben die beiden Glieder für immer; Zeit und Gewohnheit aber konnten nur allmälich den nicht blos äusseren Zwiespalt mildern und einigermassen vergessen machen. Wie Griech. Adjectiva auf *ος* nicht dadurch ihren eigentlich männlichen Charakter verlieren, dass man sie mit Femininen verbindet, und desshalb Communia nennt. Diese Geschlechts-Gemeinsamkeit nämlich kann man höchstens als Folge ziemlich unachtsamer und denkfauler Gewissenlosigkeit im Besonderen des Griechischen Sprachgenius betrachten, welcher das sonst ausschliesslich männliche Sskr. a—s, Lat. u—s II. ohne Noth, indem ihm das in anderen Fällen zur Motion verwendete Mittel auch für den gegenwärtigen zu Gebote stand, synkretistisch verallgemeinerte, und als gleichsam sexuales Commune bloss im Gegensatz zum ungeschlechtlichen Neutrum in denjenigen Casus aufrecht erhielt, welche vom Masc. abweichen. Sonst erleben wir im Latein noch ein weitaus schlimmeres Schauspiel, wo sich bei Adjectiven die Nominativ-Endung -s in der dritten Decl. zuweilen nicht bloss für den Nominativ Sg., sondern selbst, wunderbar genug, für den Acc. im Neutr. gebraucht findet, und wohl nur, um letzteres nicht ganz unbekleidet zu lassen. Ich erwähne als Beispiele: Templum dives erat. Liv. 45, 28.; und Tac. Ann. 13, 47.: Socors ejus ingenium in contrarium trahens, gegen das Subst. cor(d). Anceps proelium, aber ancipitia munimenta. Im Griech. und Lat. scheidet sich das Neutrum vom Masculinum nur in den 3 gleichen Casus (Nom. Voc. und Acc.) ab, so, dass man im Grunde läugnen müsste, es komme ausser diesen zu einer besonderen grammatischen Bezeichnung; und steht es mithin auch, diese abgerechnet, ausserhalb rein sprachlicher Wirklichkeit, während im Sanskrit freilich noch in anderen Casus das Neutrum

sich durch gewisse Vorliebe für einen vor den Endungen eingeschobenen Nasal auszeichnet, welcher an das n der schwachen Declination im Germanischen erinnern könnte, z. B. dâtrn'ê Dat. Sg. Neutr. gegen dâtr-ê, Lat. dat ôr-î. Ja, wird mit Strenge verfahren, so kann man für Griechisch und Latein auch nur zugeben, das Neutrum sei in Sing. und Plur. je in lediglich Einer Form vom Masc. wahrhaft unterschieden. Denn, dass man diese eine Form, auf, der Syntax abgeborgtes Vorurtheil hin, mit einer Dreiheit von Namen nennt, ändert nichts an dem wahren Sach-Verhältniss. Die drei, etwa logisch unterschiedenen Fälle, also Satz-Subject (Nom.), angeredetes Subj. (Voc.) und Object (Acc.), sind von der Sprache vollkommen unterschiedlos behandelt, und um so gewisser mit sicherm Instinct, als in Decl. 2 die Endung *ο—ν*, Lat. u—m, Sskr. a—m schwerlich aus Zufall mit dem Accusativ Sg., also dem Objects-Casus im Masc. übereinkommt, trotzdem sie im Neutrum ferner in der Stellung des grammatischen (aber nicht ächten) Subjects gebraucht wird. Das Neutrale, weil als solches Sache, kann ja nie etwas Geschlechtliches noch Persönliches vorstellen, endlich nicht wahrhaftes Subject sein, wennschon auch Lebendiges mitunter wie zur Sache herabgesetzt erscheint. So mancipium, der Sklav nicht als Person, sondern Sache. Dagegen *τέκνον*, indem man von dem Geschlechts-Unterschiede absieht, und daher mit *φίλε*, weil eben doch nicht Unlebendiges; ähnlich unserem: das Mädchen, sie (statt: es). Desgleichen mancherlei Ungehörigkeiten und Abweichungen von dem sonst geforderten Zusammenreimen in Geschlecht und Numerus. Matthiä Griech. Gramm. §. 436 ff. Namentlich begegnet uns beim Dual ein solcher Widerstreit, was daher rühren mag, dass dieser Numerus, (ursprünglich wohl auf paarweise Verbindung beschränkt. Nöldeke Gött. Gel. Anz. 1875. Nov. Anz. von Friedr. Müller's Dual in den Semitischen Sprachen 1875.) als blosse Zweiheit vor dem Verstande entbehrlich, mehr und mehr in Abnahme kam oder doch sein Gebrauch in Schwanken gerieth. Daher nun z. B. beim Fem. desselben zum Oefteren das Masc. steht, wie *ἄμφω τὼ πόλεε, τούτω τὼ τέχνα*. Sogar Masc. mit Fem. wechselnd: *παροίσομεν ἰδόντε* (Lat. videntes im Plur., beiderlei d. h. gleichgültigen Geschlechts) *καὶ παθούσα*. Oder mit Ungleich-

heit des Numerus ὄσσε φαεινά; ἄμφω βλέψαντες u. s. w. Ferner δύο κρίους, Lat. duo (Dual st. Plur. duos) viros u. s. w., wogegen duae, ambae, im Fem. durchweg Plural-Endung besitzen, wie das mittelst ιο abgeleitete δοιαί. Im Griech. aber hatte sich bei δύο das Gefühl für den Geschlechts-Unterschied so sehr abgestumpft, dass dies für alle drei Geschlechter steht. Als Beispiel diene bei Steph. B. unter Ἀκτή: δύο πλευραὶ παράλιοι, also auch das Adj. der Form nach männlich, trotz des substantivisch gebrauchten Παραλία (sc. χώρα). — Eine noch ärgere Versündigung aber am Gesetze der Einstimmung hat das Latein mit den singularen Neutralformen centum und mille auf sich geladen, indem es zuliess, dass dieselben, trotz entschiedener Flexions-Endung, z. B. in centum, mille mulieribus, als wären sie unwandelbar starr, sogar in dreifacher Richtung, den Casus nicht ausgeschlossen, jenes verletzen. Und dabei sehe ich noch davon ab, dass beide, als formell Substantive, sich höchstens appositionell (oder will man sagen: adverbial?), mit dem Ausdrucke für den gezählten Gegenstand verbinden. Wie anders benahm man sich bei den adjectivisch dreigeschlechtigen ducenti διακόσιοι u. s. w. (im Sskr. dualisch dvê çatê, d. i. zwei Hunderte)! Im Sskr. wird çatam, s. PWB., nicht nur als regelrechtes Neutrum abgebeugt, sondern auch mit einem, nicht etwa bloss partitiven Genitiv Pl. (z. B. dâsînâm, d. i. servarum) verbunden. Jedoch finden wir auch den gezählten Gegenstand schon häufig in gleichem Casus mit dem Zahlworte, während natürlich dies den etwaigen Unterschied im Geschlechte, z. B. catañ himâ: (per centum hiemes) nicht aufhebt. Im gegebenen Falle selbst nicht den des Numerus, obschon auch der Plur. çatâ (als gäbe es ein Lat. centa) mit einem Acc. Plur. vorkommt: Tvañ çatâ Vangrdasya abhinat pura: (Tu centum Vangridae fregisti urbes), d. h. jedoch gewiss: Städte zu Hunderten, hundertweis. — Kehren wir jetzt wieder für einen Augenblick zu dem Ablativ zurück. Ohne sich um Namen von grammatischen Formen zu bekümmern, welche doch zunächst nur auf der subjectiven Ansicht der Grammatiker beruhen, suche man auch bei den Casus derselben einen Sprache, oder auch zugleich der mit ihr verwandten, die Formen 1. nach wirklicher etymologischer Gleichheit (was man z. B. Dativ heisst, ist of

gar verschieden); darauf und 2. nach allen ihren Gebrauchsweisen zu ermitteln, und suche zuletzt hieraus, wo möglich, den Schluss zu ziehen auf den gemeinsamen Brennpunkt, (z. B. für den Abl. das Woher), auf welchen, mehr oder minder einleuchtend, ihre verschiedenen Anwendungen sich wieder zurückführen lassen. — Wo dann in der Redefügung ein scheinbarer Formentausch statt findet, kann ein solcher, wird man leicht einsehen, nicht auf baarer Willkür beruhen, sondern müssen begrifflich diesseits und jenseits Berührungspunkte vorhanden sein, welche es gestatten, an Stelle einer anderen, vielleicht um nichts mehr berechtigten eine verwandte Anschauungsweise zu setzen, die ja mit der Wahl einer verschiedenen Form gegeben ist. So habe ich den Sanskr. Genitiv mit Ablativ im Sing., nicht bloss begrifflich, sondern auch etymologisch durch Theilung des Lautes in dem, Woher anzeigenden Suff. -tas, z. B. aytanatas und Abl. atyatnât, ohne Mühe, Wurzel-WB. III. 22. vermitteln zu können geglaubt, indem mir -as für den Genitiv im strengeren Sinne, das t aber für den Ablativ vorbehalten schien. Fast wäre ich selbst geneigt, die Ablativ-Endung ât geradenwegs aus -tas derart zu deuten, dass nach erfolgter Synkope die Verbindung ts regelrecht das s- aufgab, wie z. B. in abhinat (fregisti), pat (pes). Ob jedoch â Verlängerung sei als Ersatz des Abfalls, oder durch Umstellung des zweiten a, wage ich nicht zu bestimmen; noch auch, ob wohl gar sie durch Beifügung des vollen atas (inde) an das in *a* auslaufende Thema durch Contraction entstanden sei. Inzwischen, wollte man auch für das Sanskrit diese Entstehungsweise des Ablativs geltend lassen: so erregt doch Bedenken, dass sie wegen Zend und Latein noch in die Zeit vor die Völkertrennung fallen müsste. Es genügt mir aber schon die Anerkenntniss der Verwandschaft überhaupt, so dass z. B. ât und a-tas nur begrifflich etwas anders gefärbte Formen wären von dem Pronominalstamm a. Ersteres: darauf, dann, da, und atas: von hier, von da; auch zeitlich: dann und ursachlich: daher, desshalb. Wenn aber im Sg. der Ablativ sich aushelfend vom Genitiv abgelöst findet: dann trägt das in einer Doppelverwandschaft die ausreichendste Entschuldigung in sich. Als Beleg diene uns aber der Genitiv bei ἄλλος und hinter dem Comparativ im Grie-

chischen, um den Unterschied wovon (diversus a, differre, discernere a u. s. w.) anzuzeigen, welcher ja gar passend im Gegensatze zu qualitativem Zusammen, unter dem Bilde räumlicher Trennung sich vorstellt. Statt dessen gebraucht der Lateiner seinen Ablativ, wie desgleichen das Sanskrit. Wie z. B. in: hic melior illo, ego te doctior der Ablativ auf den geringeren Grad bei B zielt, wodurch sich A zu eignen Gunsten von jenem unterscheidet: ganz in der nämlichen Weise wird alius, mit dem einfachen Ablativ ohne Präp. construirt, von Freund alius l. c. in mehreren Beispielen nachgewiesen, wie aus Plautus: Qui quaerit alia his (was sonst atque, also: und, Behufs Vergleichung verbunden; seltener quam-haec), malum videtur quaerere. Griech. *ἄλλα τῶν δικαίων*, weniger schroff als *ἄδικα*. Ferner *ἄλλος ἐμοῦ, σοῦ* u. s. w. Dagegen mit Abl. Sanskr. tvad anyam (einen andern als dich) Nal. I. 22. Na mê tvad anyâ-priyâ (non mihi alia praeter te cara) XII. 21. Im Petersb. Wb. anya ein anderer als, verschieden von, mit Abl., z. B. anyam asmat. Allein ebenso mit Genitiv-Form: nânyad âtmanô'paçyat. Ueberdem, wiederum im Wesentlichen sinngleich, mit Adverbien auf -tas: tatô'nya: (davon verschieden); kô'nyas tvatta: (tvat-tas, von dir). Und ganz wie im Latein haben wir den Abl. hinter Comparativ, z. B. in c̃intâ bahutarî (Sg.) trn'ât (Lat. herbâ, *πόας*), Gedanken sind zahlreicher als Gras. P. Wb. II. 1020. Auch im Zend (s. Justi S. 21.): Yimai apereçê.... anyô thwaţ, mit Yima unterhielt ich mich ausser dir. Ausserdem Justi S. 261. ff. tê van'haoţ (Abl. Neutr.) van'hô buyât (vgl. Lat. fuat) Dir sei das, was besser als das Gute ist. Allein auch mit Genitiv (wie im Griech.) vaṅh'eus vahyô das Bessere als das Gute (das Besste). Ausserdem in: vaṅhéuscâ khshathrât wegen der guten Herrschaft, der Genitiv des Adj. trotz Abl. im Subst. *Οὔ τι ἔγωγε ἧς γαίης δύναμαι γλυκερώτερον ἄλλο* (also hier auch *ἄλλο*) *ἰδέσθαι* mit Genitiv.

Wir haben bis jetzt nur von dem Ablativ im Sing. gesprochen, und dessen formelles Vorhandensein im Dual und Plural überhaupt geläugnet. Vgl. WWB. V. S. LXXII. ff. Wie doch aber nun wird diese Lücke ausgefüllt? In Fällen, wie Sskr. na vâi vâtât kiñcan'âçîyôs'ti Non profecto vento quidquam ocius est, kann

über die Natur des Casus kein Zweifel sein. Jetzt aber nicht vom Lat. ocior ventis, cervis, alis zu reden, welche vermuthlich vergleichend gedacht (Grimm Gramm. IV. 752) griechischen Dativen auf *οις*, *αις* gleichkommen, was etwa in Verbindungen, wie par alicui; et se mihi comparet Ajax? seine Entschuldigung fände, was haben wir von Lateinischen sogenannten Ablativen auf ibus im Lat. zu halten? Sollte nicht auch in Verbindungen, wie ocius avibus, das Letztere als ächter Dativ, das Zusammenhalten womit, den Vergleich vollziehen, und keineswegs, wie der ächte Ablativ thut, Unterscheidung des Einen — von einem Zweiten? Justi hat S. 328 aus Y. 56, 11, 4. als Zend. dual. Abl., wie er es nennt: âçyanha vayaêibya (vgl. Lat. avibus als Plur.) hupataretaêibya (vgl. *εὔπτερος*) schneller als wohlgeflügelte Vögel (übrigens im Dual, weil dieser zwei verglichene Gegenstände voraussetze). Wie man aber von dem Plural-Casus auf -bus im Latein ganz unbefangen die doch in sich gar widerspenstige Doppelnatur als Dativ und Abl. (man könnte aber auch, z. B. wegen manibus, mit den Händen, den Instr. hinzufügen), hinnimmt, als verstände sich die begriffliche Verträglichkeit beider von selbst: so wird auch im Sskr. z. B. asthibhyas = Lat. ossibus gleichfalls als Dativ und Abl. bezeichnet, während man in der Dualform asthibhyâm sogar als dritten im Bunde noch den Instr. heranzieht, der hingegen im Plur. bei leichter Lautverschiedenheit, allein gewiss etymologisch so ziemlich eins mit seinem bhi-s gegen bhy-as, als asthibhis sich von jenen absondert. Vermöge gedachter Bildungen, in welchen die Ausgänge s, as und âm sicherlich nur der Mehrheit gelten, muss das casuelle Verhältniss durch gemeinsames bhi (vgl. im Sg. Dat. tubhy-am, Lat. ti-bi, Zend taibyô) vertreten sein. Hierin lässt sich aber nicht die Präp. abhí, unser bei verkennen. Im Sanskrit wird sie mit dem Acc. construirt, und drückt dann, wie Mittelhochd. z. B. Er hiez si gên bî daz wazzer, Annäherung (gls. zukünftige Nähe), Bewegung wohin (daher der Acc. als Zielpunkt) aus; im Mhd. häufiger mit dem Dativ, um das ruhige Sein bei einem Gegenstande (im Deutschen Dativ), also die Nähe der Gegenwart, zu bezeichnen. Beides schickte sich recht gut für den Dativ, drücke er nun eine

Art Wohin oder Wo aus, und nicht minder die instrumentale Betheiligung wobei (also manibus, wie ferro et igni). Nur seltsam, wenn dieselbe Präposition auch je zuweilen 3. das Verlassen eines Ortes, mithin, so zu sagen, einstmaliges Wobei der Vergangenheit anzeigen sollte, ohne jegliche Andeutung, dass und wo es diesen Sinn verlangt. Den Dativ hat das Prakrit aufgegeben, und ersetzt ihn durch Genitiv (Lassen, Inst. p. 299. 430. wie das Pali Burn. et Lassen p. 107). Bemerkenswerther aber führen die Grammatiker in dem gleichen Sprachgebiete für den Ablativ -dô, -du aus Sskr. -tas (in gewissen Fällen -tô) noch eine zweite, leider aus Schriftstellern nicht nachgewiesene Form auf -hi an, welche Lassen p. 303. und Tab. zu p. 311 aus -bhi deutet, und zunächst mit dem Instr. Pl. -hiñ = S. bhis, und Sskr. Dat. bhy-as in Vergleich stellt. Hiezu stimmten nun weiter die noch in der epischen Dichtung häufigen, gleichsam, trotz mehrfacher Verbindung mit Präpositionen, zu Adverbien versteiften Formen auf -φιν, φι, die man, unter Ausschluss von Accusativ und den geraden Casus, aus syntaktischen Gründen bald als dem Griech. Dativ oder Genitiv sowohl in Plur. als Sing. gleichkommend bezeichnet. Z. B. *πολὺς ὀστεόφιν θίς*, was jedoch trotz *θίς ἄμμου*, *γῆς* nicht Genitiv heissen darf, sondern ein besonderer, zunächst örtlicher Casus für sich ist. Man könnte es sich etwa als ein Haufen denken, welcher ex ossibus besteht, daraus gebildet wird. So wenig aber die Adverbia auf -*θεν*, z. B. *ἐκ Διόθεν*, *ἐξ Αἰσύμηθεν*, wegen *ἐξ* Genitive, eher Abl., heissen dürften: gleich unrechtmässig würde z. B. *ἐκ θεόφιν* (auf Antrieb der Götter) *πολεμίζειν* Genitiv genannt, indem es vielmehr dem altlateinischen diibus, Sskr. dêvêbhyas näher steht. *Ἐκ πασσαλόφι κρέμασσεν φόρμιγγα* bringt zugleich den Act des Anhängens an den Pflock, sowie das nachmalige Herabhängen von (*ἐκ*) diesem (als Ausgangspunkte) herab, zur Anschauung. Dass den Präpositionen, zum Unterschiede von den starren Adverbien, eine gewisse Lebendigkeit und Energie, ja die Kraft, wie der bildliche, aber erst im Mittelalter in die Grammatik eingeführte Ausdruck will, des Regierens (s. S. XCVIII ff.) von ungeraden Casus, zugeschrieben wird: beruht auf einer sehr kindlichen, ja unverständigen Vorstellungsweise, eben so wie das angebliche Regiert-

werden der Modi durch Conjunctionen. Präpositionen sind die Exponenten eines Verhältnisses zwischen zwei Gegenständen oder Begriffen, und stellen demnach das vermittelnde Zwischenglied von a:b vor, wie die Conjunction ein solches zwischen Sätzen, und nicht blossen Einzelwörtern. Man muss ferner bedenken, dass oft der präpositionale Ausdruck allein genügen muss, um das Verhältniss zu bezeichnen, worin das Substantiv gedacht werden soll, ohne dass dies (sei es nun, weil der jeweiligen Sprache überhaupt Casus mangeln, oder ohne dass sie es nöthig findet) anders als thematisch stände. Während aber Casus und Modi oft schon durch sich, ohne Beihülfe, zum Ausdrucke des geforderten Verhältnisses ausreichen: bedarf es namentlich im Verfolg der Zeit, wo das an sich schon allgemeinere Verhältniss, innerhalb dessen sich der Begriff jener Formen bewegt, durch den Gebrauch noch mehr entsinnlicht und verdunkelt worden, des Beistandes von Präpositionen (vgl. Versch. S. CCC) und Conjunctionen, um die feineren und mehr besonderten Unterschiede innerhalb eines solchen Verhältnisses zu concreterer Geltung und Näherbestimmung zu bringen. Während also z. B. der Abl. nur ein Woher, der Acc. ein Wohin schlechthin und ganz im Allgemeinen andeutet, erhält ersterer z. B. in den Verbindungen: ab, ex urbe, sowie in, sub urbe (letzterenfalls der Abl. als Wo, obgleich ideal auch eig. die Möglichkeit eines Woher, als noch ruhender Punct vor der denkbaren Bewegung eines ihn einnehmenden Gegenstandes), eben vermöge des jedesmaligen Zusatzes, eine mit ihm selbst keinesweges immer schon gesetzte andere Färbung, z. B. von aussen (ab; von innen, aus der Stadt heraus; oder: seinen Standpunct in oder unter der Stadt habend, ohne Bewegung von dort aus, allein mit ideller Ausstrahlung von Linien nach allen Seiten der Peripherie hin, gls. von dem, im Abl. angedeuteten Centralpuncte aus). Wie sollte nicht aber, wenn sich öfters zwei Präpositionen (oder will man sie in diesem Fall lieber Adverbien nennen?), z. B. vorbei, voraus, voran, ὑπέκ, Lat. desub; von da, von heute ab, seit wann, verbinden, in ungefähr der nämlichen Weise der Gebrauch von Präpositionen mit Adverbien auf -φι gerechtfertigt sein, im Fall man letzteren als besonderen Casus zu bezeichnen durchaus nicht Lust

hätte? Da wäre z. B. ἀπὸ ναῦφιν um nichts wunderbarer als das unweigerlich damit, vielleicht die Mehrheit ausgeschlossen, im Wesentlichen einverstandene a navibus. Letzterem in der Endung entspricht auch im Zend apâca (apa, von, mit Enklitika) paurvaêibyo (seien fern gehalten) von den beiden ersten. Der Gothe giebt seinem af den Dativ zur Begleitung (wie man ja im Deutschen umgekehrt vom Lateinischen Ablativ, sowohl in, an u. s. w. als von, aus, Beides mit dem Dativ construirt), z. B. af vulthau (Dat., wie Sskr. in II. av-ê) in vilthu (Sskr. u-m), a gloriâ in gloriam. Cor. II. 3, 18. — So erledigt sich denn auch wohl Humboldts Anfrage Bd. V. S. 23: »Il. 13, 585. ist ἀπὸ νευρῆφιν mit dem Dativ doch gar zu sonderbar. Φιν wird aber zu Gen. gesetzt, z. B. Ἐρέβευσφιν. Könnte man nicht νευρῆσφιν lesen oder nicht νευρῆφιν mit ausgelassenem ς der Gen. sein?« Man schreibt jetzt νευρῆφιν, und lässt das untergeschriebene Jota, als wahrscheinlich müssige Zuthat Griechischer Grammatiker fort. Sonst widerstrebte ein Dativ dem Gefühle unseres Deutschen Sprachgenius nicht im mindesten. Buttmann hält § 56. Anm. 2. jenes ἐξ ἐρέβευςφι auch für erklügelte Aenderung statt ἐρέβεςφι. Jedoch liesse sich der Fall vielleicht nicht gegen die Wahrheit mit εἰς Ἀϊδόςδε vergleichen, wo ja auch -δε an den elliptischen Gen. wie sonst an den Acc., getreten. Wichtiger ist mir, dass solche Formen auf -φι nicht nur sich reimend unter einander verbinden, sondern auch, dem Einstimmungsgesetz zuwider, allein gleichsam eine Mehrheit von Casus beschlossen in ihrem Schooss tragen, und sich verschiedenen Casus wie gleichwerthig anschmiegen. Also βίηφι (mit Gewalt, wie Dat. βίᾳ; Lat. Abl. vî, aber nur per vim); oder κρατερῆφι βίηφιν, wie, das letzte, mit ähnlicher Endung, validis viribus. Dann aber, wie ja auch die eben genannte Lat. Verbindung zweierlei Endungen aufweist, z. B. αὐτοῖσιν ὄχεσφιν, also plur. (curribus) gedacht. Dann ἅμ' ἠοῖ (Dat., wo nicht Lokativ, zum Ausdrucke für das Wann, wie z. B. in νυκτι-πόρος, obwohl Nachts, noctu, νυκτός, gls. in einem Punkte der Nacht, wie es scheint) φαινομένηφιν. Mit Genitiv aber ἀπὸ πλατέος πτύοφιν. Griech. ist ἐπὶ δεξιά und ἐπὶ δεξιόφιν rechtshin, nach der Rechten, also mehr accusativisch, aber ἐν δεξιᾷ zur Rechten. Z. B. Marc. 10, 40 wird τὸ δὲ καθίσαι ἐκ

δεξιῶν μου κτλ. (man beachte hier ἐκ) nicht nur Lat. sedere a dextra mea, sondern auch Goth., als hätte es sich mit dem Latein verabredet, durch die gleiche, ein Woher anzeigende Präp. af, jedoch mit Dat., sitan af taihsvon meinai wiedergegeben. Nur die subjective Auffassung des Verhältnisses ändert sich, nicht letzteres selbst. Ob ich zur Rechten sage, d. h. nach meiner, des Sprechenden, Seite herwärts, oder, indem ich von der Rechten in der Richtung nach den rechts liegenden Dingen ausgehe, a dextera, bleibt sich sachlich gleich. Ital. a (aus Lat. ad) destra, aber ablativisch mit da: dalla parte destra. Im Sskr. aber bezeichnet der Abl. dakshin'ât und das ihm verwandte Adv. dakshin'atas an sich freilich: von rechts (auch von Süden) her, indess ebensogut auch: auf der rechten Seite, rechts, im Süden. Der Instr. dakshin'â rechts, südlich. — Ich schliesse mit einer gar sonderbaren Eigenthümlichkeit im Prakrit (Lassen, Inst. p. 310). Daselbst heisst es nämlich: Ablativus plur. a Prâkrita innovatus est et duplex; conflatur ex instr. plur. et affixo ablat. tô (aus Sskr. -tas, Lat. tus in originitus, funditus, medullitus, oculitus, subtus, intus u. s. w.), hinc hintô, qui ablativus *causam* significat, a qua procedit effectus; abl. *localis* oritur e forma loc. plur. suñ, addito eodem affixo; hinc sunto indicat, unde proficiscaris. Also der erste Abl., weil ja auch der Instr., wo er nicht sociativ steht, ursachlichen Charakter hat. Und der lokale Abl. ist auch sehr erklärlich zusammengesetzt 1. aus der Bezeichnung des Wo vor der Zeit, wo der Ort verlassen wird, und 2. aus dem Woher (abs quo), wie sich im Franz. séparer les chairs d'avec les os u. Ae. findet. Im d'avec also vereint: Trennung des zuvor Verbundenen: die Fleischstücke trennen von den Knochen, womit sie verbunden waren. Mit hintô liesse sich etwa Sskr. abhitas (herbei, hinzu, nahebei, zu beiden Seiten) vergleichen, indem ja gleichfalls darin beide Elemente, und zwar in derselben Folge, vorkommen. Mit Bezug aber auf suntô erinnere ich an die schon Wurzel-WB. III S. 23 besprochene ähnliche Bildung patsu-taç-çî, zu Füssen liegend. Auch diutius, unstreitig wie diutule, von einem Adj. auf -to, welches der Ablativform diu angeheftet worden. Vgl. z. B. von vaccha (Sskr. vrksha, Baum) Abl. Sg. vacchâdô (Sskr. vrkshât) und vac-

châhi, im Plur. Instr. vacĉhêhiñ, aber mit â Abl. vacchâhintô und vacchâsuntô, auch trotz ê in vacchêsu. Oder z. B. im Neutr. von mahu = Sskr. madhu, Honig: Abl. mahûdô, mahûhi, Instr. Plur. mahûhiñ, Loc. mahûsu, und davon die Ablative mahûhintô und mahûsuntô. — In eripere ensem vaginâ bezeichnet der Abl. das allgemeine Woher, was aber auch wegen des im Verbum enthaltenen besonderen (ex) vollkommen genügt. Torrem ab igne besagt: aus dem Feuer und von ihm ab (hinweg). Eripere bolum e faucibus wiederholt, im Grunde überflüssig, das ex bei dem Casus, welcher jedoch, als der Form nach Dativ, nur vermöge der Sprachgewohnheit allmählich Ablatives Amt mit versah, indem man mit oder, nach Umständen, selbst ohne Präposition den Ort, welchen der Gegenstand vor eingetretener Ortsveränderung einnahm, als Ausgangspunkt letzterer, gleichsam proleptisch, vorwegnahm. Umgekehrt begegnet uns nicht selten in Sprachen bei Verben der Bewegung statt des erstrebten Zielpunkts dieser durch Vorwegnahme schon als dauernder Schlusspunkt dargestellt, als hätte die Bewegung bereits aufgehört, und befände sich nicht mehr in der vollen Unruhe. Auf dieser Bank von Moos will ich mich setzen (eig. auf sie, und dann auf ihr sitzend zubringen). Collocare, ponere in mensa, worauf es dann liegen bleibt. So Lassen Anthol. p. 109 ed. 1. — sabhâyâm (ad uulam). Locativus ponitur cum verbis eundi, ut h. l. si dicitur, adventatum jam esse ad locum, quo tenditur. Lat. advenire huc, in pontem, als Wohin, während bei uns: hier, auf der Brücke ankommen. — Wie aber das Nehmen als Aufheben einer Angehörigkeit ebensogut mit Dativ sich verbindet als das Geben, sagt man nicht nur; se eripere ex manibus militum, ab illa miseria, sondern auch se hosti fuga, morae, sequentibus.

Natürlich steckt auch in nôbîs-cum, vôbîs-cum, noch von der Zahlform abgesehen, nicht der nämliche Casus, wie in mê-cum, tê-cum; quôcum von einen Thema nach Decl. II. (Sskr. ka) und quîcum (wie S. ki). Denn das -bîs (alt -beis) in jenen steht, die Quantitätverschiedenheit in Abzug gebracht, der Indischen Instrumental-Endung im Plur. -bhis (asmâbhis, yushmâbhis, meine Doppelung S. 231) am nächsten; und stimmte

dazu auch der Gebrauch des Instr. mit sociativem Sinne bei den Präpp. saha, sâkam, z. B. dêvêbhis (mit den Göttern). Dagegen in den Singularformen mecum, cum aliquo, aliqua können wir den Casus unmöglich anders als Ablativ deuten, wie schwer sich eine Vereinbarung mit dem Casus des Woher zusammenreimt, welcher hingegen bei sine, der Trennung halber, recht eigentlich an seiner Stelle ist. Allein auch z. B. sine nobis hätte, als aufgehobene Verbundenheit, als ein rückgängig gemachtes Mit, keinerlei Bedenken.

Es ist wohl klar, dass, wenn man erst einmal, wie man denn muss, die Sprachen nicht nach überlieferten Vorurtheilen und oft äusserst willkürlichen technischen Namen studiren, und, sich ihrem reinen und wahren Sachverhalte überlassend, sie aus ihrem eigensten Inneren heraus zu begreifen versuchen wird: die heutige Grammatik eine vielfach andere Gestalt und wissenschaftliche Fassung wird erhalten müssen.

Als anderes Beispiel aus der Conjugation sei hier noch des Lateinischen Futurums auf a-m, ê-s u. s. w. in III. und IV. gedacht, welches zwar im Satzgefüge diesen Charakter zukünftiger Zeit darstellt, welcher aber erst ein nach Aussterben des sigmatischen Futurums im Latein angenommener sein dürfte. Von der Form ausgehend, müsste man dicam, faciam in dieser einen ersten Person, welche an Stelle des älteren dicem, faciem getreten, als ächten (gleichsam höflicheren) Conjunctiv bezeichnen, während alle sog. futurale Formen mit ê der Strenge nach mit dem Griechischen Optativ, d. h. auch Sanskr. Potentialis, etymologisch übereinkommen. S. ausführlicher über Tempora und Modi in meinem Buche »Doppelung« namentlich S. 247. Auch bereits gegenw. Einl. S. LXXXIV. Solch Hinübertreten aus Modus in Tempus erklärt sich aber daraus: Optativ wie Futurum beziehen sich das eine wie das andere auf Möglichkeit; nur jenes als Modus, letzteres als Tempus — der Möglichkeit. Von sogenannten futurischen Optativen findet man Beispiele in Delbrück und Windisch, Syntaktische Forschungen S. 200 ff. Auch würde zwischen dem Ausgange des Futurums -s-yâ-mi im Sskr., Gr. *πραξίω* u. s. w., sowie im Sskr. dad-yâ-t, *διδοίη* u. s. w., bharês, *φέροις*, Lat. ferês u. s. w. zufolge Benfey, der »Ent-

stehung und Formen des Indogerm. Optativ (Potentialis) 1871.« alle diese Bildungen auf die Wurzel î, wünschen, zurückführt, selbst von Seiten der Etymologie ein sie sämmtlich verbindender Einheitspunkt bestehen. — Anders Humb. Versch. § 21. S. 267 ff.

14. (S. 109) Siehe meinen Aufsatz: »Ueber die Namen des Elephanten« in Höfer's Zeitschr. II. 31—56. — Von mir ferner: Ueber Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff in Steinthal's Zeitschr. I. 254—260. Namen des Liebesgottes 345—348. Der Name eines Dinges enthält nur ein Merkmal statt des ganzen Begriffs, gleichsam als dessen Abbreviatur; bewiesen an den Namen der Fledermaus. 510—518. II. 120—126. Metallnamen. Buntheit von schallnachahmenden Wörtern, die man doch bei gleicher Bedeutung, z. B. Donnern, Lachen, Schnarchen dgl., in grösserer Uebereinstimmung mit einander wähnen sollte, als thatsächlich der Fall, gelangte nicht zum Abdruck. Vgl. ausserdem Einl. Anm. zu S. CCXXXII., sowie Anm. 9. zu Humb. Versch. — Ein anderes, nicht interesseloses Beispiel würde die grosse Anzahl von Ausdrücken, namentlich euphemistischer Art, für Sterben, selbst blieben wir nur bei unserem Deutsch stehen, hergeben. Es hat denn auch der sel. Herr v. d. Gabelentz aus dem Mandshu eine Menge gesammelt. — Ausserdem hat man in mehreren Sprachen, sogar verschiedener Welttheile, einen ausserordentlichen Formreichthum zu verzeichnen in Modification eines Begriffes, nach Weise der sog. Conjugationen in Semitischen Sprachen. Z. B. zufolge Dadr's Dict. Wolof p. XIII.: Tout verbe wolof est susceptible de dix-sept modifications, qui consistent à ajouter à chaque radical une ou deux syllabes, et qui étendent ou restreignent l'acception du mot, de la manière la plus riche et la plus variée: on sait que plusieurs langues orientales jouissent d'une propriété analogue. Aus der Tafel, worauf Beispiele gegeben werden, erhellt freilich, dass mehrere dieser Formen als Ableitungen mit nominaler Geltung zu betrachten sind. Das Musterwort ist 1. sopă Aimer, avoir de l'amitié pour quelqu'un. 2. sopé Aimer avec tendresse. 3. reciprokes Verhältniss sopanté S'aimer mutuellement. 4. reflexiv sopou Aimer soi-même. 5. factitiv soplo Faire aimer. 6. Aller

à, être à, im Begriff sein: sopi Aller aimer. 7. Encore, de nouveau: sopati Aimer encore. 8. Verringernd: sopadi Aimer peu. 9. Verneinend: sopoû Ne pas aimer. 10. als Gegensatz von 7: Ne plus (absolument) sopatou Ne plus aimer. Endlich 11. mit einer Verstärkung durch Doppelung: sopsopă Aimer constamment toujours. Ausserdem nominal 12. sopekat Celui qui aime. 13. Sopoukaye Le lieu ou l'on aime. 14. Sopaley Compagnon d'amitié. 15. Sopaye L'amour. 16. Sope ma L'action d'aimer. 17. Sopite Le reste (ce qui résulte) de l'amitié. 18. unregelmässig Nthiope ma Ce que l'on peut aimer. Mehrere jener Verbalformen, abgesehen von der reduplicativen, machen den Eindruck, in ihren Schluss-Vokal sei eine symbolische Bedeutung gelegt. So p. 159. hat das lange â gegenüber dem kurzen, und umgekehrt, einen leicht erklärten Nebensinn in 1. dăgână Exiger, obliger à faire quelque chose, aber bescheidentlich mit nicht so breit gedehntem Vokal dăgană implorer, supplier, demander avec humilité. Oder 2. dâgou Marcher avec fierté, aber dagou Marcher au pas, marcher uniformément. Batte La voix; bâtte Mot, parole. — Desgleichen kann jedes Wolofische Verbum, das in stummes ă endet, durch Vertauschung mit i, wo dies begrifflich passt, sich in das Umgekehrte verwandeln p. XXIX., was in den Indoeuropäischen pflegt mit Hülfe von Präpositionen zu geschehen, wie Zu- und Aufschliessen, Zu- und Aufdecken, Lat. simulare: dissimulare; jungere: disjungere; claudere: recludere wie als Rückgängigmachen der ersten vorangegangenen Handlung. Oubă verschliessen, oubi öffnen. Sanguă (couvrir), sangui (découvrir). Yénă charger quelqu'un, mettre quelque chôse sur la tête d'une personne, yénou Porter sur la tête, aber yéni Décharger quelqu'un, le débarasser de sa charge. — Wie nun hier das i gegen ă ein entgegengesetztes Thun sinnbildlich hervorhebt: in entsprechender Weise sehen wir auch die Verneinung zum Oefteren durch das dumpfere ou ausgedrückt. So eben nicht nur sopatou nicht mehr lieben, gegen sopati (mit i), noch lieben, sondern auch sopoû nicht lieben, mit langem oû, aber sopou sich selbst lieben. Bloss mit ou jedoch wird im Wörterbuch p. 293. angegeben: Wôrou Être incertain, douter, être dans l'incertitude gegen bejahendes Wôră Être cer-

tain, ne pas douter, avoir la certitude. Oder yăgou Ignorer, ne pas savoir, was doch wohl mit yăgală Avertir, donner avis, annoncer in Verbindung steht. Dadhiă, vgl. adhia, Clouer, attacher quelque chose avec des clous. Auch toucher quelque chose, atteindre avec la main, woher dann dadhi mit i: Déclouer, défaire ce qui était cloué; hingegen schlechthin verneinend dadhiou Ne rien toucher, ne pouvoir atteindre. Beuguă Vouloir, désirer, aber bougou Ne pas vouloir. Bokou N'être pas de la même famille, Gegentheil von bokă. — Eine andere Unterscheidung wieder kommt mit Bezug auf räumliche Entfernung zu Stande, indem schliessendes *a* die Ferne, dagegen, sehr mit Recht, das helle *i* Anwesenheit, *ou* aber Nähe anzeigt, was in Widerspruch des dunklen Vokales befremdet, allein doch, erfahren wir alsbald, keineswegs auf Willkür beruht, sondern au[s] einem tieferen Beweggrunde. — Bei weitem am eigenthümlichste[n] jedoch erweist sich das Verfahren, welches rücksichtlich des Artikels (s. p. XIX. XXX.) beobachtet wird mit seiner dreifache[n] Vokalisation. Daselbst nämlich lautet die Regel: Selon que l[e] substantif commence par l'une de ces sept lettres B, D, G, L, M, S, V, l'article se forme également de b, d, g, l, m, s, v, suivi soit de *a* soit de *y*, soit de *ou*, selon que l'objet dont il s'agi[t] est ou éloigné, ou présent, ou proche. Exemples, aus marre marrema, le ruisseau; mpithiema, l'oiseau; safarasa, l[e] feu, si les choses sont éloignées; ce serait marremy, mpithiemy, safarasy, si les choses étaient présentes; et enfi[n] marremou, mpithiemou, safarasou, si elles étaient voisine[s] mais non aperçues de celui qui parle. Augenscheinlich gab letzt[e]res den instinctiven Anlass her zu unbewusster Wahl des dun[]kelsten aller Vokale, indem sich mit der Dunkelheit die Fähig[]keit, bemerkt zu werden, verliert. Wahrscheinlich gebührt nur de[n] nachgesetzten Vokale jener artikelartige Sinn (vgl. *ὁδ-ί*) un[d] hat man die Wiederholung des Anfangs-Consonanten als eine R[e]duplication zu betrachten von gleichsam pronominal hinweisend[er] Art. Im Plural dagegen beginnt, welchen Anlaut das Wort au[ch] habe, der Artikel durchweg mit y, und man sagt ya, yi, yo[u] je nachdem der Gegenstand entfernt ist, gegenwärtig oder na[h]. Beispiele marreya, die entfernten Bäche; mpitithieyou, [l]

oiseaux proches u. s. w., und immer wird dieser Artikel dem Ende des Wortes angefügt. Wenn dem Worte die genitivische Präposition ou (de) folgt, nimmt es nicht mehr den End-Artikel im Sing., und bekommt Anfangs-y in der Mehrheit.

Ausserdem bemerken wir noch vielfach anderwärts jene Vokal-Unterscheidung in der Wolosfischen Sprache, so dass sie als ein ihr eigenthümlicher und nicht unwesentlich in deren Bau eingreifender Zug betrachtet werden muss. Da haben wir also die Adverbien des Ortes: faley Là, dans cet endroit, und, dem entgegengesetzt: Filey Ici, en (dans) ce lieu-ci, aber, weil fraglich und desshalb dunkel, fou, fo mit tieferem Laut: Où, dans quel endroit (lieu). Desgleichen, ohne den Schluss, p. 150. ba-fa Laisser là, und ba-fi Laisser ici, mit baïl faley und baïl filey (s. Errata), dem Imperativ von baï Laisser, mittelst 1. p. XX. Sodann die Pronomina: Baley Cela, celle-là, und biley Celui-ci, celle-ci, ce, cette, ce, by Ici, allein bouley Ce, cet, cette, celui-là, celle-là (proche). Ferner, ohne Bemerkung geblieben, jedoch, zweifle ich keinen Augenblick, ebenso zu beurtheilen: laley Ça, cela, celle-là nebst liley Ça, cela, cette chose. Lolaley (etwa vorn gedoppelt) Cela. Im Plur., mit gleichem Vordergliede, wie oben der mehrheitliche Schluss, yaley Ceux-là, celles-là; yiley Ceux-ci, celles-ci p. 23. Etwa hinten verwandt mit ailey Le camp, lieu où une armée se loge, lieu où une peuplade se loge. Kaum aber Verbal-Ableitungen, wie ande Ami, amie, andaley Compagnon, collègue, confrère, camarade aus anda Aller ensemble; deukaley Voisin, wie früherhin sopaley und A. — Gleichermassen angua Voilà gegen angui Voici; aber moungou Le, la (mit mou) Il, elle, lui, voilà (proche) gegen mingui Le, la voici. Auch manga Le voilà. Aber mangui (mit ma A moi, mane Moi, me) Me voici, und yangui Te voici aus yo Tu, toi, te. — Sodann p. 1. A, au, *prépos. Thia, thy, thiou.* Bél (jusque), bél thia (jusqu'à) p. XXXIII. 153. Thia bir (mit bire, Bauch) Dans, au dedans. Thia soufe Sous, au-dessous mit soufe Table, terre, wozu auch soufé Abaisser. Dagegen thy *prép.* En, à, de, par, au (présent) angeblich auch für den Ablativ. Thy véte Auprès, à côté, proche, vers, mit vété A l'entour, autour. — Ausserdem finde ich p. 190. gagna, gagni

und gagnou alle drei mit Messieurs übersetzt, jedoch derart, dass sie von Herren in der Ferne, als anwesend, und in der Nähe gebraucht werden. Und wiederum steht p. 290. Wadhiă Monsieur (éloigné), Wadhiou Mr. (proche), Wadhy Mr. (présent), titre que l'on donne par honneur et civilité aux personnes à qui l'on parle et à qui l'on écrit.

Die Lautsymbolik oben beim Verbum offenbart sich, weil nicht so sehr den Sinnen zugänglicher Art, wie bei gedachten Raumverhältnissen, zwar minder dem Verstande mit seinem Verlangen nach scharfer Umgrenzung und Klarheit der Begriffe, reicht aber aus, ihrer Absicht nach noch zur Genüge fühlbar zu bleiben. In Betreff meiner vorhin über -oû als Zeichen der Verneinung ausgesprochenen Vermuthung muss ich noch hinzufügen: oul wird als Negation für Ne pas, ne point aufgeführt, und kommt auch zum Oefteren so gebraucht vor. Am steht p. 147 mit der Uebersetzung Sa, son, à lui, à elle als Pronomen. Ohne Frage hängt damit amă Avoir, posséder quelque chose zusammen, woher amoul Il (elle) n'a pas, wie Bohémien durch kou amoul deuke (der keinen Wohnsitz hat, heimathlos) wiedergegeben wird. Eben so mit lou, *art.* Le, la (proche), z. B. lou faissoul qui n'est pas plein (faisse). Oder lou guissou oul Invisible. Häufiger mit doul, das aus der Partikel dy (de) mit oul zusammengesetzt schiene, wenn nicht dou N'être pas wäre. Z. B. Lou doul soti, als Gegentheil von soti (fini) Éternel, infini, ce qui ne finit jamais. Lou doul dounde, Les minéraux in etwas beschränkter Weise: was keine Nahrung (nicht essbar) ist; und möchte ich desshalb glauben, es sei dem abfragenden Missionar bloss in Ermangelung eines Ausdruckes für Mineralien genannt. Vergleiche die positiven Benennungen mit dy: lou dy vove Les corps secs. Lou dy amă raine Les végétaux, buchst. die des Halms im gegenwärtigen Jahre, wogegen ohne dy: lou amă lairre (das habend Licht). Lumineux. Lou dy naine (die der Eier) Les ovipares. Lou dy nathie Les animaux, mit nathiă Saigner, tirer du sang en ouvrant la veine. Mithin als Blutwesen. — Das erregt nun in mir einigen Verdacht, ob der Schluss negativer Verba in -oû wirklich rein symbolischer Art sei, und nicht vielmehr, dafern auch keine Kürzung aus oul (wie Griech.

οὐ aus *οὐκ*), doch diesem anverwandt. Ersteres z. B. p. 170. ausdrücklich in diafé oul N'être pas rare (cher, difficile), während positiv diafé Être rare (cher, difficile). Dagegen ohne l: lajou Ne pas faire sa cuisine gegenüber lajă Faire sa cuisine, faire la bouillie, le kouskou etc. So auch wohl vérou Être malheureux als Neg. von véră Être guéri, avoir bonne santé. Ferner opă Être malade, souffrir, aber opou das Gegentheil: nicht krank sein, und opatou nicht mehr krank sein. Hingegen ope krank, und Krankheit, hinten mit e. So auch dinthiatou (nicht mehr verschlossen halten) Desserrer, relâcher ce qui est serré, in Gegensatz zu dinthială Serrer quelque chose pour quelqu'un, conserver. Jedoch werden mehrere, Wiederholung anzeigende Verba angegeben, mit atou, an dessen Stelle, der Tabelle zufolge, vielmehr -ati zu erwarten stände. Dabâtou Rejoindre, atteindre, dabă Se joindre, s'unir. Diojatou Redonner, donner une seconde fois; diojă Donner moyennant certaine indemnité. Faignatou Reparaître, paraître de nouveau, découvrir de nouveau, von faignă Paraître, découvrir. Najatou Retromper, tromper encore, von najă Tromper, attraper, mentir. Dogatou Recouper, couper de nouveau, couper encore neben dogua Couper, trancher, dogată Découper. — Was soll man ferner zu -ou von häufigem reflexiven Gebrauche sagen? wie z. B. jaită Racler, ratisser, aber jaitou Se décrotter, se nettoyer. Lăkou S'envelopper, ajassou Se ceindre. Randou Se reculer, se retirer, s'en aller, s'éloigner, aber randală Retirer, éloigner quelque chose. Eugnă Trousser, replier, relever ce qui pend, aber eugnou Se trousser, relever ses habillemes. Allein jamou (so mit ou gedruckt) Ignorer, ne savoir pas, von jămă Savoir. Ist das zufällige Uebereinstimmung im Schlusse reflexiver und verneinender Verba, der besteht zwischen ihnen wirklicher Zusammenhang? Undenkar wäre es nicht, wenn wir auf den Gebrauch des Vokales ou ben beim Artikel zurückgehen. Einmal ging es auf einen nahen war, aber vom Sprecher nicht bemerkten Gegenstand. Was ann aber mir näher sein, als ich mir selbst? und denkt man ch eine Handlung vom Satzsubjecte ausgehend und dahin wie ırückkehrend, vollends dafern sie sich auf dessen verborgenes mere bezieht, da wäre schon der dunkele Laut gerechtfertigt,

nach dessen Bedeutsamkeit bei der (gleichsam in ungesehene Nichts sich verlierenden) Verneinung man übrigens kaum noch zu fragen brauchte.

Mag man nun von dieser Lautsymbolik, in so fern sie sic nicht auf den Raum bezieht, denken wie man will: die zwische Nähe und Ferne unterscheiden will, ist unläugbar, und stände mir davon noch mehr Beispiele aus anderen Sprachen zu Gebot Ich will nur eins anführen aus Steere's Handbook of the Swahil lang. 1870., wonach auf der Küste von Zanzibar das mehr ode minder grosse Maass der Entfernung bezeichnet wird durc einen, auf die Schluss-Silbe des nachgestellten Pronomens gelegte Nachdruck. Mtu yule, that man yonder. Yulee, that or further off. Yuleee, that one still further. Je mehr sich ausse dem die Stimme ins Falsett erhebt, um eine desto grössere En fernung wird dadurch angezeigt. Um die zuletzt sich ins Unb bestimmte verlierende Hörweite möglichst nachzuahmen, biet man entsprechend gesteigerte Stimmmittel auf. Nichts natürliche zumal für Menschen, die fast immer im Freien leben. — Ic halte es aber ferner für beachtenswerth: das Swahili, obsch sonst durchweg präfigirend, hat sich trotzdem laut p. 124. herbe gelassen, ausser Nachstellung von -ni (etwa vereinfachtes ny nyi Ihr?), in the present subjunctive p. 139. Veränderung v End-*a* der Verba in -*e*, und in the present negative p. 141. de selben in -*i* eintreten zu lassen. Z. B. Penda oder pende, Lo thou, pendani oder pendeni Love ye. Nipende Let r love; that I may love. Sipendi I love not. Dergleichen b deutsame Lautumbiegungen sind die Folge eines zu natürlich Unterscheidungs-Dranges, etwa wie im Griechischen Conjun tiv z. B. λέγ-η-τε leg-â-tis gegen λ-έγ-ε-τε leg-i-tis, mit, Indikativ als ursprünglicher, kurzem Zwischen-Vokal an dem A gelpunkte, wo Prädikats- und Subjects-Bezeichnung zusamm treffen.

Kein Wunder aber, dass wir anderwärts Vokalunterschie wie desgleichen Reduplication, auch zur Andeutung gewisser Ze Bestimmungen benutzt sehen. Das ist z. B. in dem Idiom der Cr Indianer der Fall, in welchem das Verbum in seiner unendlich Mannichfaltigkeit, wie ja in vielen Sprachen Amerika's überhau

nicht minder einen grossen Theil der in anderen Sprachen getrennten Satztheile an sich reisst und gleichsam aufzehrt. Siehe Howse, A Grammar of the Cree Lang. 1844. p. 68—76. 202. 275. Also, z. B. Nipp*ów* He sleeps, aber *Nĕ* nippów He sleeps *with iteration*, and *Nà* nippow He sleeps *a times distributively* als Augmentative, wie desgleichen *Pă* pâpu He laughs *much*, or with excess (indef.). Ja selbst bei vokalischem Anlaute mit (Engl.) langem *i*, z. B. Itwáyoo He says, jedoch gesteigert: I-itwáyoo He says *with vigour* or *constancy*, asserts, declares (indef.). Méechu (trans.) He eats *it* (*present*, or *definite*, tense), wogegen Mă méechu He eats it (*indefinite* time) commonly, etc., also gewohnheitsmässig. In dem Subjunctivus oder sog. untergeordneten Modus übt nun blosse Vokal-Veränderung in der Anfangssylbe der Wurzel schon an sich die Wirkung aus, dass die in Frage stehende Handlung verallgemeinert wird, oder unbestimmt gemacht mit Bezug auf Zeit, und demnach, zweitens, zuweilen das Pflegen oder Gewohnheit ausdrückt an dem handelnden Subjecte. Alsdann entspricht es öfters auch einem Nomen agentis, welches einen actor anzeigt, der nicht gerade immer ununterbrochen, aber doch vorkommenden Falls etwas thut, wesshalb im Sanskr. das Suffix -tar zu gleicher Zeit Substantive des Handelnden und Participia Futur. bildet. In solcher Weise ist dâtar nicht nur *δοτήρ*, dator, sondern bedeutet ebenfalls daturus. Und in der That lässt sich von dem Geber, der es in der Art hat zu geben, auch wohl vermuthungsweise zukünftiges Geben voraussetzen, wie wenn invictus, als bisher unbesiegt geblieben, allenfalls eine Bürgschaft giebt, er sei auch (fürder) unbesiegbar. Somit, wie Eliot es nennt, abgeplattetem (flattened) Vokal K*á*teg*aid* *He that* soweth, the sower, neben K*é*teg*a* *He* soweth. B*áh*káhneze *He is* different (another), allein mit geschärftem a: b*á*káhnez*id* *He who* is different, another. Auch mit diphthongischem Einschub z. B. m*ahyah*máhkes*jig* *They who were* »impotent« (mit ahy drin), aber m*áh*kez*id* *He who was* »impotent«. Mit verändertem Vokale so auch p. 277., um ein Wann (when) in ein Wannimmer (whenever) umzusetzen: z. B. Túckoosin-*eán*-e (fut.) When I shall arive, aber Tèkoosin-*eán*-e (indef.) When (ever) I arrive.

15. (S. 121) Ohne der Ellipsen-Reiterei zu huldigen, welcher Erklärungsweise jetzt, vielleicht im Uebermass, der Abschied gegeben, muss man doch bekennen, die Sprache regt vielfach nur an einen Inhalt so, wie der Sprechende es wünscht, wieder zu denken, obgleich Manches in dem Gesprochenen nicht eigentlich, ausser andeutungsweise, mit enthalten ist, derart, dass es abseiten des Hörers der erwarteten Ergänzung bedarf. Vgl. S. CCCXXX. So bleibt also stets in der Rede etwas Hinzuzudenkendes zurück (*ἐλλείπει*), als ob in ihr latent. Natürlich ist bei Humboldt noch etwas anderes gemeint, als wirkliche Ellipsen, wie ferina, vitulina, in Wien Kälbernes (Fleisch) dgl. (sc. caro) oder regina, avia, die auch eigentlich Adjectiva sind mit Hinzudenken von: Frau. Man nehme indess z. B. virtus, was doch mehr besagen will, als »Mannheit,« obschon von Seiten des Etymons dies allein in dem Worte liegt; nichts anderes. Oder formosus von (vorzüglicher, schöner) Gestalt, indem das Suffix hier nicht Vielheit, sondern, wie auch in speciosus, Stärke und Werth anzeigt. Ich schweige vom Hegel'schen »Begriff,« und anderen philosophischen Schlagwörtern. Gar nicht zu läugnen aber ist, wie das Wort als Laut selten den ganzen, mit ihm in irgendwelcher Sprache verbundenen Begriff nach seinem vollen Umfange und nach allen seinen Färbungen auszufüllen und für den, welcher ihn nicht schon kennt, lediglich durch sich wiederzugeben vermag. Man nehme als nicht übersetzbare Beispiele *σωφροσύνη*, was eig. Gesundheit des Sinnes anzeigt. Engl., von einer Theorie der Säfte des menschlichen Körpers herrührend, humour, und, nach dem Mondwechsel, unsere Laune, Mhd. lûne (aus Lat. luna) von der Veränderlichkeit des Glückes und der Stimmung. Und, ausser vielen anderen, Gemüth, und Franz. esprit.

16. (S. 121) Gemeint ist doch unstreitig das sog. Vergleichsdritte. Im Sskr. upamânôpameyadharma PWB. III. 883. geheissen, d. h. eines Gegenstandes, womit etwas verglichen wird, und des zweiten, damit vergleichbaren Gegenstandes Merkmal. Also z. B. Blüthe, Lat. flos, sind mit *φλέω* (mein WWB. Nr. 312, vgl. flare, blähen Nr. 62) begrifflich wie dem Laute nach vermittelt. Was aber weiterhin verlangt wird, das Vermittelnde immer

höher hinauf zu Extension und Intension zurückzuführen: ist mir, gestehe ich, nicht recht klar geworden. Denn um Unterschiede, wie Nomen, als wo nicht wirklich räumlich Ausgedehntes, doch ruhig Verharrendes vorstellend, und Verbum als Zeit Ausfüllendes, oder um Grade, wie bei Intensiven, oder Steigerungsstufen, soll es sich hier, wo eher von Bedeutungen der Wörter die Rede ist, kaum handeln. Die Bedeutungen aber werden, selbst in den Wurzeln, selten so abstract und inhaltarm.

17. (S. 122) Wie K. F. Becker in seinem, Anmerkung zu S. CCXLIV. besprochenen Buche »Das Wort« u. s. w., dem natürlichen und geschichtlichen Gange der Sprache Gewalt anthuend, glaubte, den Sprachschatz unseres Stammes von 12 sog. Kardinal-Begriffen aus bezwingen und in Ordnung halten zu können. Das Sprachverfahren nimmt aber seinen eignen Weg, ohne sich immer um etwaige wissenschaftliche Eintheilungen und Anordnungen nach sachlicher und begrifflicher Verwandtschaft und Zubehörigkeit zu kümmern.

18. (S. 124) Albr. Weber, Vorl. über Indische Literatur-Gesch. 2. Ausg. 1876. Grammatik, Metrik, Rhetorik von S. 232 an. Um dem Leser von dem ungeheuer regsamen Fleisse Indischer Grammatiker nur an Einem Beispiele eine schwache Vorstellung zu geben, sei hier nach Trübner's höchst verdienstlichem American and Oriental Lit. Record No. 109 u. 110. 1875. p. 167 der Herstellung von Patanjali's Mahâbhâshya, d. i. grosser Commentar (zur Grammatik des Pân'ini) durch getreue photolithographische Wiedergabe von 3 Mss. gedacht. Das vollständige Werk umfasst nicht weniger als 6 starke Quartbände von zusammen 4674 Seiten. Es ist auf Kosten der Regierung in bloss 50 Abdrücken erschienen, welche zwar unentgeltlich, jedoch — engherzig genug, — allein an Indische Bibliotheken vertheilt sind. Sein Umfang kann aber nicht gerade Verwunderung erregen, da der gegenwärtige Körper der Pân'inischen Grammatik aus 3996 Sútras, oder kurzgefassten Regeln (Böhtlingk, Pân'. S. XIX.) besteht. Zufolge T. Goldstücker a. a. O. ist »Pân'ini der grösste Grammatiker Indiens, welcher derjenigen Vedischen Zeit angehört, die uns zu der classischen Periode Indiens hinüberleitet. Sein Werk, das bis zum heutigen Tage das grammatische Muster geblieben über

ganz Indien, wurde kritisch besprochen und ergänzt durch Kâtyâyana, welcher (gemäss Goldstücker's Ergebnissen, die mit denen Anderer nicht immer übereinstimmen) am Beginn des 3. Jahrh. v. Chr. gelebt hätte; und sein Werk, die Vârttikas, wurden wieder kritisirt und commentirt von seinem Schüler Patanjali in dem Mahâbhâshya (vollständiger mit Vorsetzung von Vyâkaran'a, Grammatik), welches er in der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. schrieb. Pâṇ'ini (Ausg. von Böhtlingk), Kâtyâyana und Patanjali (s. über die letzteren beiden auch Böhtlingk DMZ. 1875. 2. Heft S. 183—191) bilden so die grosse sprachwissenschaftliche Trias des alten Indiens; und der wissenschaftliche Werth ihrer Werke übertrifft, wie G. meint, that of most, if not all other, grammatical works in existence. Da Paṇini's Werk ein Vedânga wurde, d.i. eins der Werke, ohne welche man das Studium der Veden unmöglich zu sein betrachtete und es ist, und da Pâṇini ohne Kâtyâyana und Patanjali unvollständig sein würde und selbst unverständlich, so ist das Mahâbhâshya, welches sich Kâtyâyanas Vârttikas einverleibt, eins der Hauptwerke der gesammten Sanskrit-Literatur. Die schwierigsten Theile des Mahâbhâshya, welcher eines der schwerst zu verstehenden Indischen Werke ist, wurde erklärt durch Kaiyyaṭa, und seine Noten wiederum wurden commentirt von Nâgojibhaṭṭa. Diese beiden letzteren Werke (das letztere herausg. von Kielhorn) sind daher gleichfalls von grossem Werthe.« — Von der eigenthümlichen Sprachbehandlung der Indischen Grammatiker, welcher man Anfangs noch, z. B. Colebrooke, und später auch wieder gewissermassen in seinen Grammatiken Benfey, folgte, sind wir später abgegangen, weil unseren Bedürfnissen entsprechendere Wege eingeschlagen werden mussten, als ein Regelkram, der oft bloss rein mechanische Bezeichnung durch Buchstaben und Sylben zum Ausdrucke bringt. Gleichwohl bleibt ihr Verdienst ein nichts weniger als geringes, und zwar, wie das der Griechen, ein selbsterworbenes eigenstes. Um desswillen wäre es, wie bereits Schmidt (Beitr. zur Gesch. der Gramm. des Griech. u. Lat. 1859 Vorr. S. IV.) bemerkte, ein nicht nur dringendes, sondern auch schon eher jetzt zu befriedigendes literarisches Bedürfniss, dass jemand einmal die gesammte wissenschaftliche Grundlage des grammatischen Verfahrens, namentlich die einschlägigen

Kunstausdrücke, bei den Indern prüfe und im Zusammenhange darstelle; vollends wenn zugleich damit in kritisch vergleichenden Gegensatz gebracht würde die Sprachphilosophie und die hierauf gegründete grammatische Technik, wie sie, von den Griechen geschaffen, im Grunde, nur vielfach getrübt und nicht immer verbessert, sich zu uns Abendländern bis auf diesen Tag vererbte. Schmidt a. a. O. S. 46. Max Müller, Sanskr. Lit. p. 113—169. Man würde damit den verschiedenen Werth oder Unwerth der beiden von einander unabhängig entstandenen Systeme und Methoden, sei es im Allgemeinen oder in einzelnen Partien, würdigen lernen, — und ich zweifele nicht, die Inder werden, statt vor den Griechen sich schamvoll zurückziehen zu müssen, in Vielem, namentlich was die Etymologie betrifft, über letztere sogar den Sieg davon tragen. — Uebrigens erleidet der den Indischen Grammatikern von Humboldt gemachte Vorwurf, abgesehen davon, dass er vermuthlich mit keinem geringeren Rechte die Griechischen träfe, doch eine gewisse Beschränkung. Einen Jacob Grimm, den ja auch wir erst jüngst unter uns aufstehen sahen, hat Indien freilich nicht erzeugt. Wo aber auch wäre ein solcher unter Griechen und Römern zu finden, trotzdem dass die historische Sprachforschung mehr oder minder überall sich zunächst den ältesten Denkmälern zuzuwenden von deren zunehmender Unverständlichkeit den ersten treibenden Anstoss zu empfangen pflegt? Das Sanskrit hat mindestens zwei Hauptphasen durchgemacht, und lebt, obwohl als solches längst erloschen, doch in Töchtern und Enkelinnen fort, welche meistens wiederum reiche Literaturen aufweisen, und nicht ohne grammatische Bearbeitung geblieben sind. Ich darf wohl aus Goldstücker's Pân'ini: his place in Sanskrit lit. 1861 den Passus p. 193 hieher setzen: Kâtyâyana himself alludes to the fact that there were at least two languages. »There are two words« he says (I. 17.), »*om* and *atha*, both used in the beginning of a chapter, but *om* is used in the Vedas, *atha* in the Bhâshya's.« As K. himself writes in the Bhâshya, or the common language, there is no reason why he should not have composed rules on the grammar of the profane Sanskrit, as well as on the pronunciation of the Vedic idiom.« Bhâshâ (Rede, Sprache) aber bezeichnet laut dem Petersb. WB. »die Verkehrssprache, in der älteren Zeit

im Gegensatz zur Vedischen Sprache, in der späteren — zum Sanskrit.« — Als weitere Beispiele von eifrigem Sprachstudium bei den Indern seien hier noch einige Werke erwähnt, die sich auf verschiedene Perioden des Sanskrit mit seinen Töchtern beziehen. So die Nighaṇṭ's, ein Vedisches Glossarium, mit dem Nirukta (Ausdeutung, Worterklärung) geheissenen Commentar des Yâska. Ferner die Prâtiçâkhya's (aus pratiçâkham, für jeden Zweig, jede Schule — des Veda) als Bez. einer Klasse grammatischer Hülfsbücher zu bestimmten Vedischen Texten, z. B. Rig-Veda (Roth, Max Müller, Adolf Regnier), worin die Aussprache und Recitation mit Masorethischer Peinlichkeit behandelt wird. »Die 6 Lehren, welche gemeiniglich unter dem Namen Vedângas zusammengefasst werden, sind, 1. çikhshâ (Aussprache), 2. chhandus (Metrum), 3. vyâkaraṇ'a (Grammatik). 4. nirukta (Worterklärung oder Etymologie), 5. jyotisha (Astronomie) und 6. kalpa (Ceremoniell). Die zwei ersten werden nöthig erachtet für das Lesen der Vedas, die beiden nächsten zu ihrem Verstehen, und die letzten beiden, um sie beim Opfern in Anwendung zu bringen.« Müller, Lit. p. 113. — Vopadeva's Mugdhabodha ist, wie schon der Titel (Unkundige aufklärend) besagt, mehr auf Anfänger berechnet, und hat, von den Veden absehend, wie der Herausgeber Böhtlingk S. IV bemerkt, Carey und Forster, sowie theilweise Bopp, als Grundlage für ihre Sanskrit-Grammatiken gedient. Hemachandra's Synonymisches Wörterbuch. — Gramm. Palie de Kaccâyana, publié par E. Senart. Paris 1871. — Vararuchi's Prâkrĭta prakâça oder Chandrikâ, Beleuchtung oder Mondlicht der Prakrit-Dialekte. Siehe Lassen's Institutiones linguae Pracriticae. 1837. — Wenn aber Humboldt weiter der allerdings höchstwichtigen Unterscheidung Bopp's zwischen Verbal- und Pronominal- oder, nach des Ersteren Benennung, objectiven und subjectiven Wurzeln gedenkt, und unter den zweiten, hergebrachter Meinung zuwider, die Pronomina statt für Spätlinge gerade für urältestes Bedürfniss der Sprachen erklärt: so bin ich doch nicht gelaunt, diesen Umstand gegen Curtius zu benutzen, wenn dieser in seiner »Chronologie« die Präpositionen unseres Sprachstammes, gleichsam wie eine Nachgeburt, in seine 7. und letzte, oder »Adverbial-

Periode« verlegt, welcher er der Zeitordnung nach die »Periode der Casus-Bildung« voranschreiten lässt. Nicht genug, dass ich diese Art des Hintereinanders als ein Erträumtes überhaupt läugne bedarf es zu der von mir rücksichtlich der Präpositionen geführten Widerlegung (Wurzel-Wörterb. III. 35.) keiner neuen Hülfe. Ueberdies bestreite ich (ebenda S. 37.) Ausgehen der Präpositionen von Pronominalstämmen, indem ich jenen nur einen Platz neben letzteren, aber ziemlich gleich primitiven, zugestehen kann. Sie sind concreter als so allgemeine Ortsadverbia wie ubi, ibi, hic, hinc u. s. w. Sonst drücken die Personenwörter zwar nicht, wie die Präpositionen, selber ein Verhältniss, wohl aber einen Gegenstand in einem, namentlich auch räumlichen, Verhältnisse aus, wie zur Rede (Sprecher und Hörer; Ich: Du; Gegenstand der Rede), Nähe und Ferne (räumlich und zeitlich): der hier (dieser) — der dort (jener); vgl. her (mit Richtung zum Subjecte) und hin (nach dem Objecte).

19. (S. 128) Jetzt findet man über das auf den Begriff der Wurzel, und ihres Verhaltens, Bezügliche näheren Aufschluss in Band II. 1. der Etymologischen Forschungen, welche die Einleitung enthält zu dem fünfbändigen Wurzel-Wörterbuche der Indogermanischen Sprachen, beendet 1873. Dass aber eine tiefere Einsicht in den Bau der Sprachen, und überhaupt deren wissenschaftliches Begreifen ohne Kenntniss ihrer, namentlich auch mit Hülfe der Etymologie ans Licht zu ziehenden Entwickelungs-Gesetze umöglich sei: lässt sich wohl am kürzesten durch Hinweis auf das Verfahren anderer Disciplinen zum Bewusstsein bringen. Ich berufe mich auf die Worte Schleiden's, Die Pflanze und ihr Leben. Bd. 1. S. 106 Ausg. 3.: »Bei den organischen Wesen entscheidet nicht die Erscheinung des Gewordenen, sondern das Gesetz des Werdens über Gleich und Ungleich, Aehnlich und Unähnlich, und die Idee der Entwickelungsgeschichte ist der allein befrüchtende Gedanke in der wissenschaftlichen Betrachtung des Lebendigen, und bestimmt den Werth der Disciplinen; desshalb steht auch die Pflanzenphysiologie höher als die systematische Botanik; die vergleichende Anatomie höher als die beschreibende Zoologie, und die Geschichte höher als die Statistik.« Vorausgeschickt ist: »Dem,

der noch nicht sich gewöhnt hat, durch die äussere Erscheinungsweise hindurch auf den wesentlich inneren Zusammenhang der Gestaltenentwicklungen zu blicken, wird es freilich paradox vorkommen, wenn man ihm sagt, dass der Cactus eigentlich nichts sei als ein tropischer Stachelbeerstrauch, dass die palm-ähnlichen Stämme der Dracänen durchaus demselben Formen- und Entwickelungskreise angehören, wie unser unscheinbarer Gartenspargel, oder dass die wilde Malve bei uns mit den 6000 Jahre alten Riesenstämmen des Baobab auf der afrikanischen West-Küste bei Weitem näher verwandt sei, als mit dem neben ihr vegetirenden wilden Mohn, und gleichwohl ist dies alles unzweifelhaft wahr.« Glaubt man, mit demjenigen Sprachstudium, das nicht bloss praktische Zwecke verfolgt, verhalte es sich wesentlich anders? Namentlich zu dreistem Ausüben des verführerischen Etymologisirens fühlt sich, oft ohne von den, mit ihr unzertrennlich verknüpften strengen Bedingungen auch nur eine Ahnung zu haben, für gewöhnlich ein jeder berufen, der sich im Besitz eines Ohres weiss, um damit aus verschiedenen Wörtern eine gewisse Aehnlichkeit des Klanges herauszuhören bei leidlich zutreffender Sinnes-Aehnlichkeit. Eines Mehreren, bildet man sich ein, bedürfe es nicht; und ist desshalb die ungemein schwere Kunst der Etymologie, weil sie sich lange unfähig zeigte, zu wirklich sicheren und festeren Ergebnissen zu gelangen, in an sich, dafern sie die richtigen Wege einschlägt, unverdienten Misscredit gerathen. In der That versagt sie vielfach gänzlich, ist leichter, als manche andere Disciplin, Missverständnissen und Irrthümern ausgesetzt, und wird, dafern sie von nachhaltigem, bleibenden Nutzen zu sein den ernsten Willen hat, nur mühsam durch die allersorgfältigste Beobachtung und Ermittelung der Laut- und Bildungs-Gesetze erworben, denen unterthan die jeweilige Sprache sammt ihrer Sippe (denn auch letztere muss nicht selten vergleichend zu Rathe gezogen werden) im Verlaufe der Zeit diese oder jene Gestalt gewonnen hat im Allgemeinen sowie in ihren Einzelgliedern. Auch der Etymologie, wie vorhin der Botanik, liegt es ob, unter vielfach das ursprüngliche und wahrhafte Gesicht verdeckenden und entstellenden Hüllen das in Wirklichkeit genetisch und somit auch Wesen-Gleiche, oder doch der Bildung nach

Analoge, hervorzuziehen und von ihrem Affen, dem bloss Scheingleichen oder durch reinen Zufall Aehnlichen, aufs schärfste zu sondern.

20. (S. 130) Vgl. Anm. 30. Ausführlicheres bei Böhtlingk, Die Uṇâdi-Affixe 1844 und in Ujjvaladatta's Commentary on the Uṇâdisútras. Ed. by Theod. Aufrecht. Bonn, 1859. Der Name Uṇ-âdi bezeichnet eine Classe von Ableitungen mittelst *u* (*n*' ist bloss Zeichen) an der Spitze (âdi), deren Reigen kârú (der da thut, Handwerker, aber auch Handwerk, Kunst) eröffnet und zwar, meint Aufrecht, um damit den Uebergang vom Krĭt (als derselben Wurzel entsprossen: machend, handelnd; Verfertiger u. s. w.) zum Unâdi anzuzeigen. Ich gehe noch einen Schritt weiter. Wie nämlich in der Hebräischen Grammatik pa'al (fecit) paradigmatisch zu Benennung der verschiedenen Tempora verwendet wird: bedünkt mich auch Krĭt, der allgemeinen Bedeutung der Verbalwurzel krĭ (machen) wegen, dazu wohlgeeignet, als Bezeichnung für die, aus Wurzeln herleitenden Suffixe überhaupt zu dienen, im Gegensatze zu den Taddhita, welche Benennung schon durch fertige Wörter hindurchgegangene und mithin zweitartige Ableitungen bezeichnet. Diese Gattung von Suffixen aber, welche Indischer Scharfsinn von den Krĭt mit bestem Recht unterschied, enthalten in ihrem Namen das Pronomen tad, und suche ich hierin, als allgemeinstem Ausdrucke für Dinge: Das oder Es, die Wiedergabe eines Nomens, an welche vorzugsweise sich jene als Endungen anfügen. In Widerspruch nämlich mit der Auslegung von tad-dhita als »dem zuträglich oder heilsam« (hita, wie suhita, εὔθετος) Böhtl. Pân'. II. 475. Wörterb. III. 213, welche die Indischen Grammatiker dem Worte geben, die mir aber eitel Künstelei zu sein scheint, fasse ich es einfach als: einem Das (d. h. Nomen, mindestens keiner Wurzel) zugesetzte (dhita, θετός, älter als hita) Suffix, wie z. B. ganz ähnlich: tad-gata, auf den oder die gerichtet, gebildet worden. In Betreff von Krĭt sei noch hinzugefügt: im Sanskrit, Griechischen und Latein giebt es nicht wenige Wurzel- oder, wenn man so lieber will, Verbal-Ableitungen, welche eines besonderen Ableitungs-Suffixes an sich entrathen. Sie können dies um so leichter, als sie ja, obwohl mit dem Wurzelkörper eins, doch

vom starken, unabgeleiteten Verbum sich durch ihre nominalen Flexions-Suffixe zur Genüge unterscheiden, und als Nomina ausweisen. So die obigen Sskr. yudh, dharmavid, Griech. ὄψ, ἐπίτεξ, Lat. dux, pes (Sskr. pad) praeses u. dgl. m.; und umgekehrt die Denominativ-Verba ohne Suffix, z. B. lôhitati, er wird roth. Nun ist aber zu beachten, in kurzen Vokal auslaufende Wurzeln bekleiden sich, in Ermangelung syllabarer Suffixe, hinten mit einem t (z. B. karmakrĭ-t, Handlung thuend), das, vermuthlich dem Pronominalstamme ta durch Kürzung entnommen, oder doch ihm analog, dazu dient, den Wurzel-Begriff als an einem Der oder Das sich kund gebend, darzustellen. Auch unstreitig mit ein Grund zu der nicht gleichgültigen Wahl des technischen Ausdruckes Krĭt. Bei einigen Wörtern gerieth man rücksichtlich ihrer Herleitung ins Gedränge, sei es dass ihr Ursprung im Laufe der Zeit, oder wegen Fremdheit (z. B. dînâra aus Lat. dênârius; mihira, Sonne, aus Pers. mihir, Zend Mithra), dunkel geworden; und that man deshalb ganz klug, dieselben schon früh aus der Masse der etymologisch klaren auszusondern und in die Klasse sogenannter Uṇâdi zu verweisen, ohne dass man freilich nöthig gehabt hätte, manche Wörter, welche, obwohl etymologisch unzweifelhafter Herkunft, Suffixe von nur seltenem Gebrauche an sich tragen, der Krit-Klasse abspenstig zu machen. Aufrecht Ujjv. Pref. p. VI. führt aus, wie Patanjali die Unâdi's avyutpannâni (unabgeleitete) prâtipadikâni (Nominalthemata) »crude forms without origin« nenne, und ein anderer Grammatiker, indem er sagt, die Uṇâdi-Wörter seien »vollkommen wie sie sind (yathâ jâtâni tathâ sadhûni)«, damit seine Meinung von der Unmöglichkeit verrathe, auf sie die nämlichen grammatischen Regeln anzuwenden, an welche wir bei anderen Wörtern gewöhnt sind. Es wird aber bei etymologischer Durchforschung des Wortschatzes in jeder Sprache ein mehr oder minder grosser irrationeller Rest zurückbleiben, welcher sich für uns aus diesem oder jenem Grunde, der Zerlegung in seine Grund-Bestandtheile, wo anders und soweit solche vorhanden, und Rückführung auf seinen Ursprung sich entzieht. Solche Bestandtheile, zu geschweigen der Laute (akshara) und Buchstaben (varn'a), erkannten die Inder ganz richtig schon, einmal in dem was, den noch rohen

Stoff der Wörter ausmacht, und zweitens in den Afformativen, oder Beziehungslauten, wodurch jener erst zu ächten Formen umgebildet wird. Ein Affix solcher Art (gebildet, wie avyaya, indeclinabel) heisst praty-aya, d. h. buchstäblich Entgegenkommendes, ohne Zweifel in dem Betracht, dass es Wurzel oder Thema in der That entgegenkommt, um sich mit ihnen zu vereinigen. Die Verbalwurzeln aber zogen längst aus dem Sanskrit die einheimischen Grammatiker aus, und überlieferten sie in eigenen Wurzelverzeichnissen. Der Name jener aber ist dhâtu (Urstoff; Element; überh. Bestandtheil eines zusammengesetzten Gegenstandes; eig., wie ja auch das gleichwurzelige ϑέμα, als Wortstamm, ein -Gesetztes!). In der Grammatik aber hat prakrĭti den Sinn der ursprünglichen oder Grundform, von welcher eine andere Form hergeleitet wird, mit Bezug auf letztere: Thema, Stamm, Wurzel Der Urbedeutung (procreatio) nach wohl eig. das Ursprüngliche, woraus etwas geschaffen wird, falls man es nicht als Selbstzeugendes, sich das Affix und die Form selbst anbildend, zu fassen hat. Daher denn auch die dem Sanskrtâ als gebildeten und vornehmeren Idiom gegenübergestellten und von ihm abgeleiteten jüngeren Vulgärsprachen Indiens Prâkrta, d. h. natürlich, heissen. Die prakrĭti, sei sie nun die Wurzel als intellectuell erstes Primitive, oder bereits erweiterter Stamm, wohl selbst Thema eines schon fertigen Wortes, bildet den einen, obschon oft in gar mannichfaltigen Bildungen wiederkehrenden festen Krystallisations-Kern, um welchen sich die formgebenden, und ihm näher, auch begrifflich, bestimmenden Zuthaten, zum Theil selbst in jenen eindringend, bald noch bald nicht mehr einfach, und verschiedensten begrifflichen Werthes sich zusammenfinden und lagern in Folge geistiger Anziehungs- und Gestaltungs-Kraft. Dass aber auf erwähnten Kern das Haupt-, auf die anderen Bestandtheile des Wortes nur ein nebensächliches Gewicht fällt, bezeugt uns unser Deutsch durch den Hauptaccent, welchen es üblicher Maassen auf die Wurzelsylbe legt. Es ist das eine symbolische Hervorhebung für das Ohr; wie für einen anderen Sinn, wenn die Schrift durch grosse Anfangsbuchstaben Eigennamen, die Anrede, oder, was ich meinestheils gar nicht für übel angebrachte Pedanterie halte, sog. Hauptwörter

vor dem übrigen Tross auszeichnet. Es kann aber trotzdem kein Wunder nehmen, wenn man öfters, so namentlich im Sanskrit und Griechischen, trotz seiner untergeordneten Stellung gerade das Affix mit dem Accente versehen findet. Es geschieht dies im Interesse schärferer Unterscheidung eben in den Formen, wie in Anm. 28. mit Mehrerem ausgeführt worden. Uebrigens kann es auch kommen, dass durch Anhäufen von Affixen die Wurzel wie überwuchert erscheint, was z. B. in Lat. indeprecabilis, inexplicabilis, Engl. intrans-i-bility, und Deutsch Un-durch-dring-lichkeit der Fall ist; — wohl gar ganz herausgedrängt worden, wie in pônere aus sinere, neben po-sîvi, re-po-s-tus u. s. w. — Mit Recht aber hebt Humboldt hervor, dass aus Verwendung von Wurzeln ohne Ableitungs-Suffix als Nomina innerhalb der Arischen Sprachen mit nichten ein dem Chinesischen ähnlicher Zustand folge, worin (bei G. Curtius, als früheste Periode der Sprache geheischt, recht eigentlicher »Wurzelperiode«) lediglich die Wurzeln, wie in der Schwebe zwischen verbalem, nominalem, ja selbst adverbialem Gebrauche hin und her schwankend, in ihrem Schoosse noch gleichsam schlummernd und unterschiedlos vereint bloss den Keim zu allen Wortunterschieden geborgen hätten, um erst später in polarisch entgegengesetzte Bestimmtheiten, wie Verbum, Nomen u. s. w. auseinander zu treten, und sich besonderen, »Redetheile« geheissenen Sprachkategorien einzuordnen. Eine Rede ohne derlei, wie immer (so im Chinesischen durch Wortstellung, Hülfspartikeln, festen Gebrauch) sogleich von vorn herein mit gesetzten Unterschied ihrer Mittel müsste nothwendig die Möglichkeit vernünftigen Verstehens bis zu einem, kaum der Thierheit enthobenen Minimum hinabdrücken, d. h. fast so gut, wie gänzlich aufheben. Es kann daher auch von einem Früher des Verbum oder Nomens (mithin zugleich des Prädikats- und Subjects Begriffes; das Substantiv wird aber immer nach einem Merkmale also auch nach einem Attribut, benannt) im Grunde keine Red sein. Ohnehin wäre ja hiebei auch daran zu erinnern, dass manchen Sprachen das Verbum im strengern Sinne des Wortes abgeht

21. (S. 264) Das bestreitet Friedrich Müller, der Verbalausdruck im Arisch-Semitischen Sprachkreise. 1858. Bes. Abd

aus den Oesterr. Sitzungsber. Bd. XXV, indem er für den prädicativen Bestandtheil im Finit-Verbum allerdings nominalen Charakter beansprucht. Will man dies auch im Allgemeinen zugestehen, mit dem nothwendigen Vorbehalt, in dieser Verbindung liege kein blosses Compositum mit attributivem oder appositionellem Charakter vor, sondern es wohne ihr jene satzbildende Kraft inne, welche das alleinige und wahre Unterscheidungszeichen des ächten (finiten) Verbums von Nomen und allen Redetheilen überhaupt ausmacht: so bleiben doch im Einzelnen mancherlei Bedenken betreffs Auffassung und Erklärung der Classen-Unterschiede in der Conjugation Arischer Sprachen zurück. Vgl. noch Humb. oben S. CXL. Es werden aber folgende Sätze aufgestellt:

I. Bildung des Nominalausdruckes aus der Wurzel ohne pronominales Element (2. u. 3. Classe, z. B. *εἶμι*, *δίδωμι*). Wenn diese Classe als älteste und ursprünglichste angenommen wird: so spricht dafür weniger der Mangel des sog. Bindevocals, als der Umstand, unter sie fallen gerade vorzugsweise nicht wenige Bezeichnungen der landläufigsten Begriffe.

II. Bildung des Nominalausdruckes mittelst eines pronominalen Elementes:

a. durch den einfachen Stamm a (1. und 6. Classe bôdh-a-ti, tud-á-ti);

b. durch y-a (4. Cl. svid-ya-ti, *ἰδ-ί-ει*).

c. durch einen Stamm n-a, n-u (5. 8. 9. Cl. str-n'ô-mi, tanômi, str-n'â-mi) und Eintreten dieses Elementes in den Wurzelbestandtheil (7. Cl. yu-na-j-mi, Lat. jungo, *ζεύγνυμι*, Plur. yunj-mas, Lat. jungimus), als ob aus yuj ursprünglich mit na, n dahinter.

Und weiter soll hieraus folgen: 1. dass der sog. Bindevokal nothwendig als ein pronominales Element angenommen werden muss, 2. dass der verbale Ausdruck, der aus dem Wurzeltheil allein, oder in diesem und einem pronominalen Elemente besteht, als ein Nomen aufgefasst werden muss, 3. dass dies Nomen vermöge seiner Beschaffenheit als ein Nomen agentis sich erweist. — Ich will hier nur andeuten, wie eine solche Zerlegung der Bildungs-Zusätze ya und na, nu gleich spitz und willkürlich aussieht, auch wenn man, ihnen pronominalen Charakter einzuräumen, etwas

sehr nachgiebiger Weise sich nicht weigert. Und, wenn sie nun, was gar nicht unmöglich wäre, einen den Hauptbegriff modificirenden Charakter eines Hülfszeitwortes besessen hätten? Oder dennoch in Wahrheit symbolische Erweiterungen vorstellten, wie die Lautverstärkungen durch Gun'a und Vriddhi unläugbar sind? Um das Erste nicht als schlechthin undenkbar sich vorzustellen, lasse man sich nur an mehrere, mittelst Einfügung auxiliarer, eine Nebenbestimmung ausdrückender Verba gebildete componirte Zeiten und Modi erinnern. Verbal-Koppelungen aber finden sich beispielsweise (Vgl. Anm. 27 und Schlegel, Schlüssel der Ew'e-Sprache S. 29) bei dem genannten Volke West-Afrika's in Menge, und zwar bald noch bald nicht mehr trennbare, wie also: kedi, nebeneinander sein, von ke ausbreiten, di bleiben. Als ein recht übliches Formwort aber von reicher Anwendung dient na, geben. S. 52. a. in der Bedeutung von: lassen, sinere, welcher Sinn sich ja leicht, ebenso wie der Nachgebens (mein Wurzel-WB. I. S. 113) aus dem des Gebens entwickelt: Na miyi, Gebt (zu), wir gehen, d. h. lasst uns gehen! Oder: na (gieb) wogbe (deine Stimme gbe) n*e*yi (gieb ihr gehen, yi) ds'i (oben auf), d. h. lass deine Stimme sich erheben, erhebe deine Stimme! — Ferner b. für: weiter, nachhin, indem man, gleichsam dem Wege nachgebend (vgl. die Zügel nachlassen), dem Ziele zustrebt. Z. B. Miyi na Wir gehen geben (umgekehrt von oben), d. h. wir gehen nach hin, nämlich zielwärts. Eyi na Keds'i Er geht giebt Kedschi für Er geht nach K.—c. einigermassen entsprechend unserem doch bei Imperativen, um die Sache dringlicher zu machen. Nayi und n*e*yi Gieb geh (mach doch und geh) Geh doch! Vgl. *βάσκ' ἴθι*, worin das inchoative, erste Wort jedoch bloss erst das: Mach dich auf besagen will. Nekp*o* Gieb sieh für Sieh doch. Mit grosser Umständlichkeit, um zu sagen: Gieb mir doch irgend etwas zu essen: Na (Gieb) ts'*o* (nimm S. 266) nadeke (etwelch) du (essen) ge (S. 65 zur Bildung des Intentionalis: quod edam) nam (gieb mir). — Endlich d. wird na gebraucht, um eine Beziehung anzudeuten, in welcher irgend ein Glied des einen Satzes zu einem Gliede des andern Satzes steht, wobei, möchte ich meinerseits vermuthen, dem Sprachgenius das Wechsel-Verhältniss zwischen Geber einer- und Empfänger anderseits vorschwebte. Z. B. nuvõ (Ding böses, Sünde) miw*o*-na (wir gethan haben, gieb), ts'o k*e*

mi nimm schenke (vergieb) uns. Hier ist die Sünde gleichsam das Gegebene, worauf sich die Vergebung bezieht. Gleichsam als Ersatz des Relativ-Pronomens.

22. (S. 268). Hiebei kann Humboldt nur an Denominativa gedacht haben solcher Art, wie vrshasyati, sie verlangt nach dem Stiere (vrsha), wie landsch. die Kuh ochst, oder: rindert, Bopp R. 525. Sonst kommt ja dem Desiderativum im Sanskr. wie im Zend (Bopp', Vergl. Gramm. § 752. Justi Handb. S. 402) bloss s zu. Bopp's Gedanken, Inchoativa wie γιγνώσκω, gnosco, seien Desiderativa mit k als bloss »euphonischem Begleiter des Zischlautes«, der doch im Lat. Desid. viso (dem Sinne nach gls. visum eo) ohne solchen Zusatz erscheint, vermag ich mir nicht anzueignen. Da der Anfang, so zu sagen, eine erst im Wachsen begriffene Handlung vorstellt, bin ich vielmehr geneigt, erstere mit Griechischen Verkleinerungs-Formen auf σκ (ισκος u. s. w.) gleichen Ursprungs zu halten. Vgl. auch unser -isch z. B. in Goth. thiud-isko, ἐθνικῶς, heidnisch, aber daher Deut-sch, (noch Ital. Ted-esco), d. h. unserem (gemeinschaftlichen) Volke angehörig. Das s des Desiderativums hingegen scheint sich, in Einverständniss mit seiner, doch auch erst auf die Zukunft gerichteten Bedeutung, an das Futurum anzulehnen, und befremdet nur, dass ihm in Sanskr. und Zend hinter s gerade der doch weitaus bedeutsamere Zusatz yâ, gehen, mangelt, welcher einst auch im Griech. Fut. vorhanden, sich nur missbräuchlich wieder verwischte. Siehe Anm. 28. und die gleichfalls wohl hieher gehörigen Lat. Verba capesso, facesso, (verschieden vom Fut. ex. capso, faxo), lacesso, incesso von incedo, (Plusq. recesset, Inf. Perf. cesse) und arcesso, das vielleicht nicht als Caus. von cedo zu betrachten, sondern zu cieo gehören mag, nebst dem seltsamen accerso, welches, dafern nicht aus dem vorigen durch Umstellung hervorgegangen, an Sskr. karsh, ziehen, erinnern könnte. Die germanischen Verba auf -ison Grimm II. 271 lassen, als zum Theil nachweislich denominativ, kaum mehr als bedingter Weise einen Vergleich zu, wie etwa altnordisch bifsa (motitare), bopsa (tremere), falls etwa Desiderativformen zu dem Sskr. Caus. bhâpayati von bhî Wurzel-WB. Nr. 169, unserem beben. Hrifsa (rapere; wohl zu Lat. carpo). Angelsächsich

sogar mit sj: blet-sjan, bles-sjan (benedicere), Engl. bless u. s. w. Auffälliger jedoch ist der Nachweis von Infinitiven mit Futural-Bedeutung auf -ssere, seltsam genug jedoch nur aus der 1. Conj. bei Struve, Conjug. S. 179. Nämlich impetrassere, reconciliassere, expugnassere, averruncassere und depeculassere, deargentassere. Man würde übrigens keinen Anstand nehmen, in deren ss ächten Futural-Charakter, d. h. ss durch Assimilation aus sy im Sanskr., zu finden, wäre nicht die Möglichkeit nahe gelegt, jene Formen schlössen sich dem Fut. ex. auf -sso, z. B. reconciliasso, amasso, prohibessit u. s. w. an, und beruhe ihr ss, wo nicht auf Reduplication, doch auf zweimal ursprünglichem Zischer. — Auch der Umbrer besitzt ein sigmatisches Futurum, z. B. ferest »il portera«, eest »il viendra« u. a. Bréal, Les Tables Eugubines Paris 1875. p. XXIX. 359. in Bibl. des Hautes Études 26. fasc.

Das Griechische Desiderativum nun zeigt in Abweichung von dem im Sanskr., ja auch von der gewöhnlichen Griechischen Futur-Form, einen sogar diphthongisch gesteigerten i-Laut. So in *γελασείω*, *ὀψείω*, *χεσείω*, wodurch sie einerseits mit dem, von mir schon Etym. Forsch. I. 115. Ausg. 1. aus Gregor. Cor. p. 230. bei gebrachten Dorischen Formen *πραξίομεν*, *προλειψίω*, *βοαθησίω* (Koen schreibt aus Missverstand sie hinten mit Circumflex) u. s. w. sich in ein gewisses Einvernehmen setzen und dann wieder mit den ebenfalls Dorischen, wie *λαψῶ* neben *λήψω*, *ἀποισῶ* neben *ἀποίσω* mit Kürzung hinten, *νοησεῖ*, *λαλησεῖ*, *λεξοῦντι*, attisch *λέξουσι* u. s. w. hinter Greg. p. 658. Sollte nun nicht z. B. *ὀψείω*, neben *ὄψομαι* mit Verlust von *ι* hinter dem Zischer, gleichsam die in Lat. eo, eunt, Conj. eam nach Weise von Sskr. ay-a-ti, sogar Fut. ayishyati, *εἴσεται*, enthaltene Form mit Vokalsteigerung in sich schliessen? Wenn nun aber dem Sanskritischen Desiderativum, z. B. bubhukshati Er trägt Verlangen zu essen, hungert, gegenüber dem Fut. bhôkshyati, Er wird essen, mit diesem zwar das ziemlich bedeutungslose s theilt, dagegen die charakteristische Wurzel yâ (gehen, als Streben, als Tendenz) vermissen lässt: so geschah dies wohl darum, weil bei der, hier Affect athmend, tief bedeutsamen Reduplication der Inder glaubte sich eine allzugrosse Belastung gegen Ende des Wortes ersparen zu dürfen,

indem blosse Andeutung von Verwandtschaft mit dem Fut. durch s ihm zu genügen schien. Oder will man in dem s des Desiderativums nicht das Verbum as (sein) suchen, sondern vielmehr as (werfen, schiessen), gleichwie zur Anzeige des erwünschten Zieles?

Auch in den Lateinischen auf -tŭrio, sŭrio, Etym. Forsch. I. 34. Ausg. 1. ist, wenn man will, das i auf Gehen (ire) zu deuten. Ein Desiderativum von Sskr. ad (comedere) fehlt. Sonst würde es sich, Reduplication und yâ hinter s im Des. abgerechnet, dem Fut. at-s-yâ-mi (gls. essend-sein-gehe ich), ἐδέσω nähern müssen. Umschreibend ausserdem attâ'smi, wie Lat. esûrus sum. Da aber die Lateinischen Desiderativen, z. B. cacatŭrio, esŭrio kurzes u haben, müsste man, um sie etwa als cacatûrus eo, esûrus eo erklären zu dürfen, eine Participialform (wo nicht ein Nom. ag. auf tar, Lat. tor) mit kurzem Vokale im Suffix voraussetzen dürfen. Sonst riethe ich auf eine Zusammensetzung aus dem Thema des Supinums (vgl. cacatu-m, esu-m) mit -rio als sich anlehnend an ero (jedoch wie nach Conj. IV.) und eo, is u. s. w. in ähnlicher Weise enthaltend, wie cacatum ire, probatum ire, und im Pass. amatum iri u. s. w. Im Griechischen verbindet sich ἔρχομαι häufig genug mit dem Part. Fut., um Zweck oder Absicht eines Ganges, z. B. ἔρχομαι ὀψομένη (um zu sehen), anzuzeigen, oder auch bloss mit Andeutung eines Drangehens (ἔρχομαι ἐρέων, λέξων) Ich will erzählen. Kein Wunder desshalb, wenn zur Bildung des Futural-Begriffes sich öfters ein, Gehen bezeichnendes Verbum hergiebt. Lehrreich in dieser Hinsicht ist die in Trübner's Amer. and Or. Record Dec. 1870. p. 57. enthaltene Notiz, wie im Creolischen, d. h. dem Neger-Französichen Patois, und im Bourikì, dem Neger-Englischen die Bezeichnung der Tempora zu Stande kommt. Beide lassen im Präs. das Pronomen vorangehen, dann folgt im ersteren ein mir räthselhaftes ca, im zweiten da (ich wage nicht zu behaupten, es sei Engl. do, thun) mit Infinitiv. Dort: Moèn (vgl. Frz. moi) ca tounaïer (Frz. tourner', dessen hinteres r nicht stumm ist); aber hier Me (Engl. me) da tûn-tûn (wiederholt) I am turning (often about). In Bezeichnung des Futurums treffen also, merkwürdig genug, diese beiden Sprachweisen, in so fern zusammen, dass nach ersterer Moèn va réter (Frz. je vais

rester, aus Lat. vado) gesagt wird, nach zweiter ah (kaum doch Engl. I, ich) go tap I am *going* to stay.

23. (S. 275) Aehnlich berichtet Bowen, Gramm. of the Yoruba-Lang. p. 27., dass in diesem Afrikanischen Idiome der Yoruba die Verbal-Wurzel nach Person, Zahl, Modus und Zeit gänzlich unverändert bleibe. Die ersten beiden werden lediglich durch das vom Pronomen vorgestellte Subject bezeichnet. Modi und Zeit aber erhielten ihren Ausdruck durch dem Verbum vorausgeschickte Hülfspartikeln. Desshalb liege die ganze Schwierigkeit des Yoruba-Verbums in der Stellung und Bedeutung dieser Partikeln; und würden die gewöhnlichen sonst in den Abbeugungen des Verbums enthaltenen Verwickelungen hier gleichsam in die Syntax übertragen.

24. (S. 296) Vgl. oben S. CLVIII und mehrere von mir W.-Wb. V. S. LIX. angeführte Schriften. Friedr. Diez, Gramm. der romanischen Sprachen. 3. Theile. Dritte neu bearb. und verm. Aufl. 1870—72. Als Anhang dazu: Romanische Wortschöpfung 1875. Nach gewissen sachlichen Classen geordnete Wörter. Die Idee des Ganzen: Wie hat der Sprachgenius mit dem römischen Erbtheil geschaltet? Auf der einen Seite Ueberfluss auf der anderen Mangel. Z. B. in dem für Latinität wichtigen Index verborum et locutionum Appendix hinter Hartel's Cypriani Opp. omnia findet sich **habeo** mit Infinitiv, woraus bekanntlich das Romanische Futurum hervorging. Mei membra st. mea, wie im Griechischen. C. Paucker, De latinitate scriptorum historiae Augustae. Dorpati 1870. — Als Beispiel eines grösstentheils erst der späteren Latinität angehörenden Capitels verdient der Aufsatz: Doppelgradation des Lateinischen Adjectivs und Verwechselung der Grade unter einander von J. N. Ott (Fleckeisen, Neue Jahrb. 1875. S. 787—800) Erwähnung. — Dr. Friedlieb Rausch, Gesch. der Literatur des Rhäto-Romanischen Volkes, mit einem Blick auf Sprache und Charakter desselben. Frankf. a. M. Lit. Centr.-Bl. 1870. 1084—87. »Von Tag zu Tag erkennt man mehr die Bedeutsamkeit derjenigen romanischen Mundarten, deren Gebiet aus Istrien bis fast ins Herz der Schweiz, eine Art Militärgrenze des Italienischen gegen das Deutsche sich dahin zieht. Pirona, Schneller (Die roma-

nische Volksmundart in Südtirol 1870.) und Pallioppi haben sich in die wissenschaftliche Behandlung der drei Gruppen, zu denen jene Mundarten sich auf natürliche Weise zusammenstellen, getheilt; doch fehlt besonders noch eine vergleichende Grammatik der westlichen Gruppe. Diesem Mangel abzuhelfen beabsichtigt der Verf.«

25. (S. 321) Der erste Theil meiner Etymologischen Forschungen in 2. Auflage behandelt die Präpositionen. Eine Construction derselben nach den drei Grundverhältnissen des Raumes, Länge, Breite und Höhe, am Würfel veranschaulicht, findet man zu § 10. S. 161.

26. (S. 325) In Collections of the Rhode-Island Hist. Soc. Vol. I. Containing Roger Williams' Key to the Indian language. Providence 1827. p. 96. steht Naynayoûmewat A horse, was doch allem Anscheine nach mit der von Humboldt besprochenen Form verwandt ist. Freilich ist es verschieden im Schluss, der jedoch ein anderes Wort für Thier enthalten mag. Die Doppelung vorn ist gleichfalls vorhanden. Sonst hat Williams ebenda für andere aus Europa eingeführte Hausthiere die Englischen Benennungen mit der Indianischen Plural-Endung -suck. Nämlich: Hógsuck, Pigsuck Swine, aus hog und pig. Gôatesuck Goates, und Côwsnuck (ich weiss nicht, ob n bloss aus Druckversehen) Cowes. — Im Chap. XXI. Of Religion, the Soule etc. findet sich auch Manìt- manittówock God, gods. In Compp. gekürzt, ohne das m. Z. B. Yotáanit The fire God mit yòte, Feuer p. 47. Aber auch in Wetuómanit, Hausgott scheint die Zusammensetzung mit wetuômuck At home, und nicht eigentlich mit wetau An house p. 47 vollzogen, so dass sein m dem ersten Worte angehören möchte und nicht dem zweiten. Squàuanit. The Womans God, also von der Squaw. Muckquachuckquànd The Childrens God. Vgl. Yò cummúckquachucks? Is this your son? p. 30. Cummequaùnum cummíttamussussuck ka cummuckiaûg Remember your wives and children p. 152. mit dem Präfix cu, welches, aus keen, You p. 27., gekürzt, das Possessivum der Anrede vorstellt. Muckquachuckquêmese A little boy p. 45., dessen Ausgang -mese das Subdeminutivum anzuzeigen scheint von Dem. auf -ese. Vgl. p. 89. séip A river;

sepoêse A little river: sepoêmese A little rivulet. Wir begegnen noch mehreren andern Götternamen mit dem Schlusse ànd, und erregt das in mir den Verdacht, es möchte wohl durch Synkope noch weiter aus -anit gekürzt sein. So geht doch Keesuckquànd The Sun God augenscheinlich aus keesuck The Heavens p. 79. aus. Wompanànd The Eastern God aus wompan Day eben da, Sowwanànd The Southerne God, erklärt sich aus der Bemerkung, p. 83. zu: Pitch Sowwanishew It will be Southwest, es sei dies der angenehmste und wärmste Wind im Klima Neuengland's, welchen daher die Indianer, weil er gewöhnlich gut Wetter mache, sich am liebsten wünschten. Es herrsche aber desshalb bei ihnen als überliefert der Glaube, dass gegen Südwest, von ihnen sowwainiù geheissen, die Götter vorzugsweise wohnen, und dahin die Seelen aller ihrer grossen und guten Männer und Frauen gelangen. p. 113. Checkesuwànd The Westerne God erhält durch chékesu The Northwest p. 83. seine Aufklärung. Ob Wunnanaméanit The Northerne God zu Nanúmmatin The Northwind gehöre, bin ich zwar nicht völlig versichert, halte es aber für wahrscheinlich, indem wu wohl das Possessivum sein, wo nicht Artikel vorstellt. Gls. des Boreas sein Gott? — In Gramm. of the Lang. of the Lenni-Lennape or Delaware Indians by David Zeisberger. Transl. from the German MS. of the Author by Peter Stephen Duponceau Philad. 1827. äussert p. 160 der Uebersetzer die Vermuthung, manitto, manitou bedeute: Schöpfer, Macher, von maniton, to make. Ein zweiter Name Gottes patamawos komme von pataman, to pray, und sei mithin: der von uns Angebetete. Eine nicht geringe Verstümmelung aber hat zufolge p. 45. das erste Wort in Kittanittowit, (ich weiss nicht, ob eins mit Getannitowit, God p. 36 und Kautántowwit Williams' Key p. 116.) the Great Almighty God erfahren, indem es mit kitta gross, zusammengesetzt ist, das sich auch in der einen von den zwei Bezeichnungen für 1000, nämlich ngutti kittapachki (ein Grosshundert, von nguttapachki, einhundert) statt tellen tchen tchapachki (eig. 10 mal 100), vorfindet. — Duponceau macht p. 13. die nicht unrichtige Bemerkung: »Es ist erstaunlich zu sehen, welche Anstrengungen gemacht werden von Männern sowohl höheren als geringeren Talents, den

Ursprung der menschlichen Sprache zu entdecken, eine ursprüngliche oder primitive Sprache auszuspüren unter den jetzt vorhandenen, aufzufinden ein allgemeines oder philosophisches Idiom, eine allgemeine Grammatik, ein allgemeines Alphabet, and so much other *universals*, while the *particulars* are yet to be learned.« Darauf wird der American Philosophical Society, auf deren Anlass auch die Zeisberger'sche Grammatik in the Third Vol. of New Series of their Transactions erschienen ist, das Verdienst zugeschrieben, gewesen zu sein the first to discover and make known to the world the remarkable character which pervades, as far as they are yet known, the aboriginal languages of America, from Greenland to Cape Horn. Ob nun dieses als polysynthetisch bezeichnete *genus* of human languages so ausnahmlos durch Amerika in seiner ganzen Länge bestehe, lässt sich auch jetzt mit Sicherheit wohl kaum behaupten. Als Beispiele von diesem Charakter giebt Duponceau aber, ausser kuligatchis (vgl. wulit gut, schön, niedlich p. 163.; über das Dem. p. 41.) und pilape, aus dem Delaware n'schingiwipoma I do not like to eat with him, und aus der Sprache von Chili iduancloclavin I do not wish to eat with him. Auch vertheidigt er p. 17 Zeisberger gegen den Vorwurf eines Reviewers, als habe jener manche Wörter bloss selbst geschmiedet. Wirklich sei in der Conjugation von der Causativform wulamallsin, glücklich sein, p. 75. begründet wulamalessohaluwed als Part. Präs., einer, der glücklich macht, woraus in Transitivform wulamalessohalid, einer, der mich glücklich macht, entsteht. Dies aber, mit der Vokativ-Endung an drangehängt, werde (achtsylbig) wulamalessohalian. O du, der du mich glücklich machst! Also eine schöne Anrede zwischen Liebenden, wenn man will. — Nicht bloss aber in dem Verbum Indianischer Sprachen würden in so eigenthümlicher Weise nebensächliche Begriffe combinirt, sondern dies könne gleichermassen auch bei anderen Redetheilen der Fall sein. Man nehme beispielsweise das Adverbium. Damit verbinde sich häufig der abgezogene Begriff der Zeit. Wollten die Delawaren z. B. sagen: Wenn ihr nicht zurückkehrt (if you do not return), würden sie das ausdrücken durch mattatsch gluppiweque. Hievon wird dann folgende Zergliederung gegeben: Matta ist die Verneinungs-Partikel nicht; tsch aber Zeichen des Futu-

rums,*) mit welchem das Adverbium abgebeugt wird (is inflected); und gluppiweque ist die 2. Pl. Präs. im Subjunctiv von dem Verbum gluppiechton, to turn about or return. Solchergestalt werde jeder Begriff deutlich verstanden, welcher durch diesen Satz zur Darstellung kommen solle. Der subjunctive Modus zeigt die Ungewissheit der Handlung an, und das Zeichen der zukünftigen Zeit, verbunden mit dem Adverbium weist auf eine noch nicht gekommene Zeit hin, möge sie nun eintreten oder nicht. Der Lateinische Ausdruck nisi [wohl vielmehr si non!] veneris drücke dies Alles zusammen aus, während Engl. If you do not come, oder Franz. *Si vous ne venez pas* [eig. nicht einen Schritt] keinesweges jene elegante Kürze besässen. Den Begriff, welchen im Delaware und Latein [?] die Subjunctiv-Form unmittelbar anzeige, bleibe im Englischen und Französischen aus sich erschliessen zu lassen, den Wörtern if und si vorbehalten, und sei nichts anderes vorhanden (also deutet er veneris wohl als Conj. Perf. und nicht Fut. ex.), was auf die Zukünftigkeit der Handlung hinziele. Und während nun die beiden früheren Sprachen das Ganze mit zwei Worten [wäre, selbst hätte nisi seine Richtigkeit, da dies componirt, nur mehr dem äussern Scheine nach wahr] ausdrückten, erfordere jede der letzteren fünf, welche noch eine kleinere Zahl von Begriffen vorstellten. Duponceau schliesst die voraufgegangene Mittheilung mit der Frage: Auf welche dieser grammatischen Formen ist das Epitheton barbarisch anwendbar? — [Der Hauptgrund zu dieserlei Vorführungen aber verräth sich alsbald, wenn man aus p. 16 ersieht, Duponceau habe beim Lesen von Humboldt's Abhandlung über die Entstehung der grammatischen Formen giebt es eine Franz. Uebersetzung derselben von A. Tonnelle] diesen nicht allzurichtig verstanden; und hat sich, wie aus des letzteren Buche über die Sprachverschiedenheit allerorten hervorgeht, diejenige Hoffnung nicht erfüllt, welche jener in die Worte fasst: Der gelehrte Freiherr wird, hoffe ich, in den Conjugationen der Dela-

*) Auch z. B. p. 161. Tamseetsch (aus tamse Sometimes, eet perhaps, mit jenem tsch) kschakan It will perhaps blow hard. Amen hat man übersetzt mit nanneleketsch p. 185. Wörtlich: Dies oder das (nanne) wird wahr sein, von leke Es ist wahr, im Fut., hier mit Sinn des Optatives.

waren diejenigen Flexions-Formen (inflected forms) erkennen, welche er mit Recht bewundert, und wird finden, dass der Process, welchen ihm beliebt, Agglutination zu nennen, nicht der alleinzige ist, den unsere Indianer anwenden bei Verbindung ihrer Begriffe und Bildung ihrer Wörter. — Lange, sehr lange und vielbeschwerte Conjugations-Formen hat ja das Delaware, wie viele andere Indianische Sprachen, freilich, und zwar in Menge. Im Uebrigen kann man ihm schon in mancherlei Puncten Recht geben, wenn er zum Schlusse schreibt: »Gegenwärtige Grammatik erörtert eine Sprache, welche gänzlich das Werk von Naturkindern ist, die von unseren Künsten und Wissenschaften nicht unterstützt waren, und — bemerkenswerther Weise — des Schreibens unkundig. Ihre Formen sind reich, regelmässig, methodisch, in enger Folge sich den Begriffen anschliessend, welche sie auszudrücken beabsichtigen; zusammengefügt, nicht durch einander gemischt; gelegentlich elliptisch in ihrer Ausdrucksweise; allein nicht mehr als die Sprachen Europas, und dies um Vieles weniger als die jener umfangreichen Völkergruppe der Asiatischen Ostküste, nämlich der Chinesen und derer, welche analoge Idiome besitzen. Die Bestimmungen ihrer Verba, welche Zahl, Person, Zeit und andere Modificationen [allerdings: nur zu masslos viele!] des Handelns und Leidens ausdrücken, scheinen, während sie in ihrer Ausdehnung reicher sind, als Griechisch und Latein, die wir emphatisch die gelehrten (learned) Sprachen nennen, nach einem ähnlichen, aber erweiterten Muster gebildet zu sein, ohne andere, als die ihnen von der Natur geliehene Hülfe, welche auf die geistigen Fähigkeiten des Menschen wirkt.« Ein Kämpfen gegen abenteuerliche Vorstellungen, als wären die Gesetze einer Sprache erst in Folge von ihrem schriftlichen Gebrauch enstanden, kann man jetzt, als unnöthig geworden, bei Seite lassen.

Noch will ich aber über den langathmigen Sprachtypus Indianischer Sprachen ein anderes Zeugniss den Namen von Personen entnehmen, wie deren nicht wenige von onomatologischem Interesse zu finden sind in: Portraits of North American Indians, painted by Stanley. Deposited with the Smithsonian Institution. Washington 1852. Also z. B. Comanches, ein Häuptling Namens Poo-chon-e-quah-eep, oder Buffalo-Hump, und

ein Krieger Po-chon-nah-shon-noc-co oder The eater of the black buffalo heart. Reduplicirt Peo-peo-mux-mux, oder Gelbe Schlange, Häuptling der Walla-Wallas. Ein Caddoe-Weib Se-hia-ah-di-you, Der singende Vogel. Vgl. Egn. Nachtigall, Fink. Ko-ran-te-te-dah oder The woman who catches spotted fawn, ein Keechie-Weib. — Dann unter Anderem die sog. Transitionen, d. h. Uebergänge„der Handlung von einer Person zur anderen. So z. B. in Febres, Gramm. de la lengua Chilena. Santiago 1846. 1. Refl. und Recipr. 2. von der 1. 2. 3. Person zur 3. Ich liebe, du liebst, er liebt — ihn u. s. w. 3. von 1. zu 2. 4. von 2. zu 1. 5. von 3. zu 2. und 6. (also combinatorisch vollständig) von 3. zu 1. Ueberdem mit affirmativer und negativer Flexion, z. B. Er liebt mich, oder Er liebt mich nicht.

27. (S. 341. Anm.) Shakespeare, Hindust. Dict. p. 114 Barmhâ N. pr. The people of Ava are so called. Dass sich aus Mrammâ zumal auch schon mit Eintausch eines y für r, Byamma mit l daneben bestand, auch im Munde des Europäers Barma bildete kann keine Verwunderung erregen. Mr ist eine für uns ungewohnte Lautverbindung, wesshalb schon der Grieche βροτός (mortalis) aus μρ umbog. Auch Franz. marbre, Engl. marble, au marmor beruhen auf gleichem Grunde, wie auch eben desshal in remember (Lat. rememorare), Frz. nombre, accomble μεσημβρία; ἄνδρες, gendre (gener) u. s. w. durch den Einschu der Muta von der einen Liquida zur anderen, so zu sagen, ein hinüberleitende Brücke geschlagen wird. Humboldt's Abschni über die Sprache Barma's bezeichnet Steinthal, Humboldt S. 7 als »ein unübertreffliches Muster von Darstellung der Form ein Sprache.« Uebrigens findet man eine Grammaire Barmane in A. E. Schleiermacher l'Influence de l'écriture etc. p. 105—40 Die von Humboldt S. 353 ff. behandelten wichtigen Partikeln than und thau findet man bei ihm unter der nicht sogleich als mit jen identisch erkennbaren Gestalt sī (mit Vernachlässigung des Nas les, wie öfters, vgl. Chin. tchî) Humb. S. 381 und sau p. 149. 1 159. 173. 282, besonders S. 373. Ohne Zweifel hat Humboldt rec gesehen, wenn er dem thang ursprünglich pronominale Bedeutu unterlegt. So bildete ja auch s und t (ὁ, τὸ) im Sanskr. die N minativ-Endung, und ta (τὸ) liegt nicht nur in der Personal-E

dung -ti, sondern auch im Schluss der Participia an-t Act., ta Pass. Erklärlich aber, wenn Nominativ und Indicativ gleichsam als Herrscher über die indirecten Casus und Modi, vor diesen eine Auszeichnung mittelst des demonstrativen Zusatzes thang = der erfahren. Demnach ist ñâ-thang (Ich der, ille ego) pru-thang (thuend der). Auch vergleicht sich mehrfach Sanskr. iti, so, wegen seines Zurückweisens auf Vorangegangenes.

Ich werde mir hiezu ein paar Bemerkungen erlauben. Wenn Humb. S. 348 ff. vgl. 414 Beispiele von Verben im Barmanischen giebt, die aus Zusammenheften zweier entstehen, und dies als für den Sprachbau wichtig erklärt: so widerspreche ich dem nicht nur nicht, sondern will den Fall noch von anderswoher zu bekräftigen suchen. Dass selbst in den Indogermanischen Sprachen Tempora und Modi zu einem gar nicht kleinen Theile aus einer Verbindung des concreten Hauptverbums mit untergeordneten Hülfsverben allgemeineren Charakters, sei es nun in fester und untrennbarer oder bloss in loser und umschreibender Weise, hervorgehen: bezweifelt heute niemand. Es kann desshalb nicht allzu grosses Wunder nehmen, wenn je zuweilen auch bloss zur Modificirung des Sinnes (nicht, um eigentlich grammatische Formen zu bilden), zwei Wurzeln zusammentreten, sei es nun getrennt oder in engerer Einheit verbunden, um aus dem Zusammen des Sinnes von von a und b, gleichsam mit Neutralisirung beider, einen davon zwar verschiedenen, allein doch mit ihnen nicht unverwandten dritten c zu gewinnen. Ein solches Doppel-Gebilde vergleicht sich mithin dem, was in rein lautlichem Gebiete der Diphthong ist, während die wirkliche oder bloss reduplicativ angedeutete Wiederholung oder Zusammensetzung mit sich selbst einem bloss geminirten Vokale gleichkommt. Wenn also im Barmanischen z. B. prachmâ, gegen etwas sündigen, übertreten, bedeutet, einzeln aber prach, nach etwas hinwerfen, und hmâ, irren: so hatte man dabei natürlich einen nebenher (vgl. Griech. *παρά*, Deutsch ver-) gehenden Fehlwurf im Sinne. — Aber auch pan-krâ: und pan-kwâ Erlaubniss fordern, bitten, möchte sich nicht allzu schwer aus pan (sprechen, bitten u. s. w. Schleierm. p. 371) und krâ: (Savoir, recevoir avis; donner avis etc. p. 334) oder kūâ p. 340. Devenir distinct (séparé, après avoir été uni),

partir, s'en aller erklären. Wer um Erlaubniss bittet, will, womöglich, durch einen das Gewünschte bewilligenden Bescheid befriedigt, wieder davon gehen (sich verabschieden lassen). Wie das adire aliquem precibus, jemanden angehen und das ἱκετεύειν aber erst das Nahen, Bittens wegen, anzeigen: wird in pan-kwâ bitten — weggehen) dagegen, scheint es das Willfahren abseiten des Gebetenen alsbald gleichsam schon wie Schlussact mit vorweggenommen. — In sehen tödten Humb. S. 367 erkläre ich sehen, als allgemeiner gefassten Ausdruck für erfahren (experiri), an sich erleiden. Im Ew'e (Zimmermann I. 207) bedeutet na sehen, mit ño, etwas: to see something, to feel pain; to suffer. Ausserdem dient na aber auch als Hülfs-Zeitwort dazu, die durch schon oder noch von uns ausgedrückte Modification der Zeit zu bezeichnen. Z. B. Miná (ich sehe) mikẽ (ich sage) I already said (I got to say it, sehe mein Sagen gleichsam als schon Fertiges vor Augen). Auch na, sehen, wohl gleichsam als gegenwärtigen Zeugen anrufen, für schwören, Nyoṅmo bei Gott; nane (bei jemandes Füssen; etwa weil man kniend darauf den Blick richtet).

So bedünken mich nun selbst in Sanskr. d-aç (δάκνω) Wurzel-WB. Nr. 858. aus Sanskr. ad (ἔδω) und aç, ebenfalls essen, sowie si-v (suo) aus si (ligo) und vê (texo) Nr. 344, δαρ-δάπτω Nr. 1994 aus δαίρω und δάπτω zusammengeschweisst. Wenigstens liegt trotz δρέπω, δόρπον Nr. 1998, und μαπέειν, μάρπτω, zu einer, von Brugmann »Gebrochene Reduplication« in Curtius Studien VII. 195. 200 gehegten Vermuthung, als habe δαρδάπτω (δεδάρδαφε· καταβέβρωκε Hes.) im zweiten Gliede ρ eingebüsst, kein zwingender Grund vor. Vielmehr scheint δάπτω Stammerweiterung von δαίω, δαΐζω, wie δρέπω aus δείρω, mittelst π. Vgl. ἡμιδαπής = ἡμιδαής halbzerrissen, halbverzehrt, ἡμιδάϊκτος halbzerhauen, καταδάπτεται, oder δαίετο, ἦτορ. Ausserdem Lat. dapes, das kaum dem Griech. entlehnt, sowie zufolge Reinisch, Der einheitliche Ursprung I. 72 δεῖπνον (mit Hineinnahme eines ι aus dem Suffixe in die Wurzel) und Isl. tafn Schlachtopfer, Schmauss, sprechen gegen einstiges Vorhandensein von ρ in δάπτω. Δαρδάπτω halte ich demnach keineswegs für reduplicirt, wenn auch die Spra-

che die Alliteration der beiden Wurzeln in ihrer Verbindung (vgl. den Reim reissen und spleissen) gern willkommen hiess. —

Indess, wenn ich mich auch hierin irren sollte: bieten Westafrikanische Idiome solcher Wurzel-Paarungen in unzweifelhafter und übergrosser Menge. Man sehe z. B. I. nach: Schlüssel zur Ewʿe-Sprache, von J. B. Schlegel. Stuttg. 1857 (Bremen bei W. Valett & Co.). Daselbst liest man nun S. 17.: »Die Wurzel (in der genannten Sprache, deren geographisches Gebiet der westliche Theil des Sklavenlandes ausmacht) kann eine einfache oder verstärkte sein. 1. Einfache sind hier solche, welche nur — wohlgemerkt — aus einem anlautenden Consonanten und einem auslautenden Vokale bestehen. — 2. Verstärkte, welche einen phonetischen Zuwachs entweder durch einen Vokal im Auslaut oder durch einen Consonanten in der Mitte erhalten.« Und zwar a. biã roth sein, von bi flammen, brennen. Mi*e* versiegen, vertrockenen, von mi verschlingen. Vie jucken, beissen, aus vi scharf sein, schmerzen. Ferner b. der zweiten Art: dro abstellen, abhelfen (etwas was man trägt) wurde aus do, legen. Fl*o*, aufsteigen, f*o* aufstehen. Gbl*o*, reden, sagen, von gb*o* hauchen. — Möglich, dieserlei Formen seien, wo nicht immer, doch zum Theil aus Ineinanderschieben zweier ursprünglich getrennter Wurzeln entstanden, während in anderen der verstärkende Buchstabe, namentlich der vokalische, symbolischen Werth haben wird. Man denke nur an die Quadriliterae im Arabischen, deren einige (s. Tychsen, Arabische Gramm. § 30) durch Verdoppelung von Partikeln oder Naturlauten, andere »durch Zusammenziehung von zwei triliteris entstehen, die zwei Stammbuchstaben gemein haben.« Derart, dass aus abc und abd nun abcd wird. Z. B. at'ma'ânna Quietus et securus fuit aus t'amana Quietus f. und t'ama'â Extulit se, bezeichnet stolze, sichere Ruhe. »Ueber die Verbalstammbildung in den semitischen Sprachen« handelt Nathan Porges Oesterr. Sitzungs-Berichte 1875. S. 281—354.

Es sind aber im Ewʿe auch Stämme, wie Schlegel unterscheidet, vorhanden, die von den Verbalwurzeln in einfacher oder verstärkter Gestalt sich äusserlich nicht unterscheiden. Z. B. ku sterben und Tod. De sein an einem Orte; Heimath. Dó Ge-

gend, von dó, vorübergehen. Also ähnlich, wie im Sanskr. diç, Weltgegend, von diç, zeigen; nur freilich mit dem nichts weniger als gleichgültigen Unterschiede, dass ersteres, wenn schon eines Ableitungs-Suffixes baar, doch als Nomen genügend durch die nominalen Flexions-Suffixe, d. h. durch Declination, unterschieden ist von diç, was als Verbum mittelst Conjugation abgewandelt wird. — Aus verstärkten Wurzeln: fia König, Heerführer, von fia zeigen, unterweisen, leiten, und dies wohl zu fi, Stelle, weil das Zeigen ja allerdings auf eine bestimmte Stelle hinweist. Gbe Wort, Sprache, aus gbe, reden, sagen (nur noch be), was an obiges gb*o*, hauchen, gleichsam als Variante von ihm, erinnert.

Wir kommen jetzt 3. zu einer Stamm-Bildung, mittelst vorgeschlagenen Vokales, welche desshalb Schlegel § 5. nicht ganz unschicklich mit dem Namen »Augment« beehrt, obwohl auch von End-Augmenten (terminational augments) gesprochen wird. Dies Verfahren, was im Odschi (Riis, deutsch geschriebene Gramm. dieser Sprache S. 25), im Akra (Zimmermann, Gramm. S. 19 ff.) und auch im Ewʻe blüht, hat nun eine, mag sein zufällige, allein darum doch höchst bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit dem von Humboldt berührten Vorsatz -*a*, als Bildungsmittel, im Barmanischen. Siehe auch Schleiermacher l. c. § 38. 222. Z. B. kaunh gut, oder als Verbum gut sein, wird durch Wiederholung kaunh kaunh zum Adverbium, durch vorgesetztes *a* aber akaunh Un bon, un bon homme, bonté. — Oder wären nicht im Ewʻe die folgenden Wortbildungen analog? Nämlich beispielsweise: ade die Jagd, das Wildpret, von de fangen, jagen. Adé, die Zunge, von dé nehmen, aufnehmen, indem die Zunge der zuführenden Hand, wie sie der Neger gebraucht, gleichsam unterwegs schon die Speise abnimmt. Adu der Beisser, d. h. Zahn, von du essen, beissen, nagen, wie ja auch Lat. dentes aus edentes. Afi die Stehlerin, d. h. Maus, welches letztere Wort, nach gleichem Benennungsgrunde, von Sskr. mush, stehlen kommt. Ab*e*, Verborgenes, für Sprüchwort, von b*e* verbergen, verborgen sein. Bu ab*e* buchst. Verborgenes denken, für: in Sprüchwörtern, Gleichnissen reden. — Dazu gesellen sich im Ewʻe andere Stämme mit e vorn, die sich aber zufolge Schlegel von denen mit a dadurch

unterscheiden, »dass e nur (er meint: rein prosthetischer) Vorschlagsvokal ist und im Zusammenhang der Rede wegfällt.« Beispiele: edà der Bogen, von dà werfen, schiessen. Ew'ū das Schiff, von wʿu theilen (das Wasser). Es*o* das Pferd (Renner) von s*o*, laufen. — Uns kommt es jetzt nicht darauf an, den Gebrauch und das Wesen von *a*, *e* und *o*, als präfigirten Bildungssylben, im Akra zu erschöpfen. Es sei nur bemerkt, dass Zimmermann am angeführten Orte dem vorgesetzten *a* pronominalen Charakter zuschreibt. Mundartlich habe es die Bedeutuug von sie, ihr (they, their) im Plur., wesshalb es denn auch könne in unbestimmter Weite, gleich unserem man (eig. doch Mensch, wie Frz. on, l'on aus l'homme abgeschwächt), gebraucht werden: afe man thut, sie thun, und gleichsam passivisch: Es ist gethan; auch neutral aba man kommt, Lat. ventum est. Possessiv: mañts'emei awe der Könige ihre Häuser, von we Haus. Ausserdem bilde das Augment *a* eine Zahl von meist unpersönlichen individuellen Stämmen und einigen anderen, wie z. B. b*o* vervielfältigen, ab*o* Fruchtfeld. Akpe tausend, von kpe, to meet, also vermuthlich eig. grosse Versammlung, meeting. »Jetzt«, »dann« ausgedrückt durch agben*e* (hinten mit Pron. n*e*: beendet ist dies). Obgleich aber unpersönliches Augment, bilde *a* auch einige persönliche Nomina von mehr unbestimmtem Charakter, wie, jedoch nur in der Anrede, z. B. ata Vater! awo Mutter! und bei anderen Verwandtschaftsnamen. In allen anderen Casus würden derlei Namen mit Possessiv-Pronominen (z. B. mi-ts'*e* mein Vater) combinirt, ohne welche sie im Gã eigentlich nicht gebraucht werden könnten; — was ja auch in mehreren Amerikanischen Sprachen der Fall ist. — *A* übrigens, als Augment des Fut. und Potentialis, würde nicht etwa, wie doch wahrscheinlich das präteritale Augment *a*- im Sskr., Griech. *ἐ*- (älter *ἀ*- sehr selten), rein symbolischen Charakter an sich tragen, im Fall es, nach Zimmermann's Vermuthung, wirklich aus ba, kommen (vgl. Zukunft, von: kommen), entstellt sein sollte. Von Seiten des Begriffs wäre gegen diese Erklärung nichts einzuwenden. Ob eine so starke Entstellung von Seiten des Lautes zulässig sei (vgl. etwa bo, du, als Personal-Präfix *o* p. 65. 66.), bedünkt mich ohne glaubhafte Beweise fraglich. Auch im Ewʿe nämlich (Schlegel S. 58) entsteht das Fut. a-yi gehen werden, aus

yi, gehen, mittelst *a* ohne Spur eines Labials, m'ayi Ich werde gehen, w'ayi, du wirst gehen, u. s. w.

Indem ich 4. reduplicirte Stämme und 5. »Weiterbildung des Wortes durch Sprossformen« übergehe: sei jetzt unsere Aufmerksamkeit 6. dem zusammengesetzten Verbum zugewandt, auf welches von vorn herein das Hauptaugenmerk ging. Insbesondere aber interessirt uns, mit Bezug auf den gleichen Vorgang im Barmanischen, die Verbindung zweier Verba. Diese zerfallen aber bei Schlegel in § 8, wo das zusammengesetzte Wort besprochen wird, in a. trennbare, b. nicht trennbare Verba. Der ersten Art sind: déde hinausstossen = schieben, von dé schieben, rücken, und de gehen, letzteres als Folge der ersten Handlung. Z. B. mit eingeschaltetem Object: edé wᶜú de go Er schob das Kanoe gehen (so dass es ging) hinaus (go eig. Seite). — Defia kund thun, offenbaren, von dé, nehmen, fia zeigen. Man pflegt ja oft das, was man zeigen will, vorher in die Hand zu nehmen. Z. b. edé nya fia Er nimmt das Wort, zeigt, d. h. er offenbart die Sache, verkündigt das Wort. Dagegen edé dokui fia Er nimmt sich selbst, zeigt, d. h. er zeigt sich, wobei zu beachten, dass dokui, selbst, laut S. 206 wahrscheinlich von do ko, allein gehen, und daher eig. allein (wie *αὐτός* beides), herrührt. Aehnlich erklärt sich denn auch wohl dé na (nehmen geben) als: verursachen, zuwenden. Er beunruhigt ihn, verursacht ihm Noth: edé (er hat genommen) fu (Ungemach) na*e* (gebend ihm). Etwas anders eṅl*o* nya be Er hat das Wort, die Sache (von nya, wissen, verstehen S. 18) vergessen. Aus ṅl*o* einwickeln und eingewickelt sein, und be, sagen. — Untrennbar: dade schleichen, lauern (von Raubthieren), sehr malerisch aus da liegen, de, gehen. Sutō frei (sui juris) sein, von su sein, und t*o*, eigen sein, als Verbum nicht mehr gebräuchlich, aber S. 27. z. B. awᶜe-t*o* Hausvater.

II. Wie aber im Besondern mit dem Barmanischen, bieten Sprachen Westafrika's mit Ostasiatischen Sprachen von einsylbigem Charakter überhaupt einige bemerkenswerthe Uebereinkommnisse dar, welche man natürlich aber nicht als Zeichen genealogischer Verwandtschaft auffassen darf, sondern nur als Folge eines physiologisch in mehrfacher Hinsicht analog angelegten

Grundbaues wird deuten müssen. In dieser Richtung erinnert bereits J. Zimmermann in: A grammatical Sketch of the Akra- or Gã-Language and a Vocabulary of the same. Two Voll. Stuttg. 1858 in der Vorrede: »Folge der Einfachheit der Wurzeln in dieser Sprache ist z. B. die anscheinende oder völlige Aehnlichkeit von Wörtern, welche verschiedene Begriffe ausdrücken (wie der Fall ist im Chinesischen und oft in Afrikanischen Sprachen). Einige werden lediglich durch höheren oder tieferen Ton unterschieden; und sind manche Fälle in diesen Zeilen angezeigt. Andere behalten durchaus die nämliche Form und Aussprache. In dem Vocabular erscheint dies als grosses Hinderniss, sich der Wörter zu bemeistern; allein beim Gebrauche der Sprache wird es nur wenig gefühlt und, wenn gefühlt, lässt sich die Unterscheidung bewerkstelligen mittelst Combinationen, die man in uneingeschränkter Ausdehnung anwenden kann; sodass hierin wahrhaft eine der Sprache einwohnende Fülle steckt, wodurch jene (meint der Missionar) befähigt sein möchte, gleichsehr entwickelt zu werden, wie die reichste Sprache der Erde. Hie und da habe er einige Composita gegeben, der Rest sei leicht zu verstehen und könne leicht gebildet werden selbst von einem Fremden.« Die Gã-Sprache gehört aber zufolge p. IX. zu einem und demselben sich weithin erstreckenden Stocke von Sprachen des westlichen und Central-Afrika's. So mit dem Otyi, Kyereponi, Ewʿe (Dahromy), Yoruba oder Aku u. s. w. Das Yoruba ist von Crowther sowie von Bowen bearbeitet. Des Ersteren Vocabulary sowie die Elemente des Akwapim-Dialects der Odschi-Sprache von Riis 1853 (es ist aber auch eine, minder nach K. F. Becker schmeckende spätere Ausgabe Englisch erschienen), welche Zimmermann laut Einleitung vorlagen, sind nebst Anderem von mir in DMZ. VIII. 413—441 ausführlich besprochen. — Nun werden von Zimmermann als charakteristische Eigenthümlichkeiten vorerwähnten Sprachstammes entweder in Gemeinschaft mit der ganzen Familie (noch etwas sehr nebelhaft so geheissener) Hamitischer Sprachen südlich von der Sahara, oder mit denen, welche im Besonderen zu obigem Stamme gehören, dreizehn aufgezählt.

Nämlich 1. Jede Urwurzel besteht aus Einem Anfangs-Consonanten mit Einem Vokal im Auslaute. Dasselbe

gilt vom Ew'e, Schlegel S. 17. Also, wenn man Vokale für sich oder Vokal mit schliessendem Consonant ausnimmmt, von möglichst geringem Sylben-Umfange. Dergleichen offene Sylben würden, ist von uns beim Vei gezeigt, syllabarer Schreibung günstig sein. Indess thäte solchem Zwecke andererseits das Heranziehen verstärkender Consonanten hinter den anlautenden wieder bedeutenden Abbruch.

2. Eine Folge von dieser Eigenthümlichkeit ist, dass Vokale keine Wurzel, ja mit Ausnahme einiger formativer Vokale (im Akra *a*, *e'*, *o*) auch kein anderes Wort beginnen können; und Consonanten derlei keine beschliessen mit Ausnahme der Nasale *m*, *n*, *ṅ*, welche ja auch im Schrift-Chinesisch die einzigen Mitlauter sind, die es am Wort-Ende duldet. Im Chinesischen fehlt *r* überhaupt; im Akra zu Anfange Zimmermann II. 256., wie im Ew'e Schlegel S. 15., Odschi Ries S. 7. Doch im Yoruba kommt *r* auch als Anlaut vor.

3. Consonanten werden nicht gedoppelt.

4. Gleichwie Verba die Wurzeln aller Begriffswörter (notional words), so sind Pronomina die Wurzeln aller reinen Formwörter und Formen. Erstere bestehen, und zwar in Einverständniss mit ihrem stärkeren Gewicht, mehr aus harten und stummen Consonanten, letztere, wiederum nicht unangemessen, weil sie eine inhaltsleerere und somit begrifflich gegen jene zurücktretende Classe bilden, mehr aus weichen und flüssigen, ausser den Vokalen p. 65. 92.ff. Also mit einem höchst beachtenswerthen und symbolisch bedeutsamen Gegensatze, der sich noch dadurch erhöht, dass, wenn man ein Begriffswort als Form oder Formwort gebraucht, seine Laute insgemein abgeschwächt werden. — Eine entfernte Analogie hiezu bildet die verschiedene Lautbehandlung, welche das Sanskrit zwei grossen, einander entgegengesetzten Classen von Wörtern angedeihen lässt. Humb. Versch. S. 152. — Rücksichtlich der Stellung begegnen wir aber im Gã (§ 26. 30.) auch wieder einem wichtigen Unterschiede. Das Genitiv-Verhältniss nämlich wird durch Voraufgehen des Bestimmungswortes vor dem zu bestimmenden substansivischen Grundworte, z. B. woṅ-ts'u, Fetisch-Haus, bezeichnet; und zwar, indem gewöhnlich letzteres den einenden Accent be-

kommt. Handelt es sich hingegen nicht um ein solches Abhängigkeits-Verhältniss, sondern soll ein Nomen, namentlich als Adjectiv (Sskr. viçes'an'a, Bestimmung), dem anderen inhärirend vorgestellt werden: da wird ersteres dem Grundworte (Sskr. viçês'ya Zu bestimmendes) nachgestellt, und erhält seinerseits den Ton. Z. B. gbeke' (Kind) bíbio (bi, klein; redupl. und mit Deminutiv-Endung p. 132.) ein kleines Kind. Yo (eine Frau) okuláfo (eine Wittwe), aber mit leichter Sinnesänderung: okuláfoyo, eine Wittfrau. Vgl. Humb. S. 353. Im Chinesischen geht sowohl das Adjectiv als das regierte Substantiv dem Hauptworte vorauf. Das heisst jedoch: jenes nur, wo attributiv genommen; z. B. ngŏ g″in, ein böser Mensch; allein, zum Unterschiede davon, um es als Prädikat (eingeschlossen die Copula) darzustellen, nachgestellt. In dieser Weise z. B. in dem Sprüchworte (Endlicher Gramm. S. 226.): g″in ngŏ, li` pu ngŏ Der Mensch (ist) böse, das Gesetz ist nicht böse.

5. Die Form- oder Hülfsverben werden in weitaus grösserem Umfange verwendet, als in anderen Sprachen, die Beziehungen (relations) der Sprache auszudrücken, wie desshalb auch die Doppel-Verba (I. 38. 39. II. 107. 352.) verbalen Präpositionen (verbal prepositions: so unstreitig als Beispiel kĕ p. 143 urspr. nehmen, halten, aber auch zum Ausdrucke für: mit, durch, Gr. σύν — .u. s. w.) und anderen verbalen Verbindungen ihre Hülfe leihen.

6. Sodann: Combination im Allgemeinen (was Humboldt im Barmanischen »Zusammensetzung« nennt) wird in grösserer Ausdehnung gebraucht als in anderen Sprachen, die Beziehungen auszudrücken.

7. Weiter folgt, dass, weil die Einfachheit der Wurzeln nicht viele Modificationen zum Zwecke der Unterscheidung erlaubt, diesem Mangel abgeholfen wird durch Augmente oder reine Formen (s. Nr. 4.), durch Reduplication und Combination (s. 5. 6.), und daher die grosse Fülle von Formen [natürlich nicht in strengerem Sinne des Worts: grammatischen, überdies nicht allzu bestimmten], der man in diesen Sprachen begegnet.

8. Gehört dahin der Gebrauch von Nomina als grammatische Subjecte oder Objecte (§ 29.), um einen durch das Verbum

ausgedrückten allgemeinen Begriff zu besondern; und daher die Menge von Ausdrücken (wie im Hebräischen). Solcher Nomina werden aus dem Gã viele angegeben. Vor allen Dingen mehrere, die zunächst Körpertheile, durch Uebertragung aber auch Anderes, namentlich räumliche Verhältnisse, bezeichnen, wie das Vokabular ausweist. Z. B. da und na bedeuten beide Mund; allein jenes dessen Innen-, letzteres seine Aussenseite. Da mit gekürztem mli, Innenseite, wird dann wieder zu da-ṅ, was in der Verbindung fo (mo ko) daṅ »Antwort geben« bedeutet. Als buchstäbliche Uebersetzung giebt Zimmermann an: to cut, oder cross, (somebody) mouth. Die Antwort bildet zur Frage das andere Ende, wofür ja auch na wirklich vorkommt, sowie ein Hinüber zum Herüber, als dessen Erwiederung, in umgekehrter Ordnung, worauf fo fa »über einen Fluss setzen«, buchst. wohl ihn durchschneiden, zielt. Das aus des Fragers (mo ko, Mensch ein; genitivisch gedacht) innerem Munde Gekommene wird durch die Antwort wie abgeschnitten und zum Abschlusse gebracht. Fo na To cut one's mouth, to report, to accuse s. b.; to cut the end or brim, muss wohl auf ähnlicher Vorstellung beruhen. Nafō n. (also das zweite Glied substantivisch, das erste im Genitiv gedacht) Reporting, accusing; talebearing; report; accusation, summons. Kũ mli ist: entzwei brechen (aus mli, Innenseite), und kũ na buchst. brechen den Mund (to break the mouth, edge, end), to oppose, to act against. Na, Mund, steht für das Aeussere; Oeffnung (opening); Rand (brim); Engl. edge; Grenze; Beginn oder Ende von etwas, der äusserste Theil. Ufer, z. B. fa-na, des Flusses Ränder. Mit dem gleichen Tropus wird ja χεῖλος auch von leblosen Dingen gebraucht für Rand, Saum einer jeden Oeffnung und Vertiefung, wie der Rand eines Pokales, Fasses, Korbes, einer Grube; Flussufer; und Ital. costa Küste, obschon eig. Rippe, und dann erst Seite. Der Sinn Werth, Preis von na, zielt wohl auf den Mund, der da etwas ausbietet. Daher le na (kennen Jemandes Mund oder Worte): die Zahl, den Preis kennen. Sa (to fit, prepare, order) na, inf. nasā To taste. Ta daṅ rühren, bewegen den Mund, steht für kauen. Dagegen ta na (berühren den Mund, das Ende, den Rand) für: an etwas reichen (to reach to); ke (»mit« ausdrückend) mo

ko ta na To dispute with some body (gls. mit Jemand — im Streit — den Mund, des Anderen Worte, berühren); to set at some thing. Na (sehen) na (den Mund) verstehen, to understand (d. h. wohl eine Sache von Anfang bis zu Ende überschauen). Vgl. na s'is'i (wie unser: einer Sache auf den Grund sehen, hergenommen von klarem Wasser), to see the ground, the bottom, the reason; to unterstand; to discern. — Nagbē Beenden; Ende; Ziel; von gbe na (to kill the mouth, to finish the end), to finish, to accomplish; agbe na, es ist fertig. Ausserdem noch, seitenlang p. 207 ff., andere Verbindungen mit na. Besonders zu bemerken ist aber, wie noch bei anderen Substantiven, als Postposition gleichsam präpositionaler Gebrauch von na, die Beziehung von Ort und durch Uebertragung von Zeit und Art auszudrücken: at, to, near, accordingly, according to; at the point of; along etc. Deutsch: an, neben, auf; nach, gemäss, entlang u. s. w.

Yi, Kopf, p. 372 hat desgleichen einen äusserst weiten Gebrauch, und geht ebenfalls eine Menge Verbindungen ein. Gebraucht wird es z. B. für top, namentlich yite, yite mli, yiteṅ buchst. Kopfmitte, der höchste Punct von etwas (also inmitten alles dessen, was niedriger ist). Auch Hauptpunkt des Windes, d. i. Westen, was sich aus p. 212. 221. 360. 365 erklärt. Man bestimmt nämlich im Akra die vier Weltgegenden so, dass ein auf dem Rücken Liegender den Kopf gen Westen, die Füsse ostwärts hat. Etwa nach dem Grabe? fragt der Missionar, welche Lage ja bei christlichen Gräbern die übliche ist. Danach heisst der Osten (im Sskr. das Vorn) nãds'ias'i der Platz (s'i) zu Jemandes Füssen (nãds'i Plur. von nãne Fuss; auch Rad), und wird der Süden (wie im Sskr. dakshin'a, Dekhan) als rechter, und der Norden als linker Hand bezeichnet. Jenes nine (Hand, Arm; auch, wie in vielen Sprachen, vom Rüssel des Elephanten; Vorderfuss eines Thieres; Zweig) 'ds'ŭrõ Rechte Hand, Süden. — Ferner yits'o (lit. head-tree or stick) Kopf, allein auch bildlich Anfang, Beginn. — Ferner wird yiṅ, gebildet aus yi mli (Kopfes Mitte), für mind, reason, faculty; understanding; opinion, meaning gebraucht, und geht eine Menge Verbindungen ein. — Yibii Baumfrüchte, dem Wortverstande nach nicht uneben: Kopf-Kinder I. 81, mit bii, Kinder, als Plur. von bi I. 150, auch zur

Bildung von Deminutiven p. 43. 151, z. B. tebi (Steinchen; in der Sprache der Kinder: neuer Zahn) eig. Stein-Kind, wie Stern: ṅulami (aus ṅwei-la-bi, Hochlichtes Kind). Das läuft auf eine ähnliche Personification hinaus, als wenn im Barmanischen takma (Humb. S. 342) das Steuerruder »der Ruder ältere Schwester« heisst. Mein Wurzel-WB. V. S. XLVII. Auch dienen nachgestelltes nū, yō zur Unterscheidung nicht nur männlicher Thiere, sondern auch Bäume, wie abolobanū, a male breadleaftree, und -yō a female dto p. 42. — Ausserdem hat yi den Sinnen von: Leben. Z. B. yino̥ (yinõ) buchst. was eines Kopf, Leben ist (wohl nõ) Ding; Eigenthum, und nicht no̥ Oberfläche, obere Seite u. s. w.): Zeit, welche eine Person lebt; Generation, Periode. — Dann steht yi auch sehr erklärlich (vgl. unser: Kopfzahl, Kopfsteuer; so viel Köpfe, so viel Sinne) für Individunm; poll, head, piece, Kopf, Stück, z. B. ameyi, sie drei; Zahl. Yinii (Kopf-Dinge) Preis eines Sklaven; Kaufpreis, Loskaufssumme, λύτρον. — Se Rücken, Hintertheil; was nachfolgt; Folge; Ende; Letztes u. s. w. Auch als Postposition: hinter, nach. Im Grunde also nicht viel anders, als wenn Lat. finis sich in den Adverbien fine, fini mit Genitiv (Ital. fino, infino mit Dativ; das o durch Hineingleiten in eine andere Decl., vielleicht nach Analogie von sino, viell. aus Lat. sinus als Innerstes) zum Ausdrucke: bis zu irgend einem Punkte verwenden lässt. Z. B. fine inguinum (eig. von der Grenze des Unterleibes abwärts) ingrediuntur mare. — Umgekehrt hĩe Face; eyes, sight; surface, front, und vielfach gebraucht, insbesondere als grammatisches Subj. und Obj. der Verba, z. B. ba (to come) hie (forward). Hĩe ba s'i (der Blick geht niederwärts) To be meek, humble minded. Hĩe ba no̥ (das Auge kommt drauf) To remember (again). Hĩe hĩ (to remain, keep), no̥ To keep in view, — in remembrance. No̥ Surface, cover, upper part; als Postpos. on, upon, up. Dann hĩeṅmei (buchst. Gesichts-Nuss) Auge; Wasserquelle (wohl gls. als Auge in der Wüste, wo nicht nach den augenartigen Wasserblasen); auch Nadel-Oehr (Mhd. oere aus ôre, aber im Engl. eye of a needle). — He self; body; outside. Auch hewo̥ altes Nomen, = self, sake, allein jetzt nur noch f. about, around, for-sake, through, by etc.

9. Als hiemit verbunden haben wir die Menge sprüchwörtlicher Redensarten in diesen Sprachen zu betrachten.

10. Der Gebrauch gewisser Adverbien, die denselben Begriff als das Verbum ausdrücken, welchen sie zu modificiren beabsichtigen, obschon sie eine verschiedene Wurzel haben.

11. Der Gebrauch des Infin. absolutus. Vgl. I. 113.

12. Bezeichnung der Negation durch eine negative Abwandlung (negative voice).

13. Mangel eines Passivums (passive voice).

Das Verhalten der einfachen und verstärkten Wurzeln und Stämme zeigt sich im Allgemeinen analog dem im Ew'e. Auch im Akra bilden wohl einsylbige Wörter, wo nicht den alleinigen, doch sicher den überwiegenden Grundstock von Wörtern, aus denen sich dann durch Vereinbarung mehrerer, die jedoch zumeist bloss unverbunden neben einander stehen bleiben, eine grosse Summe anderer Ausdrücke auferbaut. An Doppel-Verben p. 38. 82 ff. ist auch in der Akra-Sprache kein Mangel, und ebenso wenig an derartigen von dunkelem Sinn. Das Bringen, ausgedrückt durch ke (nehmen, etwas, und) ba (kommen), besteht ja wirklich meistens aus diesen beiden vereinten Handlungen. Desgleichen ke hã (nehmen und) geben. Dreifach nyĩe (to walk) ke-ba walk to (hieher, weil ba kommen), aber nyĩe ke-ya walk to (dorthin, weil ya gehen) sollen die Richtung anzeigen. Sá fe (wiederholen thun) wiederholt thun. — Dann giebt es mehrere mit ye II. 351—358. to eat, to feed (v. n.), to devour, to destroy; to anoy, to gnaw, to trouble (vgl. edax ignis, edaces curae). To use, to use up, verbrauchen, abnutzen, wie unser: verzehren, aufzehren, woran sich denn auch wohl to spend lehnt. To enjoy (vgl. geniessen, τέρπεσθαι ἐδωδῆς u. s. w.); to live, to live by (wovon leben = wovon sich ernähren), z. B. ye apa To live by hire-work. Daher denn wohl verallgemeinert: to have to do with, to occupy; to treat; to transact; to negotiate; to effect; to keep the office of, to be. To commit. To behave as s. th. Alles wohl hergenommen von dem für den Naturmenschen doppelt wichtigen und für jedermann nothwendigen Geschäfte des Essens. Die nähere Bestimmung dieses häufig gebrauchten Verbums erhelle gewöhnlich aus dem beigegebenen Subjecte oder Objecte oder aus

beiden. Man muss sich übrigens manche sonderbare Verbindungen gefallen lassen. So z. B. II. 107. 352. he-ye, *glauben*, eig. nehmen (und) essen, als ein Hinnehmen und sich Aneignen, von Seiten des Geistes, wie man ja auch nur Geniessbares zu sich zu nehmen pflegt. Da Zimmermann erklärt: to take (except, buy) and eat (use, own etc.): ist also wohl für den Act des Nehmens zunächst das käufliche Ansichnehmen ins Auge gefasst, wobei man ja allerdings von dem Glauben, Preiswürdigkeit und Güte des Gekauften ausgeht. Das Object wird aber in die Mitte genommen: Mīhe (ich nehme) noko (Sache eine, etwas) mīye (ich esse). Ehe (er nahm) enõ (seine Sache, his palaver) eye (er ass) Er glaubte dessen Rede, d. h. ihm, an ihn. — Ehõ (He sold) ebi po (even his child) eye, and (eat) used it (sc. the money). Vgl. comedere bona, numos, was ja auch nur im Allg. verbrauchen, wie *χρήματα ἔδουσι.* K*e* mo ko ye To agree with somebody (eig. mit ihm — also in friedlicher Gemeinschaft — essen!), wovon sich, ist nur das Zusammenessen gemeint, dieses durch den blossen Zusatz hinten nii (Sachen, etwas), als Object, to eat with s. b., zu unterscheiden scheint. Hiebei darf aber nicht vergessen werden, dass k*e* auch Verbum ist, und daher k*e* noko ye, mit etwas essen, buchst. »nehmen Ding ein (z. B. den Löffel) essen« besagt. Mithin ist im Obigen Uebereinstimmung ursprünglich auch wohl unter dem Bilde einer Einladung zum Mitessen gedacht. K*e* m. k. ye na To negotiate, to transact business with s. b., to bargain with s. b. fügt noch na, Mund, hinzu, obschon nur das Verhandeln mit dem Munde, nicht das Essen, gemeint wird. — Wenn für ye auch der auf den ersten Blick sonderbare Sinn in Deutsch »verwalten, herrschen, halten« angeben wird: so erklärt sich doch die Sache leicht aus Beispielen, wie: Ye h'e To enjoy, use etc. one's self (he, body), to be free, at liberty, also geniesst (eig. freilich: isst) sich selbst, gaudet libertate. Ye lumo (eig. den Stand eines Prinzen u. s. w. geniessen) ein Herrscher, Fürst sein, und so auch dann ye mãn n*o* (essen Stadt über), die Stadt beherrschen. Ye nyonts'*o* To master; to lord; to rule, herrschen; to be master, lord, possessor. Etwa: essen — leben als? — Sklavenvater, wo nicht ähnlich, wie Ags. hlâford (Lord) und hlaefdige (Lady) zu E. loaf, Brotlaib, und unser Brodherr im Ge-

gensatze zu den Brödlingen oder Dienstboten. Nâds'iaṅ, Fussstapfen, auch anstatt, giebt in ye nâds'iaṅ (gls. den Platz des Essens statt Jemandes einnehmen) To take one's place, to act or be in one's place; to be instead of, to represent etc. Wenn vielleicht, wie zufolge Tacitus Cap. 22, bei den alten Deutschen, die Berathschlagungen mit Mahlzeiten verbunden sind, erklären sich dann auch vermuthlich weiter: ye ateṅ To settle betwixt to parties, eig. essen dazwischen, als Mittelsperson, Richter. Auch ye sane (das zweite: Sache, Gegenstand, Rechtssache) To settle a palaver, to judge; to lead or plead one's cause; to defend one. — Mit n*o* Oberseite; was darüber ist, mehr als genug; ye n*o* To hold, to keep; to observe, to obey; aber auch to rule, to govern, regiren, walten; to have power over; to inherit, to possess etc., to gain the victory (Oberhand bekommen) = ye konim (geniessen Sieg.). — Dann wieder, nach anderer Vorstellungsweise, Zeit verbringen (sie gleichsam aufzehren, consumere tempus) ye be To spend time. Ye gbî (Tag) To live, enjoy, use, spend, celebrate a day. Ye afi (Jahr) To live or use or spend or pass away or be old a year; to celebrate a new year. Ye onukpa (guter, alter Mann) To be old, an elder, a grandee. Und comparativisch ye m. k. (mit Bezug auf jemand) onukpa To be elder than s. b. Ye m. k. gbekê (Kind), jünger als jemand sein. — Ye nk*o*m*o* (eig. essen Klagen, Kummer) To lament, to be sad, to mourn. Wie animum maerore comedere. Anders: seinen Kummer in sich fressen, d. h. ihn nicht äussern, wie Engl. to eat one's words, widerrufen, weil damit das Wort wieder verschluckt wird, als wäre es nie gesprochen. Vgl. Persisch sevgend (jusjurandum) khôrden (comedere), vermuthlich den Eid weil eine Verpflichtung, etwas zu thun, oder die Wahrheit zu sprechen, auferlegend, gleichsam mit einigem Widerstreben hinunterschlucken. Ye odase, Zeugniss essen f. ablegen, im Akra grenzt nahe genug daran. Jedoch ye wolo (buchst. das Buch essen) für schwören, rührt vielmehr von dem Englischen Brauche her, beim Schwure die Bibel zu küssen. Uebrigens wird Persisch khôrden auch sonst, wie im Barmanischen źâh: (manger) Schleierm. l'Infl. p. 321, mannichfach in tropischer Weise verwendet, wie aus Vullers, Lex. I. 747 zu ersehen ist. Ursprünglich capere cibum

s. potum, steht es auch für capere, ut osculum, vectigal; et occupare, e. g. mundum, regnum (vgl. oben das Akra); und überhaupt frui. 2. metaph. pati, ferre, sustinere, gall. éprouver, von Gutem wie Unangenehmem, Freude, Schmerz, Krankheit, Neid, Reue, Zauber u. s. w.: Sonnenhitze; vom Schwerte, Pfeile getroffen werden. Vgl. pugnos edere, gls. geniessen. 3. an etwas stossen, treffen 4. transigere e. g. tempus, vitam, wie desgleichen im Akra. Demnach spielt auch bei gebildeten Völkern, nicht bloss bei Negern, das Wort für essen (vgl. ausser Genuss bei uns selbst z. B. Augenweide, Ohrenschmaus) oftmals keine geringe Rolle in ihrem Lexikon. Weiter im Akra: ye gbeye (essen Furcht), aber auch wie unser: in Furcht gerathen, s'e (to arrive; to reach) gbeye. Ye hômo (essen Hunger, vgl. die Hungerpfoten saugen), hungrig sein. Allein umgekehrt mit grammatischem Subject: hômo yemi, der Hunger isst mich = ich bin hungrig, werde vom Hunger gequält. Feî ye (die Kälte isst) Es ist kalt; wie feî yemi Mich friert es, ich leide am kalten Fieber. Also ausdrucksvoller, wie *γῆρας*, *τρόμος*, *χόλος*, *χαχὸν ἔχει τινά*, ist vor dem prosaisch nüchternen *ἔευ τις γῆρας* u. dgl. Von dem Drange, seine Nothdurft zu verrichten: s'âmọ ye (Der Urin isst, beisst) und kona (der Waldsaum; Abtritt) ye. Ts'uiyeli, Herzessen, d. i. Gemüthsbewegung, Kummer. Ye seke (essen Tollheit) toll sein, wüthen, auch bildlich von Liebe, Lust, Verlangen, Eifer, lebhafter Unruhe der Thiere.

28. (S. 367) Da Humboldt besondere Hülfsmittel zur Annamitischen Sprache, d. h. des in Tunchin und Cochinchina üblichen Idioms, nicht vorlagen: halte ich es nicht für Ueberfluss, aus dem seltenen, von der Propaganda in Rom 1651 (laut Widmung waren schon damals durch dieselbe viginti quinque diversarum ignotae linguae nationum idiomata zum Druck befördert) herausgegebenen Dict. Annamiticum Lusitanum et Latinum — in lucem editum ab Alexandro de Rhodes, è Soc. Jesu, der 12 Jahre in jenen Gegenden als Sendbote zugebracht hatte, einige Nachrichten mitzutheilen. Angehängt ist nämlich eine kleine Grammatik des Annamitischen p. 1—31. Darin liest man unter Anderem: Viciniora Orientali plagae idiomata praecipue vero Cinense et Tunchinense, et ex parte etiam Iaponense, artem illa

addiscendi habent a nostratibus linguis longe diversam. Dies richtig erkannt zu haben, kann man einem Manne in damaliger Zeit nicht hoch genug anrechnen; und ist auch sehr vernünftig, wenn er, in Widerspiel mit so vielen anderen Missionaren, welche, wo möglich, den ganzen technischen Apparat der Lateinischen Grammatik glaubten ihrer Darstellung von fremden Idiomen aufzwängen zu müssen, — p. 10. von den Redetheilen zu handeln nur in soweit sich vornimmt, quantum hoc idioma permittit, ex quadam proportione cum lingua Latina. Denn, bemerkt er weiter, die vorher erwähnten Sprachen ermangeln gänzlich der Geschlechts-Bezeichnung; besitzen eigentlich keine Declinationen und Numeri. Auch hat wenigstens das Tunchinesische keine Conjugationen, Zeiten und Modi. Sondern diese alle werden angedeutet entweder durch Hinzufügung gewisser Partikeln, oder lassen sich aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden derart erschliessen, dass, wer die Sprache versteht, dies Alles aus dem Zusammenhange ersehen kann, wie z. B. ob ein Wort, das, je nach den Umständen, beiderlei Sinn haben kann, soll als Verbum zu verstehen sein oder als Nomen. Z. B. cheo rudern und Ruder p. 11. 26. Die Erlernung aber jenes Idiomes beruhe auf zwei Grundlagen. Wie nämlich der Mensch aus zwei Theilen, Leib und Seele bestehe: so auch bestehe das Annamitische aus (wie das Chinesische gegen 80,000, meine man) Schriftcharakteren und sodann Tönen oder Accenten, womit es gezeichnet und gesprochen werde. Es werden aber 6 Classen von Accenten: aequalis, acutus, gravis, circumflexus, ponderosus und lenis beschrieben. Z. B. ba, drei, mit dem gleichmässigen Tone, ohne irgendwelche Stimmbeugung, aber geschärft und gleichwie in Zorn vorgebracht, bá, die Concubine des Königs oder sonst eines fürstlichen Mannes; und mit Dämpfung der Stimme bà (avia, vel Domina). Mit Circumflex, d. h. indem man die aus tiefster Brust heraufgeholte Stimme nochmals hell erhebt, bâ Ohrfeige und ohrfeigen. Dann fünftens der gleichwie mit gewisser Schwere aus tiefer Brust hervorgebrachte Accent z. B. in bạ (res derelicta). Endlich der sechste Accent wird mit einer gewissen sanften Stimmbiegung, wie bei der Frage Itane? gebraucht, z. B. in ba? (quoddam sericum apud Tunchinenses coloris lutei vel crocei). In sol-

cher Weise sind nun gar viele Wörter oft völlig auseinander liegender Bedeutung durch den Accent unterschieden. Nie aber stehen in demselben Worte zugleich mehrere. Das begreift sich aus dem einsylbigen Zustande auch der Tunchinesischen Sprache. Bei solchem Bau ist ja nicht, wie bei mehrsylbigen Wörtern, ein Daneben, oder ein Ausweichen nach rechts oder links, für den Ton möglich, sondern nur ein Auf oder Ab in steilrechter Richtung, sodass sich z. B. aus den Wörtern dò, rẹ, mî, pha, sô?, lá eine Art von Solmisation, oder Tonleiter, herstellen liesse. Vgl. Bastian, Ueber die Siam. Laut- und Ton-Accente. Berl. Monatsber. Juni 1867. S. 357 ff. und Max Müller über Cochin-Chinesisch, Vorles. über die Wiss. der Sprache, von Böttger. II. Serie 1866. S. 24. Mit Berufung hierauf, Theoph. Hahn, Sprache der Nama S. 23. Daselbst werden Beispiele von Wörtern aus dem Hottentottischen gegeben, die, verschieden, und zwar je mit Tief-, Mittel- oder Hochton, accentuirt, im Sinne oft völlig auseinander gehen. So a (Verb. subst.), á (lassen), à (weinen). Vorn mit Schnalzlaut !kai-b Finsterniss; Ort; Tuch u. s. w. Der Accent bleibt auf der Stammsylbe, und da alle Stämme des Wortes hier monosyllabisch sind, stets auf der ersten Sylbe. Bei Compositen aus Stoffwörtern fällt der Ton dagegen auf diejenige erste Sylbe, welche den Begriff des zusammengesetzten Wortes hauptsächlich bestimmt. Z. B. gáo-ao-b, König, aus gao, herrschen, ao etwas vorstellen, Suff. masc. Dagegen Tsû-||góab, Wund-Knie, Name einer mythischen Person, welche im Kampfe mit dem Bösen eine Wunde am Knie (||góab) erhielt. In reduplicirten Stämmen hat in der Regel die erste Sylbe den Ton, |nám-|nam lieben; tritt jedoch ein adjectivisches oder adverbiales Suffix an den Stamm, so geht der Ton [wohl allzugrosse Entfernung vom Ende zu vermeiden], auf die zweite Sylbe über, z. B. |nam-|nám-sa, liebenswürdig. —

Ueber Wesen und Stellung des Tones, je nach Verschiedenheit des Gebrauches in verschiedenen Sprachen, wäre einmal künftig eine durchgeführte, und, die Sache recht angegriffen, ebenso hochwichtige als schwierige Betrachtung aufs äusserste erwünscht. Einige Andeutungen hierüber schon in meinen Etym. Forsch. I. S. 4. Ausg. 2. Da der Ton nur den Vokal afficirt,

also denjenigen Theil einer Sylbe oder eines Wortes, welcher nach Humboldts Bemerkung § 23. S. 318 vor dem starreren Consonanten in ihnen das mehr innerliche und seelenvollere Moment ausmacht: hätte man nicht Unrecht, mit unserem Missionar auch in der Betonung etwas Seelenhaftes zu suchen. Es unterscheidet aber Zimmermann in der Akra-Sprache Gramm. § 4. zwischen 1. Intonation (Erhöhung und Vertiefung der Stimme), welche in einzelnen Wörtern verschieden sei von der in Sätzen. Durch erstere würden (mit Gravis zum Zeichen für die Erhebung) viele Wörter unterschieden, wie z. B. ni, und, zur Verbindung von Sätzen, aber nicht von Nomina, nì das, was, wer. Là, Blut, mit höherem Tone ausgesprochen, als la, Feuer, Licht. Sum*o*, lieben, gern haben, aber sum*ò*, dienen. Einige Wörter, insbesondere Adverbien werden eher gesungen als gesprochen, und diese Tonweise ist verbunden mit einer langen Quantität, welche kann verlängert werden gemäss dem Willen und der Energie des Sprechers, z. B. dā, immer; ā ñ h u ñ (dessen a nach Belieben verlängert wird) lange Zeit, beständig. So ṅ, allzusammen, gänzlich, durchaus. Vgl. p. 69 nach ähnlichem Princip mit willkürlich verlängerter Wiederholung (vgl. p. 35), z. B. eds'o foi yeredédédé... Er lief hophophop. — Und:

2. Der Wort-Ton (accentuation), als auch verschieden vom Satzton. Jener, durch einen Acut bezeichnet, liege insgemein (was freilich bei vorherrschender Einsylbigkeit auch der Grundwörter weniger zu verwundern wäre, als im Deutschen) auf der Wurzel des Worts und bei zusammengesetzten Wörtern nicht auf dem Bestimmungs-, sondern dem Grundworte. Vgl. Ries, Otyi Gr. § 60. Wenn ein Possessiv-Pronomen mit einem Nomen verbunden ist, hat ersteres, wohl zu grösserer Hervorhebung der besitzenden Person, den Accent. — Rücksichtlich des Kiriri in Amerika wird in der Gramm. von Gabelentz S. 6. von zwei Accentzeichen, dem Acut und Circumflex, gesprochen, welcher letztere aber blosse Modificationen der Aussprache von Vokalen zu bezeichnen scheint. Ersterer findet sich gewöhnlich auf dem letzten Vokal aller Wörter, mit Ausnahme einiger wenigen, z. B. bae, von. Sylben mit dem Nasal-Zeichen (˜) haben stets den Ton. Wenn ein Wort auf ein nicht-accentuirtes e oder

ae endigt, wird dies wie das französiche stumme (auch tonlose) e ausgesprochen, z. B. pide, er ist; tekiebae ich sehe nicht. Wenn sich mehrere Acute in Einem Worte finden, so ist dies ein Zeichen, dass es zusammengesetzt ist, und jeder Theil in [also auch, nicht gerade streng naturgemäss, trotz] der Zusammensetzung seinen Accent behält, z. B. tçohóhehéde. Es sind einige. — Im Koibalischen (Castrén's Sprachlehre von Schiefner 1857. § 32) ruht der Ton in der Regel auf der Endsylbe. Ist die Endsylbe aber kurz und die vorletzte lang, so neigt sich das Tongewicht sehr schwach auf die Endsylbe und es kommt dem Ohr fast vor, als rücke der Accent auf die vorletzte Sylbe zurück. Doch ist dieses Zurückrücken nur scheinbar, denn bei einer angestrengten Aussprache wird auch in diesem Fall die Endsylbe betont. Umgekehrt wird auch Länge der Penultima durch die betonte Endsylbe, zumal wenn sie lang ist, vermindert.

Steinthal macht (Berl. Ges. f. Anthrop., Ethnol. und Urgesch. April 1874. S. 17) auf die verschiedenen Stellen aufmerksam, welche der Ton im Malayisch-Polynesischen Stamme, nämlich auf der vorletzten Sylbe, einnehme, wogegen er bei den Negritos und bei den Bewohnern der Palau-Inseln sich auf die letzte stelle. Man kann ihm aber nicht beistimmen, wenn er diese Unterscheidung in der Ton-Stelle zu einem Kennzeichen des Stammesunterschiedes stempelt, was es für sich nicht sein kann. Sprachen desselben Stammes, oder auch Mundarten derselben Sprache, gehen nicht selten mit Bezug auf den Accent ihre eigenen, d. h. nicht immer gleiche, Wege. Mundartlich könne sich, erinnert Ewald, Abhandl. II. 27., unter späteren Einflüssen der Accent ändern, wie z. B. das Syrische neben dem Chaldäischen deutlich zeige. Eben da wird auch der Endaccent im Türkischen berührt, worüber ausführlicher aus eigner Erfahrung Schlottmann DMZ. XI. S. 5. — Nicht unwahrscheinlich, dass diese Art Tonstellung mit dem Hinterbau der tatarisch-uralischen Sprachen zusammenhängt. Das Kyrinische habe (wird von Schiefner in der Abh. darüber S. II. bemerkt) ursprünglich eine den tatarischen Sprachen entgegengesetzte Art der Betonung. Während die letzteren den Ton auf die End-

sylben rücken, hat das Kyrinische eine Betonung der Stammsylbe aufzuweisen. Also gab jenes Kaukasische Idiom rücksichtlich der Betonung später fremdem Einflusse nach. — Einen ähnlichen Grund für die einförmige Behandlung des Accentes bei den Letten gegenüber der bunten Mannichfaltigkeit bei den sprachlich nächstverwandten Lithauern suche ich in dem Finnisch-Esthnischen Sprachstamme. Vgl. Ahrens, Ehstländische Grammatik S. 17. Ueber dass Lithauische ausser der wichtigen Schrift Kurschat's Laut- und Tonlehre (als zweites Heft seiner Beiträge 1849) von dessen Mutteridiom, das Schulprogramm: Der Tonwandel in der Lithauischen Declination, von M. Voelkel. Tilsit 1873. Im Lettischen »ruht nämlich der Hauptton stets auf der Wurzelsylbe des Worts und ist diese immer die erste des Worts« Bielenstein, Handb. der Lett. Spr. I. § 115—122., vgl. Stender, Lett. Gramm. § 18 ff., und schreibt ersterer der Lettischen Sprache »einen so zu sagen trochäischen Trieb in ihrer Accentuation« zu, »sofern sie gern die betonten Sylben mit den unbetonten wechseln lässt, z. B. dāwanĭnām mit Hauptaccent auf dem ersten a, und mit Nebenton auf i. Auch im Esthnischen herrscht zufolge Neus, Esthn. Volksl. Erste. Abth. S. V. trochäischer oder nebenbei daktylischer, mithin nur fallender, rhythmischer Gang. Hupel, Gramm. S. 4. giebt vom Esthnischen an: »Alle Wörter, sie mögen noch so vielsylbig sein, haben den Ton auf der ersten Sylbe, die allezeit lang [?] ausgesprochen wird. In zusammengesetzten Wörtern bleibt der Ton [offenbar der zu grossen Schwere halber, welche Ein Ton tragen müsste] auf der ersten Sylbe eines jeglichen Wortes, z. B. jùmmala-kàrtmatta, es sei denn das letzte Wort einsylbig, in welchem Falle bloss das erste Wort, z. B. héina-ma den Ton hat.« Man hat hier also, im Gegensatze zu dem türkischen Princip, das grössere Tongewicht gerade auf den Anfang des Wortes gelegt, der ja, weil jene Sprache mit ihren Schwestern Präpositionen nicht vorsetzt, sondern hinten anheftet, an die vorderste Stelle die Wurzel bringt. (Die Vokalharmonie aber dient, als Innenreim, gleich der Assonanz, in vielen Sprachen des Ural-Altaischen Kreises zum engeren Zusammenhalten von Wurzel oder Thema und Postposition, wie als mehr vergeistigtes, ob-

wohl auch äusserliches, Mittel der meist von einem gewissen Gleichlaut in den Wortenden unterstützte Gedankenreim zwischen den Bezeichnungen von Substanz und Accidenz in den Indogermanischen Sprachen.) Einfluss übrigens vom Esthnischen auf das Lettische wäre bei der Nachbarschaft (vgl. Thomson, Ueber den Einfluss der Germanischen Sprachen auf die Finnisch-Lappischen. 1870. S. 18) in keiner Weise wunderbar. Auch geht, wie Neuss sehr wahrscheinlich macht, mit der Neigung, den wurzelhaften Anfang des Wortes als das Bedeutsamste zu betonen, Hand in Hand Willkommenheissen des Buchstaben-Reimes (Alliteration) vorn in der Dichtung, statt des Sylbenreimes hinten. Es mag hier, übrigens eines Jeden eigenem Urtheile überlassen, stehen, was ich bei Pfau, De numero Saturnio p. 54. lese: Praeterea numerus trochaicus in omnibus fere cascis gentium indogermanicarum versibus exstat primitivus ac principalis. — Wie schwer man übrigens den Accent-Wechsel, wennschon leichter im Einzelnen, als den principiellen im grossen Ganzen einer Sprache, begreife: läugnen lässt er sich doch nicht. Wollte man z. B. auch nicht die Accentuation im Russischen (s. darüber L. Kayssler, Die Lehre vom russischen Accent. Mit Rücksicht auf die Accentuation verwandter Sprachen. Berl. 1866), welche, gleich dem in der Lithauischen Sprache, einen freieren und verwickelteren Charakter zeigt, in Anschlag bringen, weil das Russische mit dem Serbischen und den Südslavischen Idiomen, einen vom binnenländischen, d. h. polnisch-böhmischen, wesentlich verschiedenen Zweig des Slavenstammes bildet: wie geht es doch zu, dass die so eng verbündeten beiden Slavensprachen, Polnisch und Böhmisch, sich an eine bestimmte, jedoch jedes von beiden an eine verschiedene Stelle des Wortes binden, um sie durch den Accent hervorzuheben? Legt doch der Böhme den Ton auf die erste Sylbe, während der Pole, ausser in Fremdwörtern, die vorletzte accentuirt (Bandtke, Gramm. S. 10. sagt: lang macht). Vgl. das Tagalische Humb. Versch. S. 395. Dann wieder zeigt das Wendische der Niederlausitz abermals den Accent, so weit wie möglich, nach vorn gerückt, d. h. auf der ersten. Es macht aber Hauptmann, Nieder-Lausitzische Wendische Grammatica Lübben 1761. S. 29. die Bemerkung: »Wie die

Sprachen unterschieden sind, so ist auch der Accent in denselben verschieden. In der Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen [über den Accent im Semitischen s. Steinthal, Charakteristiken S. 257], imgleichen in der Französischen Sprache steht der Ton entweder in der ultima oder penultima. In der Griechischen und Lateinischen Sprache steht er in einer der drei letzten Sylben. In der Italienischen, Englischen und Teutschen Sprache steht er auf der letzen Sylbe oder zweiten, dritten, vierten, fünften u. s. w. von der letzten. In der Wendischen Sprache aber steht der Accent [d. h. doch wohl ungerechnet die Nebenaccente] allezeit auf der ersten Sylbe, das Wort habe auch so viel Sylben, als es immer wolle, z. B. pátawa Gluckhenne; nápscheschiwñik Feind, Widersacher. S' ńébohgabojanosczi, aus Góttlosigkeit. Der Ort Púltawa, falsch mit Accent auf der vorletzten. Auch in fremden Wörtern setzen die Wenden den Ton meist auf die erste Sylbe, wenn er auch in der fremden Sprache auf der anderen steht. Z. B. Cáthrina, Chrístina, Márya, pápira, láterna, pántoffla u. s. w.« — Hienach muss man doch wohl oder übel eine Zeit annehmen, wo die späterhin getrennten, wennschon in manchen Puncten noch eng verbundenen Sprachen in Anwendung des Accentes noch einem gemeinschaftlichen Principe huldigten, welches nachmals von dem einen oder dem anderen, wo nicht von beiden, verlassen wurde. In der Poesie können wir den analogen Vorgang noch geschichtlich verfolgen. Das quantitirende Princip beim Versbau, wie es bei Griechen und, freilich wohl erst in deren Nachahmung, den Römern; sodann bei den Indern (wo auch eine Sylbe mit Consonantengruppe hinter dem Vokale, des hiedurch hervorgebrachten Aufenthaltes wegen, für lang gilt), herrschte, wird, noch von versus politici abgesehen, in den neueren, sogar denjenigen Sprachen, welche dem mütterlichen Schoosse des Latein entsprangen, mit dem accentuirenden vertauscht; und kam ausserdem im Germanischen an Stelle des früher gepflegten Stabreimes im Anlaute vielmehr umgekehrt der Endreim in grössere Aufnahme. Auch im Sindhi begegnen wir, laut Zeugnisses von Trumpp (DMZ. XVII. 255), ähnlichen Neuerungen. »Das Sindhi hat sich«, wird bemerkt,

»seine eigene Metrik geschaffen und sich von den künstlichen Versmassen der persischen Poesie und der alten indischen Dichtungen völlig emancipirt; die Sindhi-Dichtung bewegt sich daher ganz frei, und jeder Dichter schafft sich nach Belieben sein eigenes Versmass, gerade wie im Deutschen. Der Grundcharakter derselben ist, wie in den abendländischen Sprachen, der Reim [auch, wie die Beispiele zeigen, mit eingemischten Alliterationen], der in einer so vokalreichen Sprache, wie das Sindhi ist, sich leicht handhaben lässt. Die Quantität der einzelnen Sylben kommt dabei nicht in Betracht, und der Vers wird nur nach dem Accent [!] gemessen; der Ton zieht sich immer nach der gereimten Endsylbe hin und die voranstehenden Worte werden nur leicht intonirt. Da die Zahl der Sylben ganz in der Willkür des Dichters liegt, und jeder Vers wieder als ein abgeschlossenes Ganzes betrachtet wird, so variiren die Verse immer nach Länge und Kürze der Sylben«. — Ein Deutscher Hexameter, worin Wörter, die wegen ungleicher Quantität nur einen unreinen Reim gäben, wie grüssen, müssen und küssen, und Gruss oder Mus (zum Essen), muss und Kuss, dennoch, des Accentes auf der nämlichen Stelle halber, für rhythmisch gleichwerthig gölten, — ist begreiflicher Weise, weil nach dem accentuirenden Principe erbaut, ein wesentlich von dem antiken verschiedener, und zum höchsten ein Analogon von ihm, nur in grundverschiedener Sphäre.

In Betreff des Ungarischen bemerkt Riedl, Magyarische Grammatik S. 43: »Mit der Stellung der Wurzel zu Anfange des ganzen Sylbencomplexes und der Assimilirung der Vokale der Wurzel steht auch die Accentuirung der ersten Sylbe im innigsten Zusammenhange. Wie im Finnischen, so fällt auch im Magyarischen der Hauptaccent des Wortes auf die Wurzelsylbe, sei es, dass diese entweder an sich, oder wegen einer nachfolgenden Position gedehnt wird, sei es, dass sie der Quantität nach kurz ist; und selbst der Umstand, dass in den § 17 erwähnten Fällen, wo nämlich der Wurzel nach Art der indogermanischen Sprachen eine Partikel vorgesetzt wird, diese den Accent auf sich zieht, giebt ein Zeugniss von dem, in dem Sprachbewusstsein tief wurzelnden Bedürfnisse, die erste, also regelmässige Wurzelsylbe zu betonen. Der Accent greift in die Lautver-

hältnisse des Magyarischen tief ein; und viele in dem Bereiche des letzteren bemerkbare Erscheinungen beruhen auf seinem Einflusse und können nur aus ihm erklärt werden« u. s. w. Ein Fall, der auch anderwärts vorkommt.

Man gestatte mir jetzt die Frage: Beruht nicht die durchgängige Tonstellung einer Sprache (natürlich sprechen wir nicht von der rhetorischen oder declamatorischen), übe sie nun auf die Anfangs- oder Schluss-Sylbe der Wörter ihre Macht aus, ungerechnet etwaige andere, vielleicht mehr intellectuelle Gründe, auf der Nebenabsicht, gleichsam wie für das Auge in Persicher Keilschrift derWorttheiler oder (was im Alterthum nicht immer beobachtet) der zwischen den Wörtern gelassene breitere Raum die Worteinheit sichert, dem Ohre und Geiste das Gefühl eben dieser, innerhalb des Satzganzen, gleichfalls wie zu noch schärferer, und, so zu sagen, interpunctioneller Hervorhebung rege zu erhalten? Die Betonung auf der ersten Sylbe malt gewissermassen den Anlauf zu einem neuen Wortbeginn, während der Accent hinten gleichsam jambisch oder anapästisch aufsteigt, und, wie dem zuletzt gesprochenen Worte zum Abschluss, der Stimme noch eine besondere Kraftanstrengung zumuthet, um dann wieder in ein beruhigteres Fahrwasser sich zu verlieren. Sonst suchten ja die Griechen den gewaltsameren Eindruck oxytonirter Wörter im Redezusammenhange durch Dämpfung mittelst Gravis sogar wieder zu mildern, wie denn selbst die asiatischen Aeoler *βαρυντικοί*, das heisst, gleich den Römern, der Betonung von Endsilben abhold, waren. Jenem worttrennenden Verfahren aber steht dann gegenüber dies andere, wenn trotzdem auch der Satz, selbst mit rein lautlichen Mitteln, einheitlich zusammengehalten wird. Dahin gehört also zum Theil jenes Hinstreben von einigen leichter wiegenden Satz-Gliedern (Artikel, Pronomina, Partikeln, Präpositionen; das abstracte Verbum subst.) nach den stärkeren und vollwichtigeren, von welchen jene, sei es nun enklitisch oder proklitisch (man beachte z. B. auch den Accent in *ἀνά, κατά* gegenüber von *ἄνω, κάτω*), nicht bloss im Griechischen, sondern auch vielfach anderwärts, zu sich näher herangezogen werden. Eine andere Art Sandhi, auch im Sanskrit bekannt, indem ja durch die Tonanlehnung eine Beein-

flussung von Wort auf Wort statt findet, ebenso wie wenn ein End-Laut des vorhergehenden Wortes sich mit dem Anlaute des nachfolgenden, sei es nun durch Assimilation oder durch Vermeidung des Hiatus in Folge von Elision, Ineinsziehen der Vokale (Contraction, Krasen) oder Herausbildung von Consonanten (Jot aus i, Vau aus u u. s. w.), in ein Annäherungs-Verhältniss setzt. Es versteht sich übrigens von selbst, dass, dafern in einer Sprache Betonung der Anfangs- oder Schlusssylbe nicht die allgemeine Regel ist, wo Bezeichnung des Tones an jenen Stellen mehr nur gelegentlich geschieht, dies auf anderen Gründen beruhen müsse, als der oben von mir in Anspruch genommen wurde. Selbst aber im beregten Falle kämen noch andere Rücksichten in Betracht, als zur Beobachtung der Worteinheit zu dienen, welche letztere ja auch selbst durch Betonung in Mittelsylben des Wortes, obschon sie darin minder scharf hervortritt, zum mindesten mit (sonst auch durch die Wortpause) herbeigeführt wird.

Der Böhme spricht die erste Sylbe eines jeden Wortes, wie Dobrowsky Lehrgebäude 1819. § 19 lehrt, mit vorzüglicher Erhebung und mit besonderm Nachdrucke aus. Der Ton hat demnach seinen beständigen und unveränderlichen Sitz auf der ersten Sylbe. Nicht nur král, králowna, králowstwj haben den Ton auf á, sondern auch kralugi, kralowati, obschon ihr a nicht gedehnt wird. Dem gleichen Gesetze müssen sich auch fremde Wörter unterziehen, z. B. lúcerna, obgleich im Latein die mittelste Sylbe den Ton hat. Seine Macht ist aber so gross, dass einem Worte vorgesetzte Präpositionen oder andere Partikeln den Ton an sich reissen, indem ihn die nachfolgende Sylbe verliert, z. B. in ne maudry unklug, zapomenauti u. s. w. Der Ton geht selbst dann verloren, wenn die einsylbigen Vorwörter getrennt bleiben, o-tom davon, na-nebi im Himmel, bez-ruky, ohne Hand, od-nich, von ihnen, u. s. w. Man würde dies als Tonanlehnung bezeichnen müssen, würde nicht in diesem Falle gerade vom schwachen vorderen Worte das nachfolgende stärkere dennoch unter das Joch der unerbittlichen Gesammtregel gebeugt. Nach zweisylbigen, oder den verkürzten Vorwörtern skrz, krom (st. skrze, kromê) und dle (synkopirt?)

behauptet das folgende Wort seinen Ton, welchen Vorzug es augenscheinlich nur der noch bestehenden oder ehemaligen Zweizahl von Sylben dort verdankt. Stehen einsylbige ganz getrennte Wörter neben einander, dann hat gewöhnlich nur eines, und zwar das wichtigere, den Ton. Z. B. in můg pán, mein Herr, on sám er selbst; gá chci Ich will, ist das zweite Wort betont. In pod' sem Komm her; gdi tam Geh hin, hat das erste den Ton. Wollte aber der Redende das zweite Wort heben, so würde er auch die Wörter anders stellen und sagen: sem pod', tam gdi. — Da die kürzeren Fürwörter mi, mẽ; ti, te; si, se; mu, ho immer nur [weil enklitisch] nach andern Wörtern stehen: sind sie auch keines Tones fähig. Will nun der Redende absichtlich einen Nachdruck darauf legen, so muss er dafür die bestimmteren Fürwörter, mnẽ, mne; tobẽ, tebe; sobẽ, sebe; gemu, geho wählen. Ganz wie neben den mehr energischen Pronominalformen im Griech. und Sanskr. enklitische schwächere (z. B. μου neben ἐμοῦ u. dgl.) hergehen. — Die einsylbigen Bindewörter, als i, a, by, ni, li, źe, c̃i, at', aź, pak, neź sind ebenfalls neben anderen betonten Wörtern tonlos, und werden nur durch die Verbindung mit anderen unbetonten des Tones fähig; pakli, c̃ili, neźli, źeby, at' miu. s. w.

Wiederum zeigt das Serbische, vermöge engerer Verwandtschaft mit dem Russischen, rücksichtlich Behandlung des Tones ein völlig anderes Gesicht, als das soeben betrachtete Böhmische. Denn während letzteres, wie befangen in störrigem Eigensinn, mit vielleicht nicht ganz erquicklicher Gleichförmigkeit dem Tone der Wörter unverbrüchlich auf ihrer ersten Sylbe seinen Platz anweist, nennt uns für jenes Wuk Stephanowisch, Serbische Gramm. verdeutscht von J. Grimm, S. 19ff. vier Accente, welche nichts weniger als eine feste Stelle behaupten. Er unterscheidet aber 1. einen auf scharf betonten Sylben, z. B. vràna Krähe, pìti trinken; premètati, prèmetryti überwerfen; krst mit Accent auf dem vokalischen r. — 2. auf Sylben, wo sich der Ton gerad ausdehnt: grána Zweig; víkati schreien; veslélje Lustigkeit; sr'na Reh. — 3. das dritte Zeichen, ein kleiner Bogen, über dem Vokal steht, wo der Vokal wie rund ausgeht. Z. B. glad Hunger, telo (auf e) Leib, trn, der Dorn. — 4. steht auf Sylben, wo sich

der Ton so ausdehnt, dass ein wenig von der Ausdehnung auch auf andere nachfolgende Buchstaben übergeht. Z. B. nâvo, 'mit Fleiss (auch überall im Gen. Plur.); des'et ljydi (auf y=u), zehn Leute. — Ueberdem werden noch in 1. 3. und 4. je eine Unterart von Ton unterschieden. Bei flexibeln Wörtern aber bleibt der Ton nicht immer derselbe auf einer Sylbe, sondern ist veränderlich. Z. B. vòda, das Wasser, vòdi im Präpositional, hat im Gen. vòde und Instrum. vòdom auf zweiter Sylbe auch noch den Ton 3., während Dat. vodi, Acc. vody, Voc. vodo nur die doppelt- scharfe Unterart von 1. auf der Vordersylbe zeigen Der Plural-Nominativ vòde hat den Gen. Pl. vôda mit 3. neben sich, während der Pl. Dat. vodama vorn den doppelt-scharfen Ton 1. führt. — Mìje, Schlauch, und grìje, Sünde, haben im Nom. gleichen Accent und Laut, aber in den übrigen Endungen bekommt letzteres gríja Gen., gríjova Nom. Pl. u. s. w. Sedla die Sättel, sela die Dörfer, haben im Pl. einen schärferen Accent vorn, als sèdlo, sèlo der Sattet, das Dorf, im Sing.

Wo zwei feindliche Principe in einer Sprache zusammenstossen: geräth diese mit sich in einen eigenthümlichen Zwiespalt, wovon uns das Englische ein lehrreiches Schauspiel vor Augen stellt. Man sehe Buschmann, Lehrb. der Englischen Aussprache 1832. S. 1—24. Handelt es sich doch dabei 1. um die, vom Angelsächsichen her ererbte Gewohnheit des gesammten Germanischen Sprachstammes, vor allem Nebensächlichen die Wurzel-Sylbe gleichsam als Kern des Wortes lautlich auszuzeichnen, und ihr die Ehre des Vorranges zu geben.

Dann aber 2. bei Aufnahme von fremdem Sprachstoffe, namentlich aus dem Latein entweder unmittelbar oder in romanisirter Form. Letzteres natürlich entstammt zumeist dem Französischen, worin sich ja, man berücksichtige indess dabei den Wegfall der Endsylben oder das Verstummen ihres Vokals in Wirklichkeit noch für gewöhnlich die Lateinische Betonungsweise abspiegelt, trotzdem dass der Accent, eben in Folge der Verkürzungen, sich im Französischen auf den Wortschluss stellt. Z. B. chántre nach dem Nominativ cántor', aber chanteúr, weil, wie Ital. cantóre, als den obliquen Casus entnommenes Thema. Mätzner, Franz. Gramm. 1856. S. 42 sagt: »Der Wortton, wesentlich be-

gründet auf das Verhältniss des französischen Wortes seiner lateinischen und latinisirten Grundform, liegt im Französischen auf der letzten vollen Sylbe des Wortes, wie auch der erhöhte Ton der Satzglieder und Sätze auf der letzten vollen Sylbe des Endwortes ruht.« Vgl. auch G. Paris, Étude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française. »Ruht im Italiänischen« bemerkt Blanc, Ital. Gramm. S. 91. »der Ton auf der vorletzten, so ist das Wort voce píana, ein glatt und eben ausgehendes, und dieser Fall ist der unendlich vorherrschende in allen italiänischen Wörtern, wie in amare, amore, sentenza, giústo« u. s. w.

Das Latein anlangend, enthält der 1. Bd. der Kuhn'schen Zeitschr. I. 543—556. den Aufsatz von Dietrich, Zur Geschichte des Accents im Lateinischen, der manches Beachtenswerthe enthält. Dietrich räth auf eine ältere der geschichtlich bekannten vorausgegangene Accentuation, welche, namentlich im zweiten Compositionsgliede, schuld sei an vielerlei die Vokale treffenden Veränderungen. Vgl. Corssen Ausspr. I. 323. Ausg. 1. Am ausführlichsten Corssen, Aussprache u. s. w. in erster Ausg. II. 200 ff. A. das jüngere Betonungssystem. B. das ältere Betonungsgesetz S. 321. C. Betonung der Italischen Dialekte S. 338. D. Spuren Altgriechischer Betonung S. 362. E. Verhältniss der Lateinischen Betonungsweise zur Betonung verwandter Sprachen. In der Abh. »Aussprache des Lateinischen« in den Münchener Sitzungsber. der Phil.-Philol. Cl. 1874. Bd. II von Spengel S. 248 werden auch die wirklichen oder vermeintlichen Abweichungen von dem Grundgesetze der Accentuation in ihm berücksichtigt. Welcher Unterschied aber auch rücksichtlich der Betonung zwischen Latein und Griechisch und zwar, wie selbst ein Quintilian XII. 10. gestand, zum Nachtheile des ersteren! Sed accentus quoque, heisst es bei ihm, cum rigore quodam, tum similitudine ipsa (der grösseren rhythmischen Eintönigkeit wegen) minus suaves habemus, quia ultima syllaba nec acuta unquam excitatur (kräftiger hervorgehoben) nec flexa circumducitur, *περισπώπενον*, geschleift, mit Senkung gegen das Ende *όο = ῶ* gegen *ώ = οό*), sed in gravem (unbetonte), vel duas graves cadit semper. Also ein beständiges, und, weil die Rede durch kein emporreissendes Aufrütteln unterbrochen wird, einschläferndes Fallen des Tones. Wenn spätere

Grammatiker, namentlich Priscian, von obigem Grundgesetze einig Ausnahme-Fälle anzugeben wissen, was trägt das aus gege die ungeheure Hauptmasse? Nostrás, Arpinás u. a. sollen, al aus átis gekürzt, den Ton nicht umgesetzt haben. Möglich: wi Frz. aimez aus amâtis, aimé = amatus, aber j'aime, il aiment, weil hinten tonlos, den Ton auf der ersten behaupten In den Adverbien illúc, istúc, illác, illínc soll diese von de ihrer Promina abweichende Betonung statt gefunden haben. Das sieht fast wie ein erklügelter Unterschied aus, könnte indess be dem häufigen und sehr natürlichen Drange der Sprache nach Unterscheidung auch recht wohl auf Wahrheit beruhen. Priscian unterscheidet aber ferner zwischen poné, hinten, ergó (etwaiger Ton-Anlehnung wegen) und dem Imper. póne, érgo, daher. Circùm als Präp. gegen den Acc. círcum würde ich gleichfalls aus Proklise erklären, welche sich bei mehrsylbigen Präpositionen nicht durch Aufgeben des Tones kund giebt, sondern durch Tonlegung auf die Endsylbe, wodurch, der zu grossen Länge wegen, zwar noch eine gewisse Selbständigkeit, obwohl bloss eine halbe, gewahrt bleibt. Uebrigens hätte man Priscian zufolge quocúm, quacúm, quibuscúm gesprochen, was denn, falls begründet, der Griechischen Anastrophe, z. B. *χαχῶν ἔξ*, *νεῶν ἄπο*, nahe käme. Belláque, egóne, illéve, illáce seien neuerdings durch die Priscianische Regel in Gang gebracht.

Mit Recht aber, zuletzt noch dies zu erwähnen, rügt Spengel, dass wir beim Lateinsprechen nach unserer Deutschen Weise so oft — unverständig genug — Accent und Quantität mit einander verwechselten. Quóque und quôque (von quisque); málo, (von malus) und das Verbum mâlo; mánet (von manere) und mânet (von mânare); pópulus Volk, aber pōpulus Pappel. Und allerdings, quel horreur! und was jeden, nicht geradezu tauben Römer hätte müssen zur Verzweifelung bringen, von uns etwa hóminês statt *hómminehs,* vielmehr *hohminess,* oder hominibus *hohmihnibus* st. *hommínnibus,* aussprechen zu hören. Auch unterschied der Römer natürlich zwischen êdimus (wir assen, oder als Comp.) und ĕdimus, wir essen, während wir sprechen, als hätte auch das Letztere vorn Länge, obschon es doch, wie rédimus, jedoch ohne Position, zu sprechen wäre. Wir wollen

hieran aber einige Bemerkungen knüpfen über die *Tonwanderung* gegenüber der *starren Unbeweglichkeit* des Accentes anderwärts. Bei letzterer habe ich nicht bloss das unabänderliche Festhalten an Betonung der Anfangs- oder Schluss-Sylben der Wörter im Auge. Nein; denken wir nur an das, was wir im eigenen Hause thun. Von *hében* bleibt in allen Ableitungen der Ton stetig auf der *Wurzelsylbe* haften, z. B. *erhébt*, *erhóben*, *erhéblicher*, *unerhéblichere*. Eine Tonrückung, wie in Lat. *hominibus*, sogar auf Kürze, wäre uns Deutschen unbedingt versagt. Sprünge des Tones aber von einer Stelle, die noch *vor* die Wurzelsylbe fällt, z. B. in *ἱερόγραφα*, in einen Stand *hinter* dieselbe, z. B. in *ἱερογραφούμενα*, oder von der Wurzel z. B. *ἐλευθεροπρέπεια* dann wieder, z. B. in *ἐλευθεροπρασίου δίκη*, anderwärtshin müssen auf unser, durch Gewohnheit anders gestimmtes Gefühl den Eindruck von etwas Seiltänzerischem machen, wie vom Ohre der Griechen und Römer ihrerseits Betonung der *fünftletzten* etwa *ausserórdentlichere Massregeln* kaum anders denn als Greuel empfunden würde. Allein sind nicht auch dem Latein sowohl wie der Griechischen Sprache *andere* Schranken gesetzt? Freilich z. B. können sie, die eine wie die andere, mit dem Accent die dritte Sylbe vom Ende *nicht* überschreiten. Dann gehen jene beiden Schwesteridiome aber sonderbarer Weise wieder in Betreff der *vorletzten* auseinander. Der Lateiner *muss* diese im Fall ihrer *Länge* betonen, darf dies jedoch *nicht*, wenn sie *kurz* ist, welchenfalls den Ton auf die *drittletzte* zurückzuziehen von ihm das Gesetz verlangt. Augenscheinlich geht auch im Latein der *Grundzug* der Betonung nach der *Wurzel-Sylbe* der Wörter hin. Jedoch so, dass dieser von einem lautlich-rhythmischen Gegenspiel vielfach gehemmt und durchkreuzt wird, und dem zufolge nur in unvollkommener Weise zur Geltung gelangt. Für gewöhnlich würde die Indogermanische Wurzelsylbe, eben ihrer End-Bekleidung wegen, nicht an die letzte Stelle, sondern weiter nach vorn, kommen. Es müsste denn der Zuwachs am Ende wieder durch Kürzung Einbusse erlitten haben. Unter solchen Umständen aber erklärt sich, dass Sprachen, in welchen der Accent nach der Wurzelsylbe verlangt, bei mehr als eine Sylbe zählenden Wörtern die *letzte* Sylbe, wie ja das Latein thut, ohne Ton lassen. Nun

kommt aber in dieser Sprache das phonetische Betonungs-Verfahren als Störenfried in so fern dazwischen, als es, ohne irgendwelche Rücksichtnahme auf das prosodische Verhalten der Schluss-Sylbe (kurz, natur- oder positionslang), sich lediglich um die vorletzte Sylbe, als seinen Angelpunkt, dreht. In zweisylbigen Wörtern verbleibt der Wurzel an dieser Stelle der Ton, ausser sie gehöre, wie z. B. in ínest, áddit, éxit, éxpers u. s. w., dem Wortende an. Bei mehr als zweisylbigen Wörtern fällt er unbedingt auf die vorletzte, im Fall diese, gleichgültig ob von Natur, also am Vokale, oder durch Consonanten-Hemmung, lang ist, sonst, mit gleichem ausnahmlosen Zwange, auf die drittletzte, wobei es dann lediglich dem Zufall überlassen ist, ob die Wurzel von ihm getroffen wird, oder sein Ictus nach rechts oder links hin nebenher fällt. Also zwar cápio, incípio, cápiunt, cápiâs u. s. w.; aber íncipit gegen cápit; cêpísti, cêpérunt gegen cépi, incépi.

Begreiflicher Weise fordert im Betonungs-Systeme auch die Quantität mitunter ihr Recht, nicht unberücksichtigt zu bleiben. Wir begegnen aber auch hier einer Entzweiung des Brauches bei den Römern und Griechen. Naturlänge verhält sich zur Kürze, wie deren Doppeltes 2:1, und hat man kaum Unrecht, in einer durch starke Position gelängten Sylbe mindestens den Ueberschuss eines Viertels (also = 1¾) über einen einfachen Vokal in schwacher zu finden. Natürlich hat der Ton schwerer an quantitativ beschwerten Vokalen als an leichten zu tragen; und hat dieser Unterschied oft an der Wahl der Tonstelle seinen Antheil. Während aber im Lateinischen die Endsylbe ganz ohne Einfluss blieb, mochte sie nun lang sein oder kurz (z. B. cópiâ im Abl., wie im Nom. cópiă; aber copiárum mit einem Sprunge trotz cópiae), hingegen die lange vorletzte von bestimmendem Einfluss sich zeigt: konnte der Grieche, abgesehen von seinen Schluss-Betonungen, recht wohl eine vor kurzer Endsylbe vorhergehende Länge überspringen, um den Ton auf die drittletzte zu setzen, wesshalb ihm zwar nicht *ἄνθρωπους* (er musste *ἀνθρώπους* accentuiren), wohl aber *ἄνθρωπος* gestattet war, gleichwie, als gingen die Griechen leichteren Herzens über eine zwischen letzter und drittletzter eingeklemmte Länge hinweg, als der römischen Sinnesweise genehm schien,

während eben jene umgekehrt der Endlänge eine grössere Kraft zugestanden, den Accent von der drittletzten Sylbe, und, da vor Endlänge in vorletzter kein Circumflex = óo aufkommen kann, ihn hier auch (bei ἄνϑρωπος dgl. jedoch ist das anders) von einer viertletzten Kürze zurückzuhalten. Synizesen, wie πόλεως, oder das rasche Hinwegschlüpfen über das ε in den Compositen auf -γελως, -κερως begründen höchstens Scheinausnahmen. Anders verhält es sich freilich mit αι und οι am Ende, welche dem Ohre haben kürzer erscheinen müssen, als z. B. ει u. s. f. Entweder nun, dass αι, wie jetzt im Neugr. oder Franz. ai dem Deutschen ä ähnlich klingt, an gedachter Stelle dem e-Laute sich näherte, wie, im Goth. aí und aú Griechisches ε und ο ersetzen müssen, oder auch, dass αι und οι wie kurzes α und ο vor mehr consonantischem Jot lauteten, durch welche Erklärung Hartel (Wiener Sitzungsber. 1874. S. 331) dichterische Kürzungen jener Diphthonge (ποέω neben ποιέω) rechtfertigt. Während aber der Optativ, als φεύγοι, ποιήσαι, an der energischen Behandlung des Wortausganges festhielt, liessen die Inff. ποιῆσαι aber, auch φύλάξαι, u. s. w. geschwächtere Aussprache von ihm zu, und der Imp. Medii ποίησαι (Buttm. § 103. Anm. 8) lässt sich vielleicht als der Zurückziehung des Accentes im Vokativ δέσποτα analog deuten. So sind nun légens und λέγων gleichbetont, aber legéntes und λέγοντες gehen auseinander, während λεγόντων und legéntium bloss anderen Gruudes wegen zusammentreffen. Auch halten êlígimus und ἐκλέγομες einträchtig zusamen, während éligo und ἐκλέγω doch in Widerstreit liegen, und so desgleichen compĉgit neben πέπηγε, was, der Mittellänge ungeachtet, wie pépigit accentuirt ist. Δεικνύω, aber, trotz der Länge seines υ, δείκνυμι, wie δείκνυμεν, δείκνυμαι mit Kürze in vorletzter. Insómnus, aber ἄυπνος.

Zu den besprochenen grundsätzlichen Verschiedenheiten zwischen Latein und Griechisch aber kommt noch eine andere tief eingreifende. Nämlich das nicht seltene Aufsteigen des Rhythmus am Wortschlusse hier, während dazu ersterem die Möglichkeit abgeschnitten ist. Ein schon durch Mannichfaltigkeit im Lautwechsel, mehr noch aber als Mittel zu feineren Sinnes-Unterscheidungen sich empfehlender Vorzug, welchen das Griechische

mit dem Sanskrit theilt, derart dass sogar in vielen Puncten noch (denn diese Uebereinstimmung muss, als nicht zufällig, vor die Sprachtrennung hinaufreichen) beide in schönster Einträchtigkeit desselben Weges ziehen. Dies zuerst erkannt zu haben, zählt zu den vielen und grossen Verdiensten Bopp's; und hat er es dargethan in: Vergleichendes Accentuationssystem nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechisch. 1854. Anz. von H. Schweizer in Kuhn's Zeitschr. IV. 292—312. Eine andere von H. E. (Ewald) in Gött. gel. Anz. 1855. S. 183 ff. unter Hinweis auf eine Arbeit von sich in Zeitschr. f. K. d. Morgenl. 1844. S. 437 ff. Aber auch die Böhtlingk'sche Arbeit über den Accent des Sanskr. Petersb. 1843 (beurtheilt von Benfey, Hall. Lit.-Z. 1845 I. 897 ff.) und ihre Ergänzung, indem sie die Betonung der Sanskr. Wortzusammensetzungen nach Pân'ini darstellt, durch Aufrecht, De Accentu compositorum Sanscritorum. Bonnae 1847 lagen schon Bopp vor. Einer dritten Anzeige durch Will. D. Whitney im Journal of the Amer. Or. Soc. Vol. V. Nr. 1., folgten, vgl. die 2. Nr., desselben Contributions from the Atharva-Veda to the theory of Sanscrit verbal accent. New-York 1856. Martin Haug, Ueber das Wesen und den Werth des Wedischen Accentes 4to pp. 107. München 1874. Dazu die Capitel über den Accent in neueren Sanskrit-Grammatiken, wie von Benfey, Oppert, M. Müller. Louis Benloew, De l'Accentuation dans les langues indoeuropéennes. Paris 1847. — Sehen wir uns nun nach Beispielen der Uebereinstimmung zwischen Griechisch und Sanskrit in Oxytonirung um, während das Latein abweicht: da braucht nicht weit gesucht zu werden. Wie Lat. ténuis dem tanú-s, dünn, im Sskr. gegenüber steht: so auch grávis dem Sskr. gurú-s (das erste u durch Assim. aus a), Gr. *βαρύς* u. s. w. gegenüber. Bopp § 22. Suávis, S. svâdús, *ἡδύς* u. s. w., auch Lith. saldús, wogegen das Russische (Bopp S. 40, Kayssler S. 44) Zusätze halber versagt. Die Mehrzahl der Lith. Adj. auf ùs ist hinten accentuirt (Kurschat a. a. O. S. 115), z. B. drāsùs kühn, *θρασύς*; platùs breit, *πλατύς*. — Oder das Suff. des Part. Pass. im Sskr. tá, Griech. als Adj. Verb. *τό*, während der Lateiner dessen Ausgang natürlich, seinem allgemeinen Systeme nach, un-

betont lässt. Bopp S. 132. Anhang S. 16. Z. B. g'ñâtás, *γνωτός*, aber Lat. gnótus, allein auch ignótus trotz *ἄγνωτος*, und im Deutschen stets auf der Wurzelsylbe: gekännt u. s. w. Auch *ὀδοντωτός* gegen dentátus. Dattás, *δοτός*, aber dátus, ádditus. Plutás geschwommen, wie *πλυτός*; *ἄπλυτος*. *Λεκτός* 1. gesammelt, 2. geredet, Lat. léctus, und *ἐκλεκτός*, Wagner, Acc. S. 115, eléctus. Allein *διάλεκτος*, *ἡ*, ohne Zweifel, um durch Zurücknahme des Accents dem begrifflich hier wichtigen Auseinander das grössere Tongewicht beizulegen. Jedoch *διαλειπτός* zum Einschmieren. *Πηκτός*, aber *εὔπηκτος* und, mit Ton auf der Wurzel, Lat. páctus, compáctus und gefügt. *Πλωτός*, aber *ἄπλωτος*. *Ἀπόδεκτος*, acceptus; *ἀπόδαστος*; *ἀπόδεικτος* erwiesen, und (also möglicher Weise, vermuthlich durch Prolepsis, auch in der Zukunft) erweisbar.

Im Allgemeinen dient, wie sich nicht verkennen lässt, der Wortaccent dazu, durch Verstärkung, oder sei es nun Erhöhung, der Stimme vorzugsweise bei einer Sylbe des Wortes die anderen sich unterzuordnen und dadurch zwischen dem sonst wirren Durcheinander von Lauten und Sylben eine ordnungsmässige Einheit herzustellen, wie ja selbst in der Prosa, auch schon von Seiten des Lautes, die Satz-Einheit durch eine gewisse rhythmische Rangordnung der Wörter zu Stande kommt, indem z. B. einige Glieder im Satze aus ihrer, mehr in den Schatten zurücktretenden, und oft sogar lautlich ihnen eng angeschmiegten Begleitung heraus sich gleich schärfer beleuchteten Stellen hervorthun. Wie aber die gesammte Sprache in eine lautliche und begriffliche Seite auseinandergeht, die aber gleichwohl sich wechselseitig zu durchdringen bestimmt sind: so kann, ja muss man auch vom Accente sagen, sein Gebrauch, obwohl er nur eine Affection von Vokalen ist, sodass der accentuirte Vokal zum nicht accentuirten sich etwa wie Tenuis zur sanfteren Media verhält, falle nichts weniger als bloss dem Lautgebiete anheim, sondern mache sich auch, gleichsam in symbolischer Weise, intellectuellen Zwecken in der Sprache, oft äusserst willkommener Weise, dienstbar. Im Fall aber wirklicher Bedeutsamkeit ist der Ton ein mitunter sehr brauchbares Mittel zu begrifflicher Unterscheidung, und zwar gerade oft bei verwandtschaftlich zusammenge-

hörenden Wörtern oder Wortformen. Man verwerfe den Waidmannsscherz, der zwischen Schón-Zeit des Wildes, wo dieses nicht geschossen werden darf, und dem vom Jägersmann ersehnten: Es ist »schon Zeít« (zum Jagen), unterscheidet. Doch passt er nicht schlecht hieher Auch unterscheidet sich der Pól-Stèrn merklich genug, nicht bloss durch sein langes o, von den Pólstern. Wer aber begriffe nicht für die unruhige Lebendigkeit der Frage die Schicklichkeit des Hochtons in τίς und wér? Angesichts der kühlen und über ein Unbestimmtes, nach dessen Bestimmung man kein Verlangen zeigt, wie gleichgültig hinweggleitenden Tonlosigkeit in dem Indef. τις und wèr? Auch kann sich Niemand wundern über die Veränderung des Tones, welchen das fragende πότερος (uter) in ποτερός, einer von beiden, ohne Frage, erfährt. Freilich begegnen wir hier der Sonderbarkeit, dass (s. Bopp S. 56) katarás (wer von zweien?) wie der Superlativ katamás, wer von mehr als zweien?, trotz ihres Gebrauches in der Frage, und ebenso andere Steigerungssuffixe mit Pronominalstämmen, in Abweichung von den Steigerungen der Adjectiva den Ton auf die Endsylbe herabsinken lassen. Ein gewiss beachtenswerther Gegensatz, der also zwischen dem bloss formell auf Verhältnisse, und zwar leicht wechselnder und flüchtiger Art, bezüglichen Pronomen und dem Adjectiv, welches eine stoffhaltigere und bleibendere Eigenschaft in sich schliesst, einen Unterschied macht! Man begreift freilich schwerer, warum in ihren Steigerungen. Fast sieht es so aus, als falle im Pronomen mehr darauf ein Gewicht, ob etwas als einer Zweiheit oder einer noch grösseren Mehrheit entnommenes Glied zu betrachten sei, aber im Adjectivum das grössere auf die Eigenschaft selbst, weniger auf deren bezüglichen Grad. — Jene Art futurales Participium, durch welche die Forderung gestellt wird, dass etwas geschehe, hat in bemerkenswerther, gewiss nicht zufälliger Uebereinstimmung den Accent auf der vorletzten Sylbe sowohl im Griechischen, z. B. in δοτέος, als im Sanskr. dâ-táv-ya-s (dandus) Bopp S. 160. Ohne Zweifel, weil in diesen Fällen auf das Sollen und Müssen, angedeutet im Suffix, der grössere Nachdruck gelegt werden soll. Vgl. hiezu noch die begriffliche Steigerung in stâvya Humboldt S. 158. — Man nehme auch Peschel Völkerk. S. 122 hinzu, wo

dieser aus den Malayischen Sprachen hervorhebt: sie unterschieden die einfache Wiederholung, bei welcher, — unstreitig weil sie eigentlich zwei getrennte Wörter umfasst, — die Betonung unverändert bleibt, von der Verdoppelung, bei welcher das vordere Wort die Betonung verliert. Durch die Wiederholung drücken sie (also symbolisch) Vervielfachung, Steigerung oder Dauer, durch die Verdoppelung gegentheils eine Abschwächung oder Flüchtigkeit [gls. ein Soso?] aus, so dass téndä-téndä oft, dagegen tendäténdä von Zeit zu Zeit innehalten bedeutet. — Dies führt uns überhaupt zu der Frage, wo, namentlich in flexivischen Sprachen der Ton zum mindesten mitbedeutend sein soll, welche Aufgabe hat er dann im Allgemeinen zu erfüllen? Bopp unterscheidet in der Vorrede in den vollkommeneren Sprachen drei Accentuationssysteme, 1. das logische, welchem die germanischen Idiome huldigen. 2. das rhythmische, unter allen das verbreitetste, welches in Bezug auf den Accent bloss die Stelle berücksichtigt, welche eine Sylbe im Wortganzen einnimmt. 3. das freie oder grammatische, welches im Sanskrit an keine Grenzen gebunden ist, während im Griechischen, in Folge einer speciellen Verweichlichung (so nennt er es), zwar der Ton nicht höher als auf der dritten Sylbe vom Ende stehen kann, aber doch innerhalb der drei letzten Sylben, sofern nicht die schliessende lang ist, sich frei bewegt und wie im Sanskrit der Unterscheidung der grammatischen Kategorien zu Hülfe kommt. Wir wollen nicht darum streiten, ob aus haltbarem Grunde sei den germanischen Sprachen ausschliesslich das Vorrecht eines logischen, d. h. also auch verstandesmässigen, Accentuationssystemes eingeräumt? Doch lässt sich nicht leicht das Bedenken beseitigen, ob nicht müsse der dritten Classe nachgerühmt werden, vermöge ihres Triebes, den Accent zu grammatischen Unterscheidungen, denen doch unzweifelhaft begriffliche Unterschiede zum Grunde liegen, mitzubenutzen, gebühre ihr jenes ehrende Beiwort, weil gerade sie dem Verstande, als recht eigentlich unterscheidungsfähiger Kraft des Geistes, mit ihren Mitteln im Sprachgebiete oft, und zwar nichts weniger als verächtlichen, Beistand leiht. Die Wurzelsylbe macht ja freilich, als Grundstoff der Wörter betrachtet, un-

läugbar deren vorwiegendsten Bestandtheil aus. Will man aber den Aeoliern, Lateinern und Deutschen die *βαρυτόνησις* nicht bloss »als eine Folge von dem, diesen Völkern eignen feierlichen Ernst und von Würde« Kuhn Ztschr. I. 554 ansehen: dann mag daneben die Frage gestattet sein, ob, da, sollte man denken, jenes Uebergewicht der Wurzelsylbe vom Sprachgefühl genugsam erkannt werde, noch besondere Hervorhebung hievon durch den Accent vonnöthen gewesen. Man hätte denn dabei im Auge, den Unterschied von Wurzel gegen Wurzel, also einen solchen nach ausserhalb, mit besonderer Schärfe hervorzuheben. Innerhalb der Wörter ist zwar auch der Unterschied zwischen Stoff und Form von grosser Bedeutung; allein, wie schon gesagt, nicht zwecklos, aber ein etwas materialistisch derbes Verfahren, diesen Unterschied stetig mit starrer Beharrlichkeit, wie die germanischen Sprachen pflegen, an dem gröberen Theile des Wortes statt, wenigstens nach Umständen, auch an seiner Form bemerklich zu machen. Als ob, künstlerich die Sache angesehen, ein formloses Stück Gold unbedingt einen höheren Werth voraus habe vor einem schöngestalteten Kunstwerke von minder edlem Stoffe! Nun liegen aber viele der feinsten und mehr vergeistigten Unterschiede in der Sprache eben auf Seiten der Form, der Anbildungen, ihrer Wörter; und es frommt gar wohl, dass sich in die Angelegenheit sprachlicher Bezeichnung derartiger Unterschiede gelegentlich auch der Accent mische. Nützlich machen kann sich aber, sehen wir vom Worte zusammenziehenden und gleichsam componirenden Accente, wie z. B. die Enklise, ab, schon der auf Ein Wort beschränkte; und zwar dieser je nach dem dreifachen Gesichtspunkte: der Abbeugung, Ableitung und Zusammensetzung. Kein Wunder, dass sich auch Redetheile mitunter durch verschiedene Betonung von einander sondern. Einen merkwürdigen Beleg hiefür liefert das Englische. (Buschmann a. a. O. S. 3 ff.) Dem Principe der zusammengesetzten Wörter gemäss liegt der Ton bei mit Präpositionen zusammengesetzten Wörtern meist nach der Präposition. Von dieser Regel abgesehen aber hat die englische Sprache die eigenthümliche Neigung, durch die verschiedene Betonung nach oder auf der Präposition das Verbum und (gleichsam als widerhaarige Ausnahme,

aber, dem Verbum gegenüber, gleichsam eine mehr verdichtete Ineinsbildung der beiden Bestandtheile vorstellend) Substantiv, oder, Adjectiv auch zu unterscheiden, indem beide im Uebrigen oft die gleiche Form haben. Also z. B. forecást vorher bedenken, *fòre*cast Vorbedacht. Transfér übertragen, *tráns*fer Uebertragung. Uprìse aufstehen; *úp*rise das Aufstehen. Und *áb*ject verworfen, abjéct vorwerfen. *A'b*sent abwesend, absént entfernen. *Cóm*pound zusammengesetzt, Compositum, aber to compóund. So auch *ác*cent Accent, aber accént accentuiren. *Cón*cord Eintracht, concórd übereinstimmen. Und eine Menge andere. — Manchmal unterscheiden sich in derselben Form Substantiva und Adjectiva durch den Ton; das Substantiv hat ihn auf, das Adjectiv nach der Präposition oder umgekehrt. Cómpact Vergleich, compáct dicht; dagegen lévant östlich, levánt Levante. Auch bei nicht componirten Wörtern finden sich ähnliche Unterschiede: cément Mörtel, to cemént kitten. Frèquent häufig; frequént besuchen. Ferner mínute Minute, minùte klein; und, wie unser Augúst unterschieden vom Namen Aúgust, Engl. aúgust (als Monat, und demnach abweichend von uns), aber augúst (nach dem Latein), erhaben. — Sogar in demselben Redetheile unterscheidet man zum Oefteren verschiedene Bedeutungen durch den Ton, wie cónjure beschwö- (in der Zauberei), aber conjùre beschwören (bittend). Chámpaign offenes Feld, champaìgn Champagner. — Russ. pódat' die Abgabe, podát' geben; und própast' der Abgrund, neben propást' verloren sein (eig. Abfall, wegfallen), bei Kayssler S. 96, trotzdem das Suffix im Infinitiv wie im Substantiv das nämliche ist.

Unter den Flexionen ist es sehr erklärlicher Weise der Ruffall, welcher, eben als mehr interjectionellen Charakters, sich durch Zurückziehung des Accents bei Griechen wie Indern vor den übrigen Casus bemerklich macht. Z. B. *Ζεῦ πάτερ* gegen Nom. *πατήρ*, während stumpfer Weise im Lat. unterschiedlos páter in beiden Casus. Im Sanskr. hingegen N. pitâ oxytonirt, V. pítar. U. aa. Bopp § 13. 16. Z. B. im V. sûnô, Du. sûnû, Pl. sûnavas Bopp p. 88. Le vocatif accentue toujours la première syllabe du mot (Oppert, Gramm. § 178). Mit dieser, unbewusstem

Instincte entsprungenen Erscheinung aber vergleicht sich und geht damit Hand in Hand der Fall, wenn bei vokalischem Ausgang des Themas sich der Indische Vokativ Sg., im Fall jener kurz ist, Längung, umgekehrt, sobald lang, Kürzung desselben, also einen Quantitäts-Umtausch zum Kennzeichen erkürt. Z. B. N. agnís, V. (zugleich mit Zurückziehung des Tones) ágnê, im Latein beides ignis. Ueber Lith. ugnìs s. Kurschat S. 101. Oder N. paraçús (πέλεκυς mit Ton vorn), V. páraçô. Dagegen die oxytonirten Nominative dêvî, Göttin, vadhûs, Ehefrau, haben im Vokativ dévi, vádhu. Im Lith. z. B. diẽwas (Deus), aber Vokativ diewè. Eingehendere Rücksichtnahme auf die gelehrte Arbeit von Benfey, Entstehung des Indogermanischen Vokativs 1872 muss ich mir hier versagen. — Der im Sanskrit bei Wörtern mit zwei oder drei Themen (stark, mittel, schwach) rücksichtlich der Casus beobachtete Unterschied rechtfertigt sich gleichfalls, wenigstens zum Theil, aus einem sehr natürlichen Gefühle. Starke Casus, weil bestehend aus den beiden Subjects-Casus (Nom. Voc.) aller drei Numeri, und dem Accusativ, d. h. in seiner Eigenschaft als Object, geradestem Gegensatze zum Nominativ, werden durch das nachdrucksvollere, d. h. doch auch unstreitig ursprünglichere und noch ungekürzte, Thema, von welchem sie ausgehen, zusammen gegen alle übrigen Casus in einen gewiss nicht tadelnswerthen Vortheil gesetzt. Letztere erscheinen jenen gegenüber als Schwächlinge; und begegnen wir einem ähnlichen Verhältnisse bei den Indern, wenn sie im Präsens der Ich-Person entweder in ihrer Einzigkeit, oder im Verein mit noch Einem oder mit einer grösseren Mehrheit, langen Binde-Vokal verleihen, um sie vor Person 2 und 3 hervorragen zu lassen. Wenn aber auffallender Weise der Accusativ im Plural scheint in die minder begünstigte Classe hinabgedrückt: wie kommt das? Man sagt also z. B. sárpan (ἕρπων, sérpens), Du. sárpantâu (trotz Positions- und Naturlänge hinten) und sárpantas (ἕρποντες, serpéntês), während die sonstigen Casus des Nasales entbehren. Auch der Acc. Pl., welcher sárpatas (Gr. ἕρποντας, also hinten mit α gegen ε im Nom.; Lat. wieder serpéntês) lautet, sodass er sich jetzt äusserlich vom Gen. Sg. sárpatas (doch ἕρποντος, serpéntis, die, bei verschiedenem Vokal hinten, doch

des Nasales keineswegs ermangeln) in nichts unterscheidet. Vgl. Unterdrückung des n in den 3 Plural-Personen überall im Medium und im Act. allein bei reduplicirten Verben; — kurz, aus einleuchtendem Grunde, nur wegen grosser Belastung in Suffix oder Doppelung. Oppert Gramm. § 289. Also ati st. anti u. s. w. Die Sache mit dem Acc. Plur. findet in dem Umstande ihre Entschuldigung, dass seine ächte, auch noch zuweilen vollständig vorkommende Sanskrit-Endung n-s (d. h. m als Zeichen des Acc. und s für den Plur.) ist, wie am deutlichsten aus dem Goth. z. B. akra-ns erhellet = Sskr. ág'rân, Lat. agrôs, *ἀγρούς*, dessen *ου* (vgl. Umbrisch abrons, Lat. aprôs, mundartlich *τόνς* st. *τούς*, wie *διδούς*) Dorischem *ω* (z. B. *τως ἱαρως* auf Inschr.) gegenübersteht. So auch Goth. fathi-ns (duces), Sskr. pátîn, *πόσεις*, aber Nom. pátayas = *πόσεις* Bopp S. 30. Goth. sunu-ns, Söhne, Sskr. sûnûn, Lith. sunus (verm. das letzte u rhinistisch, Schleicher, Gramm. S. 90). Während nun aber beim A. Masc. vokalisch ausgehender Themen im Sanskr. der Zischer dem Nasale weicht (wie im Griech. Compar. -*ιον* = Lat. ius, Sskr. îyas aus dem volleren îyans): haben das Femininum (z. B. Goth. gibôs in N. wie A. Pl., Sskr. auch beide Male -âs) und consonantische Themen männlichen wie weiblichen Geschlechts umgekehrt den Nasal preis gegeben, was ja auch im Grichischen und Latein sich jetzt durchweg so verhält. Dadurch fallen nun, von den Acc. omnîs, omneis und ähnlichen abgesehen, in den 3 letzten Declinationen, an sich, und nicht etwa durch das, auf völlig anderen Gründen beruhende Beispiel des Neutrums entschuldigt, ziemlich unverantwortlicher Weise die beiden Pluralcasus, Nom. und Acc. im Latein lautlich zusammen. Ihrer genetischen Verschiedenheit zum Trotz. Denn, ist im Acc. Plur. die durchgehende Länge, nicht bloss in finês, nubês, rês, três (*τρεῖς*) und fructûs, sowie in nôs, vôs, (als Duale *νώ*, *σφώ*, mit Plural-Suffix, wie Span. dos, Frz. deux), sondern auch in patrês, sermonês, pedês u. s. w. durch den Wegfall eines etymologisch geforderten Nasales durchaus nicht ausser der Ordnung, woher käme den letzteren aus consonantischem Thema das Recht zu einem Nominativ mit Länge, gegenüber dem Sskr. as und Gr. *ες*? Z. B. pédês neben Sskr. pádas im Nom. u. Acc. (jedoch im Acc. st. a -ns), aber Griech. mit

verschiedenem Vokal, im Acc. πόδας gegen πόδες im Nom. und gegen ποδός = Sskr. padás mit anderem Accent im Gen. Sg., wofür Lat. pédis mit Beibehaltung des Accents auf der ersten Sylbe auch hier, nur mit Abschwächung des letzten Vokals zu i. Ich möchte mir einbilden, wie die Mehrheitszahlen keine besondere Vokativ-Form schufen, sondern für diesen Casus den Nominativ mit verwendeten: so habe man in ihnen auch Accusativ und Nominativ, weil eine Menge gleichartiger Objecte allerdings nicht mit so individuell abschneidender Schärfe dem Subjecte sich gegenüberstellt als in dem, die Persönlichkeit vereinzelnden Singular geschieht, vielleicht nicht ganz ohne Absicht zusammenfallen lassen, um sie theils mit den übrigen Mehrheits-Casus, theils mit denen des Sing. namentlich im Genitiv, und vielleicht auch mit dem Sigma als Nominativ-Zeichen im Sg., in Gegensatz zu bringen. Das Griechische hat dies zwar im Einzelnen auch zugelassen, z. B. πόλεις, τρεῖς, πήχεις (aus πῆχυς mit π durch assimilirenden Einfluss st. β in S. bâhu-s, Pl. N. bâhav-as, A. bâhûn), deren Diphthong im Nom. sich leicht aus εj-ες, und εϝ-ες erklärt, während der Acc. z. B. auch βασιλεῖς neben βασιλέᾱς, οἶς, st. οἶας, ὀφρῦς aus ὀφρύας wie fructus, lautlich als Contr. ε-α sich nicht erklärte ohne das gleichmacherische Streben für unseren Fall. Hat aber der Grieche im Acc. Plur. ας gegen ες im Nom. in seiner unveränderten Alterthümlichkeit bewahrt, so geschah es einerseits wohl noch in einem gewissen Gefühl davon dass dem Acc. Plur. die grössere Schwere gebühre, sowie in Hinblick auf das α (πόδα, Sskr. pada-m, Lat. pede-m), welchem auch der Nasal als Casuszeichen entrissen worden, wie im Plural. Vgl. Griech. Zahlen auf α. — Aus diesen Umständen scheint mir aber auch der Grund einleuchtend, warum (Oppert p. 53.) die einsylbigen Themen, sowohl einfach als bei ihrer Verwendung in Compositen, die Endung in den mittleren und schwachen Casus betonen, unter Ausschluss des Plural-Accusatives. Bei einem einsylbigen Thema kann, dafern dies im Worte nicht an Sylbenzahl wächst, kein Zweifel walten über die Stelle seines Tones. Nicht unwahrscheinlich aber, dass es um so mehr seine Freiheit benutzen will bei Weiterbildungen, die eine Wahl gestatten. Da gilt es denn, wie mich bedünkt, ausser dem Unterschiede zwischen Nom.

und Acc. auf einer Seite und den übrigen Casus jenseits, überdies dem an sich sehr löblichen, wennschon nur innerhalb enger Grenzen befriedigten Bedürfniss, die schwachen Casus, durch scharfen, auf sie selbst fallenden Ton in recht grellen Unterschied gegen einander gebracht, um so kräftiger zu kennzeichnen. Der Lateiner behauptet den Ton fest auf der ersten des von ihm durch Einschub zu einem Zweisylbler gewordenen nâvis, und sagt daher z. B. návibus, wie freilich auch der Grieche *ναῦφι* vorn betont, gegen Sskr. Dat. Abl. nâubhyás und Instr. nâubhís. Aber, in schönem Einverständniss mit dem Sanskrit, s. Bopp S. 17, hat Gr. *ναῦς*, Sskr. nâus zwar im Acc. *νῆα* oder *ναῦν*, S. nâvam, Lat. nâvem, und im Plur. Nom. und Acc. nâvas, wie Lat. nâvês, aber Griech. N. *νῆες*, *νέες*, Dor. *νᾶες*, auch noch mit Beibehaltung des Dig. und Contr. *ναῦς* = Lat. nâvês, hingegen Acc. *νῆας*, *νέας*, *νᾶας*, *ναῦς*, *νηῦς*. Allein nun anderseits G. *νᾱός*, Ion. *νηός*, gekürzt *νεός*, und mit Umstellung der Quantität *νεώς* = S. nâvás. Dann Sskr. Lokativ nâv-í, Dat. nâv-ê, Lat. nâv-î; Griech. sogen. Dat., aber formell Lok. *νηΐ*, Dor. *νᾱΐ*. Dann auch hinten accentuirt im Pl. G. *νεῶν*, *νηῶν*, *ναῶν*, S. nâvâm (Ton hinten), und Dat. *ναυσί*, *νηυσί*, auch mit Zwischenvokal *νήεσσι*, *νέεσσι*, Sanskr. Lok. nâushú. Auch im Du. *νεοῖν*, wahrsch. durch Ausfall von *φ* und Verschrumpfung der Endsylbe aus S. nâubhyâm mit Ton hinten. — Stellt man den Artikel davor: so ist bemerkenswerth, dass er hier fast dieselben Wendungen mit macht. Also *ὁ μήν*, *τὸν μῆνα*, aber *τοῦ μην-ός*, *τῷ μην-ί*, und im Plur. *οἱ μῆνες*, *τοὺς μῆνας* gegen *τῶν μην-ῶν*, *τοῖς μη-σί*.

Man gestatte mir, an diesem Orte einige Sätze aus Kayssler S. 56. beizubringen, welche, wie überhaupt die grosse Beweglichkeit des Russischen, auch des Lithauischen, Accentes, genug des Räthselhaften in sich bergen, obschon ich mich schwer überrede, die darin bezeichnete Thatsache beruhe auf eitel launenhafter Willkür. Er sagt nämlich: »Der Grundzug der Accentuation in der Russischen Declination sowohl als in der Conjugation scheint mir der Wechsel und das Springen des Accentes zu sein, das sich beim Masculinum von vorn nach hinten, bei Femininum [also, kaum mit völlig unabsichtlicher Entgegensetzung, indem ja die Arische Motion sich auch durch Vokal-Verstär-

kung symbolich vollzieht] von hinten nach vorn, und beim Neutrum in beiden Richtungen zeigt. Ein durch Lithauisch und Russisch gemeinschaftlich durchgehender Zug ist auch die Oxytonirung der Feminina auf a, [welche Betonung denn wohl dem Sprachgenius als gleichzweckig vorschwebte mit der Femininum bezeichnenden Länge des â in der Sanskr. a-Declination]. Kayssler fährt fort: »Dass sich diese grossen Grundzüge in den getrennten Sprachen so lange und so fest erhalten haben, zeigt, wie tief dieselben im Bewusstsein gewurzelt haben müssen und wie der Accent ursprünglich nicht schwach, sondern stark gewesen sein muss. Die logische Accentuation [also wie im Deutschen] ist nach der einen Richtung hin der Tod des alten Accentes, aber seine Vergeistigung [nicht eher, wenigstens [in so weit vom Begriff absehend, Entgeistigung?], die rhythmische seine Versteinerung.« Er hat hiebei die oben von uns besprochene Dreitheilung von Accentuationssystemen im Auge, welche Bopp aufgestellt hat. Dieser aber findet das Princip der sanskritischen Accentuation darin, »dass die weiteste Zurückschiebung des Tons für die würdigste und kraftvollste Accentuation gilt,« und glaubt »dasselbe Princip für das Griechische in Anspruch nehmen zu dürfen, nur dass hier in Folge einer erst nach der Sprachtrennung eingetretenen Verweichlichung oder Entartung der Ton nicht höher als auf der drittletzten Sylbe stehen kann u. s. w.« Wie weit aber die Freiheit der Tonstellung im Sanskrit gehe, erhellet aus den von Bopp S. 12 gegebenen Beispielen. Der Acut, udâtta, d. h. gehoben, kann nämlich »auf jeder Sylbe des Wortes stehen, so lang dasselbe auch sein möge, und findet sich z. B. auf der 1. Sylbe von ábubôdhishâmahi, wir wünschten zu wissen, auf der 2. von tanômi (im Griech. z. B. στορέννυμι anders), auf der 3. von tanuyâma, wir mögen ausdehnen , und auf der letzten von babandhimá, wir banden §. 85.« Damit vergleiche man nun etwa die Vielbeweglichkeit des Accents von Russischen Wörtern, welche der Sanskritwurzel vid, wissen, entsprossen sind, bei Kayssler S. 16. Nämlich auf der Wurzel vjédat' wissen; auf der Endung yvjedomlját' benachrichtigen; auf der Präposition v í'ivjedat' auskundschaften, und auf der Apposition blágovjestit' (also, wenn man das Schluss-t' st. -ti nicht mitzählt, auf der viertletzten). Nach

unserem Gefühl heisst es der Tragfähigkeit eines Accentes etwas viel zumuthen, soll an ihm das Gewicht von mehr als drei Sylben hängen. Allein, natürlich mittragende Nebenaccente in Anschlag gebracht, ist es recht wohl Einem Hauptaccente möglich, dass er sogar eine um Vieles jene Zahl überschreitende Summe von Sylben einheitlich zusammenhalte. Ich erinnere aber selbst bei uns an Wörter etwa wie Unerheblichkeiten, wo die Vordersylbe den Hauptton erheischt, gleich Unart, Beiblatt dgl. Nehmen wir aber auch lange Wörter aus den classischen Sprachen, und man findet in ihnen ebenfalls genug Fälle, wo über die Tonsylbe ein mächtiger Ueberschwank nach rechts oder links hinausragt. Z. B. in *συναχεφαλαιόω*, oder gar erst mit Ton auf der siebenten Sylbe, z. B. *ἐλευθεριαστικός*, *χαλινοποιητικὴ τέχνη*, *ἐπιγραμματοποιός*, oder in captatiónes benevoléntiae, exaggeratiónibus, Flumentána dgl. — Dass wirklich aber dies, von Bopp so geheissene freie oder grammatische Betonungssystem in symbolischer Weise zu mancherlei grammatischen Unterscheidungen, wenn auch oft nur, um sie durch Gegensatz zu verstärken, behülflich sei: haben wir theils schon an einigen Beispielen erfahren, theils lassen sich deren nicht wenige andere mit ziemlicher Sicherheit aufbringen. Wozu denn doch bei russischen Neutren ein solches Springen des Tons, dass, steht er im Sing. auf der ersten Sylbe, im Plur. auf die letzte tritt und umgekehrt, z. B. slóvo das Wort, N. Plur. slová; lezveé, die Klinge, N. Pl. lézveja (Kayssler S. 25)? wenn nicht, um dem Drange der Unterscheidung, hier der Numeri, auch mittelst Tones, nachzugeben, welche, an sich ja gewiss nur selten, falls je, unerwünscht, die Sprache im Verlauf der Zeit mit freilich nicht tadelfreier Sorglosigkeit oft genug wieder vernachlässigt und aufhebt. Man denke nur an das neutrale zwei, welches jetzt für Mhd. zwêne m., zwô f. mit steht. Oder an das Verwischen des Unterschiedes von Ein- und Mehrzahl in véda: vidma, *οἶδα*: *ἴδμεν*, Goth. vait, vitum, weiss, wissen u. s. w. im Lat., wo vîdi, vîdimus gleichmässig î haben; und im Deutschen, das den Unterschied, welchen z. B. Gothisch und Althochdeutch zum Oefteren zwischen Sing. und Plur. des Prät. im Vokale der Wurzel beobachten, wieder, als sei er zu nichts nütze, fallen lässt. So graip, gripum, ich griff,

wir griffen; gaut, gutum, goss, gossen; gab, gêbum, gab, gaben; stal, stêlum, stahl, stahlen; band, bundum, band, banden. Desgleichen finden wir von dem Unterschiede vollständiger und mehr gekürzter Endungen je nach den Tempora im Sanskr. und Griech. bei den Römern fast gar keine Spur, doch z. B. die erste Person in lego: legebam (s-u-m, era-m) ausgenommen. Auch in Betreff der Accentuirung räth Kayssler S. 23. auf ein Herabsinken von der Fülle und Mannichfaltigkeit zur Armuth und Monotonie. — Ferner zwischen dem Adverbium und der kürzeren Form des Adj. im Neutrum zeigt sich im Russischen ein Unterschied im Tone, während sie doch etymologisch gleich sind. Bei Kayssler S. 58. z. B. dalék, daleká, ó, weit, aber Adv. daléko. Témen, mná, mnó dunkel, allein Adv. témno dunkel; es ist dunkel (mithin letzteres auch als prädicativ und Satz).

Uns sind hienach, wo nicht durch den Accent allein gekennzeichnete, doch durch ihn erhöhte Unterscheidungen begegnet, wie zwischen einem Redetheil und dem anderen Redetheil; dann zwischen Wortformen gleicher Gattung, wie Casus, Geschlecht, Zahl. Bopp hat einen wichtigen Unterschied zwischen leichten (den drei des Sing. Act.) und schweren Personal-Endungen (allen übrigen) sowie deren Einfluss auf gewisse Lautverhältnisse aufgedeckt. Also z. B. Quantitätsunterschiede vor solchen Endungen, im Sanskr. vereint mit Heranziehen des Tones auf die letzteren, welche Gegensätze, im Latein gar nicht beobachtet, auch im Griechischen z. Th. wieder verloren gingen oder nicht aufkamen, je nachdem man den Sanskritischen Brauch als ursprünglichen setzt, oder den der Griechen. Im Sskr. (Bopp, Accent §. 66. 69.) hat der Plur. z. B. i-más (Lat. îmus) gegen êmi (Accent vorn; eo), allein im Griech. beide Male vorn ἴμεν, εἶμι. Desgleichen δίδωμι, dádâmi, jedoch nicht minder δίδομεν, trotz dadmás, sowie στόρνυμεν (υ kurz), aber strn'umás gegenüber στόρνυμι = strn'ômi mit Ton auf ô. Will man auch gegenwärtigen Vorgang mehr aus mechanischen Gründen erklären als aus begrifflichen: die zweite Entgegensetzung bliebe bestehen auch für den ersten Fall. Kayssler aber meint S. 62. nicht uneben: »Diese Gesetze (ausser dem genannten die Betonung des Augments und der Präposition bei

Verben im Sanskrit) haben einige Analogien im Lithauischen und Russischen. Im Lith. sind häufig die erste und zweite Person Sg. Präs. u. Prät. oxytonirt, während im Russischen bei einer Anzahl von Verben die erste Person Präs. oxytonirt ist, alle übrigen barytonirt. In beiden Sprachen ist der Ton in der Conjugation überhaupt unveränderlich, wenn die 1. Pers. Sg. Präs. nicht oxytonirt ist, dagegen sind viele russische Verba durchweg oxytonirt, während im Lithauischen nur die 1. und 2. Person oxytonirt sein kann. Der Imperativ (im Lithauischen ganz desorganisirt) hat im Russischen Neigung zur Oxytonirung, indem er mit der 1. Sg. Präs. übereinstimmt.« In diesem Allen sehe ich nichts weniger als blindes Ungefähr, sondern glaube wirklich einen vernünftigen Grund darin zu erkennen. Spricht man in grammatischer Hinsicht von Person, da kann die so genannte dritte, als blosser Gegenstand der Besprechung, und gleichgültig ob Sache oder Person, und vielmehr letztere für diesen Fall auch nur Sache (vgl. die Impersonalia mit lediglich sog. 3. Person), auf den Ehrennamen »Person« in ausschliesslicherem Sinne um nichts mehr Anspruch machen, als das dritte Genus auf den ächter Geschlechtlichkeit (sexus), auch nicht einmal in bloss idealem Sinne. Mich wenigstens nimmt es daher kein Wunder, wenn für diesen grossen Unterschied zwischen Person 1. und 2. einer- und der 3. anderseits, und zwar erklärlicher Weise am schärfsten bei der Einzelnheit des Individuums (Ich und Du gegenüber allen übrigen) hie und dort in den Sprachen das wohlbegründete Gefühl in besonderen Merkzeichen hervorbricht. Und dann wieder, ist nicht das Ich die Hauptperson und recht eigentlich der Quellpunkt aller Rede, welchem sich die sogenannten Personen insgesammt, voran die angeredete als in das Duett des Dialoges hineingezogenes Nicht-Ich, zunächst in der Eigenschaft des (wenn auch vielleicht im Wechselgespräch nur schichtweis) stummen Hörers, unterordnen? Kein Wunder desshalb auch hier, wenn der ersten Singularperson durch den Accent ein Vorzug vor den übrigen Personen zugestanden wird, in ähnlicher Weise, wie wir im Sanskr. die ersten Personen des Sing. Du und Plur. den Bindevokal gelängt sehen, z. B. bhárâmi, *φέρω*, Du. bhárâvas, Pl. bhárâmas, aber *φέρομες*, férimus. So nun Russ. z. B. von

budít' erwecken, 1. mit Mouillirung von dj.: byzý, 2. býdiś, gegenüber dem Tone auf erster Sskr. bódhâmi, bôdhasi u. s. w. — Was aber den Imperativ anbetrifft: so erklärt sich die eigenthümliche Behandlung seiner aus denselben Gründen, wie die seines nominalen Zwillingsbruders, des Vokatives. Die im Sskr. vorhandene erste Person verbindet, wie Bopp Gramm. § 284, vgl. Accent S. 92 ff., erklärt, um symbolisch die Verweilung bei der Ueberlegung auszudrücken, in den drei Zahlen der beiden Activformen, die verstärkte Form mit den gewichtvollen Personal-Endungen, indem diese, in Abweichung von den ersten Personen anderer Tempora, dem Personalconsonanten ein â vorsetzen. Hingegen giebt sich in der 2. Pers. Sing. die Eile, womit ein Befehl gewöhnlich ausgesprochen wird, dadurch zu erkennen, dass die 2. Haupt-Conjugation die reine Form mit der leichten Endung dhi oder hi verbindet, z. B. 1. dvêshâṅi, aber 2. dviddhí. Wohlgemerkt: in der 2. Person aller drei Numeri überdem mit Accent auf der Endung, indem ja für unseren Fall die Angeredeten es sind, an welche eine nachdrucksvolle Aufforderung ergeht. Z. B. 1. Sing. áyâni. Du. áyâva. Pl. áyâma (vgl. etwa eâmus im Lat.). 2. ihí, ἴϑι, (also Accent auf anderer Stelle; in Compp. πρόσει, ἔξει wahrsch. wie εἶ neben εἶς; Lat. î wie audî); itám, ἴτον itá, ἴτε, Lat. îte; étu, aber; Gr. ἴτω vorn mit Kürze, Lat. îto; itâm, ἴτων; yántu, ἰόντων, eunto. — Die Schluss-Betonung in εἰπέ, ἐλϑέ, εὑρέ u. s. w. Buttmann § 103. 5. hängt wohl mit der ähnlichen Betonung von τυπεῖν, τυπών u. s. w. zusammen, die vielleicht abhängig ist von der Kürze des Aor. 2. im Gegensatze zum Imperfect, dem indess keine Modi u. s. w. zur Seite stehen. In Betreff des Griechischen Futurums hat Bopp Accent § 44. 87. übersehen, dass die Abweichung seiner üblichsten Form vom Sanskrit auf einer Zurückziehung des Tones beruht, die in Fortlassung des ι in alten Formen, wie πραξίω und darauf πράξω, ihren Grund haben mag. Sonst würde mit dâsyâmi, dâsyási, dâsyáti u. s. w. Dorisch δωσῶ, δωσεῖς, σεῖ u. s. w. (vorn durch Contr. aus έως έει. u. s. w., vgl. πεσέεται mit Sskr. patisyati.) ganz vortrefflich stimmen. Buttm. § 95. Anm. 12. — Beiläufig: nicht uninteressant bedünkt mich, dass zufolge Mosblech Vocab. Océanien, auf den Marquesas-Inseln die Partikel a, vor das Verbum gesetzt, 1. das Fut. und den (ja auch auf ein noch

Ungethanes gerichteten) Imper. bezeichnet. Dann aber 2. nicht minder erklärlich (vgl. γελασείω: γελάσω, welchem letzteren ja eig. ι hinter σ fehlt; χεσείω u. s. w.) den Wunsch, die Bitte: Ich bitte Dich, o wenn doch! bezeichnet. Also eine Art Augment, nur nicht zur Anzeige von Vergangenem wie im Sanskr. und Griech. Allein 3. bezeichnet a hinter dem Verbum das Participium der Vergangenheit und das Passiv.

Noch ein paar Bemerkungen über den Ton in der Wortbildung. Soll im Sanskrit der wievielte Theil von einem Ganzen angegeben werden: da bedient man sich des Ordinale, jedoch in der Weise, dass man den Accent auf die vorderste Sylbe legt. Z. B. páñĉama bezeichnet ein Fünftel (fünfte Theil, ança), während das übliche Ordinale panĉamálautet. Doch kann man statt sháshťha und áshťama (aus shashťhá, sextus, ashťamá, octavus) auch shâshťa und âshťama mit betontem Vriddhi setzen, wesshalb diese Bildungen mehr den Charakter von Ableitungen zur Schau tragen. Genug aber, der Unterschied im Ton bringt auch einen Unterschied des Begriffs zur Anschauung. — Das Participium Prät. Pass. bildet sich im Sanskr. mittelst Anfügung von tá und ná, und kann darüber kein Zweifel sein, es sind das die drittpersonigen Pronominalstämme ta und ana. Beide erhalten in dieser Verbindung den Ton, und nimmt das Griechische noch in seinem sog. Adj. verbale auf -τό und -νό (z. B. ὀπιδνός) an dieser, im Lateinischen und Griechischen, trotz Festhaltens an denselben Participial-Endungen, unausführbaren Betonung Theil. Man sagt also z. B. buddhá, wie Griech., jedoch mit Vokalsteigerung, πευστός; bhrtá, φερτός u. s. w. Ich meine nun: die angegebene Tonstelle ist keine gleichgültige, und hat vielleicht zweierlei gegensätzliche Unterscheidung zum Zweck. Stellt man z. B. dem bhrtá die 3. Sg. im Act. bhárati, φέρει (st. ε-τι) und Med. bháratê, φέρεται gegenüber: so kann kein Zweifel sein, dass in jeder dieser drei Endungen das Absehen auf die 3. Person geht; allein, wie mit verschiedenem begrifflichen Werthe, so auch mit lautlich abgeänderter Form des übrigens etymologisch gleichen Pronominal-Stammes. Dieser nämlich wird als sa, sâ, tat in Nominativ-Form zur Bildung des Singular-Nominatives verwendet, und ebenso zur Bezeichnung der

sog. dritten, d. h. allgemeinsten, Person, jedoch selbstverständlich unter Ausschluss von Ich und Du. Noch allgemeiner, d. h. ohne den erwähnten Ausschluss, kommt der nämliche Stamm, und zwar in seiner vollen und ungeschwächten Gestalt zur Anwendung im Part. Prät. Pass. Dass nun eine solche Person als leidend, an sich eine Wirkung erfahrend, dargestellt werde, ist Verstärkung ihrer Bezeichnung auf lautlichem Wege (tê und tá) sicherlich kein ungeeignetes Mittel. Während aber -ti, und seine mediale oder passive Afficirung -tê, zusammen mit dem Definit-Verbum an sich prädicativen Werth besitzen: ist dies mit dem Part. auf -tá nicht der Fall. Ohnedies wird letzterenfalls ein Der, oder Er, gemeint, auf welchen die Einwirkung bereits in vergangener Zeit eingedrungen ist, sodass sie nicht erst jetzt ihn berührt. Wie nun dem ti, allein ihm doch, weil ebenfalls verbal, noch gleichartiger, das tê gegenüber steht, so eben jenem ti, in welchem, als mehr untergeordneter Verbal-Endung, das ursprüngliche a von ta sich zu i abgeschwächt hat, das noch durch Accent verstärkte volltönige -tá im Participium. Man hat die Verbalia auf *τό* sogar »von der 3. Perf. Pass. abstammen lassen«. Wagner, Griech. Accent S. 114. Das ist freilich falsch; doch liegt ihm eine gewisse Wahrheit zum Grunde, in so fern als nach Endung, Zeit und Causalität es sich jener Form allerdings anschmiegt. Unser Fall bezieht sich auf Unterschiede zwischen Activ und Passiv, und demzufolge auf Verhältnisse, die (und auch vom Imperativ als zuvörderst bloss beabsichtigter Beeinflussung ist dies zu sagen) innerhalb der Ursachlichkeit belegen sind Bildung des Particips aber fällt, nach richtiger Vorstellung Indischer Grammatiker, nicht mehr in das Gebiet der Abbeugung, sondern in das der Wortbildung. Man begreift aber leicht, wie Hineilen des Tones auf das Wortende auch häufige Kürzungen in der Wurzel davor nach sich zieht, z. B. uktá aus vaĉ (vocare), baddhá, gebunden, von bandh; gatá, gegangen, von gam. Dem entgegen ruht bei dem Inf. auf -tum der Ton nicht auf diesem, sondern auf der, überdies verstärkten Wurzel: bôddhum, bhártum, Ved. bhártavê, váktum, bánddhum, gántum. — Das Suffix des Part. Präs. an-t (schwach a-t) anlangend, hat man eine Analogie von ihm mit dem Ausgange der 3. Pers. Plur. finden wollen. Diese beruht jedoch lediglich auf äusseren Schein,

da in jedem von ihnen die Bildung eine grundverschiedene ist. Bharan-ti (ferunt) als Plur. zu bhara-ti enthält ein aus der Addirung zweier Pronomina dritter Person, nämlich ana (jener) und ti (dieser) = sie, entstandenes Suffix. Dagegen bharan-t (φέρων) enthält zwar hinten auch jenes Pronomen, nur gekürzt, wie in Compositen vokalisch abfallende Wurzeln, z. B. sarvaji-t allbesiegend, Lat. equ-i-tes (equoeuntes) sich mit dem gleichen t abschliessen. In der Sylbe an aber suche man hier Abstracte auf ana (z. B. bharańa); sodass im Participial-Suffix an-t meines Erachtens zwar auch ein Der (t, vollständiger noch ta, z. B. in jîv-anta, vivens) stèckt, an welchem ein Thun, eine Handlung, jedoch activ (nicht, wie bei -tá, in passiver Weise), zur Erscheinung kommt. Schlagen-d ist: der, welcher das Schlagen (dieser Inf. ist im Part. enthalten) vollzieht; geschlagen, an dem sie vollzogen wird. Dagegen sie schlagen (hinten mit Wegfall des t), Lat. verberan-t sie schlagen: dieser (ana) und jener, gleichsam durch Dwandwa-Composition, wie z. B. undecim. Das Einschieben aber eines n in dieser Plural-Person, wie anscheinend seltsam, (Struve Lat. Decl. und Conj. S. 206), z. B. da-n-unt (dant), nequinunt (nequeunt), prodinunt (prodeunt) u. s. w., findet seine Erklärung nicht sowohl, wie das durchgängige n in sino, cerno u. s. w., sondern in dem Streben nach (hier innerer) Reduplication. Also da-n-un-t gls. Es giebt der-der (und) jener. Man vgl. Ital. danno (gls. danunt), stanno, fanno, credono (credunt). Das o als Wiederholung vom abgestumpften on = Lat. unt, um wieder weiblichen Ausgang zu bekommen. Vgl. son-o (Lat. sunt), aber auch sum mit o aus Pers. 1 der o-Conjugation. Auch λεγόντω-ν, Dorisch ohne ν, legunto, mit Wiederholung.

Werfen wir zuletzt noch einen flüchtigen Blick auf das Verhalten des Accentes bei zusammengesetzten Wörtern. Auch hier ist Verschiedenheit der Accentstellung, namentlich im Griechischen, vielfach zu Unterscheidung des Sinnes, insbesondere zwischen activem und passivem (s. Beisp. in meinem Wurzel-WB. V. S. XLI), mit benutzt. Ein solches Verfahren ist auch dem Sanskrit nicht ganz fremd. So bemerkt Benfey, Einl. in die Gramm. der Vedischen Sprache S. 34 Anm.: »I'ndraçatru, dessen Ueberwinder Indra ist«. Dagegen I'ndraçatrú wäre

»Ueberwinder des Indra«, was natürlich, als Gotteslästerung, nicht leicht vorkommen könnte. In letzterem Falle wäre das erste Glied vom zweiten abhängig, und die Composition ein sog. Tatpuruscha, und Indra der Ueberwundene, während doch erstenfalls Indra als Sieger gelten soll. Natürlich, indem das Ganze als besitzliches Compositum »den Indra zum Ueberwinder von sich habend« besagt. So auch çûraputrâ (Accent vorn) ist Heldenmutter = einen Helden zum Sohne habend. Gewiss steht es mit dem natürlichen Gefühl in richtigem Einklang, wenn in solcherlei Zusammensetzungen das grössere Tongewicht auf Seiten des Wortes für den Thäter liegt. Vgl. Wagner, Lehre vom Griech. Accent S. 117. Z. B. *διτόκος* (gemelliparens) und *δισσοτόκος* zweimal oder zwiefach gebärend, aber *δισσότοκος*, zweimal geboren, wie z. B. Bacchus. *Διχοτόμος* in zwei Theile schneidend, allein, z. B. vom Monde, *διχότομος* zerschnitten, vgl. den Mythus vom Absyrtos. *Θεόγραφος* von Gott geschrieben, aber *ζωγράφος*, weil vorn das Object steht. Eben so *λογογράφος*, aber, der langen Penultima wegen, *λογοποιός*, *ἐποποιός*, *τεχνοποιός*, *παιδαγωγός*, *παιδοβοσκός*. Wo nämlich das Ende bei weiterer Abbeugung lang wird: höbe sich die Unterscheidung in der Tonstelle und damit die beabsichtigte im Sinne auf. Freilich kann man z. B. der Form *πατροκτόνου* auch nicht ansehen, ob man den Vater müsse für den Mörder oder für den Gemordeten halten.

Begriffliche Färbungen, wo nicht ganz eigentliche Scheidungen, mit Hülfe des Accentes zuwege zu bringen, wird man als ein durchaus nicht verwerfliches Sprach-Mittel zu betrachten, gegentheils recht eigentlich hochzuhalten haben. Wie verwahrlost erweist sich in gedachter Rücksicht jedoch das Latein mit seiner rein phonetischen Betonungsweise, welche, weil Verflachung und geistlose Uniformirung ursprünglich wenigstens zum Theil tiefbedeutsamer Weisen, trotz der grösseren Einfachheit und Erlernbarkeit, besonders zu preisen kein treibender Grund vorliegt! Seine grössere Armuth macht sich als empfindliche Lücke schon durch den Umstand fühlbar, dass bei seiner Gebundenheit an nur zwei Tonstellen, während der Grieche über drei gebietet, willkommene Benutzung gerade der Schluss-Sylbe zu besonderen Sinnes-Unterscheidungen mittelst Accent, wie Sanskrit und das Griechische sie lieben, dem Römer schlechthin versagt ist. — An das Par-

ticipial-Suffix -ta, na u. s. w. lehnen sich zwei andere Arten Nominal-Suffixe ti, ni und tu, nu an, die, zum Theil, jedoch um Vieles seltener, als Nomina agentis, in der Regel aber, und zwar ti, ni sehr häufig, zur Bildung von abstracten Bezeichnungen des Handelns verwendet werden. Ersteres z. B. yati Bändiger; dshñâti Verwandter (eig. Kenner), Gr. *μάντις*. Dann yâtu Wanderer; bhâtú (Glänzender) Sonne, wie bhânú 1. Schein, Licht, Strahl 2. Sonne. Pitú m. Saft, Trank, Nahrung, (als Nährendes). Auch von männlichen Personen, und zwar anders als *τύ* f. betont: *μάρπτυς*, *μάρτυς* WWB. Nr. 2015. Als Abstracta: drsht'i, *δέρξις*; mati, Lat. mens, Ennius noch im Nom. men-ti-s. Bhitti das Zerbrechen (fissi-o), Wand, Matte. Dann bhûti, wie *φύσις*, gegen bhûtá, *φυτός*.

Der Grieche hat mittelst *τι* (gewöhnlich, durch assibilirenden Einfluss des schneidenden Lautes *ι*, dafür *σι*) und *τυ* eine Menge von Abstracten weiblichen Geschlechtes gebildet. Jedoch mit dem Unterschiede, welcher sich auch äusserlich nicht nur durch hellen und dunklen Vokal in der Endung kund giebt, sondern auch dadurch, dass während *τι*, *σι*, wie ti im Sskr. (Bopp Accent S. 23) tonlos bleiben, auf *τύ* das Tongewicht fällt. (Schröder, Untersch. der Redetheile S. 118 ff., Wagner, Accent S. 81). Jene doppelte Verstärkung aber in *τύ* ist gewiss mehr als zufällig. Es werden nämlich mittelst des letzteren nicht sowohl, wie meist durch *τι*, *σι*, in mehr luftiger Abgezogenheit Handlungen zur Anschauung gebracht, als für gewöhnlich concreter etwas damit Verbundenes, oder durch sie Hervorgebrachtes. *Δωτύς*, wie *δωτίνη*, Geschenk (also eine geschenkte Sache), meo datu Plaut., aber *δόσις*, zunächst Schenkung, als Act, datio. *Βρωτύς* und *βρῶσις*, welches letztere übrigens nicht bloss das Essen als Handlung bezeichnet, sondern auch die Speise, welche man isst, pastus, im Gegensatze zu *πόσις*, der Trank, potio das Trinken, aber auch Trank (z. B. Gifttrank, Frz. poison), neben potus. *Δαιτύς* st. *δαίς*, Gen. *δαιτός* (mit blossem *τ*, oder *ατ*, vielleicht *ιτ*, wie in *χάρις*) Mahl; woher auch *δαιτυμών* der Bewirthete; viell. auch Koch? Sskr. dâtu n. viell. Theil, s. v. a. pensum, Aufgabe 2. am Ende von Compositen nach einem Zahlworte, etwa Stück: -theilig, -fach. Von Zahlen: *πεντηκοστύς* die Zahl 50; Anzahl von 50, neben *πεντηκοστός*, der 50 ste, mit gleicher Betonung. *Πενταχοσιοστύς* eine Zahl oder

Anzahl von 500. *Τριττύς*, wie *τριττός* = *τρισσός* zu *τρίχα* (*ττ* st. *κτ*), aber auch *τριτύς*, *τριτύα*, ternio, die sich, wohl an *τρίτος* anschliessen. *Τετρακτύς*, vgl. *τέτραχα*, unstreitig nach Analogie eines Verbum auf *αζω*, z. B. *πεμπάζω*, vgl. *ἁρπακτύς*. *Ποθητύς* im Wesentlichen = *πόθησις*. *Κιθαριστύς*, *ὀρχηστύς* (das Tanzen, der Tanz), im Nom. und Acc., etwas befremdlich, *υ* lang, und zsgez. Dat. *ὀρχηστῦι*. — — Fragen wir, was diesem *τι*:*τυ* das Latein entgegenzusetzen habe, so finden wir zwar wesentlich den nämlichen Unterschied, jedoch mit Heranziehung anderer Mittel. Von Abstracten auf tu (actus) oder su (sensus), je nach den, auch im Supinum, Part. Prät. und sonst beobachteten Lautbedingungen, giebt es eine nicht unbeträchtliche Anzahl, welche einiger Aeusserlichkeit wegen, von den Grammatikern aus der III. ausgesondert und, ohne dass man dies mit der parallelen i-Declination (im Sskr. die II.) eben so gemacht hätte, wider strengere Wahrheit einer eignen Declination, der IV., überwiesen worden. Oxytonirung war ausgeschlossen. Man half sich aber mit einer andersgearteten Verstärkung, indem man die Wörter auf tu, su mit männlichem Charakter versah, wesshalb die IV., welche fast ganz von derlei Wörtern ausgefüllt wird, begreiflicher Weise so gut wie ausnahmlos masculinar ist. Dagegen verblieben die Abstracta mit ti im Gebiete des schwächeren Geschlechts, sei es nun, dass, wie in mens, ars, fors u. s. w., das Suff. ti mannichfachen Verdunkelungen unterlag, oder dass, zum Theil wohl mit, um seine Gestalt unverstümmelt zu erhalten, sich an ti, oder dafür si, z. B. menti-o, acti-o, assensi-o f. neben assensu-s m. noch ein secundäres, an die schwache germanische Declination erinnerndes ôn anschloss. So entspricht nun confîsi-o einigermassen den beiden Griechischen, gleicher Wurzel entsprossenen Formen *πίσ-τις* (wie *πύστις*, *φάτις*) und *πεῖσις* Ueberredung (wie *πεῦσις*). Anderseits finden wir *ἐδητύς*, *ύος* wieder in êsus, Gen. ûs (durch Contr., vgl. Senatu-os). Nur hat der Grieche, um Erhaltung des *δ* willen, wie desgleichen in *εἴδησις* das Wissen (vgl. hingegen vîsi-o, vîsu-s), auch *ἐδητύς* wie von einem schwachformigen Verbum: *φιλέω* dgl., gebildet, während das s mit voraufgehender Länge in êsus das hintere, durch Assimilation entstandene s st. s-s = -t aus d-t abgestossen hat. — Wir dürfen nun wohl sagen, dem tu wohne grössere Kraft ein als dem minder realen ti, wesshalb wir jenem auch im

Sanskr. der 3. Pers. des Sing. im Imperativ, als einer Energie des Willens verrathenden Form begegnen. Ti besagt zwar auch Thätigkeit, allein abstract gefasst, und berührt sich überdies unstreitig mit der Verbal-Endung ti, welche freilich Einen in Thätigkeit darstellt, nicht die Thätigkeit an sich: allein, da es der dritten Person gilt, die Person doch in sehr weiter Allgemeinheit.

Wie aber wohl hätte der Lateiner sich in folgendem Falle Rath zu schaffen vermocht? Griechische Possessiv-Composita, welche als Hinterglied *οὐρά*, Schwanz, enthalten, ziehen den Ton möglichst weit zurück. *Μείουρος*, *νώθουρος*, *ἀλωπέκουρος*, *ἵππουρος*, *σκίουρος*, Dagegen stehen Composita mit *οὖρος*, Wächter, oder auch Parasyntheta mit *ὥρα* (cura) WWB. II. 583 in so fern ab, dass sie den Ton auf das Ende bringen. Mit wenigen Ausnahmen, z. B. *Ἀρκτοῦρος*, etwa aus *ἄρκτου οὖρος* = *Ἀρκτοφύλαξ* zusammengerückt, während, im Fall »bärenschwänzig«, es hätte proparoxytonirt sein müssen. Oder wählte man eine abweichende Betonung, um es als Eigennamen zu kennzeichnen? *Εὐθύωρος*, in gerader Richtung gehend, geradewegs, bes. häufig adverbial *εὐθύωρον*. D. h. doch wohl: Wahrnehmung (*ὥρα*) der geraden Richtung inne haltend, vgl. *ἰθυκέλευθος* und *ἰθύπορος* mit geraden Ausgängen (*πόρος*), allein *ἰθυπόρος* geradaus gehend, wie *ἰθυδρόμος*; und nicht eigentlich: geradeaus schauend (zu *ὁρᾶν*). Ferner *ἕρκουρος*, am Einschlusse oder Gehäge wachend, sodass mithin das erste Glied nicht vom zweiten abhängig gemeint wird, sondern als Determination des zweiten. Sonst z. B. *οικουρός* das Haus bewachend (wohl nicht eig. des Hauses *οὖρος*), *πυλουρός*, *ὀδουρός* Schröder, Untersch. S. 210. *Τεμενωρόν· τεμένους φύλακα* Hes. *Αὐλαρός αὐλωρός*, *οἰκοφύλαξ* id. Da die Penultima lang ist, wäre Betonung der letzten mit der Regel in vollem Einklang, dafern wir das erste Glied als vom zweiten derart abhängig betrachten, dass es verbal »bewahrend« sei, nicht *οὖρος* als Substantiv; wie in *παιδοποιός*, *μυθοποιός* (also selbst von dem schwachformigen *ποιέω*), *βουμολγός*, *αὐτοματουργος*, *χειρουργός*, *ὀνοφορβός*.

Auch ist der Lateiner unfähig zu der früher berührten Unterscheidung von Thäter und Gethanem, oder derjenigen Person, auf welche gewirkt wird. Sein Accentuations-Gesetz gestattet ihm nicht eine Beweglichkeit des Accents zu Gunsten der

Bedeutsamkeit. Wie aber der Grieche zwischen *μι:μαι* u. s. w. als thätiger und leidender Person im Verbum durch den Diphthong den Unterschied beider in symbolischer Weise kenntlich macht: so hat er auch in der Wortbildung hiefür ein entsprechendes Mittel in der Tonstellung. Ohne Zweifel ist bei einem Geschehniss zunächst die handelnde Person Hauptsache, und wird man es daher erklärlich finden, dass gerade auf ihren sprachlicheu Vertreter die nachdrucksvollere Tonbezeichnung fällt. In Compositen macht sich das nun so, dass, im Fall das letzte Glied den Thäter bezeichnet, dieses, sonst das vordere den wichtigeren und desshalb durch den Ton schärfer hervorgehobenen Begriff enthält. Eine vinífera vitis ist activ, wie *οἰνοφόρον σκεῦος*. Desgleichen *σταφυλοφόρος*, aber, weil dann der Träger vorn, das Getragene hinten steht, *φερεστάφυλος*. Wenn in diesem Beispiele der Accent nicht auf den *φέρων* selbst gelangte, sondern in dem Streben nach ihm hängen blieb: so ist daran nur die Unfähigkeit schuld, dass im Griechischen der Ton über die dritte vom Ende hinausgehe. Sonst haben wir ja *φερέκαρπος* neben *καρποφόρος*, frúctifer. Oder *φερέοικος* (mit Hiatus wegen Dig.), *φέροικος* neben *οἰκοφόρος*, domipórta. Ferner úmbrifer wie *σκιοφόρος*; coelifer wie *οὐρανοφόρος*. Allein Gegenstücke zu *πνευματόφορος*, vom Winde (als Urheber) getragen; *ὀκτώφορος* von achten getragen u. dgl. vermag das Latein nicht zu bieten. — Aber ferner bei der blossen Ableitung begegnen wir analogem Gebrauch des Accents im Griechischen und Sanskrit. Bopp Accent S. 22. Auch im gegebenen Falle findet sich, sobald es dem Thäter gilt, das Wort auf dem Wortende betont, während dagegen, wird das Wort als Abstractum verstanden, der Ton weiter nach vorn liegt. »Das Abstractum ist nämlich«, sagt nun Bopp, »in so fern die höchste Wort-Potenz, als es den Wurzelbegriff ohne alle Beschränkung oder fremde Beimischung darstellt; es geziemt ihm daher die nachdruckvollste Betonung«. Ich meinerseits bin vielmehr der Meinung, es kam dem Sprachgenius weit mehr darauf an, durch Oxytonirung gerade denjenigen hervorstechen zu lassen, von welchem die Handlung ausgeht. Gleichsam als wiese man mit dem Finger darauf hin: der da ists, an welchem sich die in Frage kommende Thätigkeit offenbart! wie ja auch die Betonung des ausserdem langen Anhängsels -*ι* (ibi) in *ὁδ-ί*,

τοιουδί, τουτοΐ, οὑτωσί augenscheinlich recht energischen Hinweis nach einem bestimmten Orte zum Zweck hat. Man sehe auch das ei, welches man in Umbrisch poei (qui) und dergleichen sucht (Bréal, Tables Eugubines p. 14) und das ei, welches im Gothischen zur Herstellung des Relativums, z. B. saei, thatei, ïkei u. s. w., dient. Demgemäss ist *φορός* activ: tragend, wie *φορεύς*, Träger, und überhaupt dergleichen Substantiva auf *εύς* gleichfalls hinten betont sind. Aber *φόρος* Tribut, mithin passiv als Dargebrachtes, wie bhára m. a. das Nehmen, Tragen, b. Bürde, Last (Getragenes), während bhara, tragend, nur zum Behufe etymologischer Erklärungen angewendet in Selbständigkeit vorkommt. *Τροφός* Nährer, Pfleger, und bei Hes. *τροφοί·* (wohl anders zu accentuiren) *ἀντὶ τοῦ θρέμματα*. Eben da werden *τροχός* und *τρόχος* vermengt. Auch *τρόπος· ἦθος*, aber *τροποί*, die Ruderriemen, wohl nicht, weil »gedreht«, sondern, da mit *οἱ τροπωτῆρες* gleichgestellt, eher: die Drehung der Ruder ermöglichend, also »Dreher«. — Besonderes Interesse gewähren ausserdem Neutra auf -as, welche, trotz dieses neutralen Charakters, nun sollen zu mehrgeschlechtigen Adjectiven umgestempelt werden. Das Sanskrit bedient sich hiezu des einfachen Mittels, den Accent auf das Suffix wandern zu lassen, um dadurch die doch am Wort-Ende zu suchende Hindeutung zu machen auf einen Gegenstand, an welchem das neutrale Abstractum eigenschaftlich gedacht werden kann. Der Nominativ Sing. überdem wird für Masc. und Fem. mit verstärktem â, also âs, versehen, weil das persönliche Casus-Zeichen in Wegfall gekommen, während im Neutrum natürlich as mit thematischer Kürze verbleibt. So wird aus ápas = Lat. ópus das Adj. apás werkthätig, werkkundig. Wie aus *τὸ ψεῦδος* Lüge, Betrug, sich *ψευδής, ές* lügnerisch, mit Hineinspielen auch ins Pass., entwickelt. A'manas n. Nicht-Empfindung. Aber amanás besitzliches Adj. 1. ohne Empfindung, 2. ohne Verstand, unverständig. Also letzteres ähnlich wie *ἀμενής, ές = ἀμενηνός*, kraftlos. Ein *ἄμενος*, Kraftlosigkeit, giebt es nicht. *Εὐμενής* (Sskr. sumanas im Tone anders), aber, zum Unterschiede, als Eigenname *Εὐμένης*. *Ὑπερκαλλής* übermässige Schönheit (*κάλλος*) besitzend, aber *ὑπέρκαλος*, im Uebermass schön, *καλός*, mit Nachdruck auf dem Zusatze vorn. Bei Umsetzung aber des neutralen Abstractums in ein Adjectivum

kam dem Griechen, ausser dem Accent, noch ein zweiter Umstand zu statten. Die Neutral-Endung as, an welcher im Sanskr. unterschiedlos das a haftet, es müsste denn die ganze Sylbe vermöge der Regeln im Sandhi zu ô werden, hat in den drei gleichen Casus des Sg. eine Verdunkelung, Griech. *ος*, Lat. us erfahren, während in den übrigen Casus für den Vokal ein hellerer Laut, nämlich *ε*, und im Lat. bald e bald o (u in fulg-ur, viell. nicht = Sskr. bhrâj-as, sondern wie vap-us), dem Sanskritischen a entsprechen. Hiedurch gewinnen Nom., Voc. und Acc. Sg. in dieserlei Neutris von allen übrigen Casus einen Unterschied, welcher überdem noch im Griech. durch Ausfall des Zischers und in Folge dessen häufige Contraction, im Latein durch Verwandlung desselben in r erhöht wird. Diesen Gegensatz übertrug man nun auch in das Adjectiv, in der Art, dass man selbst dem Nom. die helleren Laute lieh. Auch der Slave hat Neutra auf o, das sich, weil im Gen. -ese auftaucht, wie ô im Sskr. und Zend für End-as erklärt, und merkwürdiger Weise vor s auch e, nicht mehr a, zeigt. Also Sl. nebo, Gen. nebese, wie Gr. *νέφος*, Gen. *ε-ος* st. *εΣ-ος*, an Stelle von Sskr. nábhas, Gen. nabhas-as u. s. w. Bopp Accent S. 244. So nun auch *κελαινεφής, ές*. Ferner janas, as-as, Lat. genus, er-is, *γένος, ε-ος* (*ους*), und *ἀῤῥενογενής* (masculini generis). Ferner *θεογενής* nicht etwa »das Göttergeschlecht« selbst, noch *θεοειδής* »Götterart«, was schon die Zwiegeschlechtigkeit verbietet, sondern »von Gott sein Geschlecht herleitend (*θεογνητός*)«, und »von der Art der Götter«, also »gottähnlich«. In seiner sorgfältigen Arbeit hat Schröder auch unsern Fall S. 353 berücksichtigt. Im Latein haben wir degener, is; tricorpor dgl. neben corpus, oris. Dann aber auch mit Einbiegung in vokalische Declinationen, wie ôrus von Masc. auf or, z. B. decôrus: tripectorus, multigenerus, jedoch auch multigeneribus militibus S. 359, worin noch einige Gemeinschaft bewahrt ist mit dem Schlusse von *πολυγενής*. Dieser schwindet aber gänzlich bei Umbildungen, als ob aus Decl. II., multigenus, a, um, spät similigenus, a, um, das sich nur entfernt seinem Vorbilde *ὁμοιογενής*, von gleichem Geschlecht, von gleicher Gattung oder Geburt, nähert. Es wird aber von *χαλκοῦ ἄνθος* (Kupferkörner, die sich an der Oberfläche des geschmolzenen Kupfers — gls. als dessen Blüthe — bilden) der Name des gls. kupferblüthigen Kupfer-

vitriol-Wassers unterschieden gehalten, als *τὸ χαλκανθές*, oder auch, wie von einer Form nach II. ausgehend, *τὸ χάλκανθον*, auch *ὁ* und *ἡ χάλκανθος*, endlich *χαλκάνθη*. Der Französische Name verd-de-gris (aus Grèce) weist nach Griechenland, während Grünspan nach Spanien. — Eine entsprechende Kürzung bei zurückgezogenem Accent zeigt *εὔοφρυς, υ*, aus *ὀφρύς* F., wo nicht *ὀφρῦς*, mit Länge im N. und A. Sg. So auch im Sskr. der Nom. fem. subhru-s, aber anch subhrû-s, im Neutr. subhru, von bhrû-s Braue. — Desgleichen dient der hellste unter den Vokalen in der Endung (i-s m. f., e st. i im n.), häufig mit Abschwächung durch Umlaut, wie z. B. imberbis (barba), inermis (arma), verbunden, ähnlichem Zwecke. Und, in umgekehrter Ordnung, haben *εὐπάτωρ, ορος* (aus *πατήρ*), *ἀμήτωρ* 1. poss. keine Mutter habend, 2. *μήτηρ ἀμήτωρ*, die keine Mutter ist; ferner *σώφρων* u. s. w. einen lebhafteren Vokal in der Endung, als die Primitiva, um dadurch das Gefühl der Abweichung von letzterm und ihres begrifflichen Unterschiedes rege zu erhalten.

An dieser Stelle mag zuletzt noch der eigenthümlichen Zurückziehung des Accentes in *-ώδης, ες* Erwähnug geschehen. Die aus Composition mit *εἶδος* entstandenen Adjectiva sind regelrecht oxytonirt. Z. B. *ὁμοειδής* von einerlei Art, gleichartig, *ἀλλοειδής* anders gestaltet, anders aussehend u. s. w. Durch Contraction verblasst Ursprung wie Sinn, z. B. in *πυώδης, πυξώδης, πυρώδης* gegen die noch volleren *πυοειδής, πυξοειδής, πυροειδής*. WWB. IV. 665. *Ω* in *ώδης* scheint mit einer Contraction von *οει* nicht recht zu stimmen, unter Berücksichtigung z. B. von *ἐρεικοῦς, οῦσσα, οῦν* aus *ἐρεικόεις, εσσα, εν, ἐρεοῦς* u. s. w.; *ἐρεικώδης* mit *ω* und nicht *ου*. Und doch sind die Lautverhältnisse in beiden Fällen die nämlichen. *Εἶδος* hat, wie species, seine Bezeichnung vom Aussehen (vgl. Lat. videre), ist aber mit Sskr. vêdas, Erkenntniss, etymologisch eins; und das Suffix *εντ* = Sskr. vant beginnt gleicherweise mit Digamma. Hieraus erklärt sich der ursprüngliche Hiatus in den beiderlei Bildungen. Möglich aber auch, das Digamma sei mit schuld an gelegentlicher Verstärkung des *ο*. So in *κητώεις, ὠτώεις* neben dem üblichen *οεις* Matthäi, Griech. Gramm. I. S. 226. Zuerst nun mag man im *ω* von *ωδης* noch ein halbes *ι* gehört haben, wie in *ᾠδή* statt *ἀοιδή*. Als nun aber Herkunft von *ώδης* aus ο-*ειδής* sich in dem Maasse verwischt hatte,

dass es von da als blosse Beziehung vertretendes Suffix gelten konnte: war, als neues Zeichen von Vergesslichkeit, Zurückziehung des Tones nicht mehr allzu verwunderlich. Wenigstens um nichts mehr als im Fut. τύψω aus Dorisch τυψῶ, Aeolisch χέρσω neben χερῶ, in welchem letzteren das Sigma geschwunden. Oder als Vorschieben des Tones z. B. in χρυσοῦς nach erfolgter Contraction aus χρύσεος. Die durch solch Zusammengehen zweier Sylben erzeugte Länge zog gleichsam widerstandlos auch die stärkere Betonung von sich nach. Matthiä unterscheidet a. a. O. zweierlei Bedeutungen von Wörtern auf -ώδης. Einmal bezeichneten sie -artig, was mithin ja eigentlich nur Annäherung woran ausdrückt. Dann aber zweitens, also hiezu nicht sonderlich stimmend: Fülle (wie Lat. -osus), z. B. in ἀνθεμώδης, ποιώδης, πετρώδης, ἰχθυώδης, in welchen Wörtern es nichts weniger als blosser Aehnlichkeit gilt. Gehen wir aber auf εἶδος, als eig. »Anblick, Aussehen« im letzten Hintergrunde zurück: dann löst sich der scheinbare Widerspruch in ein sehr begreifliches Verhältniss auf. Wenn der gestirnte Himmel, auch mit der vollen Form, ἀστεροειδὴς οὐρανός und zwar in demselben Sinne wie ἀστερόεις, heisst: da will das nicht »sternartig« bedeutend, sondern in voller Wirklichkeit und recht eigentlich: den Anblick (εἶδος) vieler Sterne gewährend, das Wort prägnant genommen. Dem sonderbaren δακνώδης, beissend, kränkend, kann doch kaum ein aus dem Verbum δάκνω eingeschlichenes ν zum Grunde liegen. Eher in geheimem Sprachgefühl ein mit κτῆνος, facinus einverstandenes Analogon, vielleicht im Sinne von τὸ δάκος, als durch giftigen Biss gefährliches Thier.

Wir haben dem Accente eine nicht eben kurz gehaltene Aufmerksamkeit zugewendet. In der That aber — und das hoffe ich einleuchtend gemacht zu haben — knüpfen sich an seine sorgfältige Beobachtung nicht wenige sprachwissenschaftliche Fragen, und zwar darunter solche der schwerwiegendsten und folgereichsten Art. Man hatte guten Grund, den Accent »die Seele der Rede« zu nennen.

29. (S. 398.) Das Tagalische lisà hier und S. 394 zeigt, wenn zufällig, ziemlich seltsame Aehnlichkeit mit Sskr. likshâ f. Niss, Ei einer Laus; auch Art Gewicht, und mit prakritisirendem kh daraus likhya m. Niss. Ausfall des Gutturals erregte kein Bedenken, wohl aber der Umstand, dass sich schwer begriffe, wie durch

Entlehnung ein solches Wort nach den Philippinen komme. Die Sache jedoch verdiente kaum Erwähnung, wenn nicht hinzukäme, dass tú-lis, zuspitzen, im Javanischen und Malayischen auf das Schreiben angewandt worden. Im Sanskrit nämlich wird likh mein Wurzel-WB. Nr. 1102. ursprünglich von ritzen, aufkratzen, dann aber auch vom Schreiben (zunächst wohl mit Griffel) gebraucht, und liesse sich, unter Voraussetzung, sein kh gehe auf älteres ksh zurück, möglicher Weise im Zusammenhang mit dem zweiten Theile von tú-lis nicht unwahrscheinlich finden. — Für écrire hat Mosblech Vocab. Océanien. Paris 1843. p. 181 auf den Marquesas-Inseln, was Jacquet's Bemerkung in der Note bestätigt: Tiki, idole, statue; tatouer, peindre, écrire. Ferner tikipatu imprimer, tatouer. Patu aber bedeutet Frapper; cogner; faire du feu, aber auch imprimer, écrire. Dann bei den Sandwich-Insulanern das verdoppelte palapala écrire, marquer, peindre, imprimer; écriture, livre, mot, lettre. Kakakaha écrire; graver; effacer souvent, und einfach kaha écrire; marquer; lettre de l'alphabet. Dann aber auch, wohl ganz anderen Ursprungs, s'en aller; effacer, und bord d'un ruisseau; bruit d'un coup de fusil, de fouet; embonpoint; sapin. Ferner kakau écrire, écrit; écriture, me ke hulu, avec une plume. Vielleicht zu kaka Couper, z. B. du bois; briser; battre, frapper; aber auch laver, épousseter, womit sich der Gebrauch vom Tagalischen ua-lìs in Vergleich stellt. Vieles davon wohl rest unter dem Einflusse von Missionaren.

30. (S. 409. Vgl. Anm. 20.) Gegen Mehreres in dieser Auffassung Indischer Uńâdi-Suffixe, auf welche Humboldt meines Erachtens unnöthig viel Gewicht legt, habe ich bereits in meiner Anzeige des Humboldtischen Werkes (ALZ. April 1837.) mancherlei eingewendet, wovon man die Hauptsache Wurzel-WB. IV. S. 91 ff. wiederholt findet. Von Zusammensetzungen mit ańd'a, Ei, und anga, Glied, als solcherlei Suffixen habe ich mich nicht überzeugen können, und erkläre ersteres aus dem Participial-Suffixe anta unter Einfluss eines vorausgehenden r prakritisirt, und -an-ga mit Bopp vorn aus einem Acc. mit ga, gehend, wie patan-ga (flugweise sich bewegend) = pata-ga, fliegend. — Den Namen offener Säulenhallen, varańd'a im Sanskrit, halte auch ich nicht für ursprünglich Europäisch, sondern dem Osten abgeborgt, und erkläre

es, sowohl für Veranda als Ausschlag im Gesicht, als »Bedeckendes« von Wz. var. Die Vermuthung, als könne die Veranda irgendwie von eirunder Gestalt den Namen führen, an sich unwahrscheinlich, gründet sich auf nichts, während der Pavillon seiner zeltartigen Gestalt wegen nach dem, seine Flügel ausstreckenden Schmetterling schon im Alterthum papilio genannt wurde. Uebrigens erinnert mich Gosche an das Neupersische barâmadah (auch in Eduard Müller's Etym. WB. der Engl. Sprache S. 513 angezogen), das Vullers, Lex. Pers. I. 210. im Sinne von A verandah, balcony, porch aus Shakespeare's Hindust. Dict. beibringt. In dieser Form wäre es, dem Etymon nach, Persisches Participium: «Drüber Gehendes.« Ich hege aber den Verdacht, es sei das eine blosse von den Persern in Indien mit dem dort einheimischen varańd'a vorgenommene Umdeutung; nicht etwa umgekehrt. Vgl. noch PWB. VI. 713. Das Deminutivum varańd'aka findet im Sinne von: »eine kleine Erdaufschichtung» ein Gegenstück z. B. in varańa als umgebendem Schutz: Wall, Damm. — Wirkliche Zusammensetzungen aber, wie brahmâńd'a Brahman's Ei; das Universum, oder mit anga Glied, wie z. B. vêdânga Hilfswissenschaft zum Veda, fallen ausserhalb der gegenwärtigen Frage. Dass aber im Kawi rananga und ranangana von rana sich im Sinne nicht unterschieden, bedünkt mich mehr als fraglich, der im Sskr. vorhandenen ächten Composita von rańa, Kampf, wegen: rańânga, Werkzeug zur Schlacht, Schwert u. s. w., und rańângana Kampfplatz, Schlachtfeld. Sollte aber nicht auch suranga »Heldenleib besitzend« sagen wollen, oder, wenn in suran-ga zu zerlegen, »nach Heldenweise daher schreitend«? —

Druck von J. Draegers Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.









